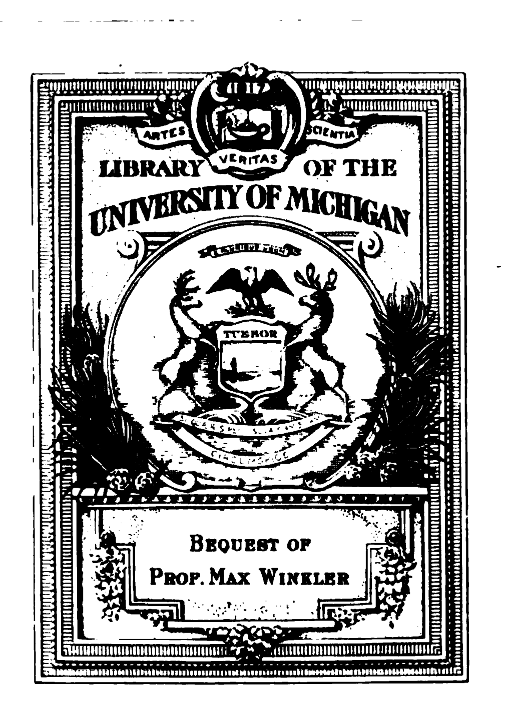
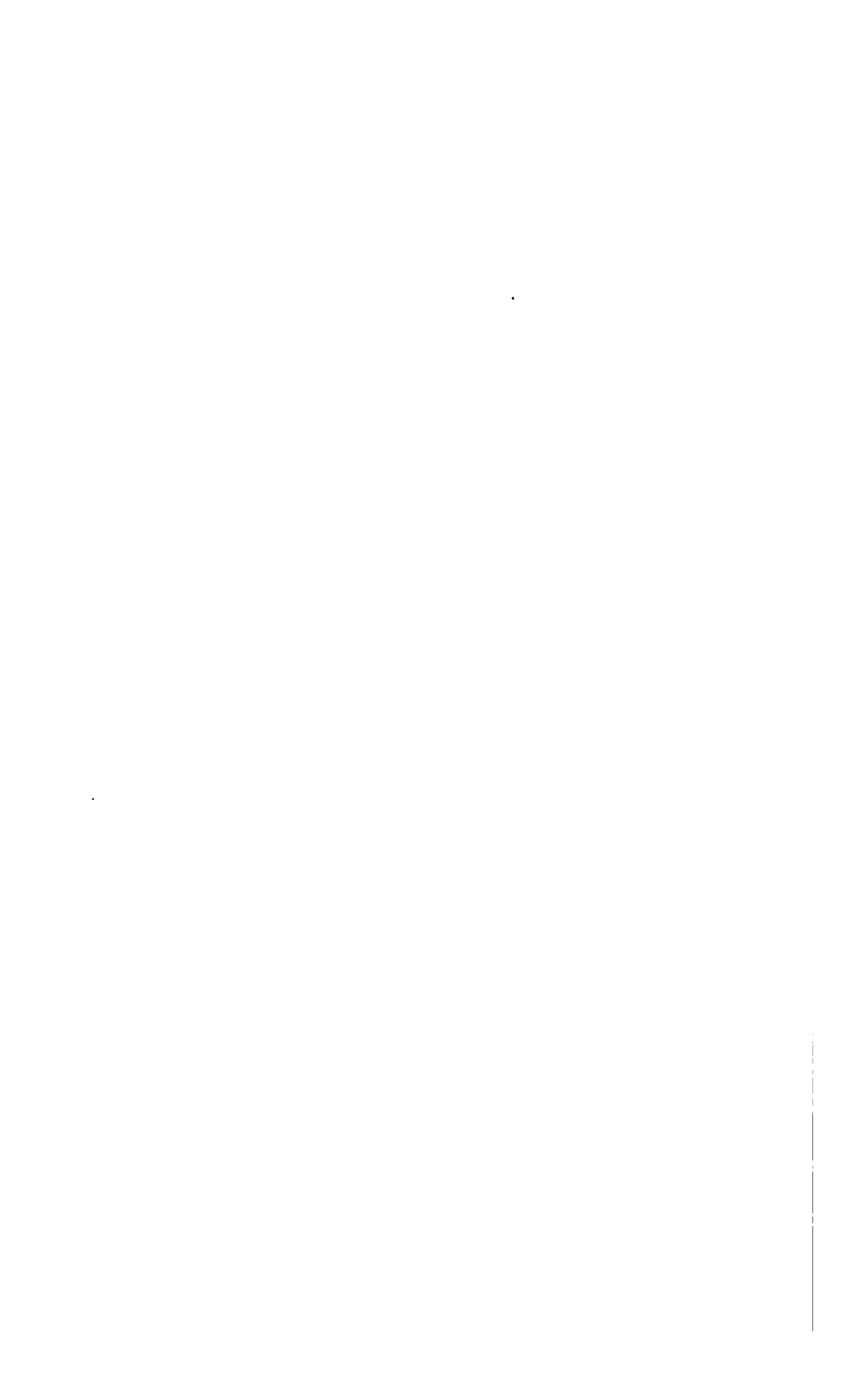
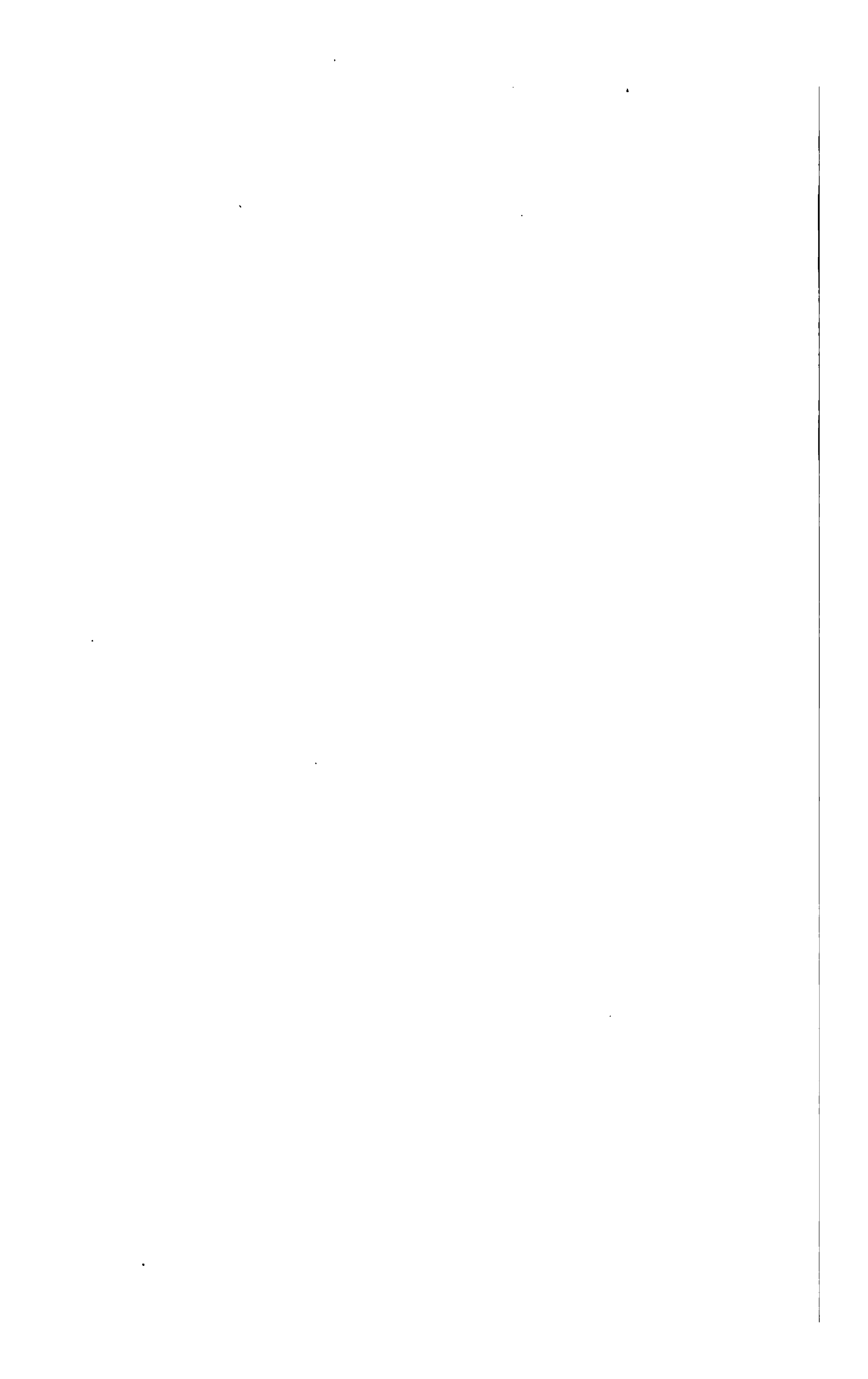

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER









1780. Aus F. H. Jacobis Nachlaß.

Lessing.

Geschichte seines Lebens und seiner Schriften

von

Dr. Erich Schmidt,

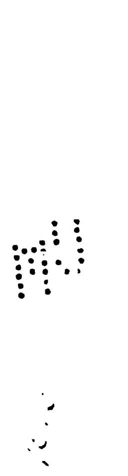
Professor an der Universität Berlin.

Zweiter Band.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1892.



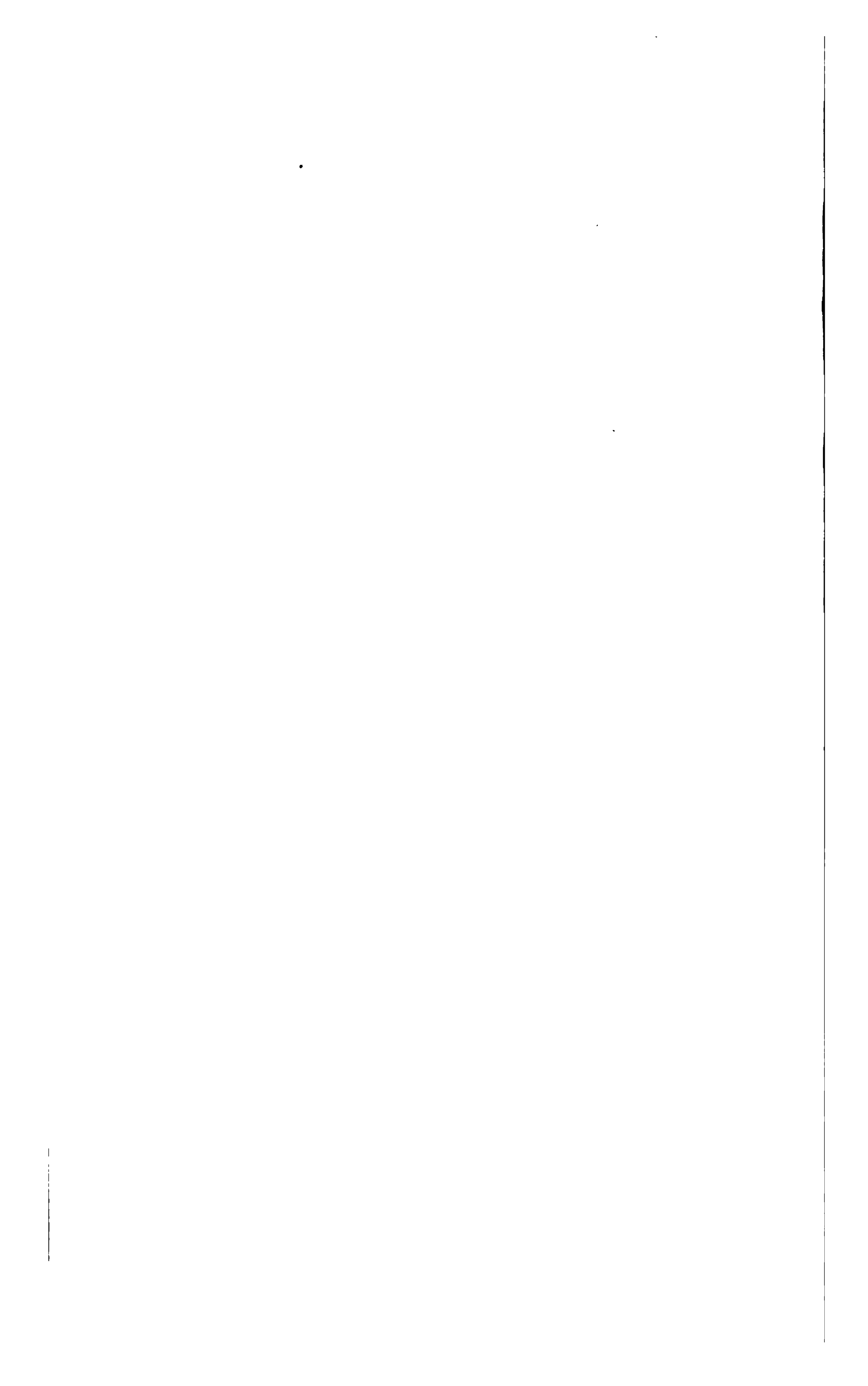
Inhalt.

Seite

Zweites Buch. Von Berlin bis Wolfenbüttel.*)

*) S. 1—346 sind 1886 als „Zweiten Bandes erste Abtheilung" erschienen.

Drittes Buch. Wolfenbüttel.



Zweites Buch.

Von Berlin bis Wolfenbüttel.

V. Capitel. Laokoon.

„Nicht alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen“.
„Das Genie lacht über alle Grenzscheidungen der Kritik“,
„und vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn
wir es für möglich erkennen sollen“.

Zu den wenigen Werken, die sich in weiten Kreisen der Nation das Ansehen nicht nur von classischen, sondern fast von kanonischen Büchern erobert haben, zählt Lessings „Laokoon“. Noch fällt es uns schwer diese seltene Vereinigung von Strenge und Freisinn als eine historische Urkunde im Entwicklungsgang der deutschen Aesthetik abzuwägen, die prägnanten Hauptsätze von anderen vorbereitet zu finden, die Wucht ihrer Gebote hier und da zu bestreiten oder zu mildern und mit der dankbaren Bewunderung für den großen Torso die volle unbefangene Kritik, welcher jedes Denkmal einer abgelaufenen Epoche unterliegt, zu paaren. Lessing selbst wäre bei aller Schroffheit gegen voreiligen Widerspruch der letzte seiner Schrift die Geltung unantastbarer Gesetze beizumessen; aber heute und immer fort schlägt jede Berührung anregende Funken aus diesen Steinen, und wir haben in den scharf gezogenen Kreisen des „Laokoon“ noch lange nicht ausgelernt. Einschränkend oder erweiternd schöpft der Aesthetiker neue Kraft und Klarheit aus Lessings Vorgang. Verirrungen der Poesie, Unarten der bildenden Künste wecken die unmuthige Frage: ward der „Laokoon“ nicht auch für dich geschrieben?

Unsere Hochschulen haben ihre Lehrstühle für Archäologie und Kunstgeschichte, ihre Gipsmuseen und kunsthistorischen Apparate. Abgüsse, Stiche und Photographien schmücken allenthalben auch bescheidenere

Bürgerhäuser. Ausstellungen aller Art folgen rasch auf einander, die Galerien der Großstädte wimmeln von Schaulustigen, und der leichte Reiseverkehr fördert von Jahr zu Jahr im Mittelstande die Kenntnis hervorragender Denkmäler. Es gehört zum guten Ton Italien durchstreift zu haben. Schnell und billig trägt uns der Lloyddampfer zum attischen Gestade, wo der Tourist vor dem Parthenon der kürzlich in London beschauten Elgin Marbles gedenken mag. Es ist nicht leicht aus einer Zeit, wo des Praxiteles Hermes auf allen Kaminen thront und kein Berliner Bürgerkind den Gigantenfries aus Pergamon unbesehen läßt, zurückzutauchen in die Tage, da diesseits der Alpen die antiken Originale so dünn gesät und Gipse nur in ein paar Mittelpunkten des Kunstinteresses anzufinden waren. Die allerwenigsten deutschen Alterthumsfreunde, die ihren Horatius am Schnürchen hatten und sich täglich im genußreichen Besitz der alten Litteratur befestigten, weideten je ihr Auge an einem plastischen Werk anders, als daß sie ein unhandliches Kupferwerk wie die dankenswerthe Compilation Montfaucons aufschlugen. Im Bücherzimmer wurde mit vielen gelehrten Allegaten über nie geschaute Statuen verhandelt. Man trieb Aesthetik, wie man der Logik oblag, und hatte statt fruchtbarer Beispiele allgemeine Principien zur Hand.

Aber in der trostlosen Werkstatt eines altmärkischen Flickschusters erwachte ein hellenischer Genius, dem während peinvoller Lehrjahre die Vielwisserei des Saeculums eine strömende Sehnsucht nach dem Schönen nicht verschütten und die Pedanterie der Facultäten den tiefen Genuß der alten Dichter und Weisen nicht schmälern konnte: Johann Joachim Winckelmann. In der reizlosesten deutschen Landschaft betete der Schulmärtyrer Gleichnisse aus dem Homer und überhörte das Geplärr buchstabirender Kinder. Schon winkt ahndevoll seiner verdurstenden Seele das Sehnsuchtsland Italien, für das er sich in Dresden, aus Barock und Rococo in antike Gefilde flüchtend, ausrüstete. Vor seinem werbenden Blick entschleierte sich die ferne Kunst des perikleischen Zeitalters, deren Wesen die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755) in edler Einfalt und stiller Größe begründet fanden. So lehrte dann Winckelmanns Freund Oeser den Studenten Goethe nicht nur die Augen aufthun, sondern zugleich, das Ideal der Schönheit heiße Einfalt und

Stille. Mit dem Rufe, der einzige Weg zur Größe, ja zur Unnachahmlichkeit sei Nacheiferung der Griechen, aber ohne trügerische Makler, pflanzte der junge Forscher und Prophet das Banner des classischen Kunstidealismus auf und wies, des Gottes voll, mit dem Manieristen der Neuzeit auch den Realisten als Affen der gemeinen Natur aus dem Tempel der Kunst, worin der griechische Contour angebetet wurde. Alte medicinisch-philosophische Erwägungen und die Methode moderner Historiker genial aufnehmend, entwickelte er aus dem griechischen Klima die hellenische Kunstblüte, aus dem griechischen Leben und Glauben die Heiterkeit dieser hellenischen Kunst. Er brachte mit mystischer Entzückung sein frommes Opfer dar: die höchste Schönheit ruht in Gott. Eine pathetische Natur, weiß er im hohen Stil rauschender Perioden und großer Bilder sein Evangelium zu künden und die einzelnen Kunstwerke hinreißend zu beschreiben, ethische Motive gern herauskehrend. Die Marksteine zwischen Poesie und Plastik schieren seinen weitspurigen Schritt nicht im mindesten, und der Allegorie bleibt er blindlings zugethan. 1755 kommt er nach Italien, wie ein nordwärts Verbannter aufathmend in die geschmückte wärmere Heimat zurückkehrt. Der Plan, die Geschichte der antiken Kunst zu entfalten, war die Frucht seiner ersten Gänge durch Roms Gassen, Gärten und Säle. Er hat Griechenland nie gesehen, konnte aber divinatorisch die hellenische Kunst als als lebendigen, herrlich gegliederten Organismus, der da wird, auf eine Höhe steigt und allmählich sinkt, mit voller Rücksicht auf Bodenbeschaffenheit, Nationalcharakter, Verfassung, Lebensart darstellen. Seine Welt waren nicht die Bücher, und philologische Genauigkeit im Einzelnen wurde bei dem großen Wurfe nicht erstrebt. Indem er als Erster die Geschichte einer nationalen Kunst skizzirte, wies er der Culturgeschichte Herders, der Litteraturgeschichte Friedrich Schlegels den Weg. Er führte die Archäologie aus der Stube, ihr Befreier und geistiger Vater; er brach die Bahn für die Carstens und Thorwaldsen; er lehrte uns den Begriff des Stils und der Schule; er steckte unsrer Dichtung das ideale Ziel die Schönheit ebenda zu suchen, wo Homer und Sophokles sie gefunden hatten.

Grundverschieden nach seinen geistigen Anlagen, wurde Lessing in diesem antikisirenden Kunstidealismus der Bundesgenosse Winckelmanns. Der Moment ist festzustellen, wo der letztere mitten hinein tritt in

1*

die Lectüre und philosophische Deduction, der Lessing und Moses huldigten. Dieser schreibt im December 1756: „Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter; allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen, aber Winckelmann (in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen), dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt, ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft dahinreißen lassen. Man fände bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt) und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die schmerzliche Empfindung des Mitleids gleichsam von einem Firnisse von Bewunderung nnd Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetisch entworfen und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzusetzen ist.“ So tritt zu den abstracten oder aus alten und französischen Tragödien geschöpften Erwägungen über das Mitleid auf einmal das Beispiel des plastischen „Laokon“; Winckelmanns Offenbarung über den Grundzug der antiken Bildhauerei wird mit in die Debatte gezogen; Lessing muß sich fragen, ob er gleich Moses und Winckelmann eine Überordnung der Statue über die epische Behandlung, und zwar aus sittlichen Gründen vornehmen solle. Damit sind schon 1756 die fruchtbarsten Keime in den Boden gesenkt, der sie nach langem Hegen aufsprießen läßt. Und wenn Lessing gleich darauf die Erklärung abgiebt, er wolle die tragische und epische Dichtart nicht ohne Noth verwirren und die Grenzen der einen nicht in die der andern laufen lassen, so mußte er sich um so mehr zum Grenzwächter zwischen Poesie und Malerei berufen fühlen. Schon überlegt er, was der Vertreter dieser oder jener Kunstsphäre gut oder schlecht ausdrücken könne. Definiren im wörtlichen Sinne des Abmessens und Abgrenzens war ja seine eigenste Gabe. Er trieb Poesie und Metaphysik, Philosophie und Religion, Glauben und Dichtung aus einander. Die fruchtbare Correspondenz mit Moses wirkte in beiden Schreibern lange nach; der dritte, Nicolai, konnte nur ein ganz dürftiges Scherflein beisteuern, da

sein Raisonnement seicht, sein Ausdruck unklar war und er einmal selbst die Unfähigkeit sich auf diesem Gebiete mitzutheilen eingesteht. Doch rührig wie immer schlug er 1758 einen Briefwechsel über die Quellen der schönen Künste vor, also ein Mendelssohnsches Thema, und die Verhandlung nahm wenigstens einen Anlauf. Moses hatte wie Lessing die nüchterne Schönheitslehre des von Mylius verdeutschten Hogarth beachtet. Nicht sowol auf die schon vor dem Engländer gepriesene Wellenlinie kommt es an, sondern auf den inductiven Weg der Beobachtung, den die empirischen Britten ihrer Geistesrichtung gemäß vor anderen einschlugen und welchen Burke so erfolgreich wandelte. Er wurde, du Bos und Baumgarten verdrängend, der Lehrer Mendelssohns, und dessen aesthetische Aufsätze über die „Empfindungen" und „Über die Quellen der schönen Wissenschaften und Künste", die Speculation über gemischte Gefühle wie das Mitleid, über das Wolgefallen an künstlerischer Nachahmung, über Naiv und Erhaben wiesen aus den alten Geleisen jener furchtbar platten Nachahmungslehre hinaus, der endlich Schelling in glänzender Rede den Todesstoß versetzt hat. Ausgehend von der Vollkommenheit als dem Grunde des Gefallens, sah Moses nicht mehr die Natur allein für eine groß schaffende Meisterin, die Kunst bloß für eine nachhumpelnde Copistin an. Batteux' Eines Prinzip, das Ziel aller Künste sei möglichst genaue Nachbildung der Natur, diese mechanische Anwendung der aristotelischen Nachahmungslehre, war nicht die seine. Daß der Künstler nicht das von der Natur Geschaffene abschreibe, sondern das Schaffen von der Natur selbstschöpferisch zu lernen habe, ahnte er, und in dem Gebot „Der Künstler muß sich über die gemeine Natur erheben" traf der Idealist Moses mit dem Idealisten Winckelmann zusammen.

Moses versuchte auch eine systematische Absonderung der Künste, indem er, was Franzosen und Engländer über die verschiedenen Zeichen der einzelnen oder der Gruppen formulirt hatten, aufnahm, ferner Dichtung und Malerei als Kunst des Nacheinander und Kunst des Nebeneinander schied, die Wahl des günstigsten Augenblickes für den Maler und Bildhauer erwog und die Verbindungen, welche verschiedene Künste schließen können, ins Auge faßte. Darin ist er Lessing vorangegangen und hat schon nach aristotelischer Methode aus einer Untersuchung der künstlerischen Mittel Kunstgesetze abzuleiten versucht.

Lessing wucherte mit den Anregungen aus jenem Briefwechsel über die Tragödie. Er versenkte sich in sophokleische Studien, wo ihm denn außer dem vielbewunderten Philoktet ein verlorener Laokoon des griechischen Meisters entgegentrat. Er bezeichnete in den Fabelabhandlungen haarscharf die Handlung der Poesie und stellte Malerei und Dichtung in Contrast, indem er Veränderungen, die nur neben einander bestehen und nicht auf einander folgen, nicht als zureichend für eine Fabel anerkannte. Er sagte in den Litteraturbriefen der beschreibenden Dichtung harte Worte, konnte von Klopstock leicht den Weg zu Milton und Homer finden und zeigte sich während der im Stillen betriebenen Arbeiten über Sophokles öffentlich als Bewunderer Shakespeares, den er bald in einer Reihe mit den Führern der antiken Kunst nannte. Immer mehr befestigte und erweiterte sich in ihm während seiner aesthetischen Studien die Absicht seine kritischen Fünde frei zusammen zu fassen, von dem Alterthum aus zu zielbewußten Mahnungen für die Gegenwart vorzuschreiten und die Poesie von dem Holzweg des Malerischen abzurufen, ihr zu nehmen was ihr nicht gehörte, sie zu bestärken in ihrem eigensten Können. Durch solches Thun glaubte er den Musen zu dienen und getrost mit dem griechischen Spruch abtreten zu dürfen: „Nun ist es an der Zeit unsere Rede zu beschließen, die wir gleich einem auf bunter Blumenwiese geflochtenen Kranz den Musen darbringen."

Die schriftliche Ueberlieferung in der Kunst und die hergezählten Namen durch lauter anschauende Kenntnis zu ersetzen, wie das Goethe neugeboren in Rom anstrebte, blieb Lessing inneren und äußeren Verhältnissen zufolge versagt. Wir hören nichts von eigener Anschauung, aber wir können die seine Gedanken weckende oder mannigfach fördernde Lectüre ungefähr skizziren. Das Alterthum gab von Plato und stärker von Aristoteles her Anregungen die „Mittel der Nachahmung" zu untersuchen, doch unendlich mehr als die versprengten Aperçus über die Schranken der gesammten schönen Kunst oder ihrer Gattungen belehrte den Forscher die unbewußte Erfüllung innerer Gesetze, welche aus dem Schaffen der Antike hervorleuchteten. Plutarchs Ausspruch, die Künste seien durch ihren Stoff und ihr Mittel unterschieden, fand sich überall in der griechischen Praxis bewahrheitet; das von demselben Plutarch überlieferte Bonmot des Simonides dagegen, Malerei sei

schweigende Poesie, Poesie redende Malerei, mußte dieser Praxis gegenüber bloß als hingeworfene geistreiche Antithese, nimmermehr als Satz der antiken Kunstlehre gelten. Gerade dieses blendende Paradoxon hatte jedoch die modernen Theoretiker ebenso in die Irre geführt, wie herausgerissene und misverstandene Worte im „Brief an die Pisonen" des Horaz, dieser launigen Plauderei über litterarischen Dilettantismus. Da las man gleich anfangs, Dichtern und Malern habe stets die gleiche Befugnis alles zu wagen zugestanden — aber, erklärt Gottsched richtig, „dies sind nicht Horazii, sondern eines Stümpers Worte." Und später stieß der kritiklose Leser auf den Ausspruch ut pictura poesis; flugs wurde die große Autorität des Römers dem Sinne des Verses ganz zuwider für die Gleichheit von Malerei und Poesie aufgerufen.

Nun singt eine neue Autorität, Altvater Opitz, einen befreundeten Pinsel an:

> Es weiß auch fast ein Kind
> Daß Dein und meine Kunst Geschwisterkinder sind . . .
> . . . daß euer edles Malen
> Poeterei die schweig, und die Poeterei
> Ein redendes Gemäld und Bild das lebe sei.

Überall erklingt das ut pictura poesis als selbstverständliches Wahrwort. Die Aesthetiker Frankreichs und der Schweiz finden kein besseres Motto für ihre Verwirrung, in der sich der allegorische Schwulst und die Unart katalogisirender Schilderungen wiederspiegelten. Bestand Jahrhunderte lang der scheinbar durch den beliebtesten Römer gefeite Wahn, der Dichter male mit Worten, der Maler dichte mit Farben, so mußte dem Dichter jede Beschreibung, dem Bildhauer und Maler die krauseste und unsinnlichste Symbolik gestattet sein und der Wirrwarr endlich durch Batteux' verrufenes Lehrbuch gekrönt werden. Selbst ein so feiner Kopf wie Abbé du Bos mit seinen noch heute sehr lehrreichen und anziehenden Réflexions critiques sur la poésie et la peinture tappt von dem richtigen Pfade der Kritik immer in die Nebel der Confusion zurück. Er erscheint bald als trefflicher Vorgänger Lessings, bald als schädlicher Irrlehrer. Unser wackerer Breitinger erklärt die Poesie kurzweg für eine beständige und weit-

läufige Malerei, er verherrlicht Hallers unanschauliche Schilderung von Blumen als ein Meisterstück der Naturwahrheit und nennt die homerischen Epen zwei reichlich versehene Bildersäle. So lag es auch sehr verdienten Archäologen nahe sowol die alten Dichter allzu peinlich darauf hin ins Gebet zu nehmen, was sie aus der Malerei geschöpft, als auch den neuen Malern allzu dringend die Ausbeutung Homers und Vergils bis ins Detail hinein anzuempfehlen.

Oder man schlage im Nordischen Aufseher Klopstocks Abhandlung „Von dem Range der schönen Künste und schönen Wissenschaften" auf, wo Malerei, Baukunst, Kupferstich, Plastik und — Musik hier, Poesie, Beredsamkeit, Geschichte und Philosophie dort je eine Gruppe bilden. Die Philosophie sagt denen gegenüber folgendes Gemisch von Verkehrtem und Zutreffendem: „Jede Geschichte, die ihr vorstellt, muß die Geschichte eines Augenblicks sein. Welche Reihe von ähnlichen, und oft schönern Augenblicken verbindet die Aeneis! Welche Reihe von Meistern müßte es sein, die sie malen wollten? ... Und würde derjenige, der die Aeneis nicht gelesen hätte, sie gesehen haben, wenn er durch diese unendlich lange Galerie gegangen wäre? Wie viel Neues, wie viel von euren Meistern ungesagtes würde er finden, wenn er nun den Virgil läse." Ein Beispiel statt vieler für das Tasten ohne kritische Consequenz.

Daß die bildende Kunst auf „Augenblicke" beschränkt sei, war, nach flüchtiger Formulirung schon im Alterthum, die gemeine Weisheit aller vorlessingischen Kunstlehrer, bei du Bos und Caylus so gut, wie bei Webb und Richardson. Und weiter: daß der Künstler den günstigsten Moment wählen müsse, hatte Moses ebenfalls in mehreren Büchern vorfinden können, ja Shaftesbury bezeichnet schon entschiedener den kritischen Augenblick als den geeigneten. Shaftesburys Name steht auf dem Widmungsblatt des Discourse of Music, Painting and Poetry (1744) von James Harris, und diese Abhandlung ist inmitten zweier anderer 1756 verdeutscht worden. Schon Herder und F. Schlegel haben die Bedeutung der beiden ersten Aufsätze für Mendelssohn und Lessing erkannt. Harris scheidet mit Aristoteles die Künste in solche, die durch Energie wirken, d. h. deren Theile nach und nach erscheinen und in steter Veränderung vorbeigleiten (Musik und Tanz), und in solche, die ein Werk hervorbringen, welches nicht wie die Energie mit

dem Abschluß der Production entschwindet, sondern Bestand hat; eine namentlich von Herder angenommene Scheidung. Aber da die Wirkungen aller Künste aus gewissen Theilen bestehen, postulirt Harris mit Beispielen aus Sculptur und Tanz, „daß diese Theile entweder zu gleicher Zeit zusammen bestehend sind (coexistentes) oder nicht; und wenn sie nicht zu gleicher Zeit zusammen bestehend sind, so müssen sie nach und nach auf einander folgen (successivae).“ Ferner, so fährt die zweite Abhandlung fort, die Künste operiren nur mit zwei Sinnen, Gesicht und Gehör — Herder würde sogleich den Tastsinn beifügen —; die Malerei als Kunst für das Auge hat Farbe und Figur als Mittel zur Nachahmung sichtbarer Gegenstände; sie verfügt nicht über das Mittel der Bewegung, und alle Umstände der von ihr darzustellenden Handlungen müssen in demselben Zeitpunkt zusammenlaufen, während die successive Poesie ihre Naturnachahmung mehr zergliedernd betreibt. Über den geeigneten Zeitpunkt für die Malerei (Anfangspunkt der Ausschau, Mittelpunkt der Umschau, Endpunkt der Rückschau) knüpft Harris knappe Betrachtungen an Shaftesbury an. Schade nur, daß er mit den Theoretikern der Zeit besonders auf das Werthverhältnis der einzelnen Künste ausgeht, statt seine klaren, nüchternen Unterscheidungen der Mittel folgerichtig auszubeuten. Auch die Differenz der Zeichen, insofern Malerei und Musik „natürliche“, die Poesie jedoch „künstliche und willkürliche“ Zeichen gebraucht, ist bei ihm angedeutet, zwar nicht als neue Entdeckung, da z. B. schon du Bos von den signes arbitraires et institués als von etwas Bekanntem spricht.

Geistsprühend ergriff in dieser internationalen Debatte neben dem Paragraph auf Paragraph trocken abwickelnden Engländer auch Diderot das Wort, um seinem Landsmann Batteux ein aesthetisches Colleg zu lesen. Der „Brief über die Taubstummen“ will zeigen, warum ein bewundernswerthes dichterisches Gemälde lächerlich sein würde auf der Leinwand. Vergil schildert uns, wie Neptun, als das Meer sich glättet, zornig das Haupt aus dem Wasserspiegel reckt — der Maler, an einen „Augenblick“ gebunden, kann hier den moment frappant nicht ergreifen, denn man würde einen Geköpften zu erblicken glauben; er kann also überhaupt nicht malen, was uns in der Aeneis so entzückt. Und überhaupt ist die Phantasie freier und duldsamer als das Auge: Polyphem, die Gefährten des Odysseus fressend, ist ein dichte-

rischer, kein malerischer Vorwurf. Obwol nun Diderot kategorisch behauptet, der „schöne Moment" des Dichters sei keineswegs immer der „schöne Moment" des Malers, und die schöne Natur sei nicht dieselbe für Maler und Dichter, läßt der feinsinnige Causeur sich hier nicht darauf ein principielle Grenzen abzustecken und bringt, ähnlich wie Harris, in seiner Lettre noch keinen Protest gegen die schildernde Poesie, sondern die ganz ungenügende Antithese: „die Malerei zeigt den Gegenstand selbst, die Dichtung beschreibt ihn."

Lessing unternahm es die fruchtbaren und durchschlagenden Gedanken der englischen, französischen und deutschen Kunstrichter unerbittlich zu Ende zu denken, den von Parisern, Zürchern und Sachsen ohne viel Gewinn geführten Homerfehden neue aus der ersten Quelle geschöpfte Studien zur Poetik entgegenzuhalten und statt Homer und Vergil an einander zu messen, lieber auf Mendelssohns Rath mit Winckelmann und gegen Winckelmann Vergil und die Bildhauer zu vergleichen. Vielleicht ließen sich die allgemeinen Kriterien der Harris und Genossen hier glänzend belegen, vielleicht von hier aus die einzelnen Beobachtungen und aesthetischen Aperçus Diderots entscheidenden Fundamentalsätzen unterordnen. In zwangloser Entwicklung, ohne den Anspruch à la Batteux sämmtliche Künste ein für alle Mal systematisch festzunageln und zu schematisiren, wollte er in Breslau seine Aesthetik einem bunten Sammelwerk einverleiben, dessen Titel „Hermäa" durch eine schöne, höchst charakteristische Vorrede dahin erläutert wird: „Hermäa hießen bei den Griechen Alles, was man zufälligerweise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen unter Andern auch der Gott der Wege und des Zufalls. Man denke sich einen Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft. Unfähig, seinem Geiste eine bestimmte Richtung zu geben, wird er, jene zu sättigen, durch alle Felder der Gelehrsamkeit herumschweifen, Alles anstaunen, Alles erkennen wollen und Alles überdrüssig werden. Ist er nicht ganz ohne Genie, so wird er viel bemerken, aber wenig ergründen; auf mancherlei Spuren gerathen, aber keine verfolgen; mehr seltsame als nützliche Entdeckungen machen; Aussichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblickes kaum werth sind. Und diese seine Bemerkungen, seine Spuren, seine Entdeckungen, seine Aussichten, seine Grillen, wie könnte er sie besser nennen als Hermäa? Es sind Reichthümer, die

ihn ein glücklicher Zufall auf dem Wege, öfter auf dem Schleichwege als auf der Heerstraße, hat finden lassen. Denn auf den Heerstraßen sind der Finder zu viel, und was man auf diesen findet, hatten gemeiniglich zehn Andre vor uns schon gefunden und schon wieder aus den Händen geworfen. — So viel von der Absicht dieses Werks, von seinem Verfasser und dem räthselhaften Titel, der einen verliebten Roman verspricht, und mit den Wanderschaften eines gelehrten Landstörzers Wort hält." In losester Form also gedachte Lessing, was sich seit Mitte der fünfziger Jahre und länger an aesthetischer Erkenntnis in ihm gehäuft hatte, unter die Leute zu bringen; aber gerade auf einem Gebiete, wo schon mancher hitzige oder aberweise Kunstrichter garstig gestrauchelt war, durfte auch Lessing nicht tumultuarisch vorgehen. Wieder und wieder wurden die Probleme durchgenommen und der Gewinn nicht sogleich endgiltig, sondern als vorläufige Unterlage zu erneuter Gedankenarbeit und fördernder Besprechung niedergeschrieben. Schließlich lockten äußere Anlässe einen Torso hervor.

Wir besitzen zwei einander ziemlich deckende Breslauer Urentwürfe, deren zweiter von Moses mit Glossen versehen wurde; sei es, daß Lessing schon im Spätsommer 1763 den Berliner Freunden seine Skizze persönlich vorlegte, sei es, daß er im folgenden Winter die Blätter aus Schlesien zur Prüfung, an der auch Nicolai ganz obenhin theilnahm, einsandte. Mendelssohns Winke kamen den Untersuchungen, welche bereits alle Theorien des „Laokoon" fast aufs Wort enthalten, reichlich zu Gute. Ohne fortbildende Aneignung wurden sie zwar nie übernommen, doch darf man mehr als einmal eine zu geringe Rücksicht auf den feinsinnigen Rathgeber bedauern. Hätte Lessing gleich damals ein Buch fertig gestellt, so würde Mendelssohn, der dem Schlußcapitel (13) eine Übersicht über sein System der schönen Künste angehängt hatte, in viel höherem Maße den Ruhm eines stillen Mitarbeiters ansprechen können. Das von demselben Genossen vor sieben Jahren angezogene Beispiel Winckelmanns, Laokoon in der Sculptur und im Epos, hatte Lessing fallen lassen. Es trat ihm bald wieder erleuchtend vor den Geist und wurde die Ursache einer gründlichen Umgestaltung des Planes, wie viel auch in allem wesentlichen Bestand behielt. Von einem „Laokoon" kann streng genommen erst bei dem dritten und vierten Entwurf die Rede sein, wo nach gleicher Einleitung mit

energischer Induction der Ausgang von der Statue, von Sophokles und Homer gewählt und nebst dem deductiveren Verfahren auch die systematischere Gliederung des Vortrags aufgegeben wird. Im Gegensatze zu den früheren Brouillons sind diese neuen Entwürfe bloße Schemata. Der vierte giebt auch ein Gerippe des dritten Theiles, den sonst nur ein Brief an Nicolai erst im Frühjahr 1769 rasch skizzirt; für den zweiten Theil liegt noch eine selbständige Disposition vor; bunte Fragmente vervollständigen, vorläufig oder nachträglich, die Masse des Stoffes.

Außer der empirischeren Methode tritt die Beziehung auf Winckelmanns Kunstgeschichte scheidend zwischen die beiden Gruppen der großen Entwürfe. 1764 erschienen, mag das grundlegende Buch etwas verspätet in Lessings Hände gelangt sein. Jedenfalls hatte er bereits den dritten Entwurf begonnen. Weder wollte er seine lang durchdachte Anlage zerstören, noch durfte er das große Werk ignoriren. Er suchte und fand einen Ausweg, nämlich die allergrößte Strecke ohne jede zerstreuende Berücksichtigung der Winckelmannschen Schöpfung zurückzulegen und erst nach Erledigung seiner lieben alten Aufgaben die neue Erscheinung mit einem dramatischen Effect, wie wenn unerwartet eine herrschende Figur den Schauplatz betritt, zu würdigen. Diese Vorarbeiten gehören den Jahren 1764 und 1765. Im letztern Sommer hat er sich — wir werden noch erfahren, warum — entschlossen zunächst nur einen ersten Theil, in welchen manches aus dem zweiten einging, mit antiquarischen Beilagen zu veröffentlichen. Zur Ostermesse 1766 erscheint endlich bei Voß in Berlin „Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie .... mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte". Gleich der Titel eine scharfe Erklärung wider die landläufige Confusion, und ein Motto aus Plutarch fügt die Definition hinzu: „Durch den Stoff und die Mittel der Nachahmung sind sie verschieden." So bietet ihm derselbe Alte ein ander Mal Gelegenheit zu folgender Zusammenfassung der Laokoonstudien: „Ich behaupte, daß nur das die Bestimmung einer Kunst sein kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste eben so gut, wo nicht besser können, als sie. Ich finde bei dem Plutarch ein Gleichnis, das dieses sehr wol erläutert. Wer, sagt er ... mit einem Schlüssel Holz spalten

und mit der Axt die Thüre öffnen will, verdirbt nicht sowol beide Werkzeuge, als daß er sich selbst des Nutzens beider Werkzeuge beraubet".

Eine Vorrede stellt das Ziel der Polemik scharf vors Auge: die Schilderungssucht in der Poesie, die Allegoristerei in der Malerei, unter welchem Namen Lessing die bildenden Künste überhaupt begreift. Der Antithese des „griechischen Voltaire", wie Simonides etwas kühn genannt wird, steht die weise Norm der Antike gegenüber, und als Schüler dieser Antike ruft Lessing warnend seinen Zeitgenossen zu: „Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu wenig noch zu viel zu thun." Unbegründete Urtheile und einen falschen Geschmack will er hier durch kein System bestreiten, denn er spottet über die deutsche Systemsucht und verspricht nur unordentliche Collectaneen zu einem Buch, aber Beispiele, die nach der Quelle schmecken. Er vergleicht die lockere Disposition des Werks mit einem freien Spaziergang. Auch der erste Ursprung seiner zwanglos vereinigten Aufsätze aus jenen freundschaftlichen Verhandlungen der fünfziger Jahre wird gleich anfangs angedeutet: denn der Liebhaber, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung spürte, entspricht dem dilettantischen Nicolai; der Philosoph, der in das Innere des Gefallens und der Schönheit eindringt, ist Moses; der Kunstrichter, welcher die abgeleiteten allgemeinen Regeln kritisch für Poesie und Malerei abwägt, betreibt das Geschäft Lessings. Und an der Spitze des ersten Capitels weist Winckelmanns Wort von der „edlen Einfalt und der stillen Größe" auf Mendelssohns alten Brief zurück. So lange hat es gebraucht, bis Lessing das von dem Freund aus Winckelmann geholte Problem völlig durchgearbeitet. Dem allgemeinen Satz über das Wesen der hellenischen Kunst pflichtet er gläubiger bei, als es die reich ausgestattete Archäologie der Gegenwart thun darf, und da, wo er zum zweiten Male der Fackel Winckelmanns folgt, erklärt er mit demselben felsenfesten Vertrauen, das seine Dramaturgie in Aristoteles setzt: das Thun der alten Künstler werde ihn lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen.

Winckelmann hat seinen großen Satz namentlich an der Laokoongruppe exemplificirt, obwol dieses seit der Auferstehung 1506 als „Wunder der Kunst" hochgepriesene Werk schon eine kühne Wendung zum technischen Virtuosenthum verkörpert. Ihm war es „des Polyclets Regel; eine vollkommene Regel der Kunst", unnachahmlich wie

Homer. Bevor er in Rom mit der Schilderung des Originals selbst ein Kunstwerk hohen Stils lieferte, gab er zu Dresden wahrscheinlich nur nach einer Abbildung der Umrisse, nicht nach einem Abguß eine knappe mehr auf das Seelische als auf das Anatomische gerichtete Beschreibung. Keine Anschauung also, sondern eine sehnsüchtige Polemik gegen die fade Tändelei und den crassen Metzgergeschmack des Zeitalters, die gemeine Wirklichkeit „holländischer Formen und Figuren" und die manierirte „Franchezza" zog ihn aus den Umarmungen griechischer Dichtung und Weisheit zur bildenden Kunst, zum berühmten Laokoon. Pathetisch feierte er ein pathetisches Werk: einen Dulder, dessen große gesetzte Seele den Schmerz über ein nicht verdientes, unwürdiges Geschick maßvoll bändigt. Später haben unbefangene Forscher und Betrachter diesen ethischen Überschwang sowol durch litterarische Belege über eine strafbare Schuld des Priesters als durch die Betonung der grandiosen Effecte in der bis zum äußersten Kunstmaß reichenden Wiedergabe physischer Leiden eingedämmt, ohne in das grobsinnliche Extrem einer schon von Bernini kund gegebenen, von Goethe gegeißelten Auffassung zu verfallen, wonach Vater und Söhne von Gift durchwühlt, gebissen und wieder gebissen sind.

Nachdem bereits im sechzehnten Jahrhundert Sadolet in meisterlichen Hexametern auf den wundervollen Fund von kaum hörbaren Seufzern gesprochen — Winckelmann spielt darauf an, Lessing druckt das Gedicht ab — stellte Winckelmann das beklommene Seufzen des plastischen Laokoon und das schreckliche Schreien bei Vergil in Gegensatz. Lessing stimmt ihm zu: der Laokoon der Gruppe seufzt, der Laokoon der Aeneis schreit; doch lehnt er Winckelmanns sittliche Begründung ab und sucht für die rhodischen Bildhauer ein anderes Motiv als das untergeschobene seelischer Größe. Schreien ist ja kein Schimpf. Mag Lessing hier den homerischen Helden zu reichlich beimessen was sie auf der Walstatt sinkend nur als gelegentlichen Zoll der Menschennatur entrichten, mag er einmal dem Priamus und seinen Troern zu barbarische Gesinnungen nachsagen, so ist doch der Unterschied zwischen hellenischer Heldenmenschlichkeit und dem jedes Gefühl der Schwäche verbeißenden Kriegerthum des scandinavischen Nordens und der Naturvölker nie mit schönerer Bildlichkeit ausgedrückt worden. Als unsere Alterthumskunde immer tiefer in die Leidenschaft des germanischen Urcharakters eindrang, bezog sie sich gern auf Lessings

Antithese des griechischen Heroismus, der an verborgene Funken in einem klaren, kalten Steine mahnt, und des barbarischen, einer hellen, fressenden Flamme, die, immer tobend, alle anderen Eigenschaften aufzehrt oder schwärzt.

Winckelmann hatte gemeint, der seufzende Held der Gruppe leide nicht wie im römischen Epos, sondern er leide wie der sophokleische Philoktet. Gegen das Unpassende dieses Vergleiches protestirt Lessing; erst flüchtig, bald in einer ausführlichen Abschweifung. So treibt ihn alles auf sein Lieblingsfeld, das Drama. Das alte Thema seines Briefwechsels über die Tragödie, welche nicht durch Bravour und stoisches Martyrium eine frostige Bewunderung erregen soll, galt es von neuem abzuhandeln. Er durfte nun aus der Fülle der Sophoklesstudien schöpfen, wie er ja deren gelehrte Resultate hinten im „Laokoon" ablagerte, und er dachte selbst vielleicht erst jetzt an eine Bearbeitung eben dieses von Winkelmann zur Unzeit angerufenen Philoktet, weil das mitleidweckende Leiden dieses Helden und die wahrheitsliebende Jünglingsnatur des Neoptolemos ihn gleich mächtig anzogen. Wie die Griechen der Ilias ihren Empfindungen als echte Menschen freien Lauf lassen, so jammerte bei Sophokles der gewaltige Herakles, und der Laokoon seiner verlorenen Tragödie benahm sich gewiß nicht stoischer. Daß heftige physische Schmerzen sich in dem griechischen Drama unbeschadet der heroischen Würde mit Wehgeschrei entladen durften, lehrt „Philoktet" am klarsten, wo der Poet ohne falsche Scheu die Eiterlappen von der Fußwunde zieht, und der arme Inselbewohner durch langgezogene Jammerrufe uns erschüttert. Es ist natürlich, daß Lessing seinem besondern Zweck zu Liebe die meisterhafte Analyse des Stückes gerade auf die körperlichen Leiden und die lauten Ausbrücke des Schmerzes richtet. Dabei sieht er seine eigenen ethischen Ideale stets im Einklang mit den griechischen; eine antike Natur hat man ihn genannt, und die sophokleische Menschlichkeit preisend legt er tiefe Selbstbekenntnisse ab. Hier der classische Grieche — dort die Meister des Anständigen, unsere artigen Nachbarn, denen ein Geschrei und Gewinsel auf der Bühne lächerlich und unerträglich sein würde. Wie wird bei ihnen ein Philoktet sich gebärden? In einem raschen Waffengang vor dem Hamburgischen Kriege vernichtet Lessing das unsäglich alberne Stück des Chateaubrun. Bei Sophokles muß die Verzweiflung des Helden,

dem in seinem Bogen die einzige Hilfe auf der öden Insel geraubt wird, unser Mitleid zum äußersten treiben — der Pariser Philoktet hat eine verliebte Tochter und ihre Confidente zur Gesellschaft. „O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen gehabt hat! Oder wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmack seiner Nation alles dieses aufzuopfern!" Dabei hat die bitterböse Polemik gegen eine pseudo-classicistische Verzärtelung der Antike keineswegs ihr Bewenden, sondern es wird wiederholt, was vor Jahren gegen die tragédie sainte und ihren Stoicismus vorgebracht worden, und die **haute tragédie** muß einen höhnischen Zuruf hören, weil sie die reine Menschlichkeit des Sophokles durch ihre zu lauter Halbgöttern hinaufgeschraubten Helden verläugnet. Nothwendig kommt Lessing auf den verhängnisvollen Vermittler zwischen Athen und Paris, Leyden, Breslau zu reden, auf Seneca, gegen dessen Rodomontaden er früher zu milde gewesen war, dessen Klopffechter auf dem Kothurn er jetzt höchstens frostig bewundern kann. Goethe und Heinrich von Kleist haben es dann Lessing nachgesprochen, das Theater sei keine Arena, und der Mensch, dem bezahlten Fechter ungleich, dürfe menschlich klagen. In den römischen Gladiatorenkämpfen, wo im blutigen Amphitheater alles natürliche Gefühl dem Zuschauer verborgen wurde, sieht Lessing mit Recht eine Hauptursache der Unarten Senecas und des so niedrigen Standes der römischen Tragik. Auch versäumt er nicht mit einer wolthuenden Verachtung gegen das platte Moralgewäsch der Tusculanen dem Schwätzer Cicero für seinen an die Abrichtung von Gladiatoren mahnenden Kram über die stoische Erduldung von Körperschmerzen einen derben Streich zu versetzen.

Also Philoktet schreit, Laokoon seufzt. Winckelmann hat eine richtige Beobachtung falsch erklärt und ausgebeutet. Der Laokoon der Gruppe schreit nicht, weil sein Schreien zwar gegen keine hellenische Seelengröße, aber gegen das höchste Gesetz ihrer bildenden Kunst, die Schönheit, verstoßen würde. Lessing sucht keinen anderen Grund daneben. Er fragt nicht und will nicht fragen, wie weit eine fürs Auge schaffende Kunst auch Laute andeuten möge; er tritt nicht wie Goethe vor die Gruppe um sie ruhig zu verhören: k a n n denn dieser Laokoon schreien? Er bekämpft einen einzelnen Irrthum Winckelmanns mit der glänzenden Waffe, die Winckelmann selbst schon in der Erstlingsschrift

und den Aufsätzen für die Leipziger „Bibliothek" geschmiedet hatte, daß nämlich die antike „Malerei" durchaus idealistisch dem Schönen nachgetrachtet und einer edlen Mäßigung alles untergeordnet habe, während der zweite Theil Lessings gerade die unlebendigen perfect characters der Poesie befehden sollte.

Darin lag außer beiläufigen Unklarheiten und Widersprüchen der Definition eine scharfgespannte Einseitigkeit, welche nicht unbestritten dauern konnte. Diesem Schönheitsevangelium widerstrebte der mächtige und in großen Werken bethätigte Zug der modernen, subjektiveren, interessanteren, individualisirenderen Kunst zum Charakteristischen, als dessen lebhafte Advocaten die Gerstenberg und Herder aufsprangen. Diesem alleinseligmachenden Glauben an ein ideales Alterthum rief Goethes jugendliche Unbändigkeit das Trutzwort zu, ein naives, höchst costümwidriges niederländisches Genrebild, Juppiter bei Philemon und Baucis, sei mehr werth „als ein ganzes Zeughaus wahrhafter antiker Nachtgeschirre." Die Erbschaft der Antike selbst schien anwachsend diese schönen, doch engen Schranken zu sprengen. Während ältere und neueste Stimmen bei jedem Volk und in jeder Zeit einen eigenen Kanon suchten, fanden es gerade unsere so verehrungsvoll der Antike zugewandten Classiker Weimars für nöthig, das Schöne des Griechen nicht von allem Charakteristischen zu befreien, dieses Charakteristische nicht lediglich zum Merkzeichen des Modernen zu machen, sondern seine Spuren in der hellenischen Plastik und Poesie zu verfolgen. Eine solche, im Goethe-Schillerschen Briefwechsel recht nachdrücklich gegebene Anregung, auch sie durch Laokoonstudien hervorgelockt, richtet sich unmittelbar gegen Winckelmann und Lessing, vor deren Auge selbst Michel Angelo wenig Gnade finden mochte. Man kann dem Realismus — und nicht auf seine Extreme kommt es an — kaum unduldsamer zu Leibe gehen als Lessing, wenn er Wahrheit und Ausdruck als erstes Gesetz der neueren Kunst stürzt und die durch Wahrheit und Ausdruck vollzogene Verwandlung der häßlichen Natur in schöne Kunst verpönen oder mindestens nach Maßgabe der nie ein Äußerstes erreichenden alten Kunst abschwächen will. Wie Winckelmann nur von der schönen Form, den reinen Contours der griechischen Statuen ausging, so trug auch Lessing beständig die ideale Darstellung des menschlichen Körpers im Sinn, denn im Auge

und in den Fingerspitzen hatte er sie nicht. Ruhige Einzelfiguren gaben ihm mit großen, einfachen Umrissen die Norm. Seine „Malerei", ein Collectivbegriff, war eben für die Malerei viel zu eng. Ein Moses für die Poesie, wurde er ein Draco für die bildenden Künste. Kritisch zwischen zwei großen Gebieten, versäumte er die Kritik innerhalb des einen und suchte weder Sculptur, die hohe Kunst der Alten, und Malerei, die ausgebildetere Errungenschaft der Neueren, zu trennen, noch den antiken Ausgang von der Form, den modernen Ausgang mehr von dem Inneren her sich historisch zu entwickeln. Er hätte sonst sogleich erkennen müssen, daß die objectivere Plastik und die erst in neueren Zeiten zur Freiheit emporgediehene subjectivere Malerei nicht nach Einem Gesetzbuch von wenigen Paragraphen zu richten seien. Weil die zeitgenössische Aesthetik alles für malbar hielt, was eine Auge sehen und ein Mund sagen konnte, sollte dieser Grenzüberschreitung eine strenge Internirung folgen. Überzeugt und mit Recht davon durchdrungen, die vornehmste Aufgabe der Plastik sei die Bildung schöner nackter Menschenkörper, warf Lessing ohne weitere Scrupel eine Legion stolzer Kunstwerke nach der andern unter den Tisch. Dem Enthusiasten für die classische Linie war das Colorit so gleichgiltig, daß er im Hinblick auf diese oder jene überlegene Handzeichnung die Erfindung der Ölmalerei parador für einen zweifelhaften Segen erklärte. Und einer vereinzelten feinen Bemerkung über malerische Lichteffecte halte man folgendes Urtheil über den größten Lichtmaler aller Zeiten gegenüber; es steht in den Hamburger Collectaneen: „Die Rembrandtische Manier schickt sich zu niedrigen, possirlichen und ekeln Gegenständen sehr wol. Durch den starken Schatten, welcher durch den Vortheil des unreinen Wischens oft erzwungen wird, errathen wir mit Vergnügen tausend Dinge, welche deutlich zu sehen gar kein Vergnügen ist. Die Lumpen eines zerrissenen Rockes würden, durch den feinen und genauen Grabstichel eines Wille ausgedrückt, eher beleidigen als gefallen; da sie doch in der wilden und unfleißigen Art des Rembrandt wirklich gefallen, weil wir sie uns hier nur einbilden, dort aber sie wirklich sehen würden. Hingegen wollte ich hohe, edele Gegenstände nach Rembrandts Art zu tractiren nicht billigen" . . . Lessing spricht über den großen germanischen Maler nicht viel verständiger als manche Zeitgenossen über den großen germanischen Dramatiker. Er hätte das

Thierstück grundsätzlich verworfen und das niederländische Genre als carikirende „Kothmalerei", dergleichen eine antike Gesetzgebung untersagte, abgewiesen. Er ist blind gegen die Landschaftsmalerei, und wenn ein ähnlich gestimmter Kunstrichter wenigstens die Staffage des heroischen Poussin bewunderte, sah Lessing die Landschaft nur für eine Vedute oder für eine Illustration nach poetischer Vorlage, den Landschafter für einen treuen Copisten der Natur oder für einen geschickten Mann an, der die Natur indirect durch das Medium dichterischer, etwa Thomsonscher Schilderung nachahme. „Das Genie hat an seinem Werke wenig oder gar keinen Antheil". Daß man wie Goethe freundlich über „Blumenmalerei" schreiben und „Ruysdael als Dichter" der Landschaft feiern könne, würde der Verfasser des „Laokoon" schwer begriffen haben. Sein Bedürfnis nach Einfalt und Stille litt principiell weder die wirren, an reintransitorischen Stellungen reichen Schlachtenbilder, wie er denn etwa die von der Brücke stürzenden Amazonen des Rubens schon als schwebende Körper nicht dulden könnte, noch die figurenreichen Historien. Immer seiner vorgefaßten Meinung treu, die Schönheit „bestehe in dem Ideale der Form vornehmlich", sucht er den Ursprung der Historienbilder einzig in dem Wunsch mannigfaltige Schönheit auf einem Flecke zu vereinigen, will aber nicht, wie heute geschehe, Historie um der Historie willen gemalt wissen. So treffend auch sein Protest gegen die Erniedrigung der Kunst zur Dienerin andrer Künste und Wissenschaften die Programmmalerei und gemalte Geschichtsphilosophie unserer Tage mit Ruthen schlägt und so gewiß etwa Kaulbachs „Reformation" mit Lessing zu reden nur ein „Klumpen Personen" ist, das Einseitige und Gefährliche des Standpunktes liegt auf der Hand. Lessing vermochte wirklich einer „Schule von Athen" nicht gerecht zu werden; sie war ihm ein unklares Bild. Endlich schätzte er die Kunst des Portraitisten auffallend gering. Landschaft ist Vedute, Portrait ist Conterfei oder nach heutigen Begriffen Photographie, nicht aber die charakteristische Darstellung, welche das Ideal einer gewissen Persönlichkeit voll herausarbeitet. Weit übertraf ihn W. Schlegel.

Nun trete man hin und greine über Lessings Unverstand in allem, was bildende Kunst heißt ... Aber kann nicht zu gewissen Zeiten nur eine schroffe Einseitigkeit freie Bahn brechen? Ließ nicht Lessing selbst seine ehernen Principien gern dem einzelnen Werke des Genies

gegenüber fallen, wie denn Justi mit Recht fragt, wen eine streng conventionelle, idealistische Kunst schneller gelangweilt haben würde als Lessing, der ja auch mit der ewigen Seligkeit die Vorstellung der Langenweile verband? Und was für ein künstlerisches Material lag ihm vor, als er sein unsterbliches Werk schrieb? Ein paar Erinnerungen aus Dresden und Leipzig, Berlin und Holland. Er hatte wol den lieblichen Adoranten im Original gesehen und vielleicht in der sächsischen Residenz einige Abgüsse — aber kein Abguß des Laokoon stand jetzt vor ihm. Winckelmanns Schriften faßten für ihn das Wesen der alten Kunst in Worte, die einzelnen Denkmäler in Schilderungen. Für die Plastik mußte das riesige Kupferwerk L'Antiquité expliquée et représentée en figures oder der bescheidene Auszug daraus, der „kleine Montfaucon", weiter helfen, so gut es eben ging. In der Malerei wurde Richardson sein Wegweiser und Vertrauensmann mit der reichen Description de divers fameux tableaux etc., einer trefflichen Musterung der antiken und modernen Schätze Italiens.

Der zweite Theil des „Laokoon" sollte nicht nur vielfach auf dieser Arbeit fußen, sondern auch das antike Schönheitsideal eingehender erörtern. Im ersten wird der von solchem Ideal regierten „Malerei" des Alterthums im Gegensatz zur freier ausgreifenden Poesie ein schönes Maß zugeschrieben: sie mildert, sie meidet die Verzerrung. Darum, meint Lessing (ohne daß ihm eine nüchterne Interpretation in allem beipflichten kann), verhüllte auf dem Gemälde des Timanthes Agamemnon beim nothgedrungenen Opfer der Tochter sein schmerzdurchwühltes Antlitz, wie das auch Oesers Vignette bei Winckelmann zeigt; darum sah man den rasenden Aias nicht unter den Schafen wüthen, sondern dumpf brütend nach dem Gemetzel; darum zeigte sich Medea nicht mitten im grausen Werke des Kindermordes. Laokoon seufzt, nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrathen, sondern weil das Aufreißen des Mundes das Gesicht ekelhaft entstellen würde. Die Sculptur mildert Schreien in Seufzen. Alle, die es noch gelüstet hier ein Schreien zu behaupten, hat neuerdings ohne Winckelmanns oder Lessings Gründe zu wiederholen der Anatom Henke derb aber glänzend geschlagen, indem er an der Spannung oder Nichtspannung gewisser Muskel, dem vorgetriebenen Unterrand des Brustkorbes, der eingezogenen Bauchhöhle unwiderleglich darthat, dieser Laokoon könne

gar nicht schreien, er befinde sich vielmehr in einem Stillstand zwischen dem Ein- und Ausathmen, in dem Seufzer, der auf den Lippen ruht, der aber dann mit einer Verzerrung des Mundes und anderen Wandlungen am Körper auch als Schrei sich entladen mag. Schon Winckelmann sagt übrigens: „Die Öffnung des Mundes gestattet es nicht.“ Laokoon ist ein ruhiges Bild der Erregung in jener kritischen Pause des Seufzens, wie sie die Peripetie der Tragödie bezeichnet. So hätten denn Winckelmann und Lessing Recht mit ihrer Betonung der Ruhe, wenn sie auch die Ablehnung des äußersten Affectes zu weit getrieben haben sollten, da diese Frage nur von Fall zu Fall und nach Maßgabe des aufgewandten Talentes entschieden werden kann. Jedenfalls hat die alte Kunst sich der stärksten Steigerung nicht in dem Maße enthalten, wie jene, classischer als die Classiker der Bildhauerei, dictirten. Und der fruchtbare Augenblick, von dem Lessing nun handelt, d. h. der Augenblick, der uns weiteres im freien Zuge der Phantasie hinzudenken läßt, kann vor oder hinter der Höhe, aber doch auch, was Lessing bestreitet, in diesem oder jenem künstlerischen Vorwurf auf dem Scheitelpunkt liegen. Wenn nun die bildende Kunst ihrer ruhigen Tendenz nach das Transitorische nicht darstellt, so dürfte streng genommen auch nicht von einem fruchtbaren „Augenblick“ die Rede sein, denn was ist flüchtiger als ein Augenblick? Von dem Augenblick einer Handlung spricht Lessing natürlich, weil ganze große Gattungen wie Landschaft, Stillleben, Portrait völlig ignorirt werden. Doch braucht man das Wort bei ihm nicht zu pressen, da er im Grunde ja von der Sculptur die Wahl einer Pose oder Situation fordert, welche weder jede Ausschau oder Rückschau unserer Einbildung versperrt, noch rein momentan ist. Irgend ein Anhalten oder Verweilen muß stattfinden. So kann der rasche Wettläufer auf seinem Standbein ruhen, wie leicht auch das Spielbein den Boden berühre; der Diskobol kann den geschwungenen Arm ein Weilchen so zurückgeworfen halten; die Ringer können in verschlungenem Sturz über einen Nu hinaus verharren; Laokoon, den nur die ehedem beliebte Fackelbeleuchtung nach Goethes schiefem Ausdruck als „versteinerte Welle“ oder „fixirten Blitz“ zeigte, kann die Pause des Seufzers verkürzen oder verlängern; der gallische Selbstmörder kann sein sinkendes Weib noch mit der Linken im Fall aufhalten; aber der farnesische Stier wird allerdings im nächsten Augen-

blick plump die Erde erschüttern, während die Sculptur das Pferd mit seinem Bändiger oder Reiter unläugbar mitten im Bäumen, d. h. in der zwischen dem Aufsteigen und Niedergehen stets befindlichen Pause sehr wol vorführt und selbst Werke der griechischen Blüte wie die Parthenonsculpturen oder des Paionios Nike sich nicht durchaus unter Winckelmanns Gesetz der Ruhe beugen. Und gar das virtuose Fluten der pergamenischen Gigantomachie! Wir werden Unterschiede annehmen dürfen für die Einzelfigur und die Gruppe, freie Gruppe und Giebelgruppe, das Hochrelief und das Basrelief, welches gleichsam zwischen Sculptur und Malerei vermittelt und die Figuren in der Fläche festhält. Das Relief wird über den freiesten Spielraum für transitorische Bewegung verfügen, die Statue sich am ehesten dem Reintransitorischen, Plötzlichen, Rapiden versagen, während wiederum in den Gruppen der Malerei eine weit über die Befugnis des Reliefs hinausgehende Licenz auch flüchtigster Bewegung herrscht. Das lehrt uns jeder Gang durch jede Galerie. Die Malerei stellt das Wandeln, Laufen, Fliegen, das gelindere oder stürmischere Segeln, stellt rein transitorische Momente einer Schlacht, einer Jagd, eines Wettrennens dar, und sie bedient sich dabei mannigfacher älterer und neuer Behelfe, denen der Berufsaesthetiker wie der kunstsinnige Physiolog ihr Augenmerk zugewandt haben. Lessing selbst, sonst so gleichgiltig gegen Unterschiede zwischen Sculptur und Malerei, bemerkt einmal fein, wie irgendwo durch die schiefe Stellung des Wagens ein starker Grad von Bewegung angedeutet werde, und bezeichnet so ein einzelnes schwaches Mittel, zu dem eine fortschreitende Technik die angespannte Musculatur ausgreifender und schäumender Pferde, den wirbelnden Staub, den heftigen Luftzug und vor allem sehr richtig das Verschwinden der Speichen gefügt hat. Aber Lessing sagt kategorisch: Schnelligkeit, diese Erscheinung in Raum und Zeit, ist „kein Vorwurf der Malerei.“ Scharfsinnig und liberal in allen poetischen Dingen, prüft Lessing unten die dichterischen Mittel die Schnelligkeit wiederzugeben: die Götter Homers durchmessen einen Raum von bekannter Ausdehnung in kürzester Frist; ein ungeheurer Maßstab wird angelegt (was auch für den Schall zu beobachten wäre), z. B. springen die Rosse so weit als ein Mann von der Klippe aus ein Stück Meeres überschaut; man schließt von der Spur auf die Raschheit der Berührung, so wenn die Stuten des Erichthonios über

die Ähren rennen ohne deren Spitzen zu beugen. Solchen Beobachtungen über poetische Technik fehlt die Ergänzung für die bildende Kunst. Nur die Frage nach riesigen oder zwerghaften Dimensionen wollte er für beide Gebiete lösen; wir wissen nicht, ob nach dem Gesichtspunkt, die Sculptur sei für das Kolossalische unvergleichlich begünstigter als die Malerei.

Auffallend bleibt, daß in der Lehre vom Transitorischen ein richtiger Wink Mendelssohns zum Urentwurf ignorirt wird, nämlich über den Unterschied, der in der „Malerei" zwischen der ruhenden einzelnen Person und der an einer Handlung betheiligten Gruppenfigur walte. Die größere Freiheit der letztern leuchtet ein.

Milderung, Prägnanz, Enthaltung vom schlechthin Transitorischen wurden als Merkmale der Laokoongruppe erkannt. Mit dieser Erkenntnis tritt Lessing an die Verse der Aeneis heran, um das Verhältnis des augusteischen Epikers und der rhodischen Künstler Agesander, Polydoros und Athanodoros zu untersuchen. Man mag die Erörterung, daß Vergil sich unmöglich die Gruppe zu Nutze gemacht habe, mit Goethe, der die „abenteuerliche und ekelhafte" Episode für eine rhetorische Einlage des Aeneas zur Maskirung unverzeihlicher Thorheiten Troias hält, höchst ungerecht gegen den Dichter und die Dichtkunst überhaupt nennen. Eine solche Ansicht schmälert so wenig wie Lessings starker Irrthum, die Gruppe sei nach der vergilischen Vorlage geschaffen worden, den Werth seiner Vergleichung und allgemeinerer geistreicher Bemerkungen wie jener, daß in der Poesie das Kleid kein Kleid sei gleich dem verhüllenden Gewande der Sculptur; und ein solches Aperçu hat Bestand, auch wenn im einzelnen Fall des Laokoon nicht alles stimmen will, oder wenn Herder hundertmal sinnlicher über Nacktheit und nasse Gewandung declamirt, wenn der Archäolog die Kunst des Faltenwurfes ganz anders darlegt. Sicherlich fehlt Lessing, denn die Rhodier haben nicht gemäß ihrer Kunst den römischen Bericht ausgebeutet, und auch die immer noch beliebte Annahme einer römischen Copie kommt seiner Hypothese nicht zu Gute. Was lang vermuthet wurde, ist durch einen inschriftlichen Fund nunmehr ein gewisses Datum: die Gruppe gehört derselben Diadochenzeit an wie der Altar von Pergamon und steht mit diesem Werk in stilistischer, wenn nicht geradezu in einer gewissen abhängigen Ver-

wandtschaft. Winckelmann hatte auf die Epoche Alexanders des Großen geschlossen; Lessing muß das Werk in die erste Kaiserzeit verlegen, weil Vergil vorausgegangen sein soll. Aber so oder so: epische Überlieferung war schließlich doch das erste, und Goethes Blick glaubte aus der Gruppe noch Hoffnung für den älteren Sohn (Alter adhuc nullo violatus corpora morsu, Sadolet) zu lesen, ohne zu wissen, daß nach des Proklos Excerpten aus dem epischen Cyclus „zwei Drachen erschienen und den Laokoon sowie einen der Knaben vernichteten“ oder daß ein Vasenbild, wo überhaupt nur ein Knabe in der Umstrickung der Schlangen erscheint, vorhanden ist. Nicht Vergil, wie Lessing meint, sondern Sophokles opferte zuerst aus Gründen tragischer Motivirung beide Söhne, doch der epische Cyclus blieb zur freien Ausbeute für die bildenden Künstler. Und so mögen Gelehrte wie Kunstfreunde darüber streiten, ob wir in der Gruppe eine dreifache Gradation des Untergangs erblicken oder, mit Goethe hoffend, consequent die Rettung des noch ungebissenen Jünglings als eine versöhnliche Seite in dem tragischen Dreieck begrüßen und das letzte Glied dieser plastischen Vereinigung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für einen Glücksstrahl nehmen sollen.

Die vergleichende Betrachtung Vergils und der Rhodier führt ungezwungen zu weiteren Sätzen über originelle Nachahmung und über Copie als nachgeahmte Nachahmung. Lessing weilt auf diesem Feld um so lieber, als er daselbst zwei Männer erblickt, mit denen er gern anbinden möchte und welche wirklich durch seine meisterlichen Ausfälle beim weiteren Publicum nur zu sehr um ihren ganzen wissenschaftlichen Credit gekommen sind. Zunächst der Engländer Spence mit dem großen Dialog Polymetis (1747, 1755), worin die Wechselbeziehungen zwischen römischer Poesie und bildender Kunst verfolgt werden. „Mit vieler classischen Gelehrsamkeit und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst“, urtheilt Lessing, aber er nennt das Buch „ganz unerträglich für einen geschmackvollen Leser“. Der Gelehrsamkeit setzt er möglichst viel Gelehrsamkeit entgegen, ohne die verderbliche Blindheit Spences gegen das Griechenthum aufzudecken, vielmehr dem brittischen Waidmann, der die malerischen Anleihen in den Dichtungen so findig belauerte, ins Gewirr seiner Beispiele folgend. Er hat ihm zu viel gethan. Der

Poet war öfters von dem bildenden Künstler angeregt, als Lessing zugeben möchte. Mit ungleich mehr Methode als der darauf los sammelnde Spence verfolgt die heutige Alterthumskunde diesen Wechselverkehr. Wie manches dankt nicht Goethe der Malerei; ja, unser anatomischer Berather hat darauf hingewiesen, daß Schillers Stanzen dem Vergil die seinem Laokoon fremden, nur von der Gruppe geholten Worte „er steht bewegungslos" leihen. Übrigens gab auch Lessing zu, Spence habe sein Bestreben nach beiden Seiten „öfters glücklich erreicht", und er wollte nur das seit dem Münzenbuch Addisons allzu maßlos eingerissene Gelüst den Dichtern statt eigener Phantasie Bekanntschaft mit fremder unterzuschieben eindämmen. Zugleich lag in diesem Hinundhervergleichen eine Misachtung aller Schlagbäume zwischen Poesie und Malerei. Die eine Kunst schien die andere ganz nach Lust auszuplündern. Deshalb Lessings Schärfe gegen den verdienten Spence und bald gegen den aristokratischen Führer der französischen Archäologie. Die gedankenlose Verbreitung und Verallgemeinerung dieser Manier konnte die irrende neuere Praxis nur noch weiter beirren; in der Art, welche Goethe empörte, als er im Atelier des Stuttgarter Hetsch ein Bild nach Klopstock, Maria und Porcia, sah: „Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte".

Hier ist eine der Stellen, wo Lessing seiner Vorrede nach kleine Excurse zur alten Kunstgeschichte beibringt: „Sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann." Dennoch dienen sie alle dem Zwecke des Ganzen und beruhen auf den leitenden Gedanken. So der Protest gegen eine zornige Venus in der Sculptur und neben Kleinerem, wol auch Irrigem zwei vielberufene Sätze. Erstens: der Schönheitsdrang der alten Kunst, welche auch das Häßliche verklärte, litt keine grausen Furien, sondern schuf ernste Eumeniden. Ausgenommen wird das Kunsthandwerk der Münzen und Gemmen. Zugleich stellt Lessing das Problem, welchen Einfluß der Cultus auf die Sculptur geübt habe; ein großes Thema, wenn auch Lessing in seiner Scheidung zwischen Tempelstatuen und anderen, nicht für die Aufstellung in heiligen Hallen u. s. w. bestimmten falsche Consequenzen

gezogen und statt einen archaischen und archaistischen Stil zu verfolgen zu schroff von dem äußerlichen Zwang der Religion, von bloßen gottesdienstlichen Verabredungen gesprochen hat. Es verschlägt herzlich wenig, daß Lessing etwa bei etruskischen Furien für weise Absicht des Künstlers hält, was nur Unfähigkeit war, oder daß ihm ein sammelnder Antiquar irgend eine Furie aufmutzt. Gerade hier bewährt er sich, im Einzelnen fehlend, im Großen als Erben des antiken Geistes, als „Kenner“, der dem Schutte wiedergiebt, was nur der kleine Gelehrte aus dem Schutte zog. Wir alle denken, sobald von Furien die Rede ist, nur an den plastischen Euphemismus der Alten; sobald von der Medusa die Rede ist, nicht an die Fratze von Selinunt, sondern an die edle Medusa Rondanini oder an das unsäglich traurige Profil in der Villa Ludovisi, dessen Tragik kein Beschauer je vergessen kann. Zweitens aber gab Lessing schon hier einen Vorgeschmack jenes duftenden Opfers, das seine Archäologie später der antiken Weltanschauung und Kunst darbrachte: die Alten haben den Tod als Bruder des Schlafes, nicht als „ekelhaftes“, „widerliches“ Skelet dargestellt.

Solche Sinnbilder und manche schiefe Behauptungen von Spence veranlassen einen raschen Streifzug durch das Gebiet der Allegorie. Die Sculptur braucht allegorische Embleme; die Poesie braucht sie nicht. Und im dritten Theil sollte der bildenden Kunst sowol die dunkle Weitläufigkeit, als auch jeder dem Bereich des Schönen entfliehende Gebrauch der Allegorie verboten werden. Lessings Polemik gegen die ausschweifende „Allegoristerei“ der Bildhauer und Maler war gerade in der Zeit ein Segen, wo im wirren Chorus der Allegoristen selbst Winckelmann mit der unglaublichen Behauptung, das Unsinnliche sei die höchste malerische Aufgabe, als Stimmführer auftrat. Und wer der Dichterlinge des siebzehnten Jahrhunderts oder des mühseligen Apparates z. B. einer Voltaireschen Henriade gedenkt, wird allerdings das beliebte, fast mit dem gründlich discreditirten Hauptwort verwachsene Epitheton „frostig“ nicht sparen, ohne deshalb einige Allegorien älterer Poeten, die Jugend und das Alter bei Raimund, die Sorge im zweiten Theile „Faust“ und andere Gestalten voll wirkender Macht unter Lessings personificirte Abstracta zu werfen.

In den Kern des „Laokoon“ leitet uns die lange Auseinandersetzung mit Caylus, der nach Spence ins Gebet genommen wird.

Ein großartiger Amateur und Mäcen, Sammler und Organisator, weit gereist, voll vornehmer, umfassender und gründlicher Bildung, archäologische Bedürfnisse klar erkennend und ungesäumt fördernd, bildete Graf Caylus lange Jahre hindurch mit Ehren den Mittelpunkt der französischen Alterthumsforschung. Er ist 1765 gestorben, hat also die von Lessing gegen eines seiner Nebenwerke gerichteten scharfen Angriffe nicht mehr erlebt. Caylus gab, wie er verlorene Werke der antiken Kunst aus den Schriftstellern mit umsichtiger Methode ungefähr reconstruirte, zum Frommen der Maler seiner Zeit und mit schöner Freude an Homer 1757 heraus Tableaux tirés de l'Iliade et de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile nebst zweckdienlichen Belehrungen über das Costüm. Solche Mahnrufe konnten je nach dem Talente der Folgsamen einen blutleeren Classicismus oder ein Wiederaufleben des einfach edlen Stiles einleiten. Das wolgemeinte Buch krankt aber, obgleich auch Caylus im Eingang ausdrücklich die „Folge der Zeiten", die „Bewegung", die „Verkettung der Handlungen" in der Poesie und den „glücklichen Augenblick" der Malerei scheidet, an dem Grundübel, daß es die poetische Handlung ohne weiteres auf die Leinwand wirft, und dagegen wendet sich Lessing, indem er eine Reihe von Beispielen der Ilias durchgeht. Er ist mitunter etwas spitzfindig, so wenn er die verhüllenden Wolken Homers nur für poetischen Dunst erklärt, wogegen Herder richtig diese Wolken als wirklichen Nebel rettet; aber es ist illoyal von Herder Lessingen die Behauptung unterzuschieben, die homerischen Götter seien Riesen, da Lessing doch nur treffend die Unmalbarkeit des ins Riesenhafte gesteigerten stürzenden Ares behauptet hatte. Und wenn auf der Leinwand ein Held von einer Wolke umhüllt wird, so sieht man bloß die Wolke; daher ist wirklich eine solche göttliche Entrückung so wenig darstellbar als unsichtbare Gegenwart auf der Bühne.

Lessing war weit davon entfernt der bildenden Kunst die Wahl homerischer Sujets zu verwehren. Nur daß Caylus den engsten Anschluß an die dichterische Ausführung empfahl, schien ihm vom Übel. So erzählt Goethe, er habe 1801 in Göttingen Köpfe homerischer Helden von Tischbein betrachtet und sich der vorgeschrittenen Einsicht gefreut, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe: „Wie viel weiter war man nicht schon gekommen als vor zwanzig

Jahren, da der treffliche, das Echte vorahnende Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen und gegen Klotz und Riedel seine Überzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch-epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln habe." „Wie Homer" soll heißen: mit derselben Herrschaft über die Mittel der bestimmten Kunst. So stellen die Weimarischen Kunstfreunde gern homerische Gegenstände als Preisaufgaben und nennen Ilias und Odyssee „von jeher die reichste Quelle, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben"; oft finde der Artist schon halbgethane Arbeit. Aber in ihren Beurtheilungen spielt die Wahl des fruchtbaren „Moments" immer eine große Rolle; niemals wird eine Copie im Caylusschen Sinne verlangt, wenn man auch für die Bewerber das betreffende Stückchen aus Vossens Ilias bequem hindruckt; immer wird kritisch betont, daß der Erzähler sich an die freie Einbildung wende, während der Maler durch den zartesten, reizbarsten Sinn, das Auge, zu uns spreche. Und wie fein mustert Schlegel Flaxmans Umrisse.

Lessing, malerische und poetische Schönheit auseinanderhaltend, behauptet, ein nicht malerischer Dichter könne dem Artisten sehr brauchbare Vorwürfe liefern, während umgekehrt der malerische Dichter deshalb noch nicht eine Fundgrube für den Artisten biete. „Das verlorne Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopöe nach dem Homer(!), weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge von Artisten beschäftiget hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzet die mannigfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrerseits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtschreiber kann die malbarsten ebenso unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist." An diesen Sätzen läßt sich nicht rütteln; doch was würde Lessing vor den Doréschen Bildern oder Bildchen zu Milton und Ariost oder zu einer tagelöhnerischen Illustrationswuth sagen, die blindlings über Goethes und Heines Lyrik, sogar über Lessings „Kleinigkeiten" und Epigramme herfällt? Auch Winckelmann war von

der Unmalbarkeit Miltons durchdrungen, und Caylus fand darin einen Grund mehr über das „Verlorene Paradies“ abzusprechen. Lessing aber wollte, ältere Bemerkungen Mendelssohns nutzend, später sowol einzelne Stellen dieses sogenannten Epos als malerische Sujets retten, als auch über den Einfluß der Miltonschen Blindheit auf seinen Bilderstil handeln und das „Orientalische“ in der Bibel ins Auge fassen. Er wollte aber auch nochmals mit Klopstock rechten, denn er vermißte im „Messias“ die homerisch anschauliche Art, wie Milton Evas Schönheit entwickelt, und hatte vor, der unfaßbaren Erhabenheit eines Klopstockschen Gottes, der sein Haupt durch die Himmel breitet, den Zeus des Homer und Phidias entgegen zu halten.

Das fünfzehnte Capitel bricht mitten in Exempeln mit einem Gedankenstrich ab, und im folgenden schwingt sich Lessing aus der vollen Induction heraus scheinbar ganz auf den deductiven Standort derjenigen Aesthetik, die man wol neuestens die Aesthetik von oben nennt: „Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen zu entwickeln.“ Die uns großentheils schon als formulirt oder vorbereitet bekannten Grundsätze dieses Kerncapitels fallen nur wie reife Früchte aus ihren umschließenden Schalen.

„Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei,“ die mit Figuren und Farben, also neben einander geordneten Zeichen im Raum arbeitet.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie,“ die mit articulirten Tönen, also auf einander folgenden Zeichen in der Zeit arbeitet.

Alle Körper existiren aber auch, ihre Erscheinung und Verbindung ändernd, in der Zeit. „Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.“ Die coexistirende Composition kann nur einen Augenblick der Handlung nutzen und muß den prägnantesten wählen.

Handlungen sind an gewisse Wesen gebunden. „Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.“

Die fortschreitende, consecutive Nachahmung kann nur eine einzige Körpereigenschaft nutzen und muß die sinnlich ergiebigste wählen.

So faßt Lessing seine Kunstlehre zusammen, und wir glauben nicht, daß diese Bausteine verworfen werden können. Ganz anders stellt sich die Frage, ob diese Sätze nicht bloß zu den Fermenten der Aesthetik gehören, sondern geradezu die Eckstein für das Verständnis von Malerei und Poesie in dem, was beide scheidet und einander nähert, bilden. Vor der Hand steht die schon von Herder geforderte „Physiologie der Sinne" in unserer Aesthetik noch aus, und zu einer tieferen Ergründung des an keine Materie gebundenen poetischen Concipirens, Schaffens und das ganze menschliche Empfindungsleben und Associationsvermögen bearbeitenden Wirkens sind nur tastende Ansätze gemacht. Wer will behaupten, daß Lessing mit dem als einzelnes Kriterium höchst brauchbaren Gegensatz von Körper und Handlung ein Meer, in welchem die ganze dichterische Sprach- und Phantasielehre ruht, ausgeschöpft habe? Er selbst erhebt diesen Anspruch nicht, sondern nennt den Laokoon nur ein fermentum cognitionis. Man hat an dem Terminus „Handlung" Anstoß genommen und die ganze Lyrik entschwinden sehen, als sei in der Lyrik keine äußere und innere Handlung. Wer für die Lyrik fürchtet, der setze getrost „Bewegung" — wie Lessing selbst, nach Mendelssohns Ergänzungsvorschlag „Handlung und Bewegung", im alten Entwurf geändert hat — und er wird sich redlich mit der „Energie" des Aristoteles und mit dem vermeinten kritischen Würgengel abfinden. Denn Lyrik ist Bewegung; auch in der leisesten Stimmungspoesie sieht man das Gemüth vibriren, wird ein Consecutives bemerkbar.

Man bestreite die rigorose Einschränkung der Poesie auf eine Körpereigenschaft und die irrige Begründung aus der auch bei Homer nicht streng vorhandenen Einheit der malerischen Beiwörter, aber man beruhige sich bei dem prägnanten „Augenblick", sonst möchte es allerdings erlaubt sein statt im Cyclus den verlorenen Sohn auf einer und derselben Tafel ausziehend, beim Wucherer, beim Wirth, bei den Schweinen und heimkehrend darzustellen. Dagegen würde der dritte Theil auch die in der Malerei möglichen Collectivhandlungen, z. B. in einem „jüngsten Gericht", erörtert haben. Er sollte auf die berührte Scheidung „willkürlicher" und „natürlicher" Zeichen eingehen und ein Schema aller Künste ausführen, bei der Tanzkunst die Überlegenheit

der Alten hervorheben, bei der Musik Franzosen und Italiener vergleichen und die Erfordernisse eines guten Textes erwägen und namentlich die Verbindungen der Künste unter einander würdigen. Poesie verbindet sich mit Mimik. Musik mit Poesie. Musik, Poesie, Mimik (den Tanz eingeschlossen) machen die Oper. Baukunst zieht Plastik und Malerei künstlerisch heran, während Poesie und Malerei im niedrigen Bänkelsang eine sehr unaesthetische Ehe eingehen, weil das Successive mit dem Coexistenten in Streit geräth und ruhiges Werk nur mit ruhigem Werk, bewegte Energie nur mit bewegter Energie sich vermählen kann.

Von der „trockenen Schlußkette" seiner Grundsätze kehrt Lessing im 16. Capitel zur maßgebenden Praxis Homers zurück und liefert mit fortgesetzter Polemik gegen Caylus die willkommensten Beobachtungen über epische Technik. Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen. Er macht keinen eitlen Versuch uns den Bogen des Pandaros zu beschreiben, vielmehr interessirt er uns durch Mittheilung der ganzen Entstehungsgeschichte für das treffliche Waffenstück. Er schildert keinen Wagen, sondern führt dem Leser das Anschirren und andere Handlungen vor. So auch beim „schwarzen" Schiff: es fährt ab oder landet, wird abgetakelt oder ausgerüstet. Er weiß das Scepter des Königs imposant zu machen, ohne seine malerischen Eigenschaften abzuschreiben. Mit einem Wort: Homer setzt überall für Coexistentes Successives ein. Es thut wiederum gar nichts zur Sache, daß für das homerische Volksepos statt eines instinctiveren, unbewußteren Treffens zu stark der Kunstverstand eines bewußten, nach erkannten Normen wirkenden Poeten behauptet wird. Weiter: der Dichter, welcher seine Kunst kennt, wird eine Landschaft nicht als ein ruhendes Nebeneinander schildern, sondern den Leser hindurchführen, wie uns Homer durch die Gärten des Alkinoos geleitet. Der Altmeister Hans Sachs mit seinen mannigfachen Spaziergängen, Schillers „Elegie" und das Verfahren Goethes, etwa in den „Wahlverwandtschaften", wo wir durch die Gegend schreiten oder eine Parkanlage allmählich werden sehen, zeugen gleich vielem anderen für Lessing. Er hätte seine helle Freude haben müssen an der classischen Wanderung in „Hermann und Dorothea":

Da durchschritt sie behende die langen, doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück nnd die wolgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jegliches Wachsthums . . .

Sie wandelt über den Weinberg:

Und so nun trat sie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Äckern schritt sie hindurch auf dem Raine den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen; er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes;
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten.

Auch dieser Abschluß echt homerisch: wie der Gang der Wirthin uns zugleich ein Bild von dem stattlichen Anwesen des „goldenen Löwen" giebt, so heißt es von dem Birnbaum nur, er sei „groß", doch lassen die Mittheilungen über sein Alter, seine weite Sichtbarkeit und seinen geräumigen Schatten Höhe und Umfang erschließen. Bald darauf lesen wir, wie dem Homer und Laokoon abgestohlen:

Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den Thorweg.

Die homerische, so sparsame Landschaftskunst erschöpft die Mittel der Poesie keineswegs. Goethes Gedichte beleben den Mond und das

finstre Gesträuch; er entfaltet im „Werther" einen Reichthum dieser Art, der ursprünglich ist wie Mythologie. Tieck lehrt uns in seinen Wäldern das Gruseln. Groth und Storm dehnen mit ihrer träumerischen Stimmung die endlose Haide vor uns aus. So hat das von Schiller für einen kaum Würdigen geschaffene Wort „Landschaftsdichter" sein gutes Recht. Nur die falsche Beschreibung mit dem Wahn, als könne dem Leser eine Gegend sichtbar werden, wird trotz dem Thomsonschen Naturdichter und Damenliebling Stifter, der aus dem guten Stil nur zu oft in eine schlechte Manier fällt, für sträflich gelten. So kann der Dichter an eine Blume seine Symbolik knüpfen, die Beschreibung jedoch wird er dem Botaniker überlassen; ist es doch ein ermüdendes Kunststück, wenn derselbe Franzose, der eine wahre Symphonie von Käsegestänken enfesselt, in einem Treibhaus oder einem verwilderten Garten ein Gewächs nach dem andern seinen specifischen Duft ausathmen läßt. Lessing verwirft Hallers berühmte Schilderung der Enzianen mit achtungsvoller, aber unerbittlicher Polemik. „Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und nach der Natur malet. Malt, aber ohne alle Täuschung malet .... Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernet zu sehen." Der Dichter der „Alpen" hat, Lessing misverstehend, eine unglückliche Appellation eingelegt; unläugbar will doch, wer gleich ihm in einer längeren Versreihe Blüten und Blätter beschreibt, uns die Blume zeigen, nicht nur einige Eigenschaften angeben. Und schon sein Bewunderer Pyra sagte verständig: „Wir können bei einigen unserer Dichter sehen, wie fruchtlos ihre Bemühung in Beschreibung der Gestalt der Blumen und anderer Dinge abgelaufen. Sie bleiben bei all ihrer gesuchten Deutlichkeit dunkel, wann uns nicht die Gestalt schon bekannt ist. Vergleichungen ersparen viele Worte." Haller hatte mit Farben gearbeitet, als führe er den Pinsel Huysums. Wenn dagegen ein Lehrdichter wie Vergil eben als Lehrdichter die Kennzeichen einer tüchtigen Kuh herzählt, so will Lessing nicht protestiren, doch für Poesie hält er solche didaktische Hexameter ohnehin nicht. Die Verurtheilung der „Schilderungssucht" als eines dem Horaz und Pope schon lang verdächtigen frostigen Spielwerks, die Bemängelung selbst des Kleistschen „Frühlings" mit der festen Versicherung, sein verstorbener Freund würde die Bilderreihe zu

einer Reihe von Empfindungen umgeschaffen haben, fuhr der alten Garde und den jungen Stümpern wie ein Blitz in die Glieder. Ironisch sprach Herder von einem Blutbad. Es war ein wolthätiger Aderlaß für das stockende Geblüt unserer Poesie, das nach Lessings Cur rascher circulirte. Köstlich, wie Lessing anderswo gegen die unzeitige Malerei des Euripides, der freilich bildender Künstler gewesen, losbricht; es handelt sich um eine Gefahr, welche der Kreusa im „Jon" droht; ein Sclave berichtet und schildert in dreißig Versen ein Zelt sammt seinen Tapeten als den Schauplatz des Geschehenen; da läuft dem ungeduldigen Lessing die Galle über: „Verdammter Erzähler, du selbst zitterst für deine Gebieterin; die dich hören, zittern für sie und zittern zugleich für sich selbst . . . ; die Zuschauer zittern: und du malst uns das Gewirke der Tapeten, den ganzen gestirnten Himmel von Seide!" Gleichermaßen floh er von den verdammten Wortmalern seiner Zeit zu Altvater Homer.

Um den Schild des Achill waren zur Zeit Scaligers, zur Zeit Boileaus und noch zwischen Leipzig und Zürich blutige Schlachten geschlagen worden, wo auch die Ritter Homers wie Pope des Guten gar zu viel gethan, indem sie alle Kunstregeln moderner Malerei auf diesem Schilde wiederfanden. Lessing mischt sich nicht in den Streit, ob der fragliche Abschnitt der Ilias eine Alfanzerei oder ein admirables Gemälde sei. Er ist warm für Homer und kühl gegen Vergils Nachahmung, aber er will sich später gern darüber mit Heyne vergleichen. Es kam ihm wieder vor allem auf die technische Bedeutung an, die er klar dahin aussprach: „Homer malt nämlich nicht das Schild als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat sich also auch hier des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zn verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget."

Wollten wir in das Detail der Lessingschen Ausführungen eingehen, so würde sich unter anderm auch ein triftiger Beleg dafür ergeben, wie die deutschen Sprachmeister der Folgezeit über einen apodiktischen Satz des „Laokoon" hinweggeschritten sind. Die Behauptung, im Deutschen müsse ein dem Hauptwort nachgesetztes Beiwort unflectirt

auftreten, wodurch die Verwechslung mit dem Adverb drohe — also κάμπυλα κύκλα, χάλκεα, ὀκτάκνημα: „runde Räder, ehern und achtspeichigt" —, wurde entkräftet durch Voß und durch Goethe, der ohne Bedenken in der „Achilleis" schreibt „zwei Platten sondert' ich aus, beim Graben gefundne, ungeheure" oder in der „Pandora" „biegsame Sohlen, goldne, schrittbefördernde, beflügelte." So wirkte Homer nicht nur auf die Methode, sondern auch auf den Sprachgebrauch unserer antikisirenden Poesie. Aber Lessing wird nicht meinen mit dem Nachweis des homerischen „Kunstgriffes" etwas ausschließliches und erschöpfendes vorgetragen zu haben, und Goethe war sich ohne Zweifel bewußt, daß die Nachahmung dieses Behelfes, wie bei Hermanns Wagen, nur spärlich angewandt werden dürfe, um uns nicht auch ihrerseits zu ermüden. Der Dichter ist bei leblosen Gegenständen nicht lediglich an eine Art Entwicklungsgeschichte gebunden; er wird unserer Phantasie hervorstechende Merkmale bezeichnen, wird die Einrichtungsstücke eines Zimmers mit Stimmung umkleiden und in gemüthlichen Rapport zu dem Charakter des Bewohners setzen, aber er wird allerdings die unerträgliche Manier moderner Franzosen meiden, welche aus purer Schilderungssucht ein Schloß vom Boden bis zum Keller, einen Salon bis zu den kleinsten Bibelots auf dem Kamin beschreiben, als handle es sich um einen Auctionskatalog des Hôtel Drouot. Das künstlerische Ergebnis ist Null, und der Leser sieht nur, daß die Brüder Goncourt historisch gebildete Amateurs und begabte Decorateurs sind.

Lessing versäumt nicht zu Homer auch den alten Liebling Anakreon zu rufen, der die Schönheit seines Mädchens und seines Bathyll zergliedert, indem er sich einen Maler bei der Arbeit denkt; aber dies Zusammenlesen körperlicher Reize von allen möglichen Göttergestalten her scheint ihm mit Recht zu beweisen, daß hier die Poesie stammelt und die Beredsamkeit verstummt, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaßen zur Dolmetscherin dient.

Wie schildert nun ein Dichter körperliche Schönheit? Die Frage wäre dahin zu verallgemeinern: wie schildert ein Dichter lebendige Körper? — doch bleibt Lessing in seinem engeren kunstidealistischen Cirkel. Nur wer das Handgreifliche läugnet, daß die Poesie der Malerei in allem Äußerlichen weicht, um sie im Innerlichen hinter sich zu lassen, kann folgenden Sätzen eine rückhaltlose Zustimmung versagen:

„Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit als Schönheit gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurücksenden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewähret; daß es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen, was dieser Mund und diese Nase und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann." Dem Dichter ist die Vergegenwärtigung ruhiger Körperlichkeit versagt. Die Malerei wirkt unmittelbar und völlig für das Auge, der Dichter wirkt auf unsere Phantasie und sucht, wie W. v. Humboldt treffend darlegt, Einbildungskraft durch Einbildungskraft zu entzünden, die Einbildungskraft des Lesers zur Production in bestimmter Richtung zu nöthigen.

„Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster"; er läßt sich nirgends, obwol der ganze trojanische Krieg von Helenas Schönheit abhängt, auf eine Schilderung ihrer Schönheit ein. Diese strenge Enthaltsamkeit Homers hat viele Jahrhunderte vor Lessing schon Dio Chrystostomus hervorgehoben. Und die geistvolle Durchforschung des griechischen Romans durch E. Rohde hat eine weitere Beobachtung Lessings vollauf bestätigt, daß nämlich die förmlichen Steckbriefe körperlicher Vorzüge erst bei den Byzantinern als Zeichen des Verfalls auftreten, während die älteren hellenistischen Erzähler, der dichterischen Schranken bewußt, mit Hyperbeln, Metaphern und Vergleichen aus Kunst und Natur arbeiten. Lessing, wie so oft vom Falschen ausgehend, legt die öde Schilderung der schönen Helena bei Constantinus Manasses vor. Da die byzantinische Manier wirklich in die Erotik Italiens eindrang, ist Lessings Sprung von einem mönchischen Pfuscher zu dem phantasievollen, farbenprächtigen, tönereichen Meister Ariost nicht zu groß. Glänzende Stanzen des „Rasenden Roland" suchen ein detaillirtes Bild der schönen Zauberin Alcina zu geben. Man glaubt dem beredten Vortrag, der sich kaum genug thun kann, die äußeren Vorzüge Alcinas, aber man sieht sie nicht. Auch hier gilt Lessings Vergleich mit den Steinen, die zur Errichtung eines Prunkgebäudes auf die

Bergesspitze gewälzt werden, aber alle von selbst auf der andern Seite wieder herabrollen. Die Verbindung des Nacheinander zum Nebeneinander will nicht kommen. Darum begnügt sich Homer damit eine göttliche oder sterbliche Frau weißarmig oder schönlockig oder schönwangig zu nennen, wie Lessing, ohne daran die so naheliegende Theorie der Association zu knüpfen, im Vorbeigehen anmerkt. Fein entdeckt er, daß Anakreons Wunsch, der Maler möge um den Nacken des Mädchens Liebesgötter flattern lassen, eine dichterische, ganz unmalerische Bewegung fordre, und die bestrittene Schilderung der Alcina liefert ihm mit den holdblickenden, langsam sich drehenden Augen, dem lieblich lächelnden Mund, dem wallenden Busen doch wichtige, echt poetische Züge für eine Theorie, die wieder an den Alten exemplificirt wird.

„Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wolgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und ihr habt die Schönheit selbst gemalet." Daher kann auch eine Aufzählung weiblicher Körperreize dichterisch sein, wenn daraus eine trunkene, leidenschaftlich häufende Stimmung spricht; so bei Ovid, bei vielen Modernen. In den Ilias zeigt sich die „Wirkung" der Schönheit da, wo Helena vor die Ältesten tritt und die Graubärte Trojas den Krieg um ein so göttlich schönes Weib staunend begreifen. Diese homerische Scene ist gewiß auch malbar — Carstens u. a. haben sie gemalt —, aber die Aufgabe des Malers unterscheidet sich wesentlich von dem Kunstgriff des Dichters, denn auf dem Bilde wird die Darstellung der schönen Erscheinung zur Hauptsache, die der Wirkung zur Nebensache. Und nicht die Malbarkeit überhaupt hat Lessing bestritten, sondern die Anweisung des Grafen Caylus, der von den „gierigen Blicken" der Alten sprach.

„Ein anderer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung." Lessing nimmt hier Mendelssohns Notiz „Reizend ist nur die Schönheit der Form in Bewegung" auf, eine von den Aesthetikern Englands schon ähnlich gefaßte Definition, die sich auch bei C. L. v. Hagedorn und in Winckelmanns Aufsätzen findet und welche von Schiller in seinen

classischen Auseinandersetzungen über die „Anmuth“ fortgebildet wurde. Nur das ist Lessing nicht einzuräumen, daß bei dem Maler der Reiz, ein transitorisches Schönes, zur Grimasse würde. Das Äugeln oder Lächeln darzustellen steht bei ihm nach Maßgabe seines Talentes, und wer mit Lessing den lachenden La Mettrie auf dem Portrait unausstehlich findet, wird deshalb das Lachen auf einem Bilde, wo die Situation diesen Ausbruch motivirt, gewiß nicht verwerfen.

Jedenfalls hat die Praxis der echten Dichter, wie schon Ariost mitten in einer falschen Manier zeigte, die aus Homer gefolgerten Theorien Lessings bewahrheitet. Selbst im Mittelalter, wo die katalogmäßige Beschreibung so im Schwange geht, finden wir eine unbewußte Befolgung der Gesetze von Bewegung, Wirkung, Reiz. Man nimmt wahr, wie Wolfram von Eschenbach Beschreibung in Handlung auflöst, indem theils die Gegenstände handelnd gefaßt, theils die Personen in successiver Betrachtung gezeigt werden. Der Minnesänger setzt Stimmung für Schilderung und weckt durch hyperbolische Betheurungen, wie daß die Frau ihm werther sei als die Krone, durch Schmeicheleien, wie daß Gott sie in besonders glücklicher Stunde geschaffen, durch starke Metaphern eine bedeutende Vorstellung von seiner Schönen in unserer Phantasie. Gottfried von Straßburg tritt mehrmals glänzend aus der falschen Schilderung heraus: die Blumen frohlocken in dem Gras, der Rasen legt bunte Sommerkleider an, die süße Baumblüte lächelt und der Mensch erwidert ihr den Gruß mit „spielenden“ Augen. Blanscheflur wird von Gottfried gar nicht beschrieben: sie wirkt so auf jeden Mann, der sie schaut, daß er fortan Frauen und Tugend noch eifriger liebt. Und ein Meisterstück, alles zum Reiz zu beleben, ist das Auftreten der Isolde: der Rock schmiegt sich um den Leib, der Mantel wallt, unter den kleinen Falten lugen die Füßchen hervor, mit dem linken Daumen faßt sie die Spange, mit der Rechten den unteren Saum. Der Dichter unterbricht sich mit einem Zwischensatz der Wirkung: Isoldens gefiederte Raubblicke brachten gar manchen Mann außer sich; und indem Gottfried zu dem Geschmeide übergeht, braucht er die köstliche Wendung: das Diadem und Isolde, Gold und Gold leuchteten einander an, so daß die Weisen über den Goldglanz ihrer Locken staunten; wir sehen sie wandeln und wie der Falk auf dem Ast äugeln, bis Mutter und Tochter, Sonne und Morgenroth, grüßend und neigend

vorschreiten. Alles virtuos dargestellt; aber auch die schlichte Kunst Hans Sachsens hat häufig die richtige Umsetzung des Nebeneinander in ein Nacheinander gefunden, und selbst sein liebenswürdiger Steckbrief der Barbara Harscherin ist, obwol möglichst unhomerisch, doch ein trauliches Genrestück gegen die während des siebzehnten Jahrhunderts geltende Versteinerung der Geliebten, wo Perlenzähne, Türkisaugen, Rubinwangen, Alabasterhälse und Marmelballen als Gegentheil aller Belebung schwülstig in Mode waren. Während dann im achtzehnten Jahrhundert die Schilderungssucht das Naturgedicht und ein tändelndes Zusammenklauben körperlicher Vorzüge die Lyrik ausfüllte, gab Wieland schon in dem 1767 gedichteten „Idris" (4, 13) schalkhaft seine Gelehrigkeit kund:

> Er läßt den Fluß zurück und tritt in einen Hain,
> Den ich, weil Lessing mich am Ohr zupft, nicht beschreibe.

Goethes Lyrik weiß von Anbeginn nichts von den artigen Sächelchen, die Vater Gleim der Reihe nach auskramt, aber Friederike und Lili leben vor uns. Ovidisch „späht" er in den Römischen Elegien „des lieblichen Busens Formen", und in den „Briefen aus der Schweiz" wird nicht das nackte, sondern das eintretende, Stück für Stück abwerfende, auf dem Lager sich bewegende, lockende Mädchen beschrieben, so wie er die Dirnchen Venedigs als Lacerten herumschlüpfen läßt. Werther schildert Lotte nicht, doch sehen wir sie beim Tanz in graziöser Bewegung, ihre Lippen beim Gesang lechzend geöffnet, ihre schwarzen Augen einmal voll unwiderstehlichen Ausdrucks. Goethe haßte das Beschreiben des Körpers; er konnte sich für eine Empfehlung seines Helden Wilhelm Meister „kaum entschließen, durch Wernern etwas zu Gunsten seines Äußerlichen zu sagen." Im Epos verfährt er wie Homer und Gottfried: man redet von Dorotheens Kleidung, damit Hermann sie finde, und Umrisse ihrer Gestalt bauen sich vor uns auf, wenn der rothe Latz den gewölbten Busen hebt oder der Rock ihr im Gehen um die wolgebildeten Knöchel schlägt. Sein Meisterstück ist die Vorführung Friederikens in „Dichtung und Wahrheit", wie sie in ländlicher Tracht als ein Stern aufgeht, aus heitern Augen frei in die Welt schaut, mit dem artigen Stumpfnäschen in die Luft forscht, ein Urbild lieblicher Anmuth, das durch Bewegung im Freien, durch zier-

liches Schreiten und noch zierlicheres Laufen die letzten künstlerischen Striche empfängt, während die Jugendlyrik sie in tändelnder Grazie vor dem Spiegel wies. Oder wessen Phantasie wäre zu träge, Gottfried Kellers Figura Leu sich so oder so zu bilden, wenn der allerliebste Hanswurstel hinter Papa Bodmer einhergaukelt; anderer trefflicher Belege aus Keller, Heyse, Storm zu geschweigen.

Besondere Hervorhebung verdient die überaus kunstreiche Einführung der Goetheschen Pandora, deren Reize Prometheus und Epimetheus, einander fortwährend ins Wort fallend, entwickeln:

Doch schmückt Hephaistos wolbedenkend reich sie aus;
Ein goldnes Hauptnetz flechtend erst mit kluger Hand,
Die feinsten Drähte wirkend, strickend mannigfach.
  Dies göttliche Gehäge, nicht das Haar bezwang's,
Das übervolle, strotzend braune, krause Haar;
Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf . . .
  In Flechten glänzend schmiegte sich der Wunderwuchs,
Der, freigegeben, schlangengleich die Ferse schlug.
  Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es so!
Pyropisch, unbeschreiblich, seltsam leuchtet' es.
  Mir blickt' es nur gesellig aus dem Kranz hervor
Aufblühnder Blumen; Stirn und Braue hüllten sie,
Die neidischen! Wie Kriegsgefährte den Schützen deckt
Mit dem Schild, so sie der Augen treffende Pfeilgewalt.
  Geknüpft mit Kettenbändern schaut' ich jenen Kranz,
Der Schulter schmiegten sie zwitzernd, glimmernd gern sich an.
  Des Ohres Perle schwankt mir vor dem Auge noch,
Wie sich frei das Haupt anmuthiglich bewegete . . . . .
  Die Ringe schmückend verbreiterten die schlanke Hand. —
  Die mir so oft sich, herzerfreuend, hingestreckt! —
  Und glich sie wol Athenens Hand an Kunstgeschick? —
  Ich weiß es nicht, nur liebekosend kannt' ich sie. —
  Athenens Webstuhl offenbart' ihr Oberkleid. —
  Wie's wellenschimmernd, wogenhaft ihr wallte nach. —
  Der Saum verwirrte fesselnd auch den schärfsten Blick. —
  Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach sich her . . . .
  Wer säh' den Saum an, zeigte sich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwidernd Liebesdruck!
  Auch hier nicht müde, schmückte nur der Künstler mehr;
Biegsame Sohlen, goldne, schrittbefördernde.
  Beflügelte! Sie rührte kaum den Boden an.

Oder man erinnere sich des Göttereinzugs in den „Achilleis“ und der unnachahmlich prägnanten Plastik in den „Elegien“, wo dem Dichter die großen Typen der bildenden Kunst dichterisch zu Gute kamen:

> Juppiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie,
> Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
> Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der leichte,
> Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich,
> Aber nach Bacchus, dem weichen, dem träumenden, hebet Cythere
> Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.

So belebt der Poet das marmorne Pantheon einer Bildhauerwerkstatt, und diese Goethisch-antiken Verse mögen unsere Beispiele zum „Laokoon“ beschließen. Sie zeigen das Körperliche in der Poesie als ein dienendes, das Physische dem Psychischen unterthan, die Umsetzung des Coexistirenden in Successives dem Lauf unserer Phantasie entsprechend, diese bewegliche Phantasie nach Bewegung, nicht nach ruhenden Gegenständen verlangend und mit einem Impulse zufrieden, unmuthig gegen eine Beschreibung, die mit ihrem Fluge nicht Schritt hält und ihr detaillirte Vorstellungen aufdrängt. Der Realismus des modernen französischen Romans, der observiren und seciren, Sociologie und Physiologie treiben will, mag freilich solche Erwägungen nicht hören; aber sind uns Balzacs bis auf den letzten Rockknopf beschriebene Figuren anschaulich? Oder ist es unserer Phantasie nicht willkommener, wenn Dickens gern ein einziges Characteristicum hervorhebt, als wenn die ausgezeichnete G. Eliot sich ganze Seiten hindurch in Schilbereien erschöpft? —

Hier nun werde nochmals neben Lessing der Franzose genannt, der die tastenden Versuche der Vorgänger so geistbeschwingt überholte und es klar aussprach: „Jede Kunst hat ihre Vortheile. Will die Malerei die Poesie auf ihrem Gebiet angreifen, so muß sie weichen, aber sicherlich wird sie obsiegen, wenn die Poesie es unternimmt sie auf dem ihrigen anzugreifen.“ So D i d e r o t, nimmer müde dem leibigen ut pictura poesis erit sein ut pictura poesis **non** erit entgegenzuhalten. Lesen wir so ideale Leistungen im Kunstfeuilleton wie Diderots unvergleichliche „Salons“, so empfinden wir Lessings unfreiwillige Beschränkung auf den Taubstummenbrief schmerzlich, und sehen wir Diderot mit Webb oder dem Dresdener Hagedorn beschäftigt, so erhebt sich die Klage, daß ihm der „Laokoon“ entging. Zwei Menschen sind

getrennt, die für innigen Gedankenaustausch geboren scheinen. Freudig möchte man ihr Zwiegespräch belauschen. Vermuthlich würde der Franzose sich nicht immer geduldig in die Cirkel des Deutschen bannen und Schritt für Schritt sprunglos zum Wahren leiten lassen. Er würde rasch Einwürfe und Ergänzungen vorbringen, die nach Lessings Plan erst im zweiten oder dritten Theil zur Verhandlung kommen sollten. Auch tiefere Unterschiede würden hervortreten. Diderot wirft wol Dinge zusammen, die er anderswo streng aus einander hält. Er huscht als eiliger Feuilletonist da nachlässig vorbei, wo Lessing eine kritische Station macht, und ruft: was schiert es mich, ob der Laokoon der Bildhauer dem des Dichters vorausgeht oder nicht; soviel steht fest: einer hat dem andern als Modell gedient. Diderot hat vor allem ein viel kühleres Verhältnis zur Antike als Winckelmann und Lessing. Für ihn ist die Idealschönheit der griechischen Sculptur kein unverbrüchliches Gesetz, vielmehr sieht er als Bewunderer moderner Charakteristik das gleichberechtigt neben einander, was jenen um manchen Höhegrad getrennt schien. Allerdings erläutert er seinen Lessingschen Satz „Laokoon leidet, aber er grimassirt nicht" ganz Winckelmannisch-ethisch durch das Lob der mitten im tiefen Schmerz gewahrten Manneswürde, aber in seinen Augen steht Winckelmann als fanatischer Schwärmer dicht neben dem verrannten Jean-Jacques. Wie hinreißend, meint er, ist Winckelmanns Hymnus auf den vaticanischen Torso! Doch fragt ihn nur weiter: soll man lieber die Antike studiren oder die Natur? Die Antike, wird Winckelmann ohne sich zu besinnen sagen, die Antike! Und so werde der wärmste, geistreichste, geschmackvollste Mann auf einen Schlag zum Don Quixote. Diderot will, daß man sich in der Betrachtung der antiken Werke bloß das Auge für die Natur schule. Wenn aber bei ihm so oft eine vordringliche Moral die aesthetische Erörterung sprengt, möchten wir unsererseits rufen: da steht der feinste Kunstrichter auf einen Schlag mitten in Toboso! Dann dünkt es ihn, als habe er, „obwol kein Kapuziner", schon genug sinnverwirrende Nuditäten gesehen, und er schreit nach der Stunde, wo auch die bildenden Künste in den Wettkampf zur Sittenreinigung eintreten, wo der Pinsel nicht mehr Lastern und Ausschweifungen frönen, sondern gleich dem Griffel des neueren Bühnendichters unterrichten, rühren, bessern will, denn nur anständige Sujets sind von Dauer. So ist

denn Greuze der rechte Mann für den Verfasser des „Hausvaters“: „sein Genre gefällt mir, Moralmalerei.“

Wie er vor Lessing vom moment presque indivisible, vom moment frappant der Malerei gesprochen, so trifft er mit Lessing auch in den Beispielen häufig zusammen. Über die Furien, über den verhüllten Agamemnon, über den jammernden Philoktet und über das verzärtelte Frankreich spricht er gleich ihm. Verwirft Lessing den lachenden La Mettrie, so erklärt auch Diderot, auf dem Portrait werde das Lachen zum Grinsen: le ris est passager; on rit par occasion, mais on n'est pas rieur par état. Er bietet gute Belege für die Wahl der Krisis: Hercules hat sich noch nicht entschieden, sondern er faßt erst den Entschluß; Kleopatra liegt noch nicht im Sterben, sondern sie nähert die Schlange der Brust; Iphigenie wird noch nicht geopfert, sondern Kalchas tritt mit Messer und Blutbecken an sie heran; Aphrodite ist noch nicht verwundet wie auf Doyens Bild, sondern Diderot würde den Moment vor der Verwundung wählen. Dabei fallen die feinsten Bemerkungen: z. B. der Dichter darf sagen, ein Jüngling sei von Amors Pfeilen getroffen; ein Maler wird den Liebesgott sein Geschoß nur eben anlegen lassen, denn sonst würde man auf der Leinwand nichts Sinnbildliches, sondern physische Verwundung erblicken.

Diderot verwirft gleich Lessing die beschreibende, vag malende Dichtung. Im „Salon“ von 1767 steht folgende anregungsreiche, hinreißende Stelle: „O mein Freund, eine schöne Gelegenheit abzuschweifen und die Dichter Italiens zu fragen, ob ihre Ebenholzbrauen, ihre zärtlichen Blauäuglein, ihre Liliengesichter, Alabasterbusen, Korallenlippen, blinkenden Emailzähne je eine so hohe Vorstellung von Schönheit wecken können“ wie die Harmonie vergilischer Verse. „Der wahre Geschmack hält sich an ein oder zwei Merkmale und überläßt den Rest der Phantasie. Dann, wenn Armida mitten in Gottfrieds Heerschaaren vorschreitet und die Feldherrn begehrliche Blicke wechseln, ist Armida schön. Dann, wenn Helena vor die troischen Greise tritt und diese laut aufschreien, ist Helena schön. Und dann, wenn Ariost mir Angelica, glaub' ich“ — nein: Alcina — „vom Wirbel bis zur Zehe beschreibt, ist Angelica trotz der Anmuth, Leichtigkeit und weichen Eleganz seiner Poesie nicht schön. Alles zeigt er mir, er läßt mir nichts zu thun. Er macht

mich müde, ungeduldig. Wenn eine Gestalt schreitet, malt mir ihre Haltung und Beweglichkeit: ich nehme den Rest auf mich. Beugt sie sich, sagt mir nur von ihren Armen und Schultern: ich nehme den Rest auf mich. Thut ihr aber mehr, so vermengt ihr die Gattungen: ihr hört auf Dichter zu sein und werdet Maler oder Bildhauer. Ich merke eure Einzelheiten und verliere das Ganze, das mir ein Zug wie Vergils vera incessu gezeigt hätte ..... Versucht in der galanten, scherzhaften und burlesken Dichtung derlei Detailbeschreibungen; ich habe nichts dagegen. Im Übrigen werden sie kindisch und geschmacklos sein. Ich nehme an, daß der Dichter, wenn er die lange, minutiöse Schilderung einer Gestalt beginnt, das Ganze im Kopfe habe: wie wird er mir dies Ganze vor Augen führen? Spricht er mir von den Haaren, so seh ich sie, von der Stirn, so seh ich sie, aber diese Stirn schließt sich nicht an die Haare, die ich sah. Spricht er mir von den Brauen, der Nase, dem Mund, den Wangen, dem Kinn, dem Hals, dem Busen, so seh ich sie, aber da keiner dieser successiv bezeichneten Theile sich mit den vorigen zu einer Ganzheit fügt, zwingt er mich entweder eine verfehlte Gestalt in meiner Phantasie zu tragen, oder diese Gestalt bei jedem neu vermerkten Zug zu retouchiren. Ein einziger Zug, ein großer Zug; überlaßt den Rest meiner Einbildungskraft. Das ist der wahre, der große Geschmack. Ovid hat ihn manchmal. Er sagt von der Göttin der Meere:

nec bracchia longo
Margine terrarum porrexerat Amphitrite.

Welch ein Bild! welche Arme! welche wunderbare Bewegung! welche schreckliche Ausdehnung! welche Figur! Die grenzenlose Phantasie faßt sie kaum ... Dies porrexerat, das gar nicht endet." So wirft Diderots leichte Feder die ganze Lehre von Wirkung und Reiz, die ganze Associationstheorie, daß Gefälliges Gefälliges weckt und der Dichter unserer Phantasie nach der Figur pars pro toto nur einen Stoß geben soll, improvisatorisch hin. Zugleich faßt er die ungemeine Macht der Wortwahl und Wortordung, des Rhythmus und der Tonmalerei vorzüglich zusammen; doch hat auch Lessing, wie philologische Collectanea lehren, in dieser Richtung Studien an römischen Poeten, vornehmlich an Ovid, gemacht. Gewiß ist selbst mit allen hinge-

worfenen Anregungen Diderots das Thema keineswegs erschöpft, besonders nicht nach Seiten der Dichtersprache. Wie wol steht ihr der vervollkommnende, idealisirende Vergleich, der da am Platze ist, wo er ohne Trivialität unsere Lustempfindung an bekannten Gegenständen oder Wesen weckt und nährt, wo er Sinnliches durch Sinnliches hebt oder Geistiges durch Körperliches illustrirt. Nur die alte und neue Manier schlechter Poeten, an Götter und Heroen mahnend Idealbilder hervorzuzaubern oder die Personen durch die Bemerkung, sie seien den Geschöpfen dieses Bildhauers, jenes Malers ähnlich, zur Anschauung zu bringen und so die Armuth im eigenen Hause durch kleine Anleihen aus fremden, vollen Kassen zu maskiren, würde weder Lessings noch Diderots Beifall haben.

Welche Vortheile hat aber das Schicksal dem französischen Kunstkritiker in seinem Paris gegönnt, und wie wenig hatte Lessing gesehen! Gewiß war es auch unter andern Umständen seinen Naturanlagen versagt, Vernetsche, Lauterbourgsche, Robertsche Landschaften so nachzudichten oder vor Motiven aus Rom eine ganze Aesthetik der Ruine so zu entwerfen wie Diderot; doch immer erblicken wir Lessing vor ein paar Kupferwerken in Breslau und Berlin, Diderot dagegen im „Salon". Nicht allein; nein, mit hervorragenden Künstlern, von denen er lernt und die wiederum ihm das Zeugnis ausstellen, er sei der einzige, dessen Bilder, so wie er sie in Gedanken angeordnet, auf die Leinwand spazieren könnten. Geben Sie mir doch, ruft La Grenée, eine Idee für den „Frieden", und er thut keine Fehlbitte. Wie soll ich, fragt Baudouin, ein nacktes, doch schamhaftes Weib vorführen, und Diderot malt ihm das Modèle honnête in die Luft, so daß der Künstler mit Dank versichert, er sehe sein Bild. Niemand kann erfinderischer und einsichtiger den Malern das Bessermachen zeigen. Nichts entgeht ihm. Flugs skizzirt er einen neuen Entwurf: man würde sehen . . . und schließt behaglich: so, Freunde, muß man diesen Stoff anpacken und ausführen. Diderot blieb immer im lebendigsten Zusammenhang mit der Production, während Lessing von allen in den „Salons" besprochenen Leuten die einzige Madame Therbusch gesehen hat. 1765 saß er über seinem „Laokoon", und Diderot schrieb im „Salon": „Wenn Mengs Wunder thut, so liegt der Grund darin, daß er in jungen Jahren sein Vaterland verlassen, daß er Rom zum

Wohnsitz gewählt und sich von dort nicht mehr entfernt hat. Zerrt ihn über die Alpen, trennt ihn von den großen Vorbildern, schließt ihn in Breslau ein und ihr sollt sehen, was aus ihm wird." Wir sind mit der Breslauer Ernte Lessings sehr zufrieden.

„Ich lenke mich wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat" sagt Lessing von der freien, an Nebenpfaden und Seitenaussichten reichen Anlage seines Buches.

Der Erörterung des Schönen folgt die Erörterung des Häßlichen, die auch nur fermentum cognitionis, nicht umfassende Aesthetik des Häßlichen sein will. Von einer Baumgartenschen Definition ausgehend und weiterführend, was schon vor ihm über die Mischung des Häßlichen mit dem Lächerlichen und dem Schrecklichen gesagt worden war, beschränkt sich Lessing auf die körperliche Häßlichkeit, insofern sie ein Ingrediens ist, und spricht von sittlicher Häßlichkeit nur, insofern sie mit körperlicher eine Verbindung eingeht. Zweierlei behauptet er im engen Anschluß an Mendelssohn.

Unschädliche Häßlichkeit kann lächerlich sein. So der homerische Thersites, den ein declamirender Geschmäckler wie Klotz aus der Ilias streichen wollte, der aber doch wol in seiner grotesk carikirten Erscheinung und seiner widerwärtigen Frechheit nicht bloß lächerlich ist.

Schädliche Häßlichkeit ist allezeit schrecklich. Deshalb ist der häßliche Richard schrecklicher als der schöne Edmund im Lear. Lessing citirt für jeden eine lange Versreihe aus dem Shakespeareschen Urtext und bemerkt zu Glosters grausamer Selbstcharakteristik, hier höre man einen Teufel und sehe einen Teufel. Aber Lessing erklärt die Häßlichkeit nicht für ein nothwendiges Element des Schrecklichen, denn Milton habe „Teufel zu schildern gewußt, ohne zu der Häßlichkeit der Form seine Zuflucht zu nehmen."

Auch für das Ekelhafte knüpft er an engere Bemerkungen Mendelssohns an.

Das Ekelhafte kann in der Poesie das Lächerliche mehren. So in des Aristophanes „Wolken", wo dem gen Himmel speculirenden Sokrates ein Wiesel in den offenen Mund hofirt; ein burlesker Cynismus, den Herder allzu vornehm eine Concession an den Pöbel Athens schalt.

Das Ekelhafte kann in der Poesie das Schreckliche zum Gräßlichen

steigern. So die Eiterlappen des Philoktet; und fein wird an alten und neueren Beispielen beobachtet, wie die dichterische Darstellung des Hungers nothwendig auf ekle Züge verfalle. Bei einer englischen Scene findet Lessing das Maß „ein wenig zu übertrieben"; so wird wol überhaupt auf diesem Gebiet ohne fest zu formulirende Gesetze entschieden werden müssen und auch im Einzelnen volle Einhelligkeit des Urtheils kaum zu erreichen sein. Aber sicherlich darf die Poesie im Häßlichen viel weiter gehen als die Kunst für das Auge: was in Zolas „Assommoir" allenfalls erlaubt ist, widert uns an in der „Branntweingasse" von Hogarth. Ja, es ist kaum begreiflich, wie Breitinger nicht bloß den Thersites, sondern auch eine ganz scheußliche Vettel bei Brockes malbar finden und J. E. Schlegel gar einem Maler eklere Sachen als einem Dichter gestatten konnte. In der Malerei ist Lessing von seinem Schönheitskanon aus natürlich, kurz gesagt, ein Gegner des Häßlichen, ein Feind des Eklen. Zwar will er die Frage, ob auch hier zur Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen häßliche Formen anwendbar seien, nicht geradezu verneinen, aber er giebt sein Votum klar dahin ab: „die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken; die Malerei, als schöne Kunst, will sie nicht ausdrücken." Wer zu Winckelmann schwört, wie Lessing und mit ihm in dieser Frage Herder, Schiller, darf nicht anders urtheilen. Wer dem Charakteristischen nachtrachtet, wird die Schranken unmöglich so eng ziehen. Gewiß bieten viele christliche Marterbilder Verirrungen der Kunst. Ein Lazarus voll eiteriger Schwären verscheucht den Beschauer; ein sterbender Cato, dem die Gedärme aus dem durchbohrten Leibe hängen, ist abscheulich; abscheulich die bläulichen Kinderleichen und der im Gezweig faulende Judas heutiger Ausstellungen. Lessing verpönt das Begräbnis Christi von Pordenone, wo einer der Umstehenden sich die Nase zuhält, weil die bloße Idee des Gestanks Ekel wecke; doch erregt hier nicht sowol der Gestank an sich, als die höchst unwürdige Auffassung der Leiche Christi, welche stinkend gedacht wird, Unwillen, und wenn im Pisaner Campo santo der Ritter vor einem offenen Grabe dieselbe Gebärde macht wie jene Figur Pordenones, so wird man dies drastische Motiv im Gegensatze zwischen Weltlust und Verwesung nicht ohne weiteres verwerfen. Es läßt sich in diesen Dingen schwer generalisiren.

Eindringliche, starkes Leben athmende Charakteristik verleiht dem Häßlichen der Form einen Paß in den Tempel der Kunst. Vor einem Portrait Rembrandts fragt niemand nach dem classischen Contour des Winckelmannschen alleinseligmachenden Evangeliums. So giebt ein kraftstrotzender, behaglicher Humor vielen plumpen, saufenden, hopsenden, hadernden, speienden, ihr Wasser abschlagenden Bauern der Ostade und Teniers ein unvergängliches Recht des Daseins. Auch sie sind ewig, denn sie sind. So fesselt uns, helle Bewunderung erzwingend, das bestialische Wolsein in der Fratze einer Hille Bobbe von Frans Hals, und selbst Lessing würde vor ihr seinen toleranten, alle rigorosen Allgemeinheiten des „Laokoon" mildernden Satz aussprechen, so manches wäre in der Theorie unwidersprechlich, wenn es dem Genie nicht gelänge das Widerspiel durch die That zu erweisen. Aber er würde doch auch seinen Standpunkt mit dem andern Satze vertheidigen: „der Kunstrichter muß nicht nur das Vermögen, er muß vornehmlich die Bestimmung der Kunst im Auge haben. Nicht alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen." Er hat es bei seiner kurzen Abwehr des griechischen „Kothmalers" Piraëicus unterlassen, oder vielmehr er war damals nicht in der Lage das antike Genre durchzugehen. Ein volltrunkener Faun entzückt uns, während die besoffene Alte im capitolinischen Museum uns abstößt. Ist die Bronze duldsamer als der Marmor? Jedenfalls ist die Malerei um vieles duldsamer als die Plastik, die aber wiederum in kleinen und größeren Terracotten wagen möchte, was ihr der Stein versagt. „Ich bleibe stets der Überzeugung, daß die Sculptur etwas Einheitlicheres, Reineres, Erleseneres, Originaleres braucht als die Malerei" sagt Diderot. Würdevoller, pathetischer, mehr für die Ewigkeit schaffend, hat sie einen engeren Stoffkreis. Sie duldet das Burleske, Groteske, Ekle nicht und schränkt das Komische und Häßliche ein. Sie kann wollüstig sein, doch nie schmutzig. So ließe sich, was als Gegensatz beider bildenden Künste allgemein ins Auge springt, innerhalb der einzelnen nach Größe und Material und Technik verfolgen. Andere Gesetze sind der Freske, dem Ölgemälde, der Radirung gegeben. Ist der Pinsel ausgelassener als der Meißel, so gehört der Feder, dem Stift eine noch viel weitere Licenz. Das Sollen, Dürfen und Können hat große Abstufungen.

Solche, hier kaum anzudeutende Erwägungen lagen den deutschen

Kunstidealisten des vorigen Jahrhunderts gar fern. Winckelmann hatte 1764 in dem Hauptwerk seinen Dresdener Standpunkt nicht geändert. Zu diesem Buche springt nun Lessing, nachdem er früher einmal die Fiction seines sehnlichsten Verlangens danach aufrecht erhalten, im sechsundzwanzigsten Capitel über: „Des Herrn Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poesie mit einander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zusammengezogen haben, als es beiden zuträglich ist. Was ihre Künstler gethan haben, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen; und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.“ Er entsagt, um der inductiven Methode mit vollem Nachdruck zu huldigen, dem älteren Vorhaben das von Winckelmann bloß aus den alten Denkmälern empirisch abgeleitete Schönheitsgesetz ebenso unfehlbar durch bloße Schlüsse zu erweisen und wendet sich sofort dem Grundbuch der deutschen Archäologie zu. Wir sind höchst gespannt, wie er zu den großen Resultaten und den noch größeren Anregungen Winckelmanns Stellung nehmen wird. Gerade heraus: Lessing hat kein Wort dafür. Allerdings notirt er sich zur Ausführung das Thema: „Von den Schulen der alten Malerei, und von den Asiatischen Künstlern“, doch bleibt es bei der kahlen Notiz. Unfähig gleich Herder und F. Schlegel mit Winckelmanns Ideen zu wuchern oder auch nur mit diesem Fackelträger das entdeckte Land zu durchwandern, bricht er seinen „Laokoon“ ab und liefert einen Anhang, der eigentlich erst dem dritten Theile folgen sollte: „Zerstreute Anmerkungen über einige Stellen in Winckelmanns Geschichte, wo er nicht genau genug gewesen.“ Er discutirt von neuem das Alter der Gruppe, er giebt eine falsche Erklärung des borghesischen Fechters und bringt auch sonst keinen erheblichen archäologischen Einzelgewinn bei, er benutzt schließlich ein Versehen Winckelmanns in der Datirung der „Antigone“ dazu seine sophokleischen Studien anmerkungsweise zusammenzufassen, er meidet bei aller Hochachtung im polemischen Ton eine diesem Werke gegenüber ver-

stimmende Kleinlichkeit nicht ganz, und es scheint wirklich an der Zeit, daß er rasch abbrechend mit einer Schlußverneigung vor Winckelmann seinen Torso entläßt. „Ich wollte" sagt Herder vorsichtig „daß die Aufmerksamkeit Herrn Lessings lieber auf das Wesentliche . . und auf das ganze Gebäude seiner Geschichte gefallen wäre, das noch so mancher Schwierigkeit unterworfen ist."

Lessing, der kühl die Wette bot, es werde unter den Lesern des „Laokoon" kein Dichter und kein Maler sein, sehnte sich nach berufenen, selbständigen Beurtheilern seines „Mischmasch von Pedanterie und Grillen", und es war ihm weder um die verdächtigen Posaunenstöße eines Professor Klotz, noch um die Gunst des jungen Riedel, der ihn unter schielenden Lobsprüchen ausplünderte, noch um so dürftige Nachträge und Einwürfe zu thun, wie sie der Nürnberger von Murr herbeischleppte. Die klare Analyse aus Garves Feder, in der Leipziger Bibliothek 1769, stellte ihn durch ein verständiges, nie blind zustimmendes Eingehen und die Würdigung seiner ganzen wissenschaftlichen und stilistischen Art zwar „sehr wol zufrieden", ohne in ihrem ruhigen, an der englischen Aesthetik geschulten Gang zu einer fruchtbaren Fortsetzung des großen Principienstreites anzufeuern. Winckelmann, mit dem er gar zu gern voll stolzer Hochachtung den Degen gekreuzt hätte, war erst im Gefühl seiner in Italien geweihten Alleinherrschaft geneigt ohne weitere Kenntnisnahme in Lessing nur das schriftgelehrte Magisterthum Deutschlands zu misachten. Er glaubte es mit einem „jungen Bärenführer", einem Reimschmied zu thun zu haben. Bald geht dem Entfrembeten ein helleres, freundlicheres Licht über diese nordische Leistung auf. Lessings Schreibart erfüllt ihn beinahe mit Neid, er nennt es rühmlich von so rühmlichen Leuten beurtheilt zu werden und überlegt eine würdige Antwort, bis er sich wieder hochfahrend gegen die ganze ihm antipathische, der Autopsie bare Kunstweisheit der deutschen Antiquare und gegen Lessings „paradoxen Universitätswitz" verschließt. Öffentlich findet er nur ein flüchtiges Wort für den scrittore giudizioso ed erudito. So verschieden haben beide Männer ihre widerstrebende Bundesgenossenschaft zum Ausdruck gebracht. Winckelmann, seinen großen Vorsprung als Kenner und Historiker vornehm herauskehrend und vom gezwungenen Lob zum

abschätzigen Tadel zurückspringend; Lessing, nach Kräften lernend, die einzelnen Einwürfe mit beredter Bewunderung übergoldend, endlich durch Winckelmanns entsetzlichen Tod tief erschüttert und bereit, dieses jäh abgebrochene Leben durch einige Jahre des seinen zu verlängern.

Lessing würde mit der Erwartung, wenig Leser und noch weniger giltige Richter zu finden, fürs erste Recht behalten haben, hätte nicht Herder, wie er lernend und streitend an die „Litteraturbriefe" angeknüpft, nun im jugendlichen Vorgefühl seines ganzen aesthetischen Vermögens die Lust gleich das Höchste zu ergreifen durch einen aus Dankgefühl und Widerspruch gemischten Anti-Laokoon in den „Kritischen Wäldern" gebüßt. Früher und später nur zu sehr geneigt, seine Gedankenfülle stürmisch und übersprudelnd an den Mann zu bringen, zügelte er dies Mal den kühnen Drang so energisch wie nie in seiner Jugend und ließ der ersten fast bedingungslosen Zustimmung eine lange, ernste Prüfungszeit folgen. Kurz vor dem Erscheinen des aus einem Sendschreiben zum Buch herangewachsenen „Ersten Wäldchens, Herrn Lessings Laokoon gewidmet" (1769) trug er, ein Freund des litterarischen Versteckspiels, dem verehrten Gegner in einem anonymen Briefe dieselben Betheurungen vor, die er öffentlich abgab: er schreibe über, nicht wider Lessing, er wolle nicht nachsprechen und schmeicheln, sondern erklären, ergänzen, anregen. In den Kern der Lessingschen Lehren einzubringen schien ihm mit Recht das einzig würdige, aber noch ausstehende Lob. Doch fehlen panegyrische Töne nicht, und der „Laokoon" heißt ihm „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie, der Kunst des Schönen geschäftig gewesen". So vieles sträubte sich in ihm gegen Lessing, den „Kunstrichter des Poeten". Ein classischer Vergleich zwischen diesem und dem Lehrer griechischer Kunst Winckelmann zeigt unzweideutig, wohin Herdern sein volles Herz zieht. Lessing gewährt ihm die edle Lust einer geistigen Gymnastik, aber Winckelmann führt den Andächtigen aus der Arena in den Tempel. Ihn liest er wie einen Homer und Platon, ihn schaut er trunken an wie Winckelmann seinen Apoll. Eine Nänie auf den göttlichen Winckelmann ist im absichtlichsten Gegensatze zum „Laokoon" der Ausklang dieses reichen Kunstbekenntnisses. Durch jahrelange Wallfahrten zu den Alten fühlt Herder sich der Antike und ihrem Priester nahe. Er

parodirt Lessings Vorrede durch die stolzen Worte im Epilog: wenn seine Schlüsse nicht so bündig seien wie die Lessingschen, so würden sie dafür mehr nach der Quelle schmecken. Darum ruft er zärtlich und zugleich sehr anspruchsvoll „Mein Homer“ und bedauert selbstbewußt so selten in homerischen Fragen mit Herrn Lessing gleich zu antworten. Er lebt und webt in seinen Griechen, aber die hinreißenden Partien über Homer und auch über Sophokles sind, wie intimes Poesieverständnis sie auch aussprühen, doch nur selten wirkliche und triftige Bestreitungen der ruhigen, manchmal einseitigen Sätze des Observators Lessing, der oft genug zu Herder sagen durfte: störe meine Kreise nicht. Herder fordert einen zweiten Lessing für poetische und bürgerliche Sittlichkeit, für Poesie und Musik und legt sich selbst erfolgreich auf die Scheidekunst, doch immer rebellirt seine ganze Natur dagegen sich von Lessings Verstand vorwärts gängeln zu lassen. Er enteilt ihm, hört ihn nicht zu Ende, fällt ihn von der Seite an. Mehrfach schiebt er unter, was Lessing nicht sagt noch meint. Er polemisirt wiederholt gegen eigne Misverständnisse, um schließlich bei demselben Ziel anzukommen. Von Einschränkungen gegen den allein gebietenden Schönheitskanon aus trifft er doch mit Lessing im Protest gegen alle Fratzenvorstellungen, Knochenmänner, Teufelsidole überein. Seine entlehnten Hauptdogmen von Werk und Energie, die er der Handlung und dem Successiven Lessings beredt entgegenstellt, vertragen sich ganz wol mit Lessings Coexistenz und Bewegung, und im Haß gegen die todte Schilderungssucht sind der Verfechter der Kraft und der Vertreter des entwickelnden Nacheinander ganz einig, so daß eigentlich in dem reichen Buch viel weniger Einzelpolemik gegen Lessing steckt, als Herder zu glauben scheint. Der Unterschied der Naturen ist das Trennende. In einer großen Frage allerdings übertraf und ergänzte Herder die Kritik Lessings: er schied Malerei und Sculptur und stellte die erstere mit ihrem Figurendrama viel näher zur Poesie. Seine durch Diderots „Taubstummenbrief“ angeregte Überzeugung, die Malerei wende sich an das Gesicht, die Plastik auch an den Tastsinn, führte er jedoch erst im vierten, von ihm dem Druck vorenthaltenen „Wäldchen“ aus und legte diesen Satz — Malerei fürs Auge, Bildhauerei fürs Gefühl — der bis 1778 aufgeschobenen Schrift „Plastik“ zu Grunde, die sich auch mit historischem Sinn gegen die ausschließliche Geltung des griechischen

Ideals wehrt und doch so sinnlich warm über hellenische Nacktheit und nasse Gewandung handelt. Die Lehre vom „Zutappen", wie das der junge Goethe nannte, hat Herder zu Übertreibungen geführt; er scheint manchmal einen Blinden zur Statue zu führen, daß er sie betaste. „Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand" muß es heißen wie in der Elegie Goethes. Dieser, durch Oeser vorbereitet, las den „Laokoon" zuerst als Leipziger Student. „Man muß Jüngling sein" sagt uns seine Lebensbeschreibung „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings „Laokoon" auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange misverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Rede=Künste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammen=stoßen mochten." Er knüpft in „Dichtung und Wahrheit" daran einige Erwägungen über Schön und Häßlich, die, soweit sie die deutsche Kunst betreffen, kaum dieser Zeit angehören, aber ein Jugendbrief spricht von dem Eroberer Lessing, der in Herders Wäldchen garstig Holz machen möchte. Lessing hatte vielmehr seine Freude an der aus dem Vollen geschöpften kritischen Gabe und würde in dieser Gesinnung sich mit Herder in einer Fortsetzung des „Laokoon" auseinandergesetzt haben.

„Laokoon" blieb Torso. Vielleicht wären gar bloße Materialien aus dem Nachlaß auf uns gekommen, wenn Lessing nicht durch eine gewichtige kunstwissenschaftliche Leistung den deutschen Höfen hätte sagen wollen: hier bin ich. A. Schöne hat scharfsinnig den Zusam=menhang des fragmentarischen Werkes und trüglicher Hoffnungen Lessings nachgewiesen.

Wir wissen, daß die im siebenjährigen Kriege geleisteten Dienste für den Breslauer Secretär ohne Frucht geblieben waren. Im October 1764 stand er wieder frei da, aber wenn er dieses ungebundene Recht der Selbstbestimmung rühmte und seine alte Abneigung gegen amt=lichen Zwang von neuem betonte, so mußte ihn doch die Sorge um die Zukunft bedrängen, denn außer Büchern durfte er wenig sein nennen, schriftstellerischer Gewinn war unsicher, die Nothlage in Kamenz stieg, und außer dem armen, fast demüthig zu ihm redenden Vater

sahen auch die erwachsenen Brüder in Gotthold ihren einzigen Helfer. Zu Neujahr 1765 ist er entschlossen aus Breslau, wo er sich erst lange genug getummelt und dann lange genug an stiller Arbeit gelabt hatte, wo ihn aber nichts fesselte, nach Berlin zurückzukehren. Dort erwarteten ihn treue Freunde. Es galt nur fallengelassene Fäden wieder aufzuheben, und dem bewährten Secretär Tauentziens, dem auswärtigen Mitgliede der Akademie sollte wol leichter glücken, was dem unreifen Dolmetsch Voltaires und dem unsteten Litteraten entgangen war. Zum letzten Male setzt er seine Hoffnungen auf die Stadt Friedrichs des Großen. Schon öfters enttäuscht, behält er diese Wünsche und Pläne für sich und läßt es der Familie gegenüber bei dürftigen Andeutungen bewenden. Die Abreise wird auf Mitte April anberaumt, unterwegs will er befreundete Adelige besuchen, wol Bekannte von Berlin her und aus dem Kriegsleben, und auch jetzt nicht an Frankfurt, dem Grabe Kleists vorbeieilen. Er spricht von keinem dauernden Aufenthalt und hat von vornherein für den Fall, daß ihn nicht „gewisse Umstände" in Berlin festhalten, eine Reise nach Dresden auf sein Programm gesetzt. Dieser reichlich bemessene Besuch der sächsischen Hauptstadt, der natürlich auch einen Abstecher nach Kamenz erlaubte, wird aber verschoben und geradezu von dem Abschluß einer Schrift abhängig gemacht. Es handelt sich nur um den „Laokoon", als Lessing am 4. Juli schreibt, er müsse „auch vorher noch etwas drucken lassen, ohne welchem meine Reise vergebens sein würde." Er saß nun schon sechs Wochen in Berlin, wo ihn der schlimmste Wirrwarr durch die Liederlichkeit des Bedienten und die zu beschaffende neue Einrichtung erwartet hatte. Mit großer Sorgfalt wurde im Winter der Druck des „Laokoon" betrieben. Das Buch erschien nächste Ostern, zu dem Termin also, den Lessing neuerdings für die Fahrt nach Dresden bestimmt hatte. Ohne Zusendung und Widmung glaubte er, durch ein solches zugleich wissenschaftlich gediegenes und formschönes Werk legitimirt, in der vornehmsten Kunststadt Deutschlands persönlich erscheinen und auf einen würdigen Platz da zählen zu dürfen, wo Winckelmann gefördert und außer anderen Hagedorn angestellt war. Unterdessen schien Berlin eine greifbarere Aussicht zu gewähren als Dresden, denn während hier eine Stelle für Lessing erst zu schaffen war, sah er dort eine Lücke, die er trefflich ausfüllen konnte. Schon Kleist hatte, wie oben bemerkt,

sich 1757 angestrengt seinem Lessing einen Posten an der Berliner Bibliothek zu verschaffen, doch war dem alternden Gaultier de la Croze, welcher auch das Antiquitäten- und Medaillencabinet verwaltete, bereits ein Adjunct bestellt worden. Geheimerath de la Croze starb am 21. Februar 1765, Hofrath Stosch übernahm jene mit der Bibliothek verbundenen Sammlungen, die verwahrloste Bibliothek harrte eines kundigen, gelehrten Ordners und Mehrers. Lessing mag noch in Breslau von einem königlichen Rescript gehört haben, demzufolge die nöthige Reform gleich nach dem bald zu erwartenden Tode Crozes erfolgen sollte. Freunde und Gönner richteten seinen Blick auf dieses Ziel. So enthüllen sich die „gewissen Umstände" in dem citirten Brie. nach Kamenz. Was folgte, ist nicht ganz aufgeklärt und widerspruchslos. Während Sulzer die Gelegenheit für Lessing zu wirken trotz den alten an Kleist abgegebenen Betheurungen theils aus Sympathie für einen andern glänzenden Candidaten, theils aus heimlicher Verstimmung gegen Lessing vorbeiließ, soll nach einer Version der wackere, akademisch gebildete Oberst Quintus Icilius sogleich, d. h. im Sommer 1765, Lessing beim König in Vorschlag gebracht haben. In der That: „einen gelehrten und zur Aufsicht und Unterhaltung einer öffentlichen Bibliothek recht sehr begabten und in den Wissenschaften geübten Mann", wie ihn der Cabinetsbefehl forderte. Friedrich aber, der von Lessing nicht viel mehr wußte, als was ein unglücklich scharfes Gedächtnis über den alten Handel mit Voltaire sich gegenwärtig hielt, wies diese Zumuthung kurz zurück. Nun wurde Winckelmanns Candidatur gestellt und diese Wahl von Quintus Icilius als einstigem Hallenser Commilito, von Sulzer als schöngeistigem und hilfsbedürftigen Alterthumsfreund, von Nicolai, der wol den näheren Genossen für unmöglich hielt, als immer rührigem Vermittler betrieben. Mehrmals während der letzten Jahre hatte eine Verbindung zwischen dem König und dem märkischen Römer in der Luft geschwebt: es war an eine regelmäßige römische Correspondenz nach dem Muster der von Grimm in Paris geführten, an Ciceronedienste bei einer etwaigen Romfahrt Friedrichs II., auch an eine Berufung vergebens gedacht werden. Jetzt empfing Winckelmann durch Nicolai einen förmlichen Antrag mit der Bemerkung, er könne in seinen Bedingungen bis auf zweitausend Thaler Gehalt gehen. Eine patriotische Anwandlung ergriff den unter

südlichem Himmel so eingelebten Günstling des Cardinals Albani. Ohne eine Vorahnung des krankhaften Schauders, der ihn später fern von Italien im rauhen Deutschland schüttelte, und ohne seiner archäologischen, nur in Rom erfüllbaren Pflichten sogleich zu gedenken, überraschte Winckelmann, auch durch falsche Illusionen von einer reichen Gelegenheit zu mündlicher Lehre geblendet, durch ein Ja. Die unausbleibliche Reue ersparte ihm, freilich in beleidigendster Weise, der abschlägige Bescheid des Königs an die, welche von der geforderten oder richtiger als Maximalgehalt angebotenen Summe sprachen. Für einen Deutschen seien tausend Thaler genug, lautete die niederschlagende Antwort, der auch die dringendste Rücksicht auf die angegriffenen Staatsfinanzen nichts von ihrer peinlichen Bitterkeit nimmt. Aber für Lessings Wünsche wären tausend Thaler wirklich genug gewesen, und ihm hätten in der Bibliothek im Lustgarten keine sehnsüchtigen Träume von Rom und den verlassenen Herrlichkeiten die Seele gedrückt. Sollte man es nicht noch einmal wagen, oder, falls jener frühere Vorschlag unglaubwürdig ist, sollte man es nicht jetzt wagen? Eine Pause trat ein. Der für Berlin und Dresden fragmentarisch beschleunigte „Laokoon“ erschien. Würdigte ihn der König eines raschen Blickes, so zeigte gleich der Eingang wahrlich keinen deutschen „Pedanten“ und konnte den hohen Herren leicht von einem Vorurtheil curiren; das Ende gab in Bayles beliebter Weise strotzende Fußnoten, im Text aber den Beweis, Winckelmann sei diesseits der Alpen nicht ohne Rivalen; wogegen sich selbst französische Freunde des Königs wie Marquis d'Argens nicht verschlossen. Wäre es ferner nicht möglich, daß der spätere (il y a quelques années 1770?) Einfall den „Laokoon“ französisch fortzusetzen auf einen älteren Berliner Plan zurückginge, daß die französisch wiedergegebene Einleitung bloß ein zurückgelegtes Blatt mit kleinen Änderungen wäre? Für Friedrich II. Simonide statt „der griechische Voltaire“, für ihn die doch etwas dreiste Versicherung, dem Verfasser sei in derlei Materien das Französische ebenso geläufig als das Deutsche? Denn Französisch wurde gefordert, und daran scheiterte später Heyne. Auf der andern Seite: welche nie kleinlich rechnende Vornehmheit Lessings! Er hat kein Wort gegen französische Dichtung und Forschung in seinem Buch unterdrückt. Er giebt sich, obgleich die Polemik gegen Winckelmann ein gesuchtes Nachspiel ist, nicht den Schein eines

Triumphes, sondern beugt sich als Schüler vor dem Meister. Noch mehr: der dritte Theil des „Laokoon" sollte mit einem Mahnruf zur künstlerischen Verherrlichung des siebenjährigen Krieges und seines Hauptheros schließen, denn nichts anderes bedeutet die beabsichtigte „Ermunterung die bildenden Künstler aus den alten Zeiten zurückzurufen und sie mit Begebenheiten unserer itzigen Zeit zu beschäftigen. Aristoteles Rath, die Thaten Alexanders zu malen." Er hat nur das allerletzte Glied dieses Gedankens im 11. Cap. vorweggenommen, aber selbst die leiseste, feinste Schmeichelei verschmäht und erst, als er viel härter denn Winckelmann fortgestoßen war, dem König öffentlich in „Minna von Barnhelm" schlicht und groß gehuldigt.

Die Wartezeit in Berlin mochte ihm mit ihren Anfragen und Gerüchten verdrießlich sein, sonst wäre er schwerlich als Gesellschafter des halbwüchsigen v. Brenkenhof im Sommer nach Pyrmont gereist, denn der kränkelnde Jüngling konnte ihm geistig nichts geben, und etwa der klugen Rücksicht auf den sehr einflußreichen Vater desselben alle Neigungen zu opfern war Lessings Sache gar nicht. Ein Nebenmotiv ist es doch wol gewesen. Das Bad verschaffte ihm wenigstens eine flüchtige Begegnung mit Möser. Auf der Rückreise hielt er in Göttingen an, der Zeiten gedenkend, wo ihn der Vater hier in die Universitätscarriere schieben wollte, wo ihn von hier aus der Beifall Michaelis' ehrte. Jetzt besuchte er ihn als ein führender Schriftsteller und gab in frischen Gesprächen dem berühmten Orientalisten die Anregung zu einer populären, nicht nur für gelehrte Lateiner geschriebenen Bibelarbeit. Er befestigte die alte Freundschaft mit Kästner, ging sicherlich an Heyne nicht vorbei und schloß auf der Bibliothek mit dem in spanischen Dingen sehr bewanderten Dieze eine bleibende Verbindung. Cassel und seine Sammlungen wurden rasch betrachtet. In Halberstadt nahm ihn Gleim gastlich auf, doch scheint Lessing in den behaglichen Erholungsstunden bei dem liebevollen Hüttner seine erregten Gedanken über Berlin verborgen zu haben. Ob die Entscheidung gegen Ende der Reise oder bald darauf gefallen ist, wissen wir nicht. Quintus Icilius wurde ein für alle Mal mit seiner lästigen Empfehlung abgewiesen; freimüthige Worte zu Gunsten der Deutschen hatten nur zur Folge, daß Friedrich einen Bibliothekar aus Paris zu verschreiben beschloß. Auf dem Schauplatz, der einem Winckelmann, einem Lessing durch

unverständigen Eigensinn versperrt blieb, spielte nun eine klägliche Farce. Daß der König Winckelmann mit einem verkommenen Auditeur verwechselt habe, dürfte apokryph sein, aber seinen französischen Bibliothekar hat er durch ein wunderliches, vielleicht von Betrug nicht freies Quiproquo erhalten. Interessirt für die älteren Lettres philosophiques sur les physionomies des Pernety, fragt er seinen Finanzbeamten dieses Namens, ob der Schriftsteller Pernety mit ihm verwandt sei, und erhält die Antwort „Er ist mein Bruder." So wird statt des Lyoner Canonicus Jacques P. im Jahre 1767 sein Vetter, der Pariser Benedictiner Antoine Joseph P., der über Mythologie und Hieroglyphik geschrieben hatte, berufen, ein Fünfziger ohne jede Befähigung für seine Aufgabe, welcher der Bibliothek gar nichts leistete und 1783, von Stosch collegial gepeinigt und in seinem wirren Kopf durch lächerliche Orakel über einen in der Mark losbrechenden Weltuntergang verstört, nach Paris zurückkehrte. Eine Schande für die deutschen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts, daß er nicht immer dort geblieben ist. Den jungen Lessing vertrieb ein Franzose vom Range Voltaires, den reifen Lessing verwarf Friedrich einem kleinen französischen Schriftsteller zu Liebe, den man noch dazu mit einem andern verwechselte. Doch hat Lessing das Satyrspiel nicht mehr in Berlin mitgemacht. Es scheint, daß der Schiffbruch seiner Hoffnungen in den October 1766 fällt, wenigstens schreibt er am 31. an Gleim so abgerissen, wie die Aufregung Lessings sich gern ausdrückt: „Ich bin indeß krank gewesen; ich bin verreiset und wieder verreiset gewesen; ich habe Verdruß, ich habe Beschäftigungen gehabt." Dem Vater theilt er nach geraumer Zeit unmuthig mit: „Ich bin von Berlin weggezogen, nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft, worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen." Nach solchen Erfahrungen konnte allerdings der Spruch „es kommt doch nischt dabei heraus" zur stehenden Redewendung bei Lessing werden, der fortan einen heftigen Groll gegen die Stätte so unverdienter Niederlagen nicht mehr überwand. Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? ruft er bitter, das Wort Molieres sehr ironisch auf die „Königin der Städte" anwendend. Die gepriesene Berliner Freiheit entlockt ihm eine bittere Parodie; er wirft dem selbstzufriedenen Berliner Pfahlbürger und Aufklärer Nicolai harte Worte über ein französirtes Berlin und vornehmen Hofpöbel, über die einzige verächt-

liche Freiheit der irreligiösen Sottise ins Gesicht, und Preußen heißt ihm das sclavischste Land von Europa. So war sein Eindruck; nie aber hat ihn die persönliche Unbill blind gemacht gegen die „glorreiche Sclaverei," in welcher der früh gealterte, vereinsamte, freudlose Preußenkönig sich verzehrte.

In Berlin konnte Lessing selbstverständlich nach solcher Enttäuschung nicht bleiben. Auch der geschworene Preuße Gleim mußte das einsehen; er schreibt später brav und treffend: „Himmel und Hölle hätte ich bewegt, Sie bei uns zu behalten, wäre ich, wie z. E. Sulzer, zu Berlin gewesen. Denn nicht Dem, der wegen seiner französischen Erziehung gleichgiltig gegen Alles, was deutsch ist, geworden, sondern allen denen, die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle möglichen Wege eingeschlagen sind, einen Lessing bei uns zu behalten: Diesen nur leg' ich es zur Last, daß wir ihn verlieren." Der Gute wäre gleich mit dem ersten Beitrag zu einer Ehrengabe hervorgetreten, und er spielte in Dresden den eifrigsten Lobredner Lessings, sowie er und sein Kreis im Winter 1766 auf 1767 für Lessings Berufung nach Cassel sehr ernstlich wirkten. Leicht wäre Lessing Leiter der dortigen Kunstsammlungen und Professor der Alterthümer am Carolinum geworden, wenn er sich nicht inzwischen auf einem ganz andern Felde verpflichtet gehabt hätte. Der „Laokoon" heißt nun eine Nebenarbeit. Seine Losung schöpft er rasch entschlossen aus Juvenal:

Quod non dant proceres, dabit histrio.

Er verschreibt sich dem Theater.

VI. Capitel. Hamburg.

1. Die Hamburgische Dramaturgie.

Und auf der Spur des Griechen und des Britten,
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

In der Bühnengeschichte unsrer hervorragendsten Theaterstädte des achtzehnten Jahrhunderts steht Lessings Name verzeichnet. Leipzig sah seine tastenden Schritte auf den schon morsch gewordenen Brettern der Neuberin und zog ihn später als treue Herberge der deutschen Schauspielkunst nochmals an sich. Wenig fehlte, daß Wien mit einem versprengten Häuflein der Neuberschen Truppe auch deren jungen Freund gewonnen und im Anfang einer „regelmäßigen" Bühnenreform festgehalten hätte. Doch der Jüngling ging nur eine lockere Verbindung ein, und der Mann, der in Wien vorsprach, zu dem Kaunitz seinen Boten sandte, ward dem aufsteigenden Burgtheater ein Berather aus der Ferne. Als Mannheim, der Herd des bürgerlichen Dramas, ein Nationaltheater errichtete, wurde Lessing sogleich zum Leiter ausersehen. In allen Nöthen und Hoffnungen unsers Schauspiels kannte man keine höhere Autorität über ihm. Er selbst hing mit ganzer Seele an dieser Entwicklung, unterhielt von Anbeginn persönliche Beziehungen zu den Komödianten, beschleunigte durch sein dramatisches Schaffen den Fortgang des deutschen Lust- und Trauerspiels, rüttelte die Dichter, Darsteller und Zuhörer auf und fand von jeder Abschweifung im Augenblick den Rückweg auf sein Lieblingsfeld. Gerade vom „Laokoon" aus war die Brücke leicht zu schlagen: da wird Shakespeare auf den Schild gehoben, da verblaßt das Truggold der Franzosen vor dem stillen Glanz der Alten, deren Kunst auf der obersten Staffel geschaut wird,

da sollte das Drama als höchste dichterische Gattung anerkannt und abgegrenzt und auch die lebendige Malerei des Schauspielers, ein altes Thema Lessings, behandelt werden. Bei solchen Verbindungskanälen zwischen dem eben abgebrochenen Werk und dramaturgischen Bestrebungen mußte auch ohne den Berliner Mißerfolg eine festere Anknüpfung mit dem Theater sehr viel Lockendes für Lessing haben. Niemand hätte ja freudiger als er die bittere Verneinung der „Litteraturbriefe“ durch eine frohe Bekräftigung verdrängt: wir haben ein Theater, wir haben Schauspieler, wir haben ein Publicum.

Ehrliche Anstrengungen zur Reform der deutschen Theaterzustände waren nichts Neues. Nachdem die englischen Hoftruppen kleinerer Fürsten im siebzehnten Jahrhundert undisciplinirten einheimischen Banden Platz gemacht hatten, versuchte endlich Magister Veltheim mit richtigem Blick und ohne Überstürzung eine äußere und innere Säuberung der Scene. Er scheiterte in Sachsen und ging in Hamburg unter. Auch Neubers fanden in Sachsen kein dauerndes Glück und verließen den Hamburger Schauplatz mit vorwurfsvollen Worten. Eine Theaterreform durch die Principalschaft war ein Widerspruch in sich, denn nur wenn dies mühselige, nach Brot gehende, heimatlose Vagabundenleben und die nothgedrungene volle oder halbe Rücksicht auf ein wechselndes Parterre wegfielen und eine sichere Beständigkeit eintrat, konnten Darstellende, Dichter und Genießende unter der Obhut des Staates, des Hofes, der Großstadt gemeinsam das Heil der Musen fördern. Allzu lange verschloß der undeutsche Kunstgeschmack der deutschen Fürsten sein Ohr gegen diese schreienden Bedürfnisse, und erst nachdem große Privatunternehmungen elend gescheitert waren, schritten sie zur Gründung sogenannter Nationaltheater, denen die erste Bedingung des Gedeihens nicht fehlte, nämlich finanzielle Sicherung. Die klarsten Reformvorschläge, von Winken Pyras abgesehen, machte der freigewordene Gottschedianer J. E. Schlegel, aber für Dänemark, seine neue Heimat, nicht für Deutschland. 1764 erschienen im dritten Bande der von dem Bruder des Verstorbenen gesammelten Werke mehrere Abhandlungen, welche die Schäden des französischen Repertoires scharf beleuchteten und ein freimüthiges Programm zur Neugestaltung des ganzen Theaterwesens vorlegten. Schlegel will die „Einfalt“ der Antike durch keine Pariser Brille betrachten und, wie die Griechen, die Natur

im Philoktet ohne Ekel bewundern. Er erhebt den großen Stil des hellenischen Dramas, wo keine Declamation sich spreizt und ohne Romanverwirrungen, einförmige Liebeserklärungen und unindividuelle winselnde Helden „alle Zufälle aus den Charakteren der Personen" fließen. Nicht in der Polemik gegen den Hanswurst liegt für ihn die wahre Reinigung des Theaters, „denn das ist nicht genug, daß Unflätereien daraus verbannt sind; Liebesverwirrungen, Intriguen der Helden und die Sprüche der Opernmoral, wovon auch die Tragödien voll sind, sind ebenso gefährlich." Wie Lessing in den „Litteraturbriefen" leiten ihn völkerpsychologische Vergleiche zu dem Schlusse, daß in den nördlichen Ländern die conventionelle Liebe als Haupthebel der Tragödie nicht die gleiche Wirkung thue wie in romanischen, daß ihnen die englische Kunstweise viel gemäßer sei, daß man sehr thöricht aus einem nationalen Theater ein französisches in deutscher Sprache gemacht und das englische Drama aus Unverstand angeklagt habe, weil es dem Pariser widerspreche „und weil die Poeten in England ihre Stücke nicht nach Recepten machen, wie das Frauenzimmer seine Puddings." Gegen die hohlen classicistischen Regeln spielt er den Trumpf aus: „Die Wahrheit zu gestehen, beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Ortes rühmen, dieselbe großentheils viel besser als die Franzosen, die sich viel damit wissen, daß sie die Regeln des Aristoteles so genau beobachten." Da aber ein künstlerisches Repertoire nur in einem nicht allen Wechselfällen der Principalschaft unterworfenen, sondern „beständigen Theater" gedeihen kann, fordert er für Kopenhagen eine Bühne, der ein kundiger Dramaturg mit Gehalt und einem Antheil am Gewinn vorstehe; die Schauspieler sollen ohne jede Sorge um die Tageseinnahme eine würdige Besoldung genießen, der Dichter aber — eine bedeutsame Neuerung — immer den Erlös der fünften Aufführung als Tantieme einstreichen.

Hamburg, die stolzeste Geldstadt und seit langer Zeit die wichtigste Theaterstadt Norddeutschlands, versuchte Schlegels fromme Wünsche zu verwirklichen. Hier war man in keinen ängstlichen Schranken befangen. Der behagliche niedersächsische Realismus ergetzte sich seit vielen Jahrzehnten an plattdeutschen Komödien, die Holbergschen Lustspiele empfing man nachbarlich aus erster Hand, die Handelsverbindungen hatten den frühesten Import englischer Litteratur herbeigeführt und ein Hamburger

hatte zuerst von dem „berühmten Tragicus“ Shakespeare gesprochen. Aber auch Frankreich und Obersachsen sandten ihre geistige Waare auf diesen Platz, und in einem beliebten Localstück wurde der Hamburger „Bookesbeutel“ oder Schlendrian an dem artigen Kleinpariser Witz und Benehmen gemessen. Die Haupt- und Staatsaction, die Harlekinade, die französisch-sächsische Komödie, die durch Gottscheds Schule angeeignete Tragödie, das bürgerliche Trauerspiel Englands, alles hatte in Hamburg Aufnahme gefunden. Anfangs unter Schwierigkeiten, denn, durch lange Jahre obenauf, riß die Oper, bis sie einer langsamen Zerbröckelung verfiel, alle Mittel und Interessen an sich. Glanzvoll, im Pomp der Decorationen schwelgend, hatte sie 1678 ein eigenes Haus am Gänsemarkt bezogen und ein berückendes Regiment entfaltet, dem die Flüche der empörten Orthodoxie keinen Abbruch thaten. Hohe Berge von Libretti thürmten sich auf, ein Gemengsel aus heroischen, allegorischen, historischen, schäferlichen, possenhaften, verstiegenen und platten, schwülstigen und niederdeutschen, steifen und ausgelassenen Elementen, zubereitet von flinken Litteraten und eifrigen Dilettanten. Die Dichtung Hamburgs gab sich zeitweise ganz den Forderungen der Oper, des Oratoriums, der Cantate und Serenate hin. Händel legte hier einen Theil seiner großen Laufbahn zurück. Der geniale Keiser schenkte sein volles, müheloses und melodisch sprudelndes Schaffen den Hamburgern. Aber schon Barthold Feind in den „Gedanken über die Opera“ rügte die einreißende „größeste bassesse eines mauvais goût.“ Diese Alleinherrschaft eines im Durchschnitt sehr äußerlichen, flüchtigem Ohrenschmaus und sinnlicher Augenweide fröhnenden Opernwesens war eine schlechte Vorbereitung zum Drama, so daß erst nach dem Tode der längst dem Marasmus verfallenen Oper, also um die Mitte des Jahrhunderts, und nachdem das Opernhaus fast einer Ruine glich, gastirende Truppen ihre Rechnung fanden und viel, viel länger, über Lessing, Schröder, Schmidt hinaus harte Klagen über den Mangel an ernster Theilnahme sehr berechtigt waren. Wenn noch Schröder sich in Kämpfen gegen eingewurzelte Übel aufrieb und sein künstlerischer Erbe, der „alte Schmidt“, mit den Dramen Goethes und Schillers schlechte, mit denen Lessings aber die schlechtesten Kassen machte, so springen die sehr erheblichen Schwierigkeiten für ältere Unternehmer ins Auge. Die besten Truppen versuchten in Hamburg ihr

Glück; was der Neuberin mislungen war, gelang seit 1756 dem in ihrer Bande ausgebildeten Schönemann leiblich und noch besser von 1758 bis 1763 dem uns von Leipzig her bekannten Koch, welchem Ackermann folgte. Indem diese Männer wesentlich denselben Grundsätzen huldigten und durch den Übergang erster Mitglieder von einem Principal zum andern sowol im Bühnenensemble und im collegialen Verkehr, wie im Verhältnis zum Publicum eine erfreulich wachsende gute Tradition eintrat, schien die Zeit für dauernde Gründungen reif. 1765 wurde das Operngebäude abgebrochen und an derselben Stelle binnen weniger Monate ein unscheinbares, aber geräumiges Schauspielhaus errichtet, welches der Eigenthümer Konrad Ernst Ackermann, Schröders Stiefvater und Vater der damals noch in den Kinderschuhen steckenden Charlotte, am 31. Juli eröffnete. Einer französischen Tragödie ging „Die Komödie im Tempel der Tugend" voraus. Schade nur, daß diesem Tempel die nöthige Ordnung und Eintracht fehlte, denn Ackermann erwies sich als schlechten Haushalter, überzahlte das von der schaulustigen Lebewelt geforderte Ballet und erlag bald trotz dem guten Repertoire und der trefflichen Darstellung theils seiner Finanzklemme, theils cliquenhaften Ränken. Letztere wurden besonders von dem Verfasser jenes tugendhaften Vorspiels betrieben. Eine herrschsüchtige Heroine schürte in Hamburg das Feuer, welches Johann Friedrich Löwen, Schönemanns Schwiegersohn, durch feindselige Broschüren von Schwerin aus egoistisch anfachte, denn ihn gelüstete, sich statt seines kümmerlichen Secretärpostens eine maßgebende Stelle am Hamburger Theater und zugleich seiner zu unfreiwilliger Muße verurtheilten jungen Frau ein vortheilhaftes Engagement zu erobern. Löwen, ein beweglicher, aber flacher Poet, dessen possirliche Romanzen einst weit verbreitet waren, empfahl sich durch persönliche Verbindungen, eine lange Bekanntschaft mit dem Theater, ein theoretisches Büchlein über Mimik, leichte Proben in der komischen Gattung, Bearbeitungen und reformatorische Auseinandersetzungen für eine leitende Stelle. 1766 erschien seine Tendenzschrift „Geschichte des deutschen Theaters", erbärmlich in der flüchtigen Übersicht über frühere Perioden — nennt er doch Reuchlin „einen gewissen Reichlin" —, lehrreich für die freilich sehr mit Absicht recht schwarz gemalten Wandertruppen des achtzehnten Jahrhunderts, vielfach direct an die „Litteraturbriefe" anknüpfend. Er bewundert Corneille,

tritt aber auch für das bürgerliche Trauerspiel ein, stößt gern in das Horn Diderots und wirft dem deutschen Lustspiel Mangel an Weltkenntnis vor. Seine Anklagen betreffen die Ungebildetheit der Principale und — Ekhof ausgenommen — der Acteurs, die schlechte Lebensart des Standes, die üble Finanzwirthschaft, die niedrig burlesken Bestandtheile des Repertoires, die Gleichgiltigkeit der Fürsten und Magistrate, das Vorurtheil der Geistlichkeit, den Mangel an französischer Centralisation. Seine Forderungen sind dreierlei. Der Souverän oder die Republik müsse das Theater der Principalschaft entreißen und einen Intendanten anstellen; dafür wäre, da Wien litterarisch zurückgeblieben, Berlin der berufene Ort, wegen seiner Dichter und Kritiker und durch einen mächtigen Fürsten, dessen bisherige Lauheit Löwen ganz vernünftig begreift. Es müsse eine Theaterakademie errichtet werden. Endlich: „Man müßte den Stand der Komödianten vorzüglich ehrwürdig zu machen suchen", jede Ausschreitung streng ahnden und wie in Rom das Bühnenwesen tüchtigen Censoren zuweisen.

Alles schien nach Wunsch zu gerathen. Ackermann befand sich in peinlicher Geldverlegenheit. Die erste Heldin Frau Hensel, froh eine mehr lyrische Rivalin, die auch von Goethe bewunderte Caroline Schulze, herauszubeißen und allein im Hause zu gebieten, drängte ihren Galan, den Kaufmann Abel Seyler, mit Ackermann zu verhandeln und sich an die Spitze eines Consortiums zu stellen, dem der in die Reihe der Truppe zurücktretende Director wirklich am 24. October 1766 sein Theater auf zehn Jahre verpachtete. Man erneuerte alte und schloß einige neue Engagements. Löwen wurde artistischer Director und übersiedelte mit seiner der Bühne wiedergegebenen Gattin. Ein aus Paris empfohlener Decorateur traf ein, auf welchen die Zeitungsreclame ebenso hinwies wie auf die Hauptacteurs, den Kostenaufwand für ein, bald unzulänglich befundenes, Ballet, das reformirte Orchester, die nach künstlerischen Grundsätzen eingerichtete Zwischenmusik. Bescheiden hatte Ackermann das Scepter niedergelegt, indem er das Publicum bat seinen berufenen Nachfolgern durch fortdauernde Gewogenheit ihr ruhmwürdiges Vorhaben zur Hebung des Theaters zu erleichtern. Als sei schon jeder Sieg gewonnen, stieß im October 1766 Löwen mit einer „Vorläufigen Nachricht von der auf Ostern vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters" selbstgefällig in die Trompete. Aber ohne einen Theaterdichter war das Programm

nicht ganz erfüllt; nur Lessing oder Weiße konnten in Frage kommen: Weiße klebte an der sächsischen Scholle, Lessing stand ungebunden da. Vielleicht war der Kaufmann Wessely, der im November einen für unsere Frage gleichgiltigen Brief Löwens (Hamburg 4. Nov. 66) sammt der Broschüre bei Nicolai abgab, beauftragt Lessing auszuhorchen, ob man wol auf ihn zählen dürfe. Diese Kunde mußte dem Tiefgekränkten als Rettungsanker erscheinen. Von der alten Liebe zum Theater entflammt, der Hamburger Tage von 1756 und der mit Ekhof geschlossenen Bekanntschaft denkend, schiebt er den gedruckten „Laokoon", der ihm kein Heil gebracht, bei Seite und zieht die handschriftliche „Minna von Barnhelm" hervor um seine Zukunft auf diese Karte zu setzen. Er fragt sich, ob er über den gelehrten Arbeiten nicht schon zuviel Frische des Geistes eingebüßt habe, und hofft in der Luft eines verheißungsvollen „Nationaltheaters" dichterisch aufzuleben. Es reizt ihn ohne langes Hin- und Herschreiben die „Hamburgische Entreprise" mit eigenen Augen zu prüfen. Am 22. December befindet er sich schon einige Wochen an der Alster und kann dem Bruder Karl, seinem Berliner Stubengenossen, melden, die bewußte Sache nehme einen sehr guten Gang; es komme nur auf ihn an sie mit den vortheilhaftesten Bedingungen abzuschließen. In der richtigen Überzeugung, welch ein Gewinn schon der Name Lessing für das Unternehmen sei, bot ihm die Gesellschaft das ansehnliche Jahresgehalt von 3200 Mark heutiger Rechnung. Das Geld aber, so willkommen es war, konnte nicht allein entscheiden, und gegen die förmliche Bestallung als „Theaterdichter" erhoben sich in Lessing gerechte Bedenken, gehörte er doch nicht zu den rüstigen Arbeitern, die ihre Stücke zu bestimmten Terminen pünktlich einliefern. Er war gewohnt rasch zu entwerfen, langsam zu prüfen, nach Lust zu pausiren und in der letzten Gestaltung jedes Sätzchen seiner treuen Gehilfin, der Kritik, vorzulegen. „Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll,

niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." In diesem Sinne wird er gleich damals den Antrag Hamburgs Goldoni zu werden abgelehnt haben. Ohne bestimmte Verpflichtungen traf man „eine Art von Abkommen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht ..... Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen." Von regelmäßigen Theaterberichten scheint während jenes Besuches noch gar nicht die Rede gewesen zu sein, sondern nur von „einer Art" Versprechen zwanglos für die Nationalbühne zu schaffen. Die Rollen der „Minna" konnten ja sogleich vertheilt werden, und jener Absage zum Trotz überkam den Sanguiniker in der Zwischenzeit zu Berlin wieder das lange vermißte, den Lope herausfordernde Kraftgefühl, so daß er unter den Freunden lustig wettete, jeden beliebigen Stoff wolle er zu einem Lustspiel verarbeiten, und alsbald den vorgeschlagenen „Schlaftrunk" mit findiger Technik in Angriff nahm. Mittler Weile kam den „Entrepreneurs" der Einfall eben das an Lessing zu nutzen, was ihm die regelmäßige Tagesarbeit als Theaterdichter verbot, die Kritik, und dem deutschen Nationaltheater den ersten Kritiker Deutschlands als ständigen Berichterstatter zu gewinnen. Zugleich sollte der „Consulent" Lessing Sitz und Stimme im Verwaltungsausschuß haben, doch ist uns weder die Zeit der festen Übereinkunft, noch das Maß seiner Befugnisse und Obliegenheiten genauer bekannt. In erster Linie wurde er der officielle Journalist der neuen Bühne und ging als solcher Anfang April 1767 eilig, sogar ohne sich von dem Bruder zu verabschieden, nach Hamburg ab.

„Als vor Jahr und Tag" erzählt er am Ende seiner an Enttäuschungen reichen Dramaturgie „einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wol nützlich sein könnte? — Ich stand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgiltig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die

geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte. Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? Darauf war also leicht geantwortet."

Die Träume seiner Jugend, wo er „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" übereifrig zu Markte gebracht, die ernsten Mahnungen seiner reifen Jahre schienen in Hamburg der Erfüllung nahe. Sehen wir zu, wie sich die Anfänge des Nationaltheaters darstellen. Ein Triumvirat von Kaufleuten stand an der Spitze des Consortiums, dem außer ihnen noch neun Gründer angehörten. Die Seele der Entreprise war der siebenunddreißigjährige Abel Seyler, ein Pfarrerssohn aus dem Canton Basel, der Kunst und den Künstlerinnen weit leidenschaftlicher als dem Mercur ergeben, das Gegentheil eines praktischen Schweizers und eines nüchternen Hamburger Handelsherrn. Keine Rücksicht auf seine Familie — eine Tochter wurde die Gattin des Dichters Leisewitz — konnte ihn hindern nach einem ungeheuren Bankerott die geretteten Reste den Löwenschen Theaterplänen zu opfern, um sein geliebtes Steckenpferd zu tummeln und die ehrgeizigen Wünsche seiner Herzenskönigin zu krönen. Ihm folgte sein Compagnon J. M. Tillemann; dritter im Bunde war der Tapetenhändler A. S. Bubbers, ein Enthusiast, der als junger Commis zur Schönemannschen Truppe entlaufen war und die alte Liebe zum Theater nicht vergessen hatte. Schon diese Zusammensetzung des Verwaltungsrathes stimmte manchen Hamburger bedenklich. Den tüchtigen Kaufherren wollte solch Hin- und Herlaufen zwischen Contor und Bühne nicht behagen, und eine von Bankeruttirern geleitete Entreprise fand an der soliden Börse wenig Credit. So herrschte von Anfang an bei manchem vorsichtigen und ehrenwerthen Mann ein starkes Vorurtheil gegen die Entreprise, das durch ungereimte Verschwendung hier, verlegene Knickerei dort bald erheblich gesteigert wurde. Fehlte damals überhaupt in den Hansestädten eine edle Opferwilligkeit für Tempel der Kunst, so wurde Seyler als „Butenminsch" und verkrachter Kaufmann um so weniger unterstützt. Dazu kamen unheilbare Mängel der inneren Organisation: Vielmännerwirthschaft, überall vom Übel, ist der Ruin der Bühne, die ein starkes Oberhaupt braucht und kein Collegium hochweiser Gemeinderäthe oder, wie in unserm Falle, wolmeinender Dilettanten. Auf die

unerläßliche Autorität war nicht zu rechnen, wenn der eigentliche Besitzer des Theaters Mitglied des untergebenen Personals war und seinen Pacht unregelmäßig empfing, wenn eine intrigante Actrice alle Fäden in der Hand hielt, wenn die Frau des Directors ein Rollenfach ausfüllte und der Director, an beiden Händen gebunden, den von Schiller für das Schauspielervolk als einziges Verhältnis geforderten kurzen Imperativ nicht zu sprechen vermochte. Löwen bekleidete auch das Amt eines „Übungslehrers", aber seine Lehre und Regie konnte so erprobten Kräften, wie hier im ersten Treffen standen, kaum imponiren. Lessing, wol geeignet auch Mimen Respect einzuflößen, mit ihrem Wesen und Unwesen lange vertraut, auch als Rathgeber bei schwierigeren Rollen bewährt, fühlte keinen Beruf ordnend in das Gewirr der Geldkrisen, Weiberränke, billigen und sehr unbilligen Anklagen aus dem trägen Publicum einzugreifen, denn seine Stellung als Recensent im Dienste des Nationaltheaters war höchst schwierig. Daß eine Liebhaberin nicht aus Hochmuth, sondern in der Erwägung dieses auf die Dauer undurchführbaren Zustandes gleich anfangs sich jede Erwähnung in den Recensionen verbat und die Leitung solche Ausnahmestellungen gut hieß, lehrt, wie schnell Lessing zu der Klage gedrängt werden mußte, niemand wisse, wer Koch oder Kellner sei; der schlimmste Vorwurf für ein Theater. Ein straffer Befehlshaber gebrach dieser erlesenen Truppe.

Die männlichen Kräfte führte Konrad Ekhof an, ein Hamburger Kind, eines Stadtsoldaten Sohn, damals im siebenundvierzigsten Lebensjahr, als fahrender Komödiant früh gealtert, das unschöne Handwerkergesicht voller Runzeln, kurz und schief gewachsen, aber mit einer Stimme begabt, welche den Neid jedes Collegen, das Entzücken jedes Zuhörers weckte, so voll und schmiegsam war dieses Organ und so weise verstand er auf diesem Instrumente zu spielen, stets der Rede die Gebärde anpassend. Die deutsche Bühne hat vielleicht nie einen größeren Sprecher gekannt, denn wie er die widerborstigen Alexandriner ohne den allen Schönemannschen anhaftenden Singsang bemeisterte, so frei floß ihm das heimische Platt in der Posse von den Lippen, und Lessings Prosa ward ihm nicht Anstrengung, sondern Genuß. Er wuchs mit seinen Aufgaben und wollte lieber dem Dichter in die Tiefen der Leidenschaft nachtauchen als die obenauf schwimmende

leichte Waare mühelos haschen. Seine Berufsauffassung war gründlich und sittlich, daher er einmal einem jungen Theologen ins Stammbuch schrieb, sie seien beide Lehrer, nur an verschiedenen Orten. Hier war wirklich nach Ciceros Forderung der vir bonus und der perfectus orator eins. Aller äußerlichen Geniemanier und Lüderlichkeit des alten Komödiantenthums feind, hatte er schon in den fünfziger Jahren als Vorbild für das collegiale Streben der späteren Mannheimer eine kleine Akademie gegründet, wo man alle Theaterfragen ernst berieth, auch an Pensionskassen dachte und für eine Schauspielschule schwärmte. Ekhof hatte sich eine tüchtige Bildung angeeignet, er sammelte Materialien zur Theatergeschichte, bearbeitete fremde Stücke, war selbst in bescheidenem Maße Dichter und der Vertrauensmann mehrerer Poeten. Indem er durch seine gutbürgerliche Sittlichkeit wie durch seine bewunderte Künstlerschaft, als Mensch wie als Darsteller die größte Verehrung genoß und an mitteldeutschen Höfen ein gern gesehener Gast wurde, eroberte er seinem ganzen Stande die Achtung der Nation. Darum feierte Gotter 1778 den Verewigten mit den Versen:

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn:
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt' Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.

Die ihr dem Heiligthum Melpomenens euch naht,
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wißt: Ekhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorbeerzweig entwand!
Wißt: er schuf euch die Kunst und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

Sein Medaillon ziert mit Fug gleich dem des Reimarus das Postament der Hamburger Lessingstatue. In dem Haus am Gänsemarkt stand er auf der Höhe seiner Kunst, aber er wäre kein geborener Schauspieler gewesen, wenn er nicht außer all den Species leidenschaftlicher oder lehrhafter reifer Männer und launiger Komödienväter auch andre, ihm von der Natur zu hoch gehängte Früchte begehrt hätte. Er

klammerte sich an jugendliche Liebhaberrollen, die ihn nicht kleideten, und trug sie wol zu sehr im Predigertone vor, oder er pfefferte in Possen seinen Part mit so carikirten Späßen, daß er an die unflätige Harlekinade streifte. Abgesehen von derlei Verirrungen war Ekhof ein vollendeter Künstler, ein lebendiger Kanon. Da der junge Schröder, dem die ganze deutsche Schauspielkunst die Eroberung Shakespeares, die schlichte Wahrheit und das einfache Wort verdanken sollte, noch nicht in den Dienst der Entreprise übergegangen war, bildete den jugendlichen Contrast zu Meister Ekhof der vielgewandte David Borchers, ein studentisches Talent, von der Theologie zur Bühne entlaufen, begabt für das Komische und das Tragische, für junge und ältere Partien, auch er ein fortreißender, dabei natürlicher Sprecher, von beweglichem Mienenspiel und freier, feiner Haltung, der beste Salonliebhaber der Zeit, aber durch zügellose Leidenschaften wie die Wuth für das Pharao in der harmonischen Durchbildung seiner reichen Gaben gehemmt. Neben ihm gewann Boek, auch in Chargen, steigenden Beifall. Ackermann war immer noch frisch genug um einen Paul Werner zu creiren, und Gottlob Hensel spielte niedrig komische Rollen, Bediente namentlich, so wirksam, daß man ihm ein ungeschicktes Phlegma in der Tragödie, wo er manchmal aushalf, gern verzieh. Von seiner Frau lebte er seit geraumer Zeit getrennt.

Friederike Sophie Hensel, geborene Sparmann aus Dresden (23. Mai 1738—22. November 1789), war die bedeutendste deutsche Heroine vielleicht des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, „ohnstreitig eine von den besten Actricen, welche das deutsche Theater jemals gehabt hat.“ Und nach einigen Jahren urtheilt Lessing in einem Privatbrief: „Ich bin kein persönlicher Freund von Madame Henseln, aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich noch keine Actrice gefunden, die das, was sie zu sagen hat, mehr versteht und es mehr empfinden läßt, daß sie es versteht.“ Zu diesem hohen Kunstverstand, der öfters trivialen Stellen ungeahnten Geist einhauchte, trat der Vorzug einer imposanten Erscheinung, ein dämonisches Temperament und eine Stärke des Tones, dessen ziehende und tremolirende Manier gleich dem schnarrenden R Borchers' nur wenige störte. Gegner warfen ihr auch in der Tragödie Übertreibung vor und bemerkten boshaft „die Ungeheuer macht Madam Hensel allemal vortrefflich“,

aber keiner konnte ihr je eine falsche Betonung, etwas nur Eingelerntes oder Anempfundenes vorrücken und sich der Gewalt ihrer Rede oder dem Bann ihres stummen Spiels ganz entziehen. Die rôles de force im französischen Trauerspiel lagen ihr vorzüglich, und in Süddeutschland als Madame Seyler fügte sie ihrem Repertoire auch eine Lady Macbeth und neuere Machtweiber ein, so daß die geblendete Tageskritik schwankte, ob solche Würfe nicht gar ihren Medeen und Meropen den Rang abliefen. Goethe denkt noch in späten Jahren von dem Beruf der „berühmten Seylerin" für „kolossale" Heldinnen so groß, daß er bei dem Wiedererscheinen einer solchen Kraft die Umgestaltung der benachbarten Figuren in dem Stück für selbstverständlich hält. Was er aber dem Weimarer Ensemble einmal nachrühmt: „hier gilt nicht, daß einer athemlos dem andern heftig vorzueilen strebt um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen", läßt sich am wenigsten auf die Hensel übertragen. Sie streckte die starke Hand nach allen Kränzen und drängte rücksichtslos bei Seite, was ihr im Wege stand. Demoiselle Schulze hatte weichen müssen; Madame Brandes, ihre namhafteste Rivalin, durfte in Hamburg nicht aufkommen. Für die „Donna", wie Klinger dann seine Directrice nannte, und die Brandes wurde jene opernhafte, durch lange leidenschaftliche Tiraden und große malerische Posen ausgefüllte Gattung des Monodramas gepflegt, wo die Heldin ganz allein über die Scene verfügt. Ekhofs Übergriffe waren harmlos gegenüber den Anmaßungen der allmächtigen Heldin: sie schritt auf ihrem Kothurn auch durch das Lustspiel und misfiel im bürgerlichen Drama durch ein gezwungenes weinerliches Wesen, oder sie gab plumpe Caricaturen und allerhand Kunststückchen der Technik. Wie geschaffen zur Marwood, spielte sie die Sara, und die realistische Wiedergabe des bei Sterbenden beobachteten Zupfens konnte schwerlich alles Vorausgegangene retten. Im Ganzen war Frau Hensel, die im Glück und Unglück eine seltene Energie bewährte und auch durch Bildung hervorragte, zugleich eine Zierde und eine Gefahr des Nationaltheaters. „Zwei ebenso sehr wegen ihrer Heftigkeit als wegen ihres Talents berühmte Actricen" nennt Gotter die Rivalinnen in dem für das „Lichter aus! mein Lämpchen nur!" der Primadonnen so symbolischen Monodrama. Glücklicherweise stand der Favoritin des ersten Unternehmers in der Gattin des Intendanten Löwen keine Brandes, sondern

eine sanfte, feine Frau zur Seite, die nach neunjähriger Pause wieder nie blendend, stets anmuthend als sentimentale Liebhaberin im Rührstück und feineren Lustspiel und manchmal auch in Mütterrollen dem Ensemble diente, durch eine gefällige Figur, liebenswürdige Mienen und eine lieblich geschulte Silberstimme vor einer ermüdenden Wirkung geschützt, welche ihr ausgeglichenes, nicht eben temperamentvolles Spiel sonst leicht hätte erzeugen können. Über eine Melanide, eine „Dame in Trauer“ ergoß sie die sanfteste Melancholie. Derber war Frau Boek, darum in Hosenrollen beliebt, und rascheres Theaterblut besaß Madame Susanne Mecour, die graziöse Ingenue der Bühne, eine mehr pikante als schöne Erscheinung. Lessing, der sie öffentlich nicht kritisiren durfte, nennt sie brieflich „sehr gut“; sie schuf als letzte Rolle die Recha und entzückte die Hamburger als Franziska, nachdem die erste Darstellerin, Demoiselle Schulze, zum Unterschied von der erwähnten Caroline allgemein „die Berliner Schulzin“ genannt, das Hamburger Theater rasch verlassen hatte. Diese machte in der Tragödie, z. B. als Marwood, Fiasco, gefiel jedoch im Fach der Lisetten, besonders als Franziska; daher ist es sehr häßlich, wenn ein Pasquillant Hamburgs, Licentiat Wittenberg, zehn Jahre später die bereits Verstorbene „in allen ihren Reden, Wendungen und Handlungen gemein und pöbelhaft“ nennt und in derselben theologischen (!) Streitschrift ihr Hamburger Engagement ziemlich unverblümt damit erklärt, daß sie Lessings Maitresse gewesen sei. Von dem Theaterklatsch konnte Lessing natürlich nicht verschont bleiben und sehr gelassen wies er die Hallenser Fraubase zurück, die seine artigen Wendungen über das sonore Marivaudage der Frau Löwen und über Demoiselle Felbrich zarter Neigung entspringen ließ. Die Felbrich, „ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verspricht und daher die beste Aufmunterung verdient“, schied gleich der Berliner Schulzin sehr bald aus; wol wegen mangelnder Beschäftigung, denn das Theater war „überflüssig mit Frauenzimmern versehen.“

Diese Kräfte und mehr gaben Lessing bald zu der Palinodie Gelegenheit: „Wir haben Schauspieler“ — „aber keine Schauspielkunst“ fügte er hinzu; doch ein wahrhaft stilvolles Ensemble, wie es das Hamburger Theater Schröders, die Wiener Burg, die Comédie française aufweisen, war nicht in einem Jahre zu gewinnen. Lessing

selbst sprach sich, als man die ersten muthigen Schritte that, wie zur Dämpfung der Löwenschen Reclame am besonnensten über die Ziele und Wege des Unternehmens vor dem Publicum Hamburgs aus.

Die Vorstellungen wurden am 22. April mit einer deutschen Originaltragödie, Cronegks „Olint und Sophronia," welche ein Wiener Litterat ergänzt und ein „benachbarter großer Dichter" (Dusch?) im vierten Act verbessert hatte, eröffnet. Prolog wie Epilog stammten von von Dusch, dem Opfer und Feinde der „Litteraturbriefe." Er nahm nach üblem Brauch den Mund etwas voll, verblüffte die Hamburger durch die Vision eines reifenden Roscius, eines zweiten Sophokles und apostrophirte sie feierlich: „Ganz Deutschland sieht auf euch!" Anders Lessing, der übrigens Nachbar Dusch von Altona mit Liebenswürdigkeiten reichlich, allzu reichlich bedenkt. Denselben Tag erschien die Ankündigung seiner auf Kosten der Entreprise herauszugebenden „Hamburgischen Dramaturgie," die er mit einer antiken Bezeichnung erst gar zu fremdartig hatte „Hamburgische Didaskalien" nennen wollen. Um nach dem ersten Kreuzfeuer der Meinungen ein ruhiges Gehör zu erlangen, schiebt er sein erstes Blatt um einiges auf und veröffentlicht die drei ersten Nummern, jede zu einem halben Bogen, am 8. Mai. Bis zum 18. August traten jede Woche zwei Stücke hervor; dann wurde der Fortgang ein sehr unregelmäßiger und stockender, bis die letzten zwanzig zusammen Ostern 1769 herauskamen und eine Vereinigung aller Blätter in zwei Bänden erfolgte.

Lessings „Ankündigung" ist das Gegentheil theatralischer Marktschreierei. Er verbürgt sich für den Fleiß und die Opferwilligkeit, aber nicht ebenso für Geschmack und Einsicht der Unternehmer. Er will nicht zu viel versprechen, das Publicum soll nicht zu viel erwarten. Keine schmeichelnde Verneigung vor dem hochansehnlichen Parterre: man wird dem Urtheil lauschen, doch die Kabale verachten und nicht jeden kleinen Kritikaster für das Publicum, jeden Liebhaber für einen Kenner halten. Er weist darauf hin, daß ein Repertoire ohne mittelmäßige Stücke mit ein paar guten Spielrollen nicht bestehen könne, und fordert eindringlich dazu auf immer dem Dichter zu geben was des Dichters, dem Schauspieler was des flüchtig schaffenden, mit und für den Poeten denkenden Schauspielers ist. Beredt und nicht ohne eine bittere Glosse, daß ein deutscher Dichter zur Hebung eines dänischen

Theaters Vorschläge gethan, weist Lessing auf den einsichtigen Mahner Schlegel hin. Die deutsche Bühne ist ihm weniger eine werdende, als eine verderbte; man darf daher auf eine polemische Dramaturgie gefaßt sein. „Diese Dramaturgie soll ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den sowol der Dichter, als der Schauspieler hier thun wird.“ Demgemäß ist in seinen Blättern ein Haupttheil über das Drama in Einzelkritiken über Tragödien und Komödien Deutschlands, Frankreichs, Englands u.s.w. und allgemeinen Betrachtungen und eine verstreute Partie von Urtheilen über schauspielerische Leistungen im besonderen und weiteren zu scheiden.

Gute Theaterkritiker wachsen nur in guten Theatern; aus beobachtenden Schülern werden sie richtende Meister und bezahlen ihr Lehrgeld durch Kritik, nicht immer zur Freude der Betroffenen. Lessing hatte schon als Jüngling die Bühne studirt, dies Studium bei jeder Gelegenheit fortgesetzt, als schaffender Dramatiker stets mit der Darstellung gerechnet, Theorie der Mimik an der Hand älterer und neuer Schriftsteller und auf eigenen Pfaden betrieben. So urtheilsfähig wie damals in Europa der einzige Diderot trat er nun genießend und prüfend vor die Schöpfungen des Schauspielers. Sie waren künstlerischer als alles bisher von ihm betrachtete, daher konnte er wie im „Laokoon“ inductiv verfahren, wieder lernen und lernen und, was er im Laufe mancher Vorstellung oder auch, da seine Ungeduld oft müde wurde, in einem Act, einer Scene aufgefaßt, als paradigmatisch niederschreiben. Aber gerade in der Aufgabe, den so vielgestaltig vorbeigleitenden Proteus mit Worten zu haschen und für Leser auf dem Papier festzuhalten, liegt die ungemeine Schwierigkeit, die immer nur andeutungsweise überwunden werden kann und der einfachen Vollendung gegenüber verzweifelt. Wasser zu ballen ist kaum schwerer als durch schriftliche Reproduction eine Leistung der Gebärde und des lebendigen Wortes zu fixiren, so daß wir sehen und hören was im Augenblick verschwunden und verklungen ist. Im Stile der uns vom „Laokoon“ her geläufigen Aesthetik zu sprechen: der Schauspieler schafft kein „Werk“, sondern er wirkt durch „Energie“, oder wie Lessing es in seiner Terminologie ausdrückt: „die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch“. Sie nimmt Theil an der Poesie und an der Malerei, denn der Schauspieler leiht den Worten des Dichters

seine Stimme und bietet durch eine fortlaufende, Wort und Stimmung interpretirende Pantomime eine „transitorische Malerei“. Beide Elemente müssen in stetem Einklang leben. Der flüchtigen Darstellung erlaubt Lessing gelegentlich, was er dem permanenten Stande der Sculptur verbot, die Wildheit eines Tempesta, die Frechheit eines Bernini, aber auch sie steht trotz der charakteristischeren Freiheit, welche ihr das Transitorische giebt, als sichtbare Malerei unter dem Gesetze der Mäßigung, darf weiter gehen als die bildende Kunst, nicht so weit gehen wie das Wort des Dichters. Äußerste Wuth wird sie, ohne das Feuer des Acteurs in seiner Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit zu dämpfen, nicht mit der äußersten Anstrengung der Stimme, mit den gewaltsamsten Gebärden, mit Geschrei und Contorsionen zur äußersten Illusion bringen. „Die Pantomime muß nie bis zum Ekelhaften getrieben werden.“ Das sind Paralipomena zum „Laokoon“. Er gestattet etwa der Posse Caricaturen, die in einer höhern Gattung abscheulich sein müßten, und rühmt den maître Pathelin Ekhofs, den Schröder und sein getreuer Meyer widerlich fanden. Während er die ganze bildende Kunst akademisch unter das schöne Joch des antiken beau idéal zwingt, sagt er von der Schauspielkunst nur: „Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr, sie ist verloren, sie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden.“ Die antike Schauspielkunst, im weiten Raum auf dem Kothurn mit Maske und Schallapparat arbeitend, konnte von niemand als Norm ausgerufen werden, und man wird überall, wo ein mannigfaltiges Repertoire vorhanden ist, nur einen, in seinen Mitteln wechselnden Stil proclamiren dürfen, den der Wahrheit. Deutschland hatte im sechzehnten Jahrhundert eine marionettenhafte, im siebzehnten und länger eine rohnaturalistische, im achtzehnten eine gespreizte Manier. Aber auch Garrick, wenn man z. B. den Macbethbildchen trauen darf, malte stark mit weitausholenden, Hogarthischen Schlangenlinien und war von der Tanzmeistergrazie — die Luft von sich wegzurudern oder, wie Lessing einmal sagt, mit den Armen „krieplichte Achten“ zu beschreiben — schwerlich ganz frei. Ekhof vermittelte zwischen der Neuber-Schönemannschen Convenienz und der Schröderschen Naturwahrheit, die sich wol zu wenig aus dem bürgerlichen Ton emporschwang. Iffland, der gastirende Virtuos, gefiel sich zu sehr in den

Mätzchen einer Detailmalerei, deren Propheten Böttiger der „Gestiefelte Kater" köstlich persifflirte. Die Weimarer Schule, auf neuen classischen Werken fußend, gängelte die Schauspielkunst so idealistisch wie Lessing die bildende Kunst, und Goethe gab ihr einen Codex voll steifer Regeln, die man nicht ohne Lächeln lesen kann. Es wird auch nicht angehen zwei Stile, einen classischen oder antikisirenden der idealmalerischen Wirkung, einer harmonisch begleitenden und durchcomponirten Mimik, und andererseits als mehr germanisch eine ruckweise markirende, absetzende Art energisch isolirter Gesten als ausschließende Gegensätze hinzustellen, da doch der Stil der Darstellung dem Stil des Darzustellenden sich anpaßt. Jene idealere Malerei wird vom Schauspieler im antiken Drama, bei den alten Franzosen, im „Nathan", in der „Iphigenie" oder im „Tasso", in Schillers Jambenstücken angestrebt werden, diese realistischere und momentanere bei Shakespeare, in „Emilia Galotti", im „Götz", in den „Räubern" oder „Kabale und Liebe", bei Kleist, im modernen Drama der Franzosen und aller Charakteristiker unseres Jahrhunderts. Wir sehen denselben Künstler in Wort und Gebärde heute von dem Idealisator Schillerscher Rhetorik edel gebändigt, morgen von einem Realisten zum Realisten umgewandelt; dieselbe Künstlerin heute als Antigone in den Posen antiker Plastik, morgen im Sittenstück des Tages von gegenwärtiger Beobachtung gefördert. Es giebt also nicht Eine Schauspielkunst, sondern so viele wahre Kunststile als es wahre Richtungen des Dramas giebt. Durchmustern wir die Hamburgische Dramaturgie, so bewundert Lessing einmal an einer Sprechrolle Ekhofs den Reichthum von malenden Gesten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichsam Figur und Körper giebt und seine innersten Empfindungen in sichtbare Gegenstände verwandelt, und er bewundert in der Komödie eine einzige Drehung des Kopfes, ein paar erhobene Finger. Er folgt dem Strom der Henselschen Tirade und hält mit ihr wie auf einen Ruck beim Übergang an, und er notirt sich den fast Ifflandschen Zug in ihrer Sterbescene der Sara, den gelinden Spasmus, der sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Arms äußert. Nirgends ist Lessing in engen Doctrinen befangen, vielmehr verurtheilt er bloß die Überschreitungen von Hamlets „goldner Regel", stellt es dem Schauspieler anheim, ob er aus der statuarischen Starrheit der Krisis herausbrechen oder allmählich sich herauslösen

soll, und fordert für die Gesten nur das Bedeutende und Individualisirende, für die Declamation ein wechselndes Mouvement und intensive Accente. Seine ganze Weisheit hat er später für Schröders Stammbuch, von wo der Spruch in zahllose Künstleralbums wanderte, dahin zusammengefaßt:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

Der Naturalist und der Macher mag es sich merken. Überall spricht ein Kenner der Bühne, der dem Schauspieler beim Dichter bescheidene Freiheiten einräumt und vom Dichter wiederum keine übertriebene Rücksicht auf Einzelheiten der Darstellung verlangt. Wie schön corrigirt er einmal den Dichter Gresset für den Acteur und sagt: „Wenn ich Schauspieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun sollen . . . Es sei uns immer angelegener, Menschlichkeit zu zeigen, als Lebensart.“

Lessing ist nun einer der wenigen, welche uns wirklich einen Schatten des vorbeiziehenden Bildes überliefern. Was z. B. Meyer im vieljährigen Studium Schröders nicht lernte, was Tieck, Laube, E. Devrient, L. Speidel manchmal vorzüglich treffen, hat Lessing an Ekhof gelernt. Dieser wurde ihm beinahe ein Laokoon der Schauspielkunst. „Alles“ sagt er einmal von Ekhofs feiner Scala der Affecte „was Remond de Sainte Albine in seinem „Schauspieler“ hierbei beobachtet wissen will, leistet Hr. Ekhof auf eine so vollkommene Art, daß man glauben sollte, er allein könne das Vorbild des Kunstrichters gewesen sein.“ Ihn führt er uns in einzelnen Rollen oder Momenten vor Augen, ihm hat er die mustergiltigen Bemerkungen über den brennenden und sich allmählich auskühlenden Ton leidenschaftlicher Eruptionen und die bewundernswerthe Beobachtung der Mimik des Zornigen abgelernt, und was die Dramaturgie lehrreiches über den Vortrag sentenziöser Stellen mittheilt, „hat man lediglich den Beispielen des Herrn Ekhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht.“ Neben Ekhof dominirt nach Gebühr Frau Hensel, wie gleich die ersten Nummern zeigen. Aber diese schwierige Dame kannte nur

eine bedingungslos lobende Kritik und nahm anders als Frau Löwen, die aus Lessings beredtem Lob die leisen Bemängelungen bescheiden herausspürte, auch den discretesten Zweifel an ihrer künstlerischen Allmacht und Unfehlbarkeit für eine Beleidigung. Die Vorgänge sind lehrreich. Lessing war in seiner Theaterkritik nicht ganz frei, daher verschwieg er gewiß oft, was ihm misfiel und was hätte besser sein müssen, wenn auch nach seinem Scherz nur auf dem Theater von Utopia jeder Lampenputzer ein Garrick ist. Seiner brieflich niedergelegten Überzeugung, auch ein zu gutes Spiel zerstöre das Ensemble, widersprach gewiß niemand öfter als die Hensel, die gern auf Kosten anderer glänzte und in forcirten Abgängen groß war. Dennoch gedenkt die Dramaturgie ihrer genialen Künstlerschaft stets mit dem höchsten, begründetsten Lob. „Ich wüßte" bemerkt Lessing nach einer Kette von Superlativen über ihre Genie „nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswürdiger Fehler. Die Actrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Cadets exercirt. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte." Über diesen beneidenswürdigen Tadel erboste Madame Hensel derart, daß Lessing nun seinerseits aus Stolz und des lieben Friedens wegen schon vom 25. Stück an die Kritik der Darstellung zum schweren Schaden der Kunst und der Künstler gänzlich fallen ließ. Er wisse dem Schauspieler nur eine Schmeichelei zu sagen, nämlich die: der Schauspieler sei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, stelle die Kunst über alles, höre gern eine laute, freie Kritik und wolle sich lieber manchmal falsch als seltener beurtheilt sehen. „Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren." Und am Schlusse des Ganzen spricht Lessing nach sarkastischen Anspielungen auf den Coulissenkrieg die Erfahrung jedes Kritikers aus, daß sich ein Mime nie genug gelobt, aber allezeit viel zu viel getadelt glaube. Die Hamburger „Unterhaltungen" aber, welche ihre Theaterberichte dem Scepter Lessings zu Liebe eingestellt hatten, nahmen sie, da er beharrlich schwieg und nach einiger Zeit auch die einzelnen Repertoirestücke außer Acht ließ, in scharfem Ton wieder auf; die Änderung des Lessingschen Planes will man lieber nicht auf ihre Ursache zurückführen:

„sie wäre vielleicht auch für einige Personen des Hamburgischen Theaters zu schimpflich“ . . .

Seine Kritik war fortan eine speciell litterarische oder allgemein aesthetische. Nur die Theatermusik ruft ihn einmal als Referenten auf ein Gebiet, wo ihn wenige suchen möchten. In langen Auszügen aus Scheibes „Kritischem Musicus“ und in einem stellenweise durch seine fast pedantische Genauigkeit den fachmännischen Souffleur verrathenden Excurs über die von Agricola zur „Semiramis“ neu gelieferte Musik nahm er Punkte des ungeschriebenen dritten Laokoontheiles auf. Er berührt den Unterschied zwischen der vageren Musik und der bestimmten Gefühlsdarlegung durch das Dichterwort, ahnt das Ideal Beethovenscher Ouverturen oder Mendelssohnscher Zwischenmusik, erhebt aber, wie Laien oft geschieht, manche irrige und zu akademische Forderung an das Orchester. Hanslick hat diesen Blättern eine liebevolle, feinsinnige Betrachtung gewidmet.

Bei zunehmender Verstimmung gegen die Hamburger Theaterzustände mußte auch der anfangs so rege Drang die neue Bühne mit neuen Geschöpfen zu bevölkern dahinschwinden. „Minna von Barnhelm“ blieb Lessings einzige Novität; sie war längst fertig. Aber „Faust“ rückte kaum vor, und „Emilia Galotti“ wurde zurückgelegt. Von zwei Lustspielen der Zeit besitzen wir nur Fragmente: das geringere, „Der Schlaftrunk“, ist modern und ihm ganz eigenthümlich, „Die Matrone von Ephesus“ dagegen experimentirt mit einem alten berühmten Stoffe der Weltlitteratur. Die leider so trümmerhaft überlieferten Satiren des Petronius enthalten eine schlank erzählte Novelle, die blutigste Verhöhnung weiblicher Treue. Eine als Ausbund von Tugend anerkannte Epheserin hat sich, untröstlich über den Verlust ihres Gatten, mit einer Magd in seinem Grabmal eingeschlossen und harrt, schon fünf Tage fastend, des vereinigenden Todes. Ebendamals waren in nächster Nähe etliche Räuber ans Kreuz geschlagen worden. Der Soldat, dem die Bewachung dieser Leichen oblag, gewahrte einen Lichtschimmer zwischen den Monumenten, vernahm die Klagen der Wittwe und betrat neugierig das Gebäude, worin er anfangs Gespenster zu erblicken wähnte. Nach Reden und Gegenreden holte er sogar seine bescheidene Zehrung herbei. Die Magd, durch den Duft des Weines verführt, langte munter zu, und tröstende Mahnungen bewogen die Matrone

ein gleiches zu thun, denn niemand hört es ungern, wenn man ihn zum Essen und Leben nöthigt. Die von der Zofe unterstützten Schmeichelkünste des stattlichen und beredten Kriegers bethörten die schöne Frau bald bis zur völligen Hingebung. Bei verschlossener Thür buhlte die allgemein todtgeglaubte Matrone in dem Gewölbe drei Nächte lang mit dem Soldaten. Inzwischen wurde der Leichnam eines Räubers von dessen Verwandten gestohlen. Der sorglose Wächter betheuerte nach dieser Entdeckung, er wolle sich durch Selbstmord der Strafe entziehen, und bat um einen letzten Ruheplatz in der Gruft. Da rief die so mitleidige wie schamhafte Matrone: mögen die Götter verhüten, daß ich die beiden theuersten Männer zugleich bestattet sehe; lieber will ich den Todten ans Kreuz heften als den Lebendigen umbringen. Der Soldat machte sich die Weiberlist zu Nutze, und am nächsten Tage standen die Leute verwundert vor dem Kreuz. So erzählt Eumolpos; doch ein Zuhörer bemerkt: wäre der Kaiser gerecht gewesen, er hätte den Mann wieder bestatten und das Weib kreuzigen lassen. Und in einigen von den vielen Versionen dieser wahrscheinlich aus Indien nach Europa gewandelten Novelle wird nicht nur das Vergehen der treulosen Wittib bedeutend erhöht, sondern auch das Endurtheil des petronischen Lycas grimmig ausgeführt. Handelt die Matrone so entsetzlich wie in Chamissos Lied von der Weibertreue, schlägt sie dem Mann einen Zahn aus und verstümmelt sie seinen Leichnam noch weit frecher, damit er dem gestohlenen ähnlicher werde, setzt sie in einer verwandten Erzählung Voltaires das Rasirmesser an die Nase des nur Todtgeglaubten, so entpuppt sich wol bei einem mittelalterlichen Gewährsmann der Soldat als ein grimmer Rächer und ersticht die Frevlerin unter Worten des Abscheus. China legte einen tiefen Pessimismus in die höhnische Fabel, die es durch indische Buddhisten, schwerlich von abendländischen Vermittlern erfahren hatte: ein Weiser stellt sich todt, um die Tugend seiner jungen Frau zu prüfen, und schickt ihr ein Phantom in Gestalt eines verführerischen Scholaren ins Haus. Sie erliegt einer Verlockung nach der andern, und als es gilt für den Jüngling eine Arznei aus Menschenhirn zu gewinnen, schlägt sie den Sarg mit einem Beil entzwei und will den Schädel des vermeinten Todten zerspalten — da erhebt sich strafend der entsetzte Gemahl. Die Phantome verschwinden, die Frau erhenkt sich, der Mann steckt das Haus in Brand, zerschmettert nach

einem bittern Abschiedsgesang seine liebe Flöte, zieht von dannen und heiratet nimmer.

Anders einige moderne Nachahmer unseres ältesten Berichterstatters Petron. Lustig beschloß La Fontaine den an feinen Wendungen reichen Conte von der rasch getrösteten, erfinderischen Epheserin mit einem frivolen Schellengeläut. Was verschlägts? Mieux vaut goujat debout qu'empereur enterré. Die Matrone vergoß auf der englischen Bühne ihre Wittwenzähren. Sie sprach oder trällerte auf den Brettern von Paris, wo zuletzt La Motte 1754 ein Klingsbergisches Paar gegen die hübsche Frau anrücken ließ und den gefährlichen Vorwurf mit talentlosem Leichtsinn übers Knie brach. Er hat gleich La Fontaine das Ende dadurch abgeschwächt, daß der ruchlose Vorschlag wie eine kleine Lustspielintrigue von der Servante ausgeht. Diese dem Petron ganz fremde Entlastung schien Lessing nicht entfernt zu genügen, als ihn sein kritischer Beruf in Hamburg zu dem Stoff zurückführte, den er schon in der Leipziger Studentenzeit, wir wissen nicht wie, bearbeitet hatte. Die Beurtheilung des La Motteschen Machwerks beflügelte nun im Dichter der „Minna" die Lust durch ein anderes „Soldatenglück" zu zeigen, wie eine so heikle epische Vorlage dramatisirt werden müsse. Es lockte ihn mit reifem Können einen Plan aufzuheben, den er einst als unausführbar neben Weiße hatte fallen lassen, und dem treu nach Petron gearbeiteten Alexandrinerstück des Leipziger Jugendfreundes nun eine gefährlichere Concurrenz zu bereiten.

Nur seinem neuen Vorhaben zu Liebe bringt er in der „Dramaturgie" eine Abschweifung darüber an, daß schon manche komische Erzählung in dramatischer Gestalt verunglückt sei. „Zum Exempel „Die Matrone von Ephesus" . . . Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Überredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedient, bei weitem nicht so fein und dringend und siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besondern Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde

ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelst des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen, verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wol auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Märchen gern mit einer recht giftigen Spitze hat schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermuthung nicht statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergetzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit"; man wende der Bühne den Rücken und verlange gleich dem Kaufmann bei Petron die Kreuzigung eines solchen Weibes: „Und diese Strafe scheint sie uns um so viel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges, lüderliches Weibsstück insbesondere. — Kurz, die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts."

Dies „anderwärts" ist das Theater. Die That des Dramatikers soll den Rath des Dramaturgen ergänzen. Wahrscheinlich hat Lessing in Hamburg schon vor dem eben citirten 36. Stück das eilige, aber bereits in den Hauptsachen sichere Scenar von nur neun Auftritten geschrieben und darauf um Septembersanfang 1767 den erweiterten ersten Entwurf gegründet, der die letzte, neunte, Scene ausgearbeitet, aber die schwierigsten Stellen des Ganzen nur skizzirt enthält. Dann trat eine Pause ein. Erst neben und nach den Studien über den Tod in der antiken Kunst betrieb Lessing die endgiltige Dialogisirung. Zum Theil wörtlich dem ältern Entwurfe folgend, ist sie Torso geblieben. Daß auch diese letzte Arbeit nicht ununterbrochen vor sich ging, lehrt schon die schwankende Benennung des Todten, der erst Telamon, dann Kassander heißt.

Der Schauplatz unsers Lustspiels ist der unlustigste, den die Komödie je aufgesucht: ein halbdunkles Grabgewölbe, feucht und zugig; darin zwei Särge, einer geschlossen, der andere offen. Zwischen den Sarkophagen schlummert die trostlose Antiphila, während Mysis, die Magd, sich eben den Schlaf aus den Augen reibt und bitterböse Betrachtungen über die kalten Nächte in dieser vom pfeifenden Wind und klatschenden Regen getroffenen Höhle anstellt. Sie ist sehr ungehalten über ihre Herrin: „Wenn sie den Schnupfen bekommt, so mag sie es haben. Ja so, sie will sterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen stirbt, Sterben ist Sterben." Das triste Epigramm stimmt zu dem unheimlichen Ort. Ein Geräusch unterbricht die Stille. Wo eine Zofe ist, mag ein Diener nicht weit sein, rechnete Lessing; den beiden Frauen müssen zwei Männer verschiedenen Ranges gegenüberstehen; wird der gemeine Soldat des Petron nothwendig zum Hauptmann befördert, so ist Raum für einen Offiziersburschen; und so folgen auf Tellheim, Werner, Just die Soldaten Philokrates und Dromo. Reichere Ausführung der Nebenpersonen wird auch hier die Bedenklichkeit der Haupthandlung mildern und verschleiern, die spaßigen Pointen des niederen Paares werden Wankelmuth und Vermessenheit des höheren annehmbarer machen und nach der gefährlichen Krisis die Hand zu einem Epilog gemäß alten Lustspielrecepten bieten. Dromo also tappt, von dem Lichtschimmer herbeigezogen, in das Grab. Der Wind hat ihm die Laterne ausgeblasen. Er traut anfangs den Dingen da unten nicht, hält Mysis für eine böse Geistin, ihre Lampe für Blendwerk — „das scheint nicht, das scheint nur zu scheinen" sagt so ein Lessingscher Dromo — und sucht furchtsam das Gespenst durch freundliche Titulaturen zu begütigen, bis er sich tastend von den ziemlich compacten Reizen seiner Geistin überzeugt. Mysis theilt ihm die Entschlüsse der jungen Wittwe mit. Nach Dromo soll jede Wittwe flugs einen Zweiten freien; „aber hier wird sie ihn schwerlich finden" lautet die ironische Ankündigung des Themas. Mysis fragt, ob ihr Besuch auch einer von den abgeschmackten Spöttern sei, die an keine Weibertreue glauben? Behüte, entgegnet Dromo-Lessing, glaube ich doch an Gespenster, warum nicht an die Treue der Frauen? „Ich glaube an alles, was nicht so recht glaublich ist." Mit stärkster Ironie läßt der epigrammatische Dichter die Zofe antworten: „Er war es nicht werth, an

diese heilige Stätte zu kommen, wo sich nun bald ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie gesehen." Dromo hört die Runde und enteilt, denn sein Hauptmann sei ein Teufel. Davon wird man sich bald überzeugen.

Allmählich erwacht die verzweifelte Antiphila um mit der spitzfindigen Hartnäckigkeit eines gestörten Sinnes von ihrem einzig geliebten Manne zu schwärmen. Nochmals wirft Lessing, der in diesen Fragmenten eine Menge Lichter aufsetzt, die Exposition mit feinen Rück- und Seitenblicken ausstattet und den Stil mit funkelnden Facetten übersät, einen Trumpf der zweideutigen Ironie hin. „Bei Allem, was in jener Welt schrecklich und heilig ist, bei ihm, bei dem die Götter zu schwören sich scheuen, — schwöre ich, daß ich nie, nie diesen Ort ohne den Geliebten meiner Seele verlassen will." Gleich darauf nennt Mysis bedeutungsvoll den Hauptmann. Schon betritt dieser mit Dromo die Schwelle. Antiphila stellt sich schlafend (im ersten Entwurf schlief sie wirklich). Nun wo die Matrone, im Innern doch voll unbewußter Gefallsucht, in einer nachlässigen, vortheilhaften Stellung auf dem Sarge liegt, strengt Lessing alles an jene Forderungen der „Dramaturgie" zu befriedigen. Keine Kunst der Verführung darf gespart werden. Die Wittwe ist gezwungen jedes Wort von den Lippen des bewundernden Offiziers anzuhören. Während Dromo, der auf ein „Sie schläft" der Zofe nur ein ungläubiges „Noch?" brummt, seine kecken Liebkosungen fortsetzt, steht Philokrates vor der verdächtigen schönen Schläferin und träufelt ihr das Gift verwirrender Schmeicheleien ins Ohr. Er beschaut ihre göttlichen Formen bei der Fackelbeleuchtung, die ihm Dromo wie einem Kunstschwärmer im Museum besorgt. Aber dies rührende Bild einer klagenden Venus, einer unverwelklichen Hebe, es lebt. Diese Schlummernde vernimmt, wie der Eindringling die Lieblichkeit des Namens Antiphila preist, wie er unwillig die Dienerin verbessert, die von den vierundzwanzig Jahren der Herrin spricht, wie er mit der Betheurung, es sei unmöglich ein solches Weib nicht zu lieben, hitzig fragt, ob der entseelte Gemahl sie denn nach Verdienst mit der Liebe der inbrünstigsten Liebe geliebt habe? Bei der von Mysis verneinten Frage nach etwaigen Kindern kehrt Antiphila ihr Gesicht zur Seite, giebt aber dadurch dem kühnen Enthusiasten nur neuen Anlaß zu einer feinen Zergliederung

ihrer unendlichen Reize, als wolle er eine von göttlichem Odem leise durchhauchte Statue analysiren. Wirklich hatte Lessing bei dieser raffinirten Rede eine Statue im Sinn — seine Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" beweist es — die schlafende Ariadne („die vermeinte Kleopatra im Belvedere"). Hingerissen will Philokrates die runde, weiße Hand küssen, die so nachlässig im Schoß liegt, als Antiphila erwacht oder vielmehr die Komödie des Erwachens spielen muß. „Schöne Leidtragende", „fromme Wittwe", „großmüthige Frau", „Beste ihres Geschlechts", „Krone der Frauen", solche bei Petron vorbereitete Ehrentitel hört sie aus dem Munde des um Verzeihung flehenden Soldaten. Dieser hat keine gekreuzigten Räuber zu bewachen, sondern nach einem siegreichen Streifzug gegen die Kolophonier und der Niedermachung von Gefangenen den Richtplatz zu hüten. Er bittet die Matrone um ein Dach gegen Wind und Wetter. Dromo wird zu Besorgungen ausgeschickt. Antiphilas Einreden weist der Eroberer mit einer Flut von Versicherungen, daß ihr bekanntes Gelübde, ihr gewisser Tod jede Verleumdung niederschlage, zurück. Auch er entfernt sich um das Abendessen und die Nächtigung vorzubereiten. Schon ist Antiphila so weit überrumpelt, daß sie schwächlich auf das Urtheil der Welt hinwies. Sie muß sich von Mysis sagen lassen, eine Frau werde selbst am Grabesrande die Augen aufschlagen um einen aufrichtigen Anbeter kennen zu lernen. Sie will sogar trotz der witzelnden Magd das Gewölbe verlassen, das sie nie zu verlassen geschworen hat, aber des Hauptmanns rasche Rückkehr schneidet ihr die Flucht ab, und der zweite Theil dieses von Lessing allerdings mit diabolischer Berechnung eingefädelten Sieges über weibliche Eide beginnt. Abgewiesen, scheinbar zu einem vorwurfsvollen Rückzug entschlossen, giebt sich Philokrates für einen nahen Freund des Todten aus und eine höchst calculirte Steigerung des Dialogs, indem der Hauptmann hastig fragend scheinbar eine genaue Kenntnis von Kassanders Abkunft und Titeln offenbart, macht ihn zum Vertrauten der Wittwe „dieses tapfersten, edelsten, besten Soldaten aller Männer von Ephesus". Mysis, sehr zufrieden mit der guten Wendung der Dinge, merkt sogleich, daß Philokrates sich das Epitaph beim Fackelschein eingeprägt und den Phylarchen Kassander, des Metrophanes Sohn, sein Lebtag nicht gesehen hat. Die bethörte Antiphila dagegen erliegt allen Gefahren

dieser List, welche ungleich geschickter ausfällt als im ersten Entwurf das erlogene Orakel, Philokrates solle die beste Frau bei den Todten finden. Gemeinsames Schwärmen und Klagen bringt Mann und Weib nur zu nahe: die Wittwe entzückt, Liebe und Freundschaft zu Einem Todtenopfer zu vereinigen, nöthigt nun sogar den Hauptmann zum Bleiben. Mysis und der Landsknecht Dromo freuen sich im Hintergrunde der helleren und wirthlicheren Scene dieses verwegenen Duettes, worin Philokrates den Jammer um den allzu früh Geschiedenen berauschend mit Schmeicheleien für die Schönste, die sein Freund verlassen, mischt und Antiphila die Wollust in solchen Wunden zu wühlen mit steigender Koketterie auskostet. So geht es Schritt für Schritt langsam, unaufhaltsam vorwärts. Mit einem Ruck entsinnt sich der Kriegsmann seines rauhen, dem wollüstigen Schmerz so fremden Berufes. Wie es in Lessings archäologischer Abhandlung heißt: das Sterben an sich habe nichts schreckliches, „nur so und so sterben, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden und wird schrecklich", so sagt der Hauptmann mit guter Motivirung für die nächste Scene: der Soldat „soll gefaßt sein, dem Tod unter allen Gestalten, auch den gräßlichsten, entgegenzugehen, und er weinet ob der sanftesten dieser Gestalten, die seinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? Nicht der Tod, sondern der Tod mit Unehre ist das Einzige, was ihm schrecklich sein soll". Diese Erwägung mahnt ihn an die schimpflichen Pfähle da draußen, er wird von seinem unausstehlichen, verantwortungsschweren Posten sprechen, Dromo wird bestürzt den Diebstahl melden, Philokrates sich der unwürdigsten Hinrichtung preisgegeben sehen — — aber Lessing bricht mit einer Reihe beredter Gedankenstriche da ab, wo der Dramatiker den aus Petronius bekannten Ausgang lassen und doch nicht lassen, wo die Matrone so weit gehen und doch nicht so weit gehen sollte.

Im Scenar und im ersten Entwurf meldet Dromo, ein Leichnam sei verschwunden. Mysis wagt es, wie bei den Franzosen, den seligen Herrn Kassander als Ersatzmann vorzuschlagen; die Matrone willigt ein um das gefährdete Leben des verführerischen Hauptmanns zu retten; Dromo frohlockt über den Erfolg seiner Lüge, welche die schöne Wittwe zu einer rascheren Erklärung gebracht habe; mit einem Seufzer über ihre Beschämung folgt Antiphila dem Offizier; Mysis und

Dromo beschließen das neue Soldatenstück wie Franziska und Werner das ältere. Doch nur die Technik ist dieselbe, die Charakteristik grundverschieden. Mysis wird in zehn Jahren nicht Frau Generalin oder Wittwe sein, denn die freche Scene entrollt vor ihrer parodistischen Besiegelung ein böses Stück Soldaten- und Dirnenleben:

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche also nicht lange um Sie zu handeln. — Wenn Sie heiraten will, heirate Sie einen ehrlichen Soldaten! Bleibt er, so tritt sein Vordermann, sein Nebenmann, sein Hintermann an seine Stelle. Bleiben die auch, so ist ein anderer Kamerad gleich bei der Hand. Kurz, wenn Sie einen Soldaten heiratet, so kann Sie eigentlich nicht zur Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geschieht so leicht nicht. Wir haben itzt in der Armee ein Weib, das bezieht schon die ganze Compagnie zwei Mal.

Mysis. Ja, so gut wird's der zehnten nicht.

Dromo. Soll's Ihr auch wol so gut werden? — Nein, alsdann möcht' ich doch wol lieber dein letzter als dein erster Mann sein — —

Mysis. Mache, daß wir ihnen nachkommen!

Dromo. Und diese heilige Stätte verlassen, wo sich ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignet hat, o dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage sieht.

Mysis. Grausames, undankbares Geschöpf! Ist es nicht genung, daß Ihr uns verführt, müßt Ihr uns auch noch verspotten?

Warum stockte Lessing, da doch schon die Schlußscene mit dem letzten epigrammatischen Fragesätzchen im Stil der „Emilia" bereit lag. Die „Dramaturgie" hatte noch viel zu freigebig gerechnet. Auch als bloßes Gedankenspiel widerstrebte der frevle Austausch dem Theater, denn mit Leichen spaßt man nicht, und die böse Geschichte der ephesischen Matrone konnte selbst von einem so erfahrenen Rechenmeister in kein Lustspiel verwandelt werden, weil zwischen den Sarkophagen einer Gruft und angesichts einer Leiche auch die geistreichste Farce beleidigt. Diese Gründe liegen in Lessings letzten Gedankenstrichen. Sie haben Unberufene wie Professor Rahbek und Klingemann nicht abgehalten den Torso des „Theatralischen Nachlasses" leichthin für die Bühne zu ergänzen. Als jedoch Boie Ende Mai 1771 an Knebel schrieb, Lessings neues Stück „Die Matrone von Ephesus", „das er im vollen Unmuth über einige mislungene Versuche das Sujet zu be-

handeln verfertigt hat", sei zwar vollendet, werde aber vom Verfasser aus Abneigung gegen alles Theater geheim gehalten, da sollte das Experiment einer bohrenden und tüftelnden Lustspielsprache in der höheren Tragödiensphäre durchgebildet triumphiren. „Die Matrone von Ephesus", ein geistreiches, aber unmögliches Stück, ist eine Stilübung nach, neben und vor den verschiedenen Fassungen der „Emilia Galotti".

Vertreten diese interessanten Fragmente eine **terza maniera** des Komödiendichters Lessings, so bezeichnet „Der Schlaftrunk" eine Rückwendung zur französisch-sächsischen Art, nur mit reicherem Beiwerk und behenderer Technik. Die Berliner Skizze führt bloß ein paar Personen mit französischen Namen auf, die Hamburger Ausarbeitung von 1767, großentheils sofort gedruckt, benennt die vermehrten Figuren deutsch und bringt uns in ein wolhabendes norddeutsches Kaufmannshaus, wo von bedeutenden Handelsplätzen gesprochen wird und der alte Herr sich von einem Kutscher Jochen zum regelmäßigen Spielchen in den Club fahren läßt. Herr Samuel Richard ist ebenso eigensinnig wie vergeßlich. Er verliert seine Gedanken noch während er sie ausspricht, geht aus dem Befehl in die Frage über, schlingt vergebens Knoten auf Knoten ins Schnupftuch und muß an alles erinnert werden. Wenn ihn nur niemand daran mahnt, daß morgen der letzte Termin für einen Proceß ist, den er mit seinem alten Freund Berthold führt, sonst steht es schlimm um Richards Nichte und Bertholds Sohn. Diesem farblosen Liebespaar eilt außer der typischen Finette das Fräulein Lucinde Berthold, ein lebhaftes, witziges Mädchen, zu Hilfe. Der Intrigant ist Samuels heruntergekommener Bruder Philipp, der das Zöfchen in seine Speculationen auf die Erbschaft hineinzuziehen sucht. Der Alte kommt nachts mit einem kleinem Haarbeutel nach Hause, und der Witz des Ganzen sollte schließlich wol darauf hinauslaufen, daß es eines von den jungen Verschworenen beschafften Schlaftrunkes gar nicht bedarf: Samuel hat den Termin verpaßt; Philipp, dem man am Abend tapfer mit Champagner zugesetzt, kommt zu spät; Versöhnung und Verlobung. Der Vergeßliche wäre eine dankbare Rolle ohne specifisch Lessingsche Färbung, die hier nur die neuen Hamburger Figuren, Lucinde und Philipp, ziert. Bruder Philipp ist ein launig ausgearbeiteter Charakter, ein dreister Lump ohne Geld, der sein Fett

schuldig ist, ein leeres Glas für eine große Sünde, ein Versehen wider das Trinktempo für die größte hält, der die kecke, cynische Sprache des würdelosen Bummlers und Speculanten führt und im wachsenden Rausch eine verruchte Dialektik drollig entwickelt. Das Ganze ein übermüthig hingeworfenes Nebenwerk Lessings, von welchem Spätere die Hand hätten lassen sollen, ein rasches dreiactiges Spielstückchen für Hamburg.

„Unsere höchst trivialen Komödien" lautet das harte, aber nur zu gerechte Gesammtverdict der „Dramaturgie" über den deutschen Theil der Lustspielrepertoires, das im wesentlichen noch auf dem Niveau der Gottschedschen Epoche stand. Die Stücke der Frau Gottsched, J. E. Schlegels Studentenstücke, die Beiträge von Gellert Krüger Romanus, dem reiferen Schlegel Weiße Lessing selbst — alle waren altmodische Vertreter oder wenigstens Ausläufer der sächsischen Komödie, und all das verschwand vor „Minna von Barnhelm", ohne daß Lessing mit einer Silbe auf seine in Charakteren, Sitten, Ton, Costüm und Bau gleich reformatorische Neuschöpfung hinwiese. Bescheiden und launig läßt er seine eigenen Jugendwerke unter den Versuchen junger Leute, die nichts geben können weil sie nichts haben, mit durchschlüpfen. Überall vermißt er Kraft und Nerven, Mark und Knochen; der denkende Mann, der sich nicht bloß das Zwerchfell erschüttern, sondern auch mit dem Verstande lachen will, ist einmal im Parterre gewesen und kommt nicht wieder. Da in Deutschland das Lustspiel nur den Nebenstunden der Jugend geziemt und wer eben selbst in die Welt tritt, die Welt unmöglich kennen noch schildern kann, muß unser ganzer komischer Besitzstand hohl und leer sein. Überall stört die Nachlässigkeit im Detail und die Unaufmerksamkeit gegen den Ton der großen Welt. Darin erblickt Lessing die Wurzel des Übels, denn von den Gemeinplätzen der landläufigen Recensenten hält er sich sehr entschieden fern. Mag er auch nur aus Rücksicht auf die Entreprise die rohe „Gouvernante" von Kurz, dem wienerischen Bernardon, wo ein Frauenzimmer sich in Schnaps betrinkt, wortlos passiren lassen, so redet er mit Möser dem scheinbar verbannten, in Wahrheit unsterblichen Hanswurst und seinen wechselnden Hypostasen das Wort, lacht den Pedanten Gottsched aus und würde dem lustigen Burschen ganz gern wieder in das bunte Jäckchen helfen. In Wien zog der große Sonnenfels mit seinen

Mannen wider die komische Person zu Felde, in Hamburg fand der unverwüstliche Spaßmacher, der im kleinen Finger mehr Leben hatte als die ganze josephinische Poeterei zusammengenommen, einen freundlichen Parteigänger an Lessing. Dieser weiß, daß auch die saftige Posse ihr volles Existenzrecht hat. „Schon des Herrn von Sonnenfels allzu strenger Eifer gegen das Burleske ist gar nicht der rechte Weg das Publicum zu gewinnen" äußert er 1770. Ihn erfreut die aus dem fünfzehnten Jahrhundert gekommene, zwar bei dem neuen Bearbeiter (Brueys) heruntergekommene köstliche Farce von dem schurkischen Advocaten Pathelin und dem blökenden Schäfer, nicht minder aus dem achtzehnten Jahrhundert „Der Bauer mit der Erbschaft", der sein französisches Patois so geschickt gegen das hamburgische Platt vertauscht hatte. Wenn Pfeffel ein ernstes Nachspiel abfaßte um seriösen Stücken kein Satyrspiel mehr folgen zu lassen, so erklärt Lessing solchen würdigen Verbesserern des Theaters, er wolle lieber lachen als gähnen. Aber so liberal er die Posse behandelt, so streng schlägt er auf die abgetragenen Lustspiele los, daß der Staub und die Motten herausfliegen. Ein Hauptschlag wird gegen die sel. Gottschedin geführt, denn der siebzehnte Litteraturbrief hatte nur die tragischen Verbrechen der Leipziger Schule gerichtet. Die Originale und Übersetzungen der „lieben Frau" beurtheilt er nicht historisch, wie einer der selbst einmal eine „Alte Jungfer" geschrieben, sondern als gegenwärtige Repertoirestücke. „Das Testament" ist „noch so etwas", aber „Die Hausfranzösin" heißt niedrig, platt, kalt, schmutzig, ekel, im höchsten Grade beleidigend. „Dieses Stück ist eines von den sechs Originalen, mit welchen 1744 unter Gottschedischer Geburtshilfe Deutschland im fünften Bande der Schaubühne beschenkt ward." Und über die von drei Acten auf deren fünf gestreckte Bearbeitung eines französischen Werkes wird zunächst gesagt: „Ohne diese Verbesserung war es nicht werth in die deutsche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Professor Gottscheds aufgenommen zu werden; und seine gelehrte Freundin, die Übersetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß sie sich nicht den kritischen Aussprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen sollen." Zögernd nur gesteht Lessing der Dolmetschthätigkeit Adelgundens einzelne Verdienste zu — sie habe lustige Stücke des Destouches nicht ganz verdorben — um seinen jugendlichen Eifer für ihre Verdeutschung der „Cenie" nun

gröblich zu widerrufen: „dieses vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedin zum Übersetzen in die Hände fallen.“ Selbst an den Franzosen gebildet und auf der Höhe damaliger Sprachkunst, weiß er nicht bloß Gottschedsche Versehen, sondern allgemeine Fehler zu treffen: die gewundene Periode mit ihrem Schwanz von Partikeln, das Geschwätzige der plattverständigen Paraphrasen, die tödtliche Auflösung einer natürlichen Affectsprache, den häßlichen Ton des Ceremoniells. Nicht die Gottschedin allein goß diese wässerige Prosa aus, nicht sie allein rief mit steiffster Convenienz: „Frau Mutter! o welch ein süßer Name!“, wozu Lessing das Epigramm setzt: „der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig in Citronensaft.“ Und die ganze schläfrig dahinschleichende Komödie der Pleiße meint sein boshafter Tadel über die Ausdehnung der Acte durch Kaffeetrinken und Gartenpromenaden. Stand es vielleicht bei Gellert besser? Löwen hatte gesagt, für das Theater sei unstreitig „Die kranke Frau“ sein schönstes Stück — Lessing, der wol einmal gegen den Dichter Löwen eine collegiale Connivenz übt, erblickt in diesem elenden Ehegemälde und Kleidertratsch nur die schmutzige Nachlässigkeit, die enge Sphäre kümmerlicher Umstände. Aber diese herben Urtheile und das köstlich fingirte Gespräch dreier aus dem Theater gehender Weiber waren zugleich eine ernste Predigt an das ganze deutsche Bürgerthum sich aus seinem trägen, kleinlichen Schlendrian emporzuraffen. Lessing giebt zu, daß Gellerts Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben; was für Häuser also bildeten diese „wahren Familiengemälde“ ab! So beschwor Schiller in einem Meisterstück pathetischer Satire den Schatten Shakespeares gegen die Misere des deutschen Lebens wie gegen die Misere einer Dramatik, welche in diesem Sumpfe stecken blieb. Lessing verwirft im deutschen Lustspiel sowol das Extrem des Unnationalen als das Extrem des Provinziellen, und den Pfahlbürgern von Danzig bis Leipzig und Wien ist die Befürchtung des unsern deutschen Michel aufrüttelnden Dramaturgen gesagt: „daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?“ Er nennt im Anschluß an eine gute Kritik Mendelssohns den „Geschäftigen Müßiggänger“ das kälteste, lang-

weiligste Alltagsgewäsche, das nur immer im Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen kann. Und er schämt sich, weit entfernt dem aufflammenden Nationalgefühl Frankreichs einen engen Teutonismus entgegenzusetzen, der eingerosteten deutschen Spießbürgerlichkeit, wenn die Franzosen den Dichter De Belloy für ein patriotisches Drama geräuschvoll mit dem Ehrenbürgerrecht und Medaillen auszeichnen. „Dieses Lärmen" entlockt ihm nur den klagenden Weckruf: „Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade heraus zu sagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren." Der Schöpfer der „Minna", von Friedrich verstoßen, von einem bornirten Residenten wegen seines vaterländischen Stückes chicanirt, führt bitter aus, daß bei uns alles, was nicht den Beutel fülle, gering geschätzt sei, und ein deutscher De Belloy, der aus einem Juristen sich in einen Komödianten und Theaterdichter verwandle, Verachtung und Bettelei zum Loos haben würde. Unsere barbarischsten Vorfahren, meint er, hätten die Frage, ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger sei, für die Frage eines Narren gehalten; und wir sollten die Auszeichnung De Belloys für bloße französische Eitelkeit ansehen? Diese rühmliche Eitelkeit auf einstige Großthaten und ihre dichterische Verherrlichung hat in Deutschland keine Stätte. „Man äußere den Wunsch, daß eine reiche, blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für solche, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?), durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und sehe und höre um sich". Die Antwort fällt nicht weit von Heines Spott, daß in Hamburg nicht Macbeth, sondern Banco herrsche. Einen so ins Große arbeitenden Kritiker des ganzen geistigen und socialen Lebens konnten die Platituden der Tageskomödie unmöglich ergetzen. Da erschienen etwa Krügers rohe „Candidaten" auf der Bühne und mahnten an die längst verflossenen Tage ihres Nachahmers Vetter Mylius; oder von demselben Theaterdichter und Hauslehrer der Schönemanns wurde die harmlose Albernheit „Herzog Michel" applaudirt, die eben gut für ein Dilettantentheaterchen unter jungen verliebten Studenten und Bürgermädchen war. Weil denn unter Blinden der Einäugige König ist, kann Lessing nur zwei Stücke Schlegels

aus dessen späterer Zeit loben: „Der Triumph der guten Frauen" gilt ihm für „eines der besten deutschen Originale", „Die stumme Schönheit" trotz ihrem dänischen Costüm und den unglaublich albernen Motiven für „unser bestes komisches Original in Versen"; wirklich hat kaum ein Zeitgenosse die fließende Gewandtheit dieser Schlegelschen Alexandriner überboten.

Das Ergebnis der deutschen Ernte war sonach ein sehr kümmerliches, und das Resultat eines Vergleichs zwischen der Pariser Fruchtbarkeit und dem armseligen, geistlosen, unfeinen, mit kleinen Späßchen arbeitenden Einerlei unserer Tagesgrößen, gegen welche Kotzebue ein Krösus war, heißt noch heute: „unsere höchst trivialen Lustspiele". Im vollen Bewußtsein der heimischen Dürftigkeit erhebt Lessing das französische Lustspiel des achtzehnten Jahrhunderts ebenso hoch wie während der Leipziger Lehrzeit, wo er ein deutscher Moliere oder Regnard werden wollte. Seine Freundlichkeit setzt die französischen Kritiker der „Dramaturgie" in Erstaunen, die sich nicht in das Räthsel finden können, daß ein und dasselbe Buch zugleich so antifranzösisch und so franzosenfreundlich spricht. Ihre alten stolzen Ruhmestitel wie der Ehrenbrief des großen Corneille werden durchlöchert, vergessene kleine Leute wie St. Foix mit seinen zierlichen Nichtigkeiten fast überschwänglich ausgezeichnet. Moliere, der Classiker ihrer Komödie, erfährt, vielleicht mehr durch Zufälligkeiten des Repertoires, eine recht flüchtige Behandlung, und gewiß hätte Lessing an eine spätere Aufführung des „Geizigen" gern den eingehenden Ausdruck seiner Bewunderung geknüpft, denn mit der französischen Tragödie auch den ganzen Moliere zu verwünschen blieb der Schlegelschen Dreistigkeit vorbehalten, die es juckte nach Lessing ein Übriges zu thun. Aber doch ist Lessing, nur minder plump als die Gottschedsche Secte, geneigt einem Moliere einen Destouches als feinerkomisch vorzuziehen! Wie die Dinge liegen, sind für ihn die nachmoliereschen Lustspiele der Grundstock des Theatergutes. Seinen alten Standpunkt festhaltend, kann er sich von einem Import der durch Überfülle ermüdenden und zerstreuenden Londoner Komödien keinen Gewinn versprechen; dagegen bleibt Regnards „Spieler" sein Liebling, Destouches überragt die deutschen Nachahmer um Hauptes Länge, Marivaux kennt das Leben und den Ton der feinen Welt, mag er auch in einem sehr engen Kreise hin und her tänzeln. Lessings

ganze Taktik geht dahin den Franzosen zu sagen: eure Tragik taugt für uns nicht, aber auf das Lustspiel versteht ihr euch und bleibt unsere Lehrer. Sogar dem abgeschmackten „Sidney" Gressets, einer Verspottung des selbstmörderischen Spleens, gewinnt Lessing die gute Seite ab; Regnards sehr ungriechischen aber launigen „Demokrit", den Schlegel parodirt hatte, vertheidigt der beredte Advocat des modernen Lustspiels an der Seine; und selbst der Operettenharem in Favarts „Soliman II.", wie geschaffen für ein höhnisches Gelächter, wird nicht zu unglimpflich kritisirt, obgleich Lessing das Stück haßte und in einem Brief diesen Triumph einer französischen Stumpfnase unerträglich für die deutsche Bühne nennt. Seine Voreingenommenheit für die rührende mittlere Gattung und die Ideengemeinschaft mit Diderots bürgerlichen Tendenzen verführt ihn zur stärksten Überschätzung der französischen Proben einer Reaction gegen die aristokratisch gebundene Convenienz. Er ist bei Weiße zurückhaltend und behandelt den larmoyanten Versuch eines Wieners ziemlich kühl; aber wie schwärmt er für die thränenselige, langweilige „Cenie", wie eifrig setzt er sich für den steifen „Hausvater" ein, wie mitleidig tritt er zu der weinerlichen Tugend einer Melanide, weil diese matten Geschöpfe einer von ihm begünstigten Gattung zum Durchbruch verholfen hatten. Deshalb findet sogar der verhaßte Voltaire, nicht mit einer „Zaïre", doch mit einer „Nanine" und einer „Schottländerin" Gnade vor seinen Augen. Sonst so mistrauisch gegen Voltaires Eigenlob, scheint er hier den Bravaden zu trauen, mit denen die Écossaise als eine naturwahre Neuerung ausposaunt wird. Aber wenn wir in der Vorrede zum Enfant prodigue die liberalste Kunstregel lesen tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux, fühlen wir uns geneigt gerade Voltaires bürgerliche Versuche der einzig schlechten Klasse einzureihen und Lessing, obwol er sich in wichtigen Punkten ausdrücklich von Diderot trennt, einer starken Befangenheit zu zeihen.

Um so freier schreitet er auf dem Felde der Tragödie einher. Das tragische Repertoire war seit den Gottsched-Neuberschen Tagen dermaßen einer französischen Invasion verfallen, daß ein paar schüchterne deutsche Trauerspiele in diesem Schwarm nur dazu dienten unsere völlige Ohnmacht recht niederschlagend zu repräsentiren. Lessing giebt diesen schülerhaften Nachahmungen den Rest und schweigt auch von

Schlegels unzulänglichen Originalen, aber er greift die stattliche und glänzende Ausländerschaar tapfer als den „gemeinen Praß französischer Trauerspiele" an. Gleich die erste Vorstellung, Cronegks „Olint und Sophronia", bot ihm den reichsten Anlaß zu besondern und allgemeinen Angriffen auf den herrschenden Geschmack. Das falsche Pathos der declamatorischen Tragödie wird verurtheilt, der unreife Sentenzenkram der jungen Poeten wird scharf abgelehnt, die Costümwidrigkeit dieser Stücke mit idealer Ferne wird bloßgestellt. Die epische Vorlage Tassos und die ungeschickte Verarbeitung messend, streift Lessing, wie auf komischem Gebiete bei Marmontel und Favart, bei Petron und La Motte u. s. w., den Unterschied der Dichtgattungen und verwirft Cronegks Abweichungen als undramatische Verböserungen. Bei Tasso ist Olint ein heißblütiger Liebhaber, Sophronia ganz geistige Schwärmerin; bei Cronegk herrscht die kälteste Einförmigkeit, und zu dem einen schwärmerischen Paar tritt noch ein zweites. Damit wird der ganzen verwaschenen Charakteristik der deutschen Alexandrinertragödie, die nur zwischen Weiß und Schwarz wählte und Nebenpersonen ganz farblos ließ, das Urtheil gesprochen. Bei Tasso ist die Religion ein Motiv, bei Cronegk ist sie alles; „gewiß eine fromme Verbesserung — weiter aber auch nichts als fromm." Grundgedanken jenes alten Briefwechsels mit Moses treten nun siegreich hervor. Die Tragödie darf heroische Gesinnungen nicht verschwenden, sonst läßt sie kalt; „was in Olint und Sophronia Christ ist, das Alles hält gemartert werden und sterben, für ein Glas Wasser trinken." Das Beispiel ist so schlagend, daß auch Schiller in seiner von Lessingschen Ideen durchwehten Abhandlung „Über die tragische Kunst" dasselbe ausbeutet um dem Martyrium sein Mitleid, dem wahnsinnigen Heroismus seine Bewunderung zu versagen. Damit hängt wie bei Voltaire die unbedingte Verurtheilung der tragédie sainte, heiße sie „Polyeuct" oder „Olint," sei sie groß oder klein, aufs engste zusammen, und man spürt zugleich, um wie viel skeptischer die Kritik seit dem gläubigen Corneille, dessen Jahrhundert auch das Jahrhundert der großen französischen Theologie war, geworden ist. Es giebt keine christliche Tragödie, worin uns der Christ als Christ interessirte, denn die specifisch christlichen Tugenden sind undramatisch, das Trauerspiel aber braucht Leidenschaften, Kampf, Auflehnung, erschütternden Untergang. Für den Christen, der sich

innig nach der Krone des Blutzeugen sehnt, empfinde ich nicht Furcht noch Mitleid. Wunderbare Wirkungen der göttlichen Gnade haben im Drama keinen Platz, und die rasenden Märtyrer, welche den beseligenden Tod ertrotzen, werden uns nur zum Abscheu. Die Bühne, führt ein von jeder Flachheit freier Aufklärer hier aus, darf dem niedern Aberglauben kein Obdach bieten, und mit echter Vornehmheit ermahnt Lessing nach solchen Voltaireschen Streiflichtern seinen ganzen Stand: „Der gute Schriftsteller, er sei, welcher Art er wolle, . . . hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben." In derselben Gesinnung erhebt Lessing einmal seine Stimme für Wielands psychologischen Bildungsroman „Agathon," der für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben scheine, „der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von classischem Geschmacke." Auch hier sucht er mit bitteren Worten das deutsche Selbstgefühl zu reizen: „In Frankreich und England würde" dies Werk „das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf Aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vors Erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wol einmal über den Agathon." Die deutschen Tragödien des Hamburger Theaters boten zu solchen stolzen Sarkasmen keine Gelegenheit, denn neben Cronegk erschien der einzige Weiße, von Lessings bürgerlicher und prosaischer „Sara" abgesehen. Hatte der früh verstorbene Freiherr lauter liebe gute Christen gefeiert, so gewann der obenanstehende Tragiker Sachsens mit einer Teufelsfratze, einem bramarbasirenden Nero, einem lästernden Julianus Apostata lauten Beifall. Diesen „Richard III". nennt Lessing das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen; die Bühne, denn das Leben sah derlei Monstra nie. Ohne in das Detail der wortreichen und handlungsleeren Katastrophe einzugehen, trägt der Dramaturg eine grundlegende Betrachtung über die schwarzen Charaktere vor. Sprache und Vers erhalten ein gezwungenes Lob, das freilich den vernichtenden Stachel dieser Kritik kaum abstumpfen kann. Der Riese Shakespeare, vor dem

Voltaires Größe zusammenschrumpft, zermalmt den Leipziger Zwerg, denn welche Naivetät gehörte dazu nach jenem einen „Richard“ zu bilden, welche doppelte Naivetät zu erklären, er habe keinen Raub begangen, „aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespeare ein Plagium zu begehen.“ Nun macht ihm der alte Freund den Standpunkt klar: „Vorausgesetzt daß man eins an ihm begehen kann.“ Die kleinsten Theile seien bei Shakespeare so nach dem großen Maße seines tragischen Stiles zugeschnitten, daß Weiße ebenso wol ein gewaltiges Fresco als Miniaturbild für einen Ring, wie ein Shakespearesches Element für sein französelndes Drama brauchen könne. In den Litteraturbriefen hatte Mendelssohn vor Lear und Othello ausgerufen: „Wer aber ist kühn genug einem Hercules seine Keule, oder einem Shakespeare seine dramatische Kunstgriffe zu entwenden?“ Diesen Ausspruch nimmt Lessing auf: „Was man von dem Homer gesagt hat: es lasse sich dem Hercules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen — das läßt sich vollkommen auch vom Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares. Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat sich neben sie zu stellen.“ Darob großes Lamentiren und Protestiren unter den Halben in Mittel- und Süddeutschland, wo man durch hohe Worte gegen Gottsched und den Hanswurst Großthaten verrichtete und von einer strengen, sachlichen Kritik keine Ahnung hatte. Dieselben Leute, welche an Cronegks Grab über Lessings Härte greinten, aber doch den Fortsetzer des „Olint“ auf Cronegks Kosten in Schutz nahmen, vertheidigten Weiße. Er hatte sich so lang und so laut den deutschen Shakespeare tituliren hören und goß eben sein Wasser in „Romeo und Julie“, als gegen jeden Comment damaliger Cliquenkritik diese ganze Herrlichkeit zerstört ward. Da man eine fürchterliche Angst vor Lessing hatte, wurde die tapfere Faust in der Tasche gegen den Dramaturgen geballt. „Man hält ihn für zu strenge, man haßt den Shakespeareanismum und nimmt die Franzosen noch immer unter die Flügel der Liebe“ berichtet Gotter 1769 von den Leipzigern, bei denen Gottscheds Grundsatz ja niemand abzuschrecken in vollen Ehren blieb.

Bedauernd sah Lessing, daß dem Theater aus den neuesten, so eigenartigen Dramen hervorragender deutscher Talente kein Gewinn

erwachse. Klopstocks Bardiet „Die Hermannsschlacht" galt ihm zwar für eine treffliche Dichtung, und ein kräftiger Hauch des lang vermißten Nationalstolzes wehte ihn daraus an, aber diese Chöre und planlos hingeworfenen halblyrischen Scenen widerstrebten der Bühne. Während der Weimarer Experimentirzeit prüfte Schiller das Undrama auf seine theatralische Brauchbarkeit um es rasch und verächtlich bei Seite zu schieben. Günstiger, und zwar damals aus persönlichen Gründen milder gestimmt, konnte ihm Lessing für die „Dramaturgie" höchstens die ironische Anspielung auf den Ruhm der Barden bei den germanischen Barbaren abgewinnen. Nach einiger Zeit verwarf er die bardische Manier völlig und wollte die „Hermannsschlacht" nie wieder lesen. Ferner Gerstenbergs Vorläufer der Geniestücke, die technisch so sparsame, innerlich so revolutionäre Hungertragödie „Ugolino." Nach den maßlosen, wirren Brandreden der Schleswigschen Litteraturbriefe mochte Lessing keine bizarre Studie, sondern einen Plünderungsexceß erwartet haben; nun fand er „viel Kunst" und „außerordentliche Schönheiten" darin und „spürte den Dichter, der sich mit dem Geiste des Shakesspeare genährt hat." „Wieder ein Knochen für die kritischen Hunde! Wenn sie sich genug darüber werden zerbissen haben, so will ich auch meinen Knittel drunter werfen." Sein eingehendes briefliches Urtheil wurde von Gerstenberg dankbar berücksichtigt. Es gründete sich auf die schon beim „Olint" berührte Frage nach dem Verhältnis zwischen Epos und Drama, das im Goethe-Schillerschen Briefwechsel so einsichtig abgewogen wird. Bei Dante hören wir die Begebenheit als geschehen, bei Gerstenberg sehn wir sie geschehend. Aber auch der „Ugolino" konnte in der Dramaturgie keine Erwähnung finden, und ein einziges deutsches Unternehmen wird im Zusammenhang mit der Tragödie und im bestimmtesten Gegensatz zu Gerstenbergs überstürzter Kritik lebhaft ausgezeichnet, Wielands mit Recht und Unrecht vielgescholtene Shakespeareübersetzung. Lessing fand über den Fehlern die Verdienste des schweren Unternehmens vergessen: „Die Kunstrichter haben viel Böses von ihm gesagt. Ich hätte große Lust sehr viel Gutes davon zu sagen."

Die Einbürgerung und das besonnene Studium Shakespeares schien ihm eine Hauptbedingung für das Gedeihen der deutschen Bühne. Ob Lessing geradezu an die Aufführung Shakespearescher Stücke gedacht hat und in welcher Weise, finden wir nirgends ausgesprochen, wie

überhaupt seine Stellung zu Shakespeare unmittelbar nur aus Gelegenheitsäußerungen, die sich auf einige hervorragendste Trauerspiele und auf kein einziges Lustspiel beziehen, zu erschließen ist. Er bewunderte die unergründliche Charakteristik, die Sprache, die große Architektur und hielt sich, ein Gegner der Historienfreiheit, von Wielandscher Nörgelei so fern, daß er einmal mitten in euripideischen Studien erklärt: „Von Shakespeares Fehlern getraue ich mir fast immer einen Grund angeben zu können. Er begeht sie um die Hauptsache zu befördern und die Zuschauer desto lebhafter zu rühren.“ Was man in Deutschland und Frankreich als einen Cardinalfehler Shakespeares bekrittelte, die Einmischung komischer Elemente in die Tragödie, das faßt Lessing viel tiefer. Er benutzte die in Hamburg durch den Handelsverkehr gebotene Gelegenheit das Repertoire Spaniens und das tragikomische Verfahren Lopes zu studiren. Er machte es dem puren Mischspiel zum Vorwurf, daß es wichtige rührende Begebenheiten allzu natürlich durch nichtige Zerstreuungen durchkreuze, und lehrte im Hinblick auf Shakespeare: „Nur wenn dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesses annimmt und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des Einen oder des Andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheile zu ziehen“.

Für die Komödie und das genre sérieux durfte Lessing seine Landsleute an die Franzosen weisen, in der Tragödie mußte er Tabula rasa machen. Ein Mann, der sein Leben lang in jeder Hinsicht so viel von den Franzosen gelernt hat, kann der Feind gewisser französischer Richtungen und einzelner Schriftsteller, aber nimmermehr ein Feind der französischen Litteratur sein. Und doch, obwol seine für verschiedene Gebiete verschiedene Taktik klar vor Augen liegt, machen deutsche Forscher oder Rhetoren aus dem hier fester anknüpfenden, dort gründlich abbrechenden Reformer einen bilderstürmenden Reformator, französische Darsteller wie der unterrichtete Crouslé, der das landläufige Urtheil über Lessing drüben bestimmt hat, zu sehr einen voreingenommenen Antiwälschen. Er that was nothwendig war. Daß heute jeder Knabe, den die Präparation zur „Athalie“ langweilt, trotzig auf die

„Hamburgische Dramaturgie" pocht oder daß die Geringschätzung des ganzen französischen Theaters manchen Halbgebildeten für ein patriotisches Gebot gilt, war weder Lessings Absicht, noch ist es seine Schuld. Ihn trieb, mit einem um so segensreicheren, je vereinzelteren phrasenlosen Patriotismus Hand in Hand gehend, der Zwang seine Axt an die Wurzel zu legen. Die Tragödie des siècle de Louis XIV. begann in ihrer Heimat sichtlich zu veralten: längst hatte Fénelon principielle Widersprüche erhoben, Voltaire untergrub ihr den Boden, Diderot und die junge Generation schoben sie als ein Stück Vergangenheit in den Hintergrund, De Belloy eröffnete mit der „Belagerung von Calais" eine neue nationalhistorische Gattung, die sich nur nach schöpferischen Talenten sehnte. Lechzte Frankreich selbst, der Heroensage und antiken Geschichte, der Rhetorik und hohen Würde satt, nach frischem Wasser, so hatte ein deutscher Kritiker, den keine Pietät an die ancienne tragédie band, unstreitig alles Recht die Alleinherrschaft dieser fremden, unserem Naturell aufgezwungenen, höchst anspruchsvollen Manier mit allen Mitteln zu bekämpfen. Nur ein radicales Verfahren konnte Erfolg bringen. Er durfte nicht hingehen und seinen lieben trägen Deutschen sagen: Corneille ist imposant, Racine der vollendete Inbegriff einer harmonischen, zur zweiten Natur gewordenen Regelmäßigkeit, Voltaire ein geistreicher, findiger Neuerer, aber andererseits zeigt die französische Theorie und Praxis so viele Mängel, daß wir uns lieber nach andern Mustern umsehen wollen. Hätte er in dieser Weise die Wagschale vor dem Volk erhoben, so würde seine Rede eine bloße Lufterschütterung geblieben sein. La dramaturgie passe en Allemagne pour un chef-d'oeuvre, et les Allemands seraient bien ingrats, s'ils en jugeaient autrement sagt Cherbuliez.

Dem gottschedianischen Erbübel entgegen muß Lessing möglichst scharf beweisen, daß ein Nachahmer der Franzosen kein Nachahmer der Alten, die Regel des Corneille nicht aristotelisch sei und daß keine Nation die Gesetze des alten Dramas mehr verkannt habe, als gerade die Franzosen. Er vergleicht seine Methode mit den Schritten, welche ein Irrender zurückgehen muß um wieder auf den rechten Weg zu kommen, und erklärt ganz offen: „Primus sapientiae gradus est, falsa intellegere . . . . secundus vera cognoscere. Ein kritischer

Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am Besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst Jemanden, mit dem er streiten kann, so kömmt er nach und nach in die Materie, und das Übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire". Ganz richtig wird im Vorwort der ersten französischen Ausgabe bemerkt, die Dramaturgie sei ein Kampf. Durch viele Blätter ist sie ein Duell.

Daß er die Waffen zum Theil von den Franzosen selbst, ja von seinem Hauptgegner geborgt, verschweigt Lessing nicht. Er citirt ein paar satirische Seiten aus den Bijoux indiscrets Diderots. Er fragt bei der „Rodogune" des P. Corneille ironisch: „War es von 1644 bis 1767 allein dem Hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu sehen und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen? O nein! Schon im vorigen Jahrhundert saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris" .... Lessing zielt auf ein köstliches Capitel des jüngst erschienenen Voltaireschen Ingénu, ruft dann einen italienischen „Pedanten", Maffei, auf und endlich den Commentator Corneilles, d. h. wiederum Voltaire. Aus diesem perfiden Commentar, wie auch aus den Vorreden und andern verschlagenen Bekenntnissen hat Lessing gar manche Anregung geschöpft, ohne überall besonders auf seine Quellen hinzuweisen. Daß zwischen Corneille und Voltaire eine Kluft nicht bloß des Talentes gähne, mußte ihm also bewußt sein. Gleichwol fragt die „Hamburgische Dramaturgie" weder dem Entwicklungsgange der classicistischen Tragödie von ihren Anfängen zu Corneille, der sich den akademischen Regeln der Savants beugt, von Corneille zu Racine, der ohne Widerstand und Mühe die Regeln übt, von Racine zu Voltaire, der sich mehr versteckt als offen gegen die Tradition auflehnt, noch den Grundbedingungen nach, welche im siebzehnten Jahrhundert die Geburt dieser aristokratischen Tragödie voll honneur und amour so und nicht anders bewirkten und beschleunigten. Schiller beachtet wenigstens, wiewol beim ersten Schritt zu unbillig, die Scala, indem er den Corneille ganz verwirft, den Racine zwar schwach, doch dem Vortrefflichen näher und Voltaire sehr klar über Corneilles Fehler findet. Darum versuchen es die Weimaraner

mit zwei Stücken Voltaires und einem von Racine, der „Phädra", die auch heute am wenigsten veraltet ist. Die „Dramaturgie" ist ein kritisches Werk mit starken praktischen Tendenzen und journalistischen Schachzügen, keine litterarhistorische Charakteristik der französischen Bühne. Daß Lessings Endziele die richtigen und seine Kampfart die beste war, hat die Folgezeit in Deutschland und Frankreich bewiesen. Heute läßt sich ohne Hitze über diese Dinge verhandeln und dem großen Tone Corneilles wie dem gedämpfteren des Racine, den stolzen Würfen des einen wie dem feinen Ebenmaß des andern die gebührende Ehre erweisen. Wir würdigen, worauf Lessing nicht eingeht, neben dem strengen Grundriß und der vornehmen Repräsentation, dem typischen Ideal und der bewußten Würde eine nicht in Naturlauten, aber in vielen Mitteln der Kunstrhetorik sichere Sprache, deren Dialektik mit dem Vers innigst verwachsen ist. Unübertrefflich schreibt Schiller, als Goethe den „Mahomet" mit seiner deutschen Form bekleidete: „Die Eigenschaft des Alexandriners sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen innern Geist der Stücke, die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen. Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken." Trotz dieser klaren Erkenntnis wollte Schiller selbst lieber eine „Phädra" in fünffüßigen Jamben bieten, als unserer Sprache den ihr unerträglichen Alexandrinerschritt zumuthen. Der Dolmetsch soll erst kommen, dem diese Aufgabe im Großen gelänge. Wenn nun auch Löwen in Hamburg alte Übersetzersünden auszubessern suchte, wenn man sogar den „Mahomet" in reimfreien Jamben brachte und Lessing zu Hause die Originale einsah, so klapperten doch die deutschen Alexandriner hölzern in seinem Ohr nach und die heruntergekommene Sprache wirkte verstimmend fort. Alles vereinigte sich ihn gegen dies tragische Repertoire einzunehmen. Uns, die wir nicht als Franzosen im Zeitalter Ludwigs XIV. leben und vom Drama keine fortlaufende virtuose Rhetorik abgezählter Disputationen, gesteigerter Tiraden, verblüffender Lakonismen, epischer Botenreden verlangen, ist die classicistische Tragödie eine ehrwürdige,

unnatürlich eingeschnürte Mumie. Lessingen erschien sie wie ein Vampyr, der jeder Natur das warme Blut aussaugt und seinen Weg mit Schemen besät. Man mochte sie wieder zu mäßigem Besuch rufen, als es galt der deutschen Haltungslosigkeit ihre Haltung, der deutschen Plattheit ihre Würde entgegenzustellen und die harmonische Richtung Weimars auch von dieser Seite zu stützen:

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Geist, der nur das Wahre preist,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Was Lessing gegen die französischen Tragödien im allgemeinen und einzelnen vorbringt, kann fast nirgends widerlegt, aber häufig durch ergänzende Anerkennung gemildert werden. Von Pierre Corneille verfiel ihm „Rodogune", die Frucht langen Bemühens, vom Dichter selbst als Meisterstück in den drei Einheiten und der Steigerung gerühmt, ihm das wertheste. Was sonst vereinzelt erscheine, finde sich hier auf einem Flecke: Schönheit des Vorwurfs, Leichtigkeit des Ausdrucks, Sicherheit des Raisonnements, Wärme der Leidenschaften, Zärtlichkeit und Freundschaft. Corneilles Liebe zu seinem Kinde stimmt Lessing nur um so kritischer, so daß seine Scrupel gleich beim Titel einsetzen. Unmöglich die confuse Composition mit ihren wiederholten langen, aber doch unklaren Orientirungsreden, die Überladung und Monotonie der Conflicte, die Übertreibung der Charakteristik gegen diese glänzende Kritik zu retten. Zwei Weiber voll Haß und Rachedurst, zwei verhetzte Jünglinge im edlen Wettstreit — alles drängt sich, drückt sich, hebt sich auf. Und doch, wie wuchtig schließt der vierte Act, wie bewundernswerth ist der der fünfte inscenirt und bis zu welchen Gipfeln des Schauerlichen reißt uns Corneilles Genie mit sich fort! Sogar der conventionelle Abgang zum Tod hinter der Scene wird aus dem Charakter der Heldin sicher motivirt: rette mich vor der Schmach angesichts der Verhaßten zu sterben. Denn darin dürfte Lessing fehlen, daß er zwar weibliche Eifersucht, nicht aber weiblichen

Stolz als Triebrad in einer Folge von Greueln anerkennen will. Es ist schwer zu begreifen, warum eine syrische Königin nicht von Stolz und Herrschgier verzehrt werden soll. Lessing bekämpft, abgesehen von der wirklich verfehlten Anlage, principiell die monströsen Tiraden und den gleißenden Heroismus des Lasters als Gebrechen dieser mehr von Seneca denn von Sophokles inspirirten Richtung. Darum ist ihm Corneille nicht le grand: „den Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Großen. Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist.“ Und im Gefühl seines Wahrheitstriebes wie seiner theoretisch-kritischen Festigung bot der Dramaturg schließlich die stolzeste Wette mit den bescheidensten Nachsätzen: „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte.“ So erbot sich auch Schiller schon 1788 „jede einzelne Scene aus jedem französischen Tragiker wahrer und also besser zu machen“.

Man schrie nach Natur. Corneille streckte sich überall ins Grandiose, Racine verkörperte zu gelehrig das Gebot einer aristokratischen Poetik étudiez la cour. Lessing hat kein Werk des jüngeren Sterns zu besprechen, beschränkt sich auf Seitenhiebe gegen „die gesetzmäßigsten Ausgeburten eurer correcten Racinen“ und fühlt auch deshalb weniger Reiz mit Racine anzubinden, weil dieser nur ein falsches Muster, aber nicht zugleich ein falscher Lehrer ist wie Corneille und Voltaire. Diejenigen waren die erwünschtesten Gegner, welche ihm praktisch und theoretisch zeigten, Frankreich habe keine wahre Tragödie. Corneille ließ sich als eine geschlossene Persönlichkeit leicht stellen: man brauchte nur seine Glossen mit dem aristotelischen Text zu vergleichen. Voltaire mußte hin und her bis in ferne Schlupflöcher verfolgt werden; ein erlesenes Jagdvergnügen für Lessing, der eine alte, kürzlich in Berlin wieder in frische Erinnerung gebrachte Rechnung mit Meister Arouet zu begleichen hatte. Voltaire wäre gern der Reformator des französischen Theaters geworden, war aber zu sehr ein zweideutiger Praktikenschreiber, zu wenig ein ursprünglich schöpferisches Talent und unbewußt viel zu fest in den Überlieferungen befangen um über halbe Ansätze hinauszukommen. Er kannte die englische Bühne. Daß er Addison so laut lobt, daß er Shakespeare oft so frech tadelt, ist nur Spiegelfechterei. Shakespearomane wie Gerstenberg und Herder, Shakespeareverehrer wie Lessing konnte ein gleich Voltaire gebildeter und

beanlagter Franzose nie werden, doch echter als sein den Pariser Ansprüchen anbequemtes Schimpfen war in ihm die Bewunderung für „Julius Caesar," für „Hamlet" oder „Othello." Die ancienne tragédie kurzweg zu verdammen konnte ihm nicht einfallen, aber er setzte ihr mit schielendem Lob und sauersüßem Tadel von allen Seiten zu und wich in Praxi schon seit dem „Oedipus", wie ein Vergleich mit Corneille zeigt, von ihr ab. Er preist die Einheiten als weise Theaterregeln, das Genie der französischen Sprache als klare Eleganz, er schmäht Shakespeare, aber er empfindet keine heilige Scheu vor antiker und classischer Tradition, er verwirft das ewige Einerlei dieses Theaters, die hohe Declamation Corneilles und die zu schwachen Töne Racines und macht selbst bei Shakespeare offene oder versteckte Anleihen. „Eure unregelmäßigsten Stücke" ruft er, den Kern der Frage treffend, den Engländern zu „haben ein großes Verdienst, das der Handlung", während die französischen Stücke, ohne Handlung und Anschauung, oft nur fünfstündige Conversationen seien. Wie billig lautet seine Erklärung, er wolle durchaus nicht den englischen Geschmack verdammen; jedes Volk habe seinen eigenen Charakter: „nicht für König Wilhelm schrieb Racine die „Athalie," sondern für Frau von Maintenon und die Franzosen . . . man muß seiner Nation gefallen." Voltaires Vorreden und die Noten zu Corneille predigen auch dem, der bei ihm nicht zwischen den Zeilen zu lesen gelernt hat, den Bruch. In seinen Stücken treibt er Compromißpolitik. Er läßt sich zum Bürgerlichen nieder, führt französische Geschlechter vor, verfolgt neue geistige Tendenzen, siedelt die vornehme Tragödie bei schlichten Ghebern und Skythen an, läßt sie mit ganz neuer Extensivität auch nach China und Amerika schweifen, beschäftigt das Auge mehr, lockert die Binden der Convention, beschränkt die obligate Liebe, fügt zu der grandeur romaine des Corneille und der Racineschen tendresse neue schärfere Figuren und reichere Motive, läßt es an Tact nirgends fehlen, kurz er thut vielerlei und doch nicht genug, weil ihm der poetische Götterfunke und der männliche Muth abgehn. Was der Kritiker Voltaire z. B. gegen den „Essex" des kleinen (Thomas) Corneille vorgebracht, konnte Lessing außer den chronologischen Chicanen und ein paar Einzelheiten herübernehmen, aber dem Tragiker hat er zugesetzt wie niemand.

Das Hamburger Theater ließ sich das Prunkstück „Semiramis"

nicht entgehen, das 1748 die Zuschauer endlich von der eingeengten Pariser Bühne vertrieben hatte. Place à l'ombre! Ganz richtig sah Voltaire in dem schmalen Raum einen Hauptgrund der handlungslosen Redereien. Er arbeitete nun mit großen Versammlungen und wagte es in seinen Stücken Geister und Leichen vor ein witzelndes Parterre und nervenschwache Damen zu führen. „Semiramis" beruht nicht nur in ihren Voraussetzungen und Verwicklungen auf dem „Hamlet", sondern der vergiftete König Ninus seufzt wie der Ghost unter der Erde und präsentirt sich im 3. Act am hellen Tage in einem überfüllten Saal, spricht auf dringende Zurufe (parle-nous und parle) einige höchst schwächliche Alexandriner und entschwindet, ohne daß die Leute eine tiefere Bewegung spüren. In der beigegebenen Abhandlung liefert Voltaire eine ganz verlogene, parodistische Analyse des „Hamlet", den er die Frucht der Phantasie eines betrunkenen Wilden nennt, bezeichnet aber die Erscheinung des alten Hamlet als einen der packendsten Theatercoups. Über seine ganz verfehlte Nachahmung lachte schon Friedrich der Große, Haller fand das Ganze unwahrscheinlich und zur Parodie reizend — sie blieb in Paris nicht aus —, Voltaire selbst that sich im Grunde auf Nini Geist nicht viel zu Gute. Lessing zeigt in der großartigen Confrontation zwischen Shakespeare und Voltaire die furchtbare Abgeschmacktheit dieser Erscheinung, um wundervoll darzulegen, warum im „Hamlet" das Haar auch des ungläubigsten Zuschauers sich sträube. „Ich kenne nichts frostigers als dieser Schatten" schreibt Herder im Reisejournal. Lessing las in der ruhmredigen Abhandlung weiter, wo die französische und die griechische Tragödie mit einander verglichen werden, und widerstand dem Kitzel nicht, den behaupteten Vorzügen geschickter Exposition, freier Erfindung, kunstreicher Scenenverkettung parodistisch eine weitere Reihe der schönen Sachen anzuhängen, welche die Griechen von den großen Modernen profitiren könnten. Die Prahlereien des hinterhaltigen Voltaire machten die tödtliche Vergleichung seiner Geschöpfe mit denen der Alten und Shakespeares zur verdientesten Strafe. Konnte Lessing im achtzehnten Jahrhundert keinen La Harpe hindern bogenlang den „Sturm" auszuhöhnen und die thurmhohe Überlegenheit Orosmans über Othello weitschweifig zu erweisen, so wiederholen heute unparteiische Franzosen Lessings Messungen als die Thaten eines kritischen „Meisters", nicht

eines bestochenen „Advocaten". Voltaires schönstes Drama ist gewiß die „Zaïre", und Lessing selbst benutzte Züge daraus für seinen „Nathan". Der glühende Eifer des greisen Lusignan, der Kampf der Heldin zwischen Liebe und Familienpflicht, Muhammedanismus und Frankenthum ergreifen uns noch heute. Dramatisches Leben und eine seltene Eleganz der Form sind dem Stück so wenig zu bestreiten wie der von Lessing an „Alzire" gerühmte Tact in der Behandlung der Religion auf der Bühne. Trotz einigen Stockungen steigt die Handlung kräftig empor. Liebesreden (wie die einfache Frage Zaïre, vous m'aimez und das schlichte Aparte Dieu! si je l'aime, hélas!) durchbrechen mehrmals angenehm die hergebrachte Manier, denn Voltaire hat hier gezeigt, daß er nicht nur die christlich frommen, sondern auch die verliebten Leute Corneilles verbessern könne. „Zaïre", frei erfunden, wagt zum ersten Mal die Namen französischer Adelsgeschlechter zu gebrauchen und einen Sultan nach Saladins Muster duldsam und hochherzig zu zeichnen. Die Scene 5, 9 widersetzt sich allem Herkommen des Classicismus: im Dunkel lauert Orosman, der Zaïrens Bruder für ihren begünstigten Liebhaber hält, auf die Meineidige und sticht sie vor unsern Augen nieder. Mit ein paar Worten vollzieht sich die Entdeckung des schrecklichen Misverständnisses: Nerestan erscheint — Regarde-la, te dis-je — Ah! que vois-je? ah, ma soeur — Sa soeur?! Orosman büßt seine rasche That nach einer edlen Rede durch Selbstmord. Freilich schließt der ganze Stil die wahren Naturlaute aus, und die Charakteristik hat starke Schattenseiten: die junge Christin macht aus dem Christenthum keine Herzenssache, der miserable Corasmin fällt gegen sein Vorbild Jago schmählich ab, und Orosman schwankt zwischen gelassener Milde und jäher Leidenschaft. Jedenfalls ist er ein sehr zahm gewordener Othello. Es war Lessing nicht schwer gemacht den Türken Voltaires mit Hilfe des eifersüchtigen Mohren von Venedig abzuthun, und die Angriffe des Holländers Duim, der noch dazu ein elendes Concurrenzstück gesudelt hatte, weitläufig zu citiren hätte er sich sparen können. Besonders stolz war Voltaire auf seine Behandlung der Liebe. Damen hatten ihn gebeten der „großen Leidenschaft" in einer Tragödie den Mund zu lösen; Voltaire bemühte sich sein Bestes zu geben und sagte in der Vorrede, er habe die Liebe so zart wie nur möglich reden lassen. Als er Corneilles und Racines Manier

tadelte, stellte er die Forderung auf: die Liebe sei dann eine der Tragödie würdige Leidenschaft, wenn sie tragisch, hitzig, rasend, grausam, verbrecherisch, ja gräßlich auftrete, „nur ja nicht galant." So ein Brief; aber die unselige Neigung in gedruckten Worten zu schielen hatte ihn verführt, gegen die Engländer seine Landsleute als „Lehrer der Galanterie" zu rühmen und sich zu brüsten: „Unsere Liebenden sprechen verliebt und eure vorderhand nur poetisch." Um so weniger darf er sich über Lessings neue beredte Vergleichung beschweren: „Die Liebe selbst hat Voltairen die Zayre dictirt, sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist Romeo und Juliet, vom Shakespeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zayre ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich, das ist diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das Behutsamste und Gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der sprödesten Sophistin und bei dem kalten Kunstrichter verantworten kann. Aber der beste Kanzeliste weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste; oder hat gleichwol Voltaire in das Wesen der Liebe eben die tiefe Einsicht gehabt, so hat er sie wenigstens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht ist weit unter dem Dichter geblieben." Ganz ähnlich fragt Herder: „Zayre ist ein Stück der Liebe? ja, aber nicht die ersten Auftritte, nicht die Complimente. Auf die französische Liebe gerechnet: sie sind Galanterie"; doch fand er manche Scenen rührend, und auch Lessing ist viel milder als bei der „Semiramis."

Dagegen war die „Merope" als Tragödie ohne Liebe außer der Mutterliebe berühmt. Friedrich II. schätzte sie vor allem. Und ihre Wirkung kann weder exclusiv noch flüchtig gewesen sein, denn das Stück wurde während der französischen Revolution verboten, weil man von seinen beredten Trauer- und Sehnsuchtslauten eine gefährliche

royalistische Aufregung befürchtete. Erzählt uns das Alterthum von dem großen Erfolg, den die euripideische Behandlung desselben Stoffes in einem verlorenen „Kresphontes“ gefunden, so glaubte Voltaire sich brüsten zu dürfen, er habe den Athener nicht bloß ersetzt, sondern weit überholt. Mit großer philologischer Gelehrsamkeit, obwol nicht ohne neuerdings berichtigte Versehen geht Lessing auf die antike Tradition ein, reconstruirt mit Hygins Hilfe den „Kresphontes“ und überführt seinen Gegner der schlimmsten Misverständnisse. Er, den Voltaire der Unehrlichkeit beschuldigt und damit auf immer für eine amtliche Stellung in Berlin unmöglich gemacht hatte, darf ferner hier die perfidesten Ränke aufdecken und den Franzosen als Lügner brandmarken. Die ungemein überschätzte, immer wieder aufgelegte „Merope“ des Italieners Scipio Maffei hatte den Anstoß und die Grundlage für Voltaires viel bedeutendere Schöpfung gegeben. Ebenso keck, wie Voltaire seinen „Mahomet“ einem freisinnigen Papst zueignete, widmete er die „Merope“ dem Maffei. Der lange Begleitbrief war ein Scheinlob für den Vorgänger, eine Reclame für Voltaire. Weiter schrieb er an Brumoy, Brumoy an Tournemine, Tournemine an Brumoy, und dies ganze wolberechnete schmeichelnde Geschreibsel wurde dem Publicum vorgelegt. Nicht genug: mit einem wahrhaft diabolischen Raffinement, wie es nur Voltaires litterarische Händel zeigen, ließ der Dichter einen gewissen de la Lindelle sich darüber äußern, daß Voltaire den Maffei viel zu sehr, sich selbst viel zu wenig gelobt habe, und tüchtig auf den armen Scipio losschlagen. Edelmüthig wies nun Voltaire einige Schroffheiten seines Verehrers gegen Maffei zurück. All diese Schliche verfolgt Lessing mit Behagen, bis er die letzte Karte ausspielt: Voltaire und de la Lindelle sind eine und dieselbe Person! Auch den berühmten Vorgang, daß bei der Meropeaufführung zum ersten Male der Dichter gerufen worden und erschienen war, macht er sich mit einer gewiß ungerechten Auslegung zu Nutze: es war eine Ehrenbezeigung, keine niedrige Neugier die Person des Autors zu sehen. Und wenn Voltaire ein der boshaftesten, verächtlichsten Winkelzüge fähiger Intrigant war, wenn auch seine Eitelkeit keine Grenzen kannte, so focht das die unläugbaren Verdienste der „Merope“ im Grunde wenig an. Lessing läßt kein gutes Haar an ihr. Die Halbheit der Voltaireschen Reform bietet ihm der wunden Punkte genug, und gerade die vermittelnden

Kniffe eines klugen Poeten, der sich einem mächtigen System nicht entwinden kann und nach schlauen Escamotagen sucht, sind der „Dramaturgie" zum blutigen Opfer gefallen. Die Beweisführung, wie hohl diese Zeiteinheit, wie lächerlich diese eingebildete Ortseinheit sei, bildet einen der spielendsten Triumphe Lessingscher Polemik. Voltaire war ein Meister des höhnischen Tones; ihn selbst aber hat niemand so tödtlich, und zwar ohne aus dem Busch heraus vergiftete Pfeile zu schießen, verhöhnt als sein junger Berliner Schreiber, dessen „Dramaturgie" man ihm nun boshaft ins Haus schickte. Immer bleibt Lessing in den Grenzen des Sachlichen, zu jedem Angriff boten Voltairesche Zeilen die Handhabe, und die unermüdlichen, bis zuletzt so frischen Proteste gegen seine Technik der Einheiten trafen mit dem einzelnen einen ganzen Stil. Nach dieser Meropekritik verstummte das Gesetz:

Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli.

Man blieb sich der unschätzbaren Vortheile möglichster Concentration im Drama bewußt, aber man berechnete ein Drama nicht mehr nach dem Stundenzeiger und wechselte lieber den Schauplatz von Act zu Act, ja auch im Aufzug, als einen imaginären Ort zu suchen und Personen da zu postiren, wo sie nichts zu thun haben.

Da die „Regeln" sich als heilige Gebote der Antike gebärdeten, war es nöthig neben der französischen Praxis auch der Theorie den Puls zu fühlen. „Ein Anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen, dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben."

Äußerlich und pseudaristotelisch war die ganze Pariser Regelmäßigkeit, gipfelnd in den „drei Einheiten" (action, jour, lieu). Von der Ortseinheit sagt Aristoteles keine Silbe; auch zeigen Beispiele des Aischylos und Sophokles, daß von dem im griechischen Bühnenwesen begründeten Brauch mitunter abgewichen wurde. Über die Dauer der Handlung trägt er keine Regel, sondern nur die Beobachtung vor, dem Epos eigne ein weiterer Zeitraum als dem Drama, das sich womöglich auf einen Sonnenlauf beschränke. Lessing fragt nach dem Grunde dieser Erscheinung und findet ihn im antiken Chor. Seine Motivirung, wie sie kurz vorgetragen wird, daß sich eine Menge nicht weit und lang

von Hause entferne, klingt zu nüchtern und erinnert fast an Gottschedს Deutung der Einheiten. Im Kern richtig, bedarf sie der Ergänzung durch W. Schlegels geistvolle Auseinandersetzungen über das Wesen des Chors und die Stetigkeit der Handlung wie über das freie Maß der poetischen, nicht bürgerlichen Zeit. Und von G. Freytag ist verständig auf das Decorationswesen im großen Dionysostheater hingedeutet worden. P. Corneille hat einen seiner vielberufenen Trois discours den Einheiten gewidmet und windet sich verlegen durch das Gestrüpp dieser Regeln, die er nur widerwillig adoptirt hatte. Das Ideal, die Handlung im Stücke genau mit dem Ausmaß der Vorstellung zusammenfallen zu lassen, schien in den seltensten Fällen erreichbar; wenn man jedoch den Tag zu vierundzwanzig Stunden rechnete und noch eine Zuwage von einem Halbdutzend erlaubte, so nannte man das s'accommoder avec Aristote. Den Ort betreffend gestand Corneille bei Aristoteles und Horaz keine Vorschrift zu finden, aber er forderte diese Einheit mit dem unlogischen Schluß, daß sonst eine Seite des Theaters Paris, die andre Rouen vorstellen könne. So lebhaft erinnerte man sich noch der frühern naiven Reisen über die Bühne. Corneille verficht nun die „unverletzlichen" Regeln, indem er sie „nach seiner Weise auslegt": fünf Acte können wol einmal fünf Tage dauern, der Schauplatz darf wol einmal nicht bloß ein Saal, sondern auch ein Schloß, ein Stadttheil, eine ganze Stadt, ja gemäß der Zeiteinheit ein binnen vierundzwanzig Stunden zu durchmessendes Gebiet sein. Dies noch bei Voltaire so befremdliche Sichabfinden mit falschen Regeln wurde von Lessing über den Haufen gerannt. Auf Corneilles Abhandlungen nimmt er Rücksicht, ohne sie stets zu citiren, leider auch ohne sie im Zusammenhang mit andern Auseinandersetzungen zu betrachten, denn er ist im Voltaire beschlagener als im Corneille und hat die mühsam abgefaßten Discours irrig als die letzte Besiegelung seiner Grundsätze nach allen Dramen datirt.

Die französische Poetik forderte ihn heraus den großen Fragen des Dramas auf den Grund zu gehen. Eine periodische Theaterschrift kann kein System sein, erinnert Lessing seine Leser. „Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wol gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen

sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als fermenta cognitionis ausstreuen." So finden wir keine abgerundete Theorie etwa des bürgerlichen Dramas, aber fruchtbare Discussionen mit dem „besten französischen Kunstrichter" Diderot über die Zufälligkeit des Ständischen, die Klippe der vollkommenen Charaktere, die schon für den „Laokoon" als eine Gefahr notirt war, und anderes mehr. Wir finden keine erschöpfende Theorie des Lustspiels, aber außer vielen einzelnen Beiträgen und Excursen eine Darlegung über den Zweck des Lustspiels. Lessing bekämpft die alte Philisterlehre, die Komödie bessere durch die Verlachung von Gebrechen und Untugenden. Die Komödie sei keine Arznei; „Der Geizige" brauche keinen Filz zu heilen. Lachen, nicht verlachen! Aber das moralisirende Jahrhundert öffnet der ausgetriebenen Tugend auch in der „Dramaturgie" sogleich ein Hinterpförtchen: der Gegner der platten Moralisten wie der finstern Theaterfeinde kann sich nicht entschließen ein bloßes Ergetzen zu behaupten und in der Kunst nur mit der Kunst zu rechnen, also nennt er das Erkennen des Lächerlichen die Hauptsache. Das Lustspiel ist keine Arznei, aber ein Präservativ; es heilt nicht, aber es erhält uns gesund. Lessing, der sich einmal lebhaft gegen die Auffassung des Theaters als einer Tugendschule wendet, hat doch als Theoretiker dieser Anschauung nicht ganz entsagt.

Viel umfassender und tiefer sind seine Erörterungen der Tragödie. Die Franzosen stützten sich auf falsche, unantike Regeln; Lessing glaubt ewige Grundgesetze im echten Aristoteles zu finden, dessen fragmentarische „Poetik" er selbständig zu bearbeiten gedachte. „Ich gehe" schreibt er im November 1768 an Mendelssohn „in allem Ernst mit einem neuen Commentar über die Dichtkunst des Aristoteles, wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, schwanger." Aristoteles war diesem so wenig autoritätsgläubigen Forscher eine Autorität, seine aus den griechischen Musterdramen abstrahirte Lehre ein Kanon. Lessing erklärt schließlich ganz orthodox, er halte die „Poetik" für ebenso unfehlbar wie die Elemente des Euclid und getraue sich besonders von der Tragödie unwidersprechlich zu beweisen, „daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen." Dennoch konnte auch einer solchen Rechtgläubigkeit, die übrigens rhetorisch aufträgt, unmög-

lich verborgen bleiben, daß die antike Tragödie und die Charaktertragödie Shakespeares einander nicht decken, daß die abrollende Handlung jener mit der Entwicklung in dieser nicht congruirt, daß dort das Typische, hier das Individuelle der Figuren überwiegt und der Zusammenhang zwischen den Begebenheiten, die dort mehr Ereignisse, hier mehr Thaten sind, und dem Charakter des Protagonisten beide Male ebenso verschieden ist wie die Auffassung von dem, was man schief die tragische Schuld nennt. Lessing selbst geht in „Emilia Galotti" entschieden auf das Charakteristische der modernen Poesie aus und bezweckt einen Causalzusammenhang der Facta und der Charaktere. Der gegen die Scheidung Diderots zwischen komischen „Arten" und tragischen „Individuen" gerichtete Einwurf „Die Charaktere der Tragödie müssen ebenso allgemein sein, als die Charaktere der Komödie" ließe sich in seinem Sinn auch umdrehen: die Charaktere der Tragödie müssen zwar symbolisch, aber doch zugleich individuell sein. Und der Gegensatz, die Komödie lege das Hauptgewicht auf die Charaktere, die Tragödie auf die Situationen, besagt nichts anders, als daß ein tragischer Charakter sich nur unter gewissen gegebenen Bedingungen tragisch auswachsen kann, komische Situationen aber von komischen Charakteren abhangen. Etwas ausschließendes will er natürlich nicht behaupten, denn „Situationslustspiel" und „Charaktertrauerspiel" sind jedem geläufige Begriffe. Wenn daher Schiller mit der Ansicht des „Höllenrichters" Aristoteles, im Trauerspiel seien die Begebenheiten alles, den Nagel auf den Kopf getroffen findet, so hören wir den Dichter des „Wallenstein", der „Maria Stuart", der „Braut von Messina", aber keinen erschöpfenden Herold des modernen Dramas. In derselben Zeit erklärt Schiller auf Grund der „Dramaturgie", aus welcher seine Aesthetik wie aus dem „Laokoon" reiche Belehrung geholt hatte, Lessing für den liberalsten deutschen Kunstkritiker. Wirklich kann kein Satz liberaler sein als dieser: „Nicht jeder Kunstrichter ist ein Genie, aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter." Während die abgelebte Poetik, den angeborenen Schöpferdrang nur beiläufig erwähnend, die Dichter in die Schule schickte und ihnen den Zaum lederner Einzelregeln anlegte, sah Lessing ganz davon ab dem angehenden Tragiker etwa einen Band Aristoteles in die Hand zu drücken. Im Gegentheil will er sein Lehrbuch bei Seite schieben, wenn ein Genie zu höhern Zwecken die Grenz-

linien der Gattungen in einander fließen läßt. Das Genie, meint er, braucht tausend Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe weiß, denn sein Reichthum ruht nicht in den erlernten Kenntnissen, sondern in eigenster Schöpferkraft. Genie ist vor Regel, und die Regel kommt vom Genie. Seit Young tobte die junge Generation: Krieg den Regeln! Hamann und Herder hatten gesprochen. Gerstenbergs „Briefe" schienen in Deutschland einen Sturmlauf anzukündigen, der denn auch nicht ausblieb. Lessings Hieb gegen das jetzige Geschlecht von Schriftstellern, deren Kritik in der Verdächtigung aller Kritik bestehe, ist besonders auf Gerstenberg gemünzt. Diesen Tumultuanten, welche in demselben Athem Genie und Regel für eins nahmen und doch über die Unterdrückung des Genies durch das Regelbuch klagten, erwidert Lessing, Genie lasse sich überhaupt nicht unterdrücken, am wenigsten durch etwas aus ihm selbst Hergeleitetes. Verwerfe man mit der französischen Regel alle Regel als pedantisch, so laufe man Gefahr die ganze Tradition der Kunst zu verscherzen, und jeder Dichter werde von unten auf erfinden müssen. In diesem Sinne stützt sich Lessing, das Pseudaristotelische vernichtend, auf aristotelische Grundsätze. Er trägt auch hier freiere Ansichten über die „Nachahmung" vor. Er verwirft ausdrücklich die Zumuthung, das Trauerspiel solle eine Lehre darstellen wie die Fabel. Selbstverständlich ist ihm die Einheit der Handlung, daß nämlich alle Bestandtheile derselben zu einem Zwecke zusammenstimmen. Er interpretirt des Aristoteles Definition der Tragödie, eine Definition, die schon ein langes Martyrium hinter sich hatte und schwerlich schon am Ende ihres Leidensweges steht, da trotz dem philologischen Befund ein Aesthetiker lieber fragt, ob Aristoteles' Deutung mit der seinigen übereinstimme, als ob man die aristotelische Deutung richtig verstanden habe.

Aristoteles definirt: „Es ist die Tragödie die Nachbildung einer gewichtigen und ernsten Handlung, welcher Größe innewohnt, in geschmückter Rede .... durch Agirende nicht in epischer Erzählung, mittelst Mitleid und Furcht die Katharsis dieser Affecte bewirkend." Diesen nüchternen Satz umzingelt eine unabsehbare Litteratur, worin sich Gelehrsamkeit und Unwissenheit, Schärfe und Faselei aufs wunderlichste zusammen finden. Die ganze Schwierigkeit liegt in dem letzten Glied, obwol auch das Vorausgehende allerlei Misverständnissen ausgesetzt war. Uns kann es lediglich darauf ankommen, welche herrschenden

Irrthümer Lessing zu bekämpfen hatte, wodurch er die Lösung förderte und worin die spätere Forschung ihn selbst berichtigen mußte. Lessing stand den Franzosen gegenüber, welche mit ihrem Dolmetsch Dacier φόβος als terreur faßten, so gut wie die Deutschen mit ihrem Übersetzer Curtius „Schrecken" sagten. Und Corneille, dem die richtige Deutung crainte nicht fremd ist, hat sich weder theoretisch noch praktisch von dem „Schrecken" befreit, ja seine Erklärung der Stelle ist eine der allerconfusesten. Lessing widerlegt ihn sehr glücklich. Erstens gehört der „Dramaturgie" das Verdienst jenes falsche „Schrecken" endgiltig beseitigt zu haben, nachdem sie selbst trotz Lessings Entdeckung im alten Briefwechsel mit Moses bis zu einem bestimmten Punkt den irrthümlichen Ausdruck fortgeschleppt hatte, der Lessingen sogar in den „Collectaneen" noch einmal entschlüpft. Zweitens — il est aisé de nous accommoder avec Aristote — fälschte man die kleine Partikel „und" und meinte, eines von beiden, φόβος oder ἔλεος, genüge. Drittens nahm Corneille die Katharsis für eine purgation des passions überhaupt, indem der Zuschauer von allen in den Tragödien vorgeführten Leidenschaften gereinigt werde: „Das Mitleid mit dem Unglücke, sagt er, von welchem wir unsers gleichen befallen sehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; diese Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und diese Begierde ein Bestreben, die Leidenschaft, durch welche die Person, die wir bedauern, sich ihr Unglück vor unsern Augen zuziehet, zu reinigen, zu mäßigen, zu bessern, ja gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft sagt, daß man die Ursache abschneiden müsse, wenn man die Furcht vermeiden wolle"; wonach also ein Eifersüchtiger in den „Othello", ein Ehrgeiziger in den „Macbeth" zur Reinigung geschickt werden müßte. Dem entgegen verbindet Lessing „Mitleid und Furcht" aufs engste, definirt die Furcht als das auf uns selbst bezogene Mitleid oder Mitleiden und sieht richtig, daß die Katharsis mit den vorgestellten Leidenschaften nichts zu thun hat. Aber einerseits beirrt ihn ein falsches „sondern" im Anfang der fraglichen Schlußworte, das er nicht streicht, sondern scharf- und spitzsinnig interpretirt, andererseits, und das ist viel erheblicher, übersetzt er τῶν τοιούτων παθημάτων nicht mit „dieser Affecte" (d. h. des Mitleids und der Furcht), sondern, allzu klug einen tiefen Sinn im Sprachgebrauch witternd, mit „dieser und dergleichen"

und gesellt zu Mitleid und Furcht alle philanthropischen Regungen. Er läßt nun sehr subtil eine gründliche gegenseitige „Reinigung“ unter allen Angehörigen dieser von Mitleid und Furcht geführten Sippschaft vor sich gehen, spricht zwar mit einer Abstellung der beiden Extrema Zuviel und Zuwenig einen fruchtbaren Gedanken aus, fällt aber durch seine unglückliche „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten“ in den Verdacht der Moralisterei und hat leider, obwol er die aristotetische „Rhetorik“ heranzieht, eine für die richtige Interpretation der „Katharsis“ unentbehrliche Stelle der „Politik“ außer Acht gelassen. Nicht vergessen, denn er spielt mitten in seinem Excurs darauf an, nur ohne genauer nachzuschlagen; aber es ist sehr fraglich, ob eine neue Überlegung der jedenfalls von ihm bereits überlegten Worte seine Auffassung der Katharsis — Reinigung umgestoßen haben würde. „Aristoteles verspricht am Ende seiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenschaften durch die Musik redet, von dieser Reinigung in seiner Dichtkunst weitläufiger zu handeln“.

Diese ausführlichere Definition ist uns im zweiten Buche der „Poetik“ verloren gegangen; aus der Stelle der „Politik“ und aus späten Nachklängen aristotelischer Lehren hat aber Jacob Bernays eine glänzende Aufklärung über das geschöpft, was Aristoteles unter tragischer Katharsis verstand. Ein kleiner Irrthum im Sprachgebrauch und eine effectvoll kühne Übertreibung gegen die Kunstmoralisten schmälert sein Verdienst so wenig, als die flüchtige Priorität einzelner Interpreten oder irgend eines versprengten Aesthetikers (z. B. des Batteux) den Fund und seine bewundernswerthe Ausbeutung herabdrücken kann. Aristoteles ist von der Medicin ausgegangen, wie schon Platon medicinische Erleichterung aesthetisch auf die Affecte anwandte, und er hat die beruhigende Wirkung gewisser die Nerven erregender Musik auf Menschen, die zur Verzückung neigen, beobachtet: „gleichsam als hätten sie ärztliche Kur und Katharsis erfahren“. Katharsis ist also klärlich ein aus der Pathologie übertragener Ausdruck und nicht mit Reinigung, sondern etwa mit „Entladung“ wiederzugeben. Die Purgation des Corneille scheint fast zu einer Purganz herabzusinken. Doch muß eine solche Entladung „lustvolle Erleichterung“ sein um ein „unschädliches Vergnügen“ zu gewähren: die Tragödie erregt unser Mitleid und unsere Furcht um diese Affecte lustvoll, erleichternd zu

entladen. Sehr schön sagt Goethe in frappanter, unabhängiger Übereinstimmung mit Aristoteles an einer Stelle der „Wanderjahre" (18,211): „Hier nun konnte die Poesie abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik, heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt." Die künstlerisch maßvolle Erregung der an sich unlustigen Affecte und das künstlerische Abschöpfen der geweckten und überquellenden Affecte wandelt Unlust in Lust, ohne daß die Moral und die sogenannte poetische Gerechtigkeit bemüht werden. Gewiß hat die knappe Definition des Aristoteles gar keinen sittlich-nützlichen Beigeschmack. Corneilles Besserung ist ihr untergelegt; Lessings „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" nicht minder; Schillers Mannheimer Abhandlung, worin die Schaubühne als moralische Anstalt zur Gehilfin von Polizei und Religion gestempelt wird, hat sich von aristotelischer Katharsis so weit als möglich entfernt. Aber ein anderes ist die Moral Gellerts, ein anderes die Ethik Goethes. Dieser, gereizt durch Nachwehen des philanthropischen, tugendpredigenden achtzehnten Jahrhunderts, sprach in einem trotz der grundfalschen Deutung befreienden Aufsatz zur „Poetik" das Schutz- und Trutzwort aus: „Keine Kunst vermag auf Moralität zu wirken; Philosophie und Religion vermögen dies allein", und Bernays versichert uns, daß Aristoteles dem Wort für Wort beigestimmt haben würde. Sein Aplomb leidet hier unter einer blinden Einseitigkeit, welche sowol den Aristoteles als Goethe verkennt, denn keiner von beiden hat einen bildenden, veredelnden, ohne einzelne Moralgebote sittlich erbauenden Einfluß der Künste auf den Menschen je geläugnet. Er thut auch unserm Dramaturgen zuviel mit der Anklage: „nach der Lessingschen Durchführung durch alle Stufen des zu vielen und zu wenigen Mitleidens und Fürchtens, dürfte man die Tragödie ein moralisches Correctionshaus nennen, das für jede regelwidrige Wendung des Mitleids und der Furcht das zuträgliche Besserungsverfahren in Bereitschaft halten müsse". Sehr wirksam gesprochen und auf einzelne Äußerungen der „Dramaturgie" wol anwendbar; denn es klingt hausbacken, daß Lessing, nachdem Herr Curtius von der Tragödie Stärkung der Menschlichkeitstriebe, Weckung von Tugendliebe verlangt, ruft: „welches Gedicht sollte das nicht?" und hausbacken dünken uns seine

„tugendhaften Fertigkeiten". Und wenn Lessing im Drama ein „wesentlicheres" Vergnügen als die Anschauung moralischer Sätze sucht, wenn er nicht ohne weiteres mit Dusch das Schauspiel als Ergänzung der Gesetze betrachten kann, so ist es ihm doch eine „Schule der moralischen Welt" und „bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie", nur auf verschiedene Weise. Dennoch kann es nur ein Zufall sein, daß Lessing in der Eile des Schreibens hier ganz bei Seite läßt, was er schon lang erfaßt hatte und was er nun bei seinem Satze von den Extremen hätte erneuern können. Ja erneuern müssen; noch ist nämlich die Frage nach dem in Furcht und Mitleid liegenden Vergnügen nicht völlig beantwortet. Schopenhauer, der die aristotelische Ansicht sehr oberflächlich nennt, spricht ab ohne auch nur den Wortsinn zu prüfen. Mit einer Ansicht, welche im fünften Acte über die poetische Gerechtigkeit und sittliche Weltordnung frohlockt, können wir uns auch nicht befreunden. Daß die Tragödie einen künstlerisch adäquaten Ausdruck des Traurigen findet und den Menschen erfreut, indem der Dichter des Gottes voll sich redend erleichtert, wenn andere qualvoll verstummen, erschöpft die Lust am Unlustigen nicht, obwol nur die Kunst und nicht ein gemeiner Realismus das κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς vollzieht und den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt. Unsere Lust am Trauerspiel liegt in unserer allgemeinen Aufnahmsfähigkeit und in unserem Trieb alle in uns schlummerden Regungen zu bethätigen. Moses hatte in der Schrift „Über die Empfindungen" mit einer du Bosschen Erklärung der unlustig-lustigen Empfindungen, daß nämlich die Seele überhaupt nach Bewegung verlange, gerechnet. Als Lessing 1756/57 im Briefwechsel die Ansichten seines Freundes über das Mitleid und die Illusion revidirte und so den Anstoß zu weiteren Studien Mendelssohns gab, aber auch im Verein mit diesem der Aesthetik Schillers in die Hände arbeitete, da schrieb er die psychologisch tiefen Worte hin: „Darin sind wir doch wol einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin, daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines größern Grades unsrer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht

erst sagen, daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unsrer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unsrer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind . . . es bleibt nichts übrig als die Lust, die mit der Leidenschaft als einer bloßen stärkern Bestimmung unsrer Kraft verbunden ist."

Wie Bernays entbehren wir diese Gedankenreihe ungern in der „Dramaturgie", welche ihrerseits die einseitige Lehre des Briefwechsels über das Mitleid durch die Verkettung von Mitleid und Furcht weit überholt. Wir bemitleiden den Helden, wir leiden mit ihm. Mitleid, sagte Mendelssohn, ist eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenstande und aus der Unlust über dessen Unglück zusammengesetzt ist. Wir fürchten, denn wir beziehen das Mitleid auf uns selbst; eine zu enge Auffassung, welche der in der antiken Tragödie wie im „König Oedipus" steigenden Furcht, es möchte ein Unheil geschehen sein, und der in der Shakespeareschen Tragödie steigenden Furcht, es möchte ein Unheil geschehen, sowie der inneren Identification zwischen Held und Zuschauer nicht ganz genügt. Schied man aber mit den Irrlehrern Mitleid oder Furcht, so war das Martyrium und das Mordspectakel, der Engel und der Teufel auf der Bühne erlaubt. Setzte man für „Furcht" „Schrecken", d. h. die plötzliche, jähe, heftige Furcht, so war dem Crassen und der wolfeilen, von den Alten wie von Lessing verpönten Überraschung Thür und Thor geöffnet. Mitleid und Furcht kann der Mensch nur in menschlichen Tragödien empfinden. Das Trauerspiel braucht nicht, wie Corneille behauptet, le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle. Wenn es nur die Pein unschuldiger Tugend vorführt, wird es gräßlich oder wie die „christliche Tragödie" frostig und abstoßend. Wenn es nur das schwarze Laster malt, kann es keine Sympathie erwecken, und Lessing würde „so einen abscheulichen Kerl, so einen eingefleischten Teufel" gleich Weißes Richard III. recht gern mit eigenen Augen der Höllenfolter überantwortet sehen. Dazu kommen andere triftige Forderungen an die Charaktere: sie dürfen in den Hauptpersonen nicht gleichartig sein, sie müssen steigen, nicht fallen, sie bleiben sich consequent.

Lessing faßt sein giltiges Ideal des dramatischen Causalnexus

zwischen Fabel und Charakter dahin zusammen: auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun würde. Die Tragödie ist keine dialogirte Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Die Facta sind zufällig, die Charaktere wesentlich. Daher darf der Dichter mit den historischen Begebenheiten frei umspringen, nur die Charaktere sind ihm heilig; sie zu verstärken, in ihrem besten Lichte zu zeigen ist alles, was er dabei von dem Seinigen hinzuthun darf. Auf diese Sätze über Drama und Historie möchte man erwidern, daß der frei schaffende Poet sicherlich nicht im Dialogiren historischer Überlieferung ein Genügen und die Erfüllung dramatischer Gesetze findet, daß aber Lessings Auffassung des Werdeprocesses historischer Schauspiele an Gottsched erinnert, der für eine nackt vorhandene Idee oder ganz allgemeine Fabel einen geschichtlichen Anhalt suchte, zum Theil an ältere Überlegungen Lessings selbst, der mit Analogien arbeitete, Verpflanzungen vornahm, aus dem Weltgeschichtlichen das „Bürgerliche" herausschälte, große Überlieferungen adaptirte und die Politik über Bord warf. Die einfache Antithese von der Nichtigkeit der Facta und der Heiligkeit der Charaktere erweist sich schon dadurch als unzureichend, daß gewisse große Ereignisse so gut wie gewisse große Personen hell und unabänderlich in dem Gedächtnis des Volkes fortlebend jeder Ummodelung trotzen und daß die dichterische Phantasie sich nicht bloß an leuchtenden Einzelfiguren sondern auch an hervorstechenden Geschehnissen entzündet. Weder den Personen noch den Factis gegenüber ist der Dichter ein souveräner Beherrscher der Geschichte; andrerseits läßt sich sein gutes Recht historische Facta und auch historische Personen frei umzuformen oder zu retouchiren kaum auf eine Formel bringen. Überhaupt dieses Lessingsche Herabdrücken der Facta und zugleich der Geschichtschreibung, die ohne pragmatischen Gehalt und geschichtsphilosophischen Gang zur Notizensammlerin niedersinkt. Gegen den von Lessing, Schiller und anderen Stimmführern angenommenen Satz des Stagiriten, die Tragödie sei philosophischer als die Geschichte, verwahrt sich jede tiefere Historiographie, und gegen Lessings Verkennung des historischen Dramas ertönen Proteste von

den „Persern“ an bis zum „Prinzen von Homburg.“ Obwol Lessing selbst in der nationalen Begeisterung für de Belloy einen gesunden, beneidenswerthen Kern gefunden, läßt er es dann auch nicht für eine Nebenbestimmung des Theaters gelten das Andenken großer Männer zu wahren und meint seine Aussperrung nationaler Großthaten und Helden mit dem geschickten Satze zu beweisen: es heiße die wahre Würde der Tragödie schmälern, wenn man sie zu einem bloßen Panegyricus berühmter Männer mache oder gar den Nationalstolz zu nähren misbrauche. Eine Nationaltragödie kann einen berühmten Mann nach den Gesetzen der Kunst feiern ohne ein bloßer Panegyricus zu sein und einen edlen Nationalstolz schüren ohne einen eitlen zu entfachen. Das hat schon Aischylos in den aristophanischen „Fröschen“ großartig gepredigt. Aber wo sah Lessing den Nationalstolz auf den Nationalbühnen einer Nation, der er den Namen einer Nation bitter absprechen zu müssen glaubte?

Als Lessing im Frühjahr 1769 seine stockende „Dramaturgie“ endlich abschloß, war der Traum eines Hamburgischen Nationaltheaters längst ausgeträumt. Schon Anfang December des ersten Jahres stand es, obwol der Besuch des Dänenkönigs einen trügerischen Glanz verbreitet hatte, so schlimm um das junge Unternehmen, daß man die Vorstellungen mit dem „Mahomet“ abbrach und die Truppe nach Hannover gastiren schickte. Feindselige Blätter erschienen, die alles herunterrissen und sogar einem Ekhof vorwarfen, er „quarre“ seine Rollen. Im folgenden Mai wurde ein neuer Anlauf versucht, aber der Verfall war nicht aufzuhalten. Im November debutirten die Brandes und „Signor Carolo machte seinen Abschiedssprung“, denn man griff zu unwürdigen Hilfsmitteln und die Zeitung meldete lockend, der spanische Equilibrist, der sich bereits an mehreren europäischen Höfen mit Beifall gezeigt habe, werde verschiedene sehenswerthe Kunststücke produciren. Die Bühne Tellheims, das deutsche Nationaltheater, war zum Circus herabgesunken. Am 25. November 1768 sagte Madame Hensel ihre Abschiedsverslein:

Ist dies der Arbeit Frucht? Ist dies der Sorgen Lohn,
Auf den die Schauspielkunst gehofft? ...

Vergebens hatte Frau Löwen am Schluß der ersten Saison in einer ironischen Dankrede dem Publicum zugerufen: „Ihr Deutschen, noch ein Wort: vergeßt uns Deutsche nicht!" Die Hamburger liefen den Tragödien, Komödien und artigen Singspielen einer guten französischen Truppe zu, welche zweimal im alten Hause beim Dragonerstall gastirte. Ackermann übernahm sein Theater wieder; er durfte noch hoffen, denn sein Stiefsohn war zurückgekehrt, und Charlottens Talent blühte trotz den Zweifeln der Tageskritik verheißungsvoll auf; aber die andern Theilhaber der Entreprise fühlten sich tief beschämt. Seyler wurde ein wandernder Principal. Löwen zog nach Rostock und sagte der Bühne Ade, denn nie werde Deutschland die Hoffnung auf ein Nationaltheater erfüllt sehen. Höhnisch bat Lessing einen Berliner Freund, man möge ihn doch nach zwanzig Jahren an das Hamburger Theater erinnern: „wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, so will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der Dramaturgie nicht schreiben ließ. Und wenn wir auch alsdenn noch kein Theater haben, so werde ich aus der Erfahrung die sichersten Mittel nachweisen können, in Ewigkeit keines zu bekommen. — Transeat cum ceteris erroribus!" Aber wie bitter auch der Dramaturg im letzten Stücke Hamburg denjenigen Ort nannte, wo das Ideal eines Nationaltheaters sich am spätesten verwirklichen werde, so finden wir Lessing doch nach einem Jahrzehnt lebhaft interessirt für die Bühne Schröders und bereit aus der Ferne den Theaterdichter Hamburgs abzugeben. Hamburg sah in seinen Mauern ein lebenskräftiges Theater, geleitet von einem großen Künstler, der zugleich ein großer Director war. Aus seiner Schule ging der treffliche Nachfolger F. L. Schmidt hervor. Heinrich Marr erhielt in Hamburg den alten gediegenen Stil lebendig, und das Thaliatheater zeichnete sich als Pflegestätte des feinen Lustspiels neben dem Burgtheater, dem es junge Talente heranbildete, aus. Aber 1767 und 1768 was für verfahrene, trostlose Zustände!

Diese Verhältnisse, so niederschlagend für Lessings hitzige Hoffnungen, wirkten natürlich stark auf die ganze Haltung der „Dramaturgie", ihren Stoffkreis, ihre Disposition, ihren Ton ein. Die Kritik der Darstellung entfiel aus internen Gründen, wie wir wissen. Das hannöversche Gastspiel zwang ihn seine Materie so lange zu dehnen,

bis die Gesellschaft zurückkehrte, und schon im August 1767 versicherte er glaubhaft „diesen Wisch“ sehr ungern zu „schmieren“. Langsam und widerwillig lieferte er, ohne sich um die Termine zu kümmern, seine verspäteten Blätter. Immer eigenmächtiger verfuhr er, berichtete ganz nach Zeit und Lust, behandelte mehrfach den großen Dichter knapp und den kleinen weitläufig, arbeitete in bedrängten Stunden mit Citaten und Auszügen, gönnte sich bequeme Nachlässigkeiten des Gesprächs- oder Briefstils und hastete ungeduldig dem Schlusse zu. Die „Hamburgische Dramaturgie“ ist kein einheitliches, Stück für Stück ausgeglichenes, wolberechnetes Kunstwerk. Trockene Partien folgen auf die lebendigsten farblose auf die glänzendsten, schwerfällige auf die elegantesten. Nie hat ein Journalist seinen Lesern so viel zugemuthet wie Lessing, der ihnen uralte Theorien interpretirte, wenn sie die Schaumkost der Theaterneuigkeiten begehrten. Eine Folge von Nummern hatte den „Grafen Essex“ des Thomas Corneille ebenso frisch wie umsichtig behandelt, aber die Leute mußten doch erschrecken, wenn nach einiger Zeit eine neue Reihe dasselbe Thema wieder aufnahm und bogenlang über Banks und einen unbekannten Spanier (Coello) sprach. Die Analysen sind vortrefflich, journalistische Zugstücke sind sie gewiß nicht. Immerhin mochte der Essex-Stoff viele interessiren, und manche Wendungen gegen den Kritiker Voltaire gehören zu Lessings glücklichsten Einfällen, Ausführungen wie die über eine von Elisabeth dem Günstling verabreichte Ohrfeige zu seinen bestgeschriebenen Seiten. Aber wem war mit zwei langen Serien über die armseligen „Brüder“ des Romanus und ihr Verhältnis zu Terenz nebst ein paar obligaten Sticheleien gegen Voltaire gedient? Diese Stücke wären in der alten „Theatralischen Bibliothek“ am Platze; hier sind sie bloße Nothnägel und Lückenbüßer. Oder war die an sich beachtenswerthe und anziehende Abhandlung über die Namen in der alten Komödie irgend durch Plan und Ökonomie dieser dramaturgischen Blätter bedingt? Lessing wirft dem großen Publicum seine Verachtung ins Gesicht. Schon inmitten der Zeitschrift steht das vornehm schroffe Bekenntnis: „Wahrlich, ich bedaure meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine lustige oder rührende Romane gebracht,

anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die sind, die sich mit Komödienschreiben abgeben, anstatt kurzweiliger, auch wol ein wenig scandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen, anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange, ernsthafte, trockne Kritiken über alte bekannte Stücke, schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte, mitunter wol gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedaure sie; sie sind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen, besser, daß sie es sind als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten."

Als er im Winter nach dem Theaterkrach seinen zwang- aber auch freudlosen Jahrgang beendete, erleichterte er beim Abschied das übervolle Herz durch die persönlichsten Geständnisse. Er erzählt sein Hamburger Engagement; er setzt die Absicht, Entstehung, Entwicklung des Blattes auseinander; er giebt ein prägnantes dramaturgisches Glaubensbekenntnis; er sagt dem Publicum, den Kritikern, den Herrn Nachdruckern unumwunden die Meinung. Was ist geschehen? Nichts. Was hat das Publicum gethan? Nichts, weniger als nichts. Und nochmals faßt er seine auf Kunst und Leben gerichtete patriotische Pädagogik anklagend zusammen: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern nur von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen" . . . Die Klotzische Clique zu Halle hatte in ihrer „Deutschen Bibliothek" dem „Athleten" Lessing seine „sehr unanständigen Ausdrücke" gegen Corneille verwiesen; Lessings berühmte „Wette" ist die Antwort darauf, die Tonne für die kritischen Walfische, besonders für den kleinen Walfisch in dem Salzwasser zu Halle. Wie er mehrfach im Vorbeigehen kaum bemerkbar angreift oder abwehrt, so auch als Dramaturg, und es ist

anziehend die verstohlenen Anspielungen zu controliren. Aber ungleich mehr vergnügt ihn der offene Kampf hier und schon im 96. Stück. Die weisen Herren jammerten, unser Theater stehe noch in einem viel zu zarten Alter um das monarchische Scepter der Lessingschen Kritik zu vertragen, die „Dramaturgie“ sei ohne periodischen Nutzen, eine Demüthigung für Deutschland, niederschlagend für unsre Dichter, durch philosophische Kälte vernichtend für das bischen Empfindung im Publicum, destructiv nicht anleitend, verkleinerungssüchtig, orakelnd, tyrannisch; die Bühne müsse durch Beispiele, nicht durch Regeln und Systemchen reformirt werden, aber raisonniren sei leichter als selbst erfinden. Darauf antwortet Lessing, er glaube die dramatische Dichtkunst besser studirt zu haben als zwanzig Ausübende und er habe sie so weit ausgeübt als es nöthig sei um mitsprechen zu dürfen. Den Gegnern, die auf seine eigenen Schöpfungen provocirten und zugleich sein philosophisches Fernglas und sein kritisches Streitroß verspotteten, erwidert er mit großartiger Offenheit: „Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den Letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt“. Diesen lapidaren Worten seltenster Selbsterkenntnis läßt sich nichts abdingen, nichts beifügen. Bescheidenheit und Stolz wohnen

hier conflictlos beisammen. Nie dämonisch, unbewußt oder halbbewußt schaffend wie der geniale Schöpferdrang wenn der Geist über ihn kommt, ohne lyrische Empfindungsfülle und epische Einbildungskraft, warf sich Lessings productive Kritik auf dasjenige poetische Gebiet, welches den ordnenden und prüfenden Verstand am dringendsten anstrengt, das Drama. Er hatte keine große Erfindung, aber feine Einfälle, war geistreich, ein scharfer Beobachter, und sein klarer Verstand vertrug sich wol mit einer hellen und warmen Kraft des Gemüthes. Wir lesen keine „Emilia Galotti" um uns poetisch zu erquicken, keinen „Nathan" um im vollen Strom der Dichtung zu schwelgen und zu schwärmen, aber wir werden nicht müde das Planvolle des Baus, die tausend Feinheiten der Charakteristik, die reife Kunst der Rede bewundernd zu studiren und aus der spitzen grollenden Prosa wie aus den behaglich fließenden, freundlich lehrenden Versen die Eindrücke einer großen, unserer Poesie und unserem ganzen Geistesleben unentbehrlichen Individualität zu gewinnen. In der productiven, fortwirkenden Kraft erkannte der alte Goethe das Wesen des Genies und sprach: „Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber." Er bleibt das größte kritische Genie der deutschen Litteratur.

Dieser Dramaturg mußte sich zum Schlusse der grundlegendsten aller modernen Theaterschriften mit allen Miseren eines bankerotten Unternehmens, mit dem Unverstand und der Tücke feindlicher Klopffechter, mit dem Freibeuterthum einer pseudonymen Schleichhändlerfirma herumschlagen. Das Nationaltheater war todt, und seine Dramaturgie endete klanglos mit mismuthigen Protesten gegen die Nachdrucker, die ihm frech antworteten. In demselben Jahr erhob sich der alte Feind des Theaters geharnischt gegen die Hamburger Schaubühne und die Schaubühne überhaupt. Die Gelegenheit schien günstig für ein Hauptbombardement auf die leider so dauerhafte Zielscheibe unzähliger geistlicher Geschosse. Denn vereinzelt stehen neben der theologischen Artillerie die weltlichen Theaterfeinde wie der verblendete Rousseau, der seiner Vaterstadt die Gefahr eines Schauspielhauses ersparen wollte. Schon das sinkende Alterthum ging dem Mimenvolk des öfteren mit scharfen Edicten zu Leibe, und unablässig donnerten die Kirchenväter gegen solche heidnische Greuel, allen voran mit der

vollen Wucht seiner strafenden Beredsamkeit Tertullian. Unbekümmert, wie weit die Polemik jener Frühzeit noch auf ganz anders geartete Spiele passe, holten die spätern christlichen Jahrhunderte sich ihre Waffen gern aus dem großen patristischen Arsenal. Wol übten einzelne große Theologen Toleranz und milde Censur, wol dichteten zahllose protestantische Pastoren und Jesuiten um die Wette steife oder spielerige Schulstücke, aber der fromme Ärger verstummte nicht. Namentlich das siebzehnte Jahrhundert hat in allen Litteraturländern Europas die Sitze der Schauspielkunst mit einer Hochflut von Anklagen bedrängt; und wenn der größte Kanzelredner Frankreichs sich gar eindringlich betheiligte, so erkennt man, wie ernst der Angriff gemeint war. In England mußten die Musen des Dramas vor den unwirschen Puritanern Reißaus nehmen. William Prynne erklärte in dem riesigen Sammelpamphlet „Histriomastix" die Schauspiele für Teufelspomp, den Beruf des Schauspielers für infam, die erste Priesterin des neuen Theaters für ein Ungeheuer. In Deutschland wurde Hamburg zweimal das Schlachtfeld, wo man den Bestand der Bühne mit größtem Eifer angriff und schützte. Während anderswo auch strengere Seelenhirten den Theaterbesuch gleich Tanz und Kartenspiel unter die Adiaphora rechneten, ward an der Alster das prächtige Opernhaus einzelnen Pastoren ein rechter Dorn im Auge. Sie nannten es „die an der Kirche Gottes gebauete Satanscapelle." Als der große Kurfürst die Oper mit seinem Besuch und Beifall beehrt hatte, predigte am nächsten Bußtag ein Eiferer dagegen, daß Monarchen herbeireisten um in Hamburg zum Teufel zu fahren. Lange wogte der Kampf hin und her; mit der „Schauspielergeißel" Prynnes rang nun Reisers „Theatromania oder Werke der Finsternis in denen öffentlichen Schauspielen" um die Palme. Aus ehrlicher Angst um das Seelenheil ihrer Pfarrkinder hatten Reiser und mehrere Amtsbrüder zur Feder gegriffen, doch erlangten sie im geistlichen Ministerium nicht die Mehrheit. Ein aufgeklärter Pastor dagegen, der es selbst für keinen Raub hielt Libretti abzufassen, secundirte dem schriftgelehrten Hanswurst Christoph Rauch, und die Theaterleitung verschaffte sich sogar von orthodoxen Facultäten Gutachten, worin nur der Misbrauch verpönt wurde.

Während so der geistliche Librettist Elmenhorst unangefochten und die ganze Streitigkeit etwa von 1678 bis 1693 in einem allgemeineren

Fahrwasser blieb, hatte der junge Pastor Schlosser in Bergedorf bei Hamburg 1769 ein böses Hagelwetter durchzumachen. Schwächliche Komödien aus seiner Studentenzeit waren unter Ackermann aufgeführt worden; sie erschienen dann gedruckt und wurden in einer verbreiteten Zeitschrift zwar getadelt, aber mit indiscreter Nennung des theologischen Urhebers als eine erfreuliche Freiheitsregung ausgehängt. Sogleich las der Senior Goeze in der „schwarzen Zeitung" Hamburgs dem „straßenjungensmäßigen" Redacteur jenes Journals, Klotz in Halle, und dem unglücklichen Komödienschreiber, der mit einem Fuß auf der Kanzel, mit dem andern auf der Bühne stehe, anonym die Leviten. Doch schien nach weitern offenen Briefen eine Ehrenerklärung alles beizulegen, als das ungeschickte Eingreifen eines Schlosserschen Freundes den streitlustigen Hauptpastor zu einer Entscheidungsschlacht herausforderte. Nach einem tiefen Athemzuge verkündigt er sein Thema „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne, überhaupt: wie auch der Fragen: Ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigt=Amte stehender Mann, ohne ein schweres Ärgernis zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken lassen, und die Schaubühne, so wie sie itzo ist, vertheidigen, und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen, und der guten Sitten anpreisen könne?" Auf mehr denn zweihundert Seiten ruft er ein Mal über das andre mit wachsender Hitze sein zorniges Nein, Nein. Die Ausführung ist langathmig wie der Titel, polternd, voll von Wiederholungen. Schlossers kraftlose Gegenschrift bietet eine Statistik der bei Goeze immer wiederkehrenden Vergleiche zwischen dem Theater und einem Heuchler, einem Lustgarten, einem Gifttrank, einem Pesthaus, einem Bordell und — volle dreizehnmal — mit der großen Diana der Epheser. Der Herr Senior, der die Candidaten Ministerii für eidlich verpflichtet hielt das Kartenspiel, den Tanz und die „wahre Satansschule" zu fliehen, hat natürlich selbst nie ein Theater betreten. Sein Material stammt vom Hörensagen, von Theaterzetteln, aus Löwens Buch und aus den Anklagen der Kirchenväter sowie neuerer und neuester Gegner. Er hat auch seine Zeit nicht an die Lectüre zahlreicher Stücke verschwendet, doch hält er Gellert und namentlich Herrn Lessing in Ehren. Goeze kann „Minna von Barnhelm" nicht hoch genug stellen. Aber wie

soll eine verrufene Kokette das Fräulein, wie ein Mensch, der für einen Ducaten zu allem feil ist, den Major oder Wachtmeister agiren? Die Moralität der Künstler will er jedoch aus dem Spiele lassen; er kenne sie nicht, er richte sie nicht — sie stehen und fallen ihrem Herrn. Das Repertoire aber sei nicht „gereinigt", und erscheine einmal als Seltenheit ein sittlich tüchtiges Stück, so lasse der Unternehmer durch irgend eine Zwischen-Pantomime geschmückter Dirnen die üppigste Sinnenlust entbrennen. Auch das desinficirte Pesthaus bleibe ein Pesthaus. Nur Scheingründe sprechen für das Theater, wie in großen Städten für gewisse Gassen. Der Pöbel, dieser „gute theatralische Zugvogel", vereitle jede gründliche Reform. Sollen wir unsern kurzen Erdenlauf zum Schaden der Seele an Eitelkeiten verschwenden, uns im Parterre zum Nachtgebete rüsten? Bleibt doch die moralische Wirkung einzelner Trauerspiele nur eine kleine Dosis Arznei in dem Löffel voll Gift; die Obrigkeit müßte von rechtswegen alle Tragödien, die so verführerisch mit schrecklichem Selbstmord schließen, unterdrücken. Und die Lustspiele werden mit ein paar Ausnahmen auf der Wage christlicher Sittenlehre zu leicht befunden. Die Posse ist schandbar, Holberg verächtlich, Moliere hassenswürdig. „Dieser wahre Patriarch, dieses so hochgepriesene Muster der Schauspieldichter gehört unstreitig unter die verdammlichsten Lehrer des Lasters, und ich glaube nicht, daß Voltaire mit verschiedenen Aufsätzen, in welchen sich die Frechheit und Bosheit in ihrer höchsten Größe zeigt, ja welche der Satan selbst zu verfertigen nicht frech genug sein würde, so viel Schaden gethan hat" wie Moliere mit „George Dandin" oder dem üppigen König zuliebe mit „Amphitryon". Es ist ein bornirter, aber ein ganzer, tief von seiner geistlichen Berufspflicht durchdrungener Mann, der hier sein Wehe! Wehe! schreit. Während in Lessings Epigramm der Priester, den man zum Besuche des „Tartuffe" auffordert, dies „Schandstück" verabscheut, fährt unser ehrlicher Goeze fort: „Bei dem allen aber bekenne ich gern, daß ich dem „Tartuffe" des Moliere vor allen seinen übrigen Stücken einen Vorzug gebe. Bösewichter von der Art, als Moliere in diesem Schauspiele vorgestellet hat, verdienen zwar allezeit am Pranger öffentlich ausgestrichen zu werden. Da sie aber Mittel finden, dem Büttel zu entrinnen, so ist es ihr gerechter Lohn, daß der nächste Grad nach dieser Strafe sie treffe, und der besteht darin, daß ihre Schande von einem

Moliere und seiner Bande öffentlich aufgedeckt werde." Nicht unwitzig schließt er mit einem Hieb auf die schmeichelnde Tirade über Louis XIV. den Gerechten: „Ich lese den Tartuffe des Moliere mit Beifall, bis ich auf die Rede komme, die er zuletzt dem Gefreieten in den Mund legt. Hier ist Moliere selbst der ärgste Tartuffe." Goezes zweiter Theil beschäftigt sich mit dem Verbrechen Schlossers und gebietet den Geistlichen sich nie im geringsten mit dem Theater zu bemengen. Die Göttinger Theologenfacultät pflichtete ihm bei. Ein heftiger Federkrieg währte bis gegen Ende November, wo der Senat die Fortsetzung dieser unschicklichen Händel verbot. Erst vor einem halben Jahre waren die letzten Stücke der „Dramaturgie" erschienen. Im Eingang des großen Werkes hatte Lessing auch der Geistlichkeit eine rasche Verbeugung gemacht und zu einer unreifen Sentenz Cronegks bemerkt: „Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die grade Heerstraße zur Hölle ausschreien?" Jetzt berührte ihn, während Löwen ergrimmte, der aufgewirbelte Staub nur flüchtig. Ein in den „Unterhaltungen" erneuertes älteres Sinngedicht drückte seine Meinung über den Fall Schlosser aus:

Frage: Steht einem Prediger das Versemachen an?
Darf ein Poet wol eine Predigt machen?

Antwort: Freund, Deine Fragen sind zum Lachen:
Ja doch! der, wenn er will, und jener, wenn er kann.

Als er ein volles Jahrzehnt später in den „Antigoezen" den Hamburger Theaterkrieg und die erbauliche Verfolgung Schlossers streifte, zog er seine Umschreibung dieses Spruches hervor und ärgerte die Frommen durch die Versicherung, daß Moliere und Shakespeare, wenn sie statt der Bretter die Kanzel bestiegen hätten, vortrefflich gepredigt haben würden.

Ihn selbst beschäftigte, wie auch die letzten Stücke der „Dramaturgie" lehren, schon 1768 eine ganz andere Polemik. „Ich denke" schreibt er im September „man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischen Grillen, geschrieben. Aus dieser Ursache wünschte ich auch lieber, an dem zweiten Theile der

„Antiquarischen Briefe“ arbeiten zu können, als hieran.“ Sein antiquarischer Gegner heißt Klotz.

2. Die Klotzischen Händel.

Homo vanissimus et vix mediocriter eruditus.
Ruhnken.

„Die Klotzische Episode in der deutschen Litteratur — Schande, wahre Schande“.
Herder.

Der Hallenser Geheimerath Christian Adolf Klotz konnte in früheren Schriften die feinsinnige Gelehrsamkeit Lessings nicht oft genug mit Complimenten überschütten, und indem er gern auf das Band der Landsmannschaft (Lessingius, popularis meus, homo elegantissimus) hinwies, deutetete er leis an, daß wie Kamenz seinen berühmten Lessing, so das nachbarliche Bischofswerda seinen ruhmwürdigen Klotz aufzuweisen habe. Diese lausitzische Gegend hat der Nation außer dem kritischen Genie Lessings die gedankenweckende und erziehende Kraft Fichtes und, was gerade hier nicht vergessen werden darf, die Künstlererscheinung Rietschels geschenkt; Bischofswerda aber suchte die Philologie des achtzehnten Jahrhunderts mit dem misrathenen Talent eines Klotz, die Theologie mit der wüsten Caricatur aller Kritik und Aufklärung in der Person des famosen Bahrdt heim. Klotz stammte aus einer angesehenen Pastorenfamilie schleswigschen Ursprungs. Sein Geburtstag ist der 13. November 1738. Die Eltern sahen ihn schnell steigen, jählings fallen und in der Blüte der Jahre kaum zu früh sterben. Sie mögen an der Bahre betrogener Hoffnungen auf die Kindheit ihres Sohnes zurückgeblickt haben, die durch Verhätschelung und Überreizung seines vielversprechenden Geistes im Keime vergiftet wurde. Während die Kamenzer Pfarre unter trübseligem Mangel seufzte, verschrieb der wolhabende Superintendent zu Bischofswerda die theuersten Hauslehrer für den Knaben, nährte seine Lesewuth und schmunzelte, wenn das zehnjährige Wunderkind deutsche Stegreifgedichte zungenfertig vortrug. Eine unausrottbare Eitelkeit wurde so dem behenden, aber für alle strenge Arbeit verdorbenen Jungen eingeimpft. Auf der Meißner Fürstenschule schwelgte er in Hagedorn, dem „Vater unserer lyrischen Poesie“, und Horaz, aber er ging vor-

zeitig ab, weil ihm die energische Zucht nicht behagte. Dann erwarb er sich in Görlitz gute griechische Kenntnisse und schwärmte für Anakreon, Sophokles, vor allem für Homer, aber der Rector ließ ihm die Zügel schießen, dichtete mit seinem Liebling, der bedenklich früh die Kanzeln umliegender Dörfer besteigen durfte, um die Wette lateinische Verse und sah es gern, daß der Primaner eine Elegie öffentlich declamirte, in Druck gab nnd auch eine Abiturientenarbeit über Cicero schleunigst unter die Presse schickte. So hatte Klotz die Freuden der Autorschaft bereits genossen, als er Ostern 1758 in Leipzig immatriculirt wurde. Er brachte von der Schule den pythischen Spruch mit, er werde sehr gut oder sehr schlecht werden; man durfte jedenfalls auf Ungewöhnliches gefaßt sein.

Dem geistlichen Beruf seiner Väter entsagend, war Klotz dem Namen nach anfangs Jurist, der Neigung nach ein philologischer Bellettrist. Lessings Lehrer Christ fand er nicht mehr unter den Lebenden; dennoch ging er bei ihm in die Schule, denn Christs handliche, wie F. A. Wolf treffend sagt: helldunkle Werkchen wurden fleißig gelesen, Nachschriften seiner Collegia eifrig begehrt. Klotz hat lange Zeit diesen Archäologen ebenso überschwänglich als ein Ideal gefeiert, wie er ihn später abschätzig bekrittelte. Nur die undurchsichtige Schreibart Christs misfiel von Anbeginn dem flotten Stilisten, der unläugbar ein allerliebstes Latein plauderte und bei aller bequemen Scheu vor Ernestis Trockenheit doch die Übungen des berühmten Ciceronianers nicht verschmähte. Wiederum wurde seichte Vielgeschäftigkeit sein Verhängnis. Vom Hofrath Bel leider sofort in den Dienst der Acta eruditorum, einer bewährten Recensiranstalt, eingespannt, lernte der milchbärtige Criticus dreist absprechen und zubringlich loben. Die Lawine seiner litterarischen Händel kam schon damals ins Rollen, und neben ein paar echten Freunden gewann er zeitig einen fragwürdigen Anhang. Er hatte auf dem Scheideweg zwischen Poesie und Wissenschaft geschwankt und wollte nun den ernsten Altar der Philologie einladend mit den duftigen Gewinden geschmackvoller, poetisch angehauchter Weisheit zieren, Alterthumskunde und Aesthetik nach Gebühr vereinigen. Daß er mehr Genie als Fleiß besitze, wurde von seinem intimen Kreise früh als eine schielende Formel des Lobes aufgestellt. Er verbummelte ganze Monate. Sein Leipziger Triennium hatte außer einem gleich anfangs

hingeworfenen Schriftchen über die Unechtheit des homerischen Textes nur Recensionen und Carmina gezeitigt. Allerdings wußte er vielerlei, faßte schnell, war mehrerer moderner Sprachen leiblich mächtig, sehr belesen, nie um den Ausdruck verlegen; aber dieser Leichtigkeit fehlte die Festigung von Bildung und Charakter, und auf der Jagd nach kleinen Ehren verzettelte er seine unbestreitbaren Talente.

Der geschmeidige Streber fand vielmögende Gönner. So empfing ihn 1761 in Jena mit fördernder Huld der einflußreiche Walch, Haupt einer akademischen Dynastie, Präsident der lateinischen Gesellschaft. Die Universität Wittenberg fügte zu dem Magisterdiplom den Kranz des poeta laureatus. Sicherlich ist Klotz der genießbarste Neulateiner des vorigen Jahrhunderts und einer der gewandtesten Poeten überhaupt, welche eine abgestorbene Sprache dichterisch handhabten. Wenn er von Rosen und Liebe sang, ahmte der junge Lebemann nicht bloß seinem Anakreon oder Johannes Secundus nach. Ein Dithyrambus auf frohe Weingelage ist schwungvoller als die gesammte Trinkpoesie der Hallenser. Horazische Laune gestand auch Herder den Oden und frischen Sermonen gern zu, und mit dem Namen Klotz beschloß er die Fragmente über lateinische Dichter. Nur Ein böser Kritiker sprach von nachgemachten Straußbündeln römischer Blümchen und Spezereien; leise regte sich inmitten der von Bibliotheken und Litteraturbriefen gezollten Anerkennung der Zweifel, ob man diese Poeterei sehr ernst zu nehmen habe. Der Fluch der neulateinischen Poesie, Borg und Phrase, waltet auch hier im Übermaß. Lächerlich, wenn ein Biograph aus den Floskeln dieser Elegien und Carmina omnia ein Charakterbild Klotzens aufbaut. Kann etwas charakterloser sein als eine kleine Gedichtsammlung, die heute bei Kuß und Kelchglas den Sittenprediger auslacht und morgen langathmig die herbe Einfachheit der alten Cherusker feiert, die auf diesem Blatt bares Weltbürgerthum, auf jenem den schönsten sächsischen Patriotismus athmet, die den Krieg verabscheut, dann den Heldenfall des Preußen Kleist kräftig besingt und ein ander Mal den Tod für König und Vaterland so entzückt ausposaunt, daß man den Tyrtaios Klotz schon sein junges Leben mit einem letzten Gebet für den sächsischen Landesvater aushauchen sieht? Er, der die Übersiedlung von Bischofswerda nach Jena in dumpfen Trauertönen wie eine Verbannung aus Rom gen Tomi beklagte, verherrlichte in

Sachsen seinen Augustus, in Thüringen Anna Amalia, in Preußen das tolerante Scepter des großen Friedrich. Und stimmt Klotzens Lebensführung auch nur einen Tag lang zu dem leeren Selbstlob in etlichen Oden: nicht der Beifall der Menge, nicht Güter, nicht Titel sind mein Begehr!

In Jena wie in Leipzig verwandte Klotz viele Tage auf die Abfassung lateinischer Feuilletons, worin er, geschult an Mencke und Liscow, die Kleinlichkeit der Gelehrtenrepublik durchhechelte und neben Seitenhieben auf Deutschfranzosen und Krautjunker die wunden Punkte des Journalismus angriff. Ironisch wies er jungen Büchermachern den Weg zum Ruhm und grünen Zeitungsschreibern die Geheimnisse ihres Berufes. Sucht Gönner, stiftet Cliquen, seid bestechlich, spielt den ständigen Dictator und gewinnt durch unablässige Ausfälle auf die Männer, die euch ignoriren, Ansehen bei dem Pöbel! Besonders heftig ging er mit der grammatischen Mikrologie und den dickleibigen Commentaren ins Gericht. Soll der Kehricht von Druckfehlern, schlechten Lesarten, gehäuften Parallelstellen das Ideal philologischer Erläuterung sein? Das Latein seine hochmüthige Alleinherrschaft behaupten? Die Erörterung antiquarischer Quisquilien auch fürderhin das so nöthige Studium der Staatsalterthümer und der Kunstgeschichte erdrücken? Der Philolog muß Archäolog im allerweitesten Umfang sein. Schade nur, daß aus diesen, zum Theil so berechtigten Protesten nicht die Begeisterung und der heilige Zorn eines im Großen arbeitenden, im Kleinen festen Gelehrten spricht, sondern eine aesthetisirende Genußsucht, welche mühelos den Rahm der Alterthumskunde abschöpfen möchte. Klotz stimmt nicht ein in das Gebet eines Philologenfürsten „O daß ich ein guter Grammatiker wäre", denn ihm gilt der emsige Grammatiker nur für den rodenden Tagelöhner auf steinigem Acker. Humoristisch sieht er den wüthenden Buchstabenklauber mit rothem Kopf und funkelnden Augen daherrennen: „Rasch zur Flucht! nun geb ich für dein Leben keine taube Nuß, er wird uns zu Wurst hacken." Er selbst lag in blutigem Krieg mit Peter Burmann dem jüngeren und sparte bei großer schriftstellerischer Überlegenheit kein Mittel um dem eingebildeten Holländer jede wissenschaftliche und menschliche Ehre abzuschneiden. Mit der drastischen Caricatur „Burmanns Begräbnis" schloß er diesen kritischen Gang ab, wo er so schonungslos gesprochen,

den Gegner so verächtlich des Plagiates an fremden Heften geziehen, daß man fortwährend auf die ihm selbst von fern drohende Züchtigung ausblicken muß. Der Streit war über der griechischen Anthologie entbrannt, aber Klotz, immer schwach in der Emendatio und Recensio alter Texte, hat das Vorhaben einer großen Ausgabe so wenig wie andre umfassende Pläne ausgeführt, und die schwerfälligen Apparate durfte nicht verlachen, wer die paederastischen Zoten Stratons ohne schärfere Textkritik roh aus der Handschrift abdruckte und beim Tyrtaios gerade die elementaren Pflichten eines Herausgebers vernachlässigte. Der Sieger über Burmann erschien bald als halbgelehrter Windbeutel gegen einen Ruhnken, der 1764 schon über Klotzens abschüssige Laufbahn ein endgiltiges Verdict aus Holland nach Göttingen abgegeben hat. Für gründlich ausgetragene Studien hatte Klotz ein gar zu kurzes Gedärm, und Herders nicht unfreundliche Anzeige Klotzischer Opuscula trifft mit dem Satz „Überhaupt wünschen wir von Herrn Klotz irgend eine ausgeführte und vollendete Materie zu lesen" die unüberwindliche Schwäche des Mannes, der ein edles Ziel sehr einseitig erstrebte, wenn er im Jenenser Horazcolleg, ohne alle Wortphilologie eines Bentley, das künstlerische Verständnis der alten Poesie ausbreitete. Er unternahm also, was dann Heyne so erfolgreich und um vieles gelehrter in Göttingen leistete.

An die Universität Göttingen wurde Klotz im Herbst 1762 durch Michaelis' Vermittlung berufen und ein Jahr darauf, als ihm Halle einen philologischen Lehrstuhl, Gießen die orientalistische Professur — Klotz hatte einmal die Elemente des Hebräischen gelernt — anbot, zum Ordinarius befördert. Den Curator wußte er geschickt zu umbuhlen, aber die Collegen blieben mit wenigen Ausnahmen sehr kühl. Die gelehrte Societät verweigerte seine Aufnahme, die Facultät zog ihm durch die Berufung des würdigen Heyne an Gesners Stelle einen dicken Strich durch die Rechnung, wie er bald naiv in einer Vorrede gestand. So folgte er 1765 einem erneuten Ruf nach Halle, und was an der Leine mislungen war, glückte vollauf an der Saale: sich hinaufzuschreien zu Ruhm und Macht. Der junge Hofrath wurde bald der jüngste Geheimerath in Preußen, und auf den Titelblättern seiner Schriften prangte: „Vom Herrn Geheimbenrath Klotz." Er hatte Gutachten für die Schulreform in Polen abgegeben und zweimal

lockende Anträge aus Warschau erhalten. Aber sein Gönner Quintus Icilius verschaffte ihm eine ansehnliche Gehalt- und Rangerhöhung in demselben Jahre, wo Lessing so bittere Enttäuschungen in Berlin erfuhr, und auch die Leitung der Halleschen Bibliothek wurde Klotz übertragen. Dabei behielt er Wien, sein geheimes Endziel, scharf im Auge und schwang das Weihrauchfaß vor den Kunstgrößen Dresdens. Er hatte stets ein Füllhorn von begeisterten Superlativen zur Hand, seine Widmungen triefen von Süßigkeit, es kostete ihn nichts zu betheuern, man werde künftig statt „ein Maecen" nur „ein Münchhausen" sagen. In der That wuchs sein Einfluß dergestalt, daß er in zahlreichen Berufungsfragen den Ausschlag gab und die Universität Erfurt mit seinen Creaturen besetzte. Da war der betriebsame Meusel; der leichtfertig aesthetisirende Compilator Riedel, ein begabter, aber haltloser und endlich zu Wien in Elend und Wahnsinn verkommener Mensch, spöttisch, würdelos, frivol, in den lustigen Kreisen Erfurts der ausschweifendste; ferner der junge Bahrdt, der wegen schmutziger Geschichten aus Leipzig geflüchtet, aber von Klotz trotz früherer Entzweiung gastlich aufgenommen und der Mainzer Regierung dringend empfohlen worden war, obwol Bahrdt weder aus seiner höchst bedenklichen Vorgeschichte, noch aus seiner „furchtbaren Ignoranz" ein Hehl machte. Klotz sorgte für seinen einstigen Stubenburschen in Jena Harles, er poussirte seinen Kneipgenossen Schirach in Helmstädt, er wollte den gemeinen Hausen nach Polen befördern, er machte seinen Göttinger Schüler J. G. Jacobi zum Professor in Halle und hielt offene Tafel für alle jungen Leute, die ihm gefielen. So lebte auch Bürger als Student zu seinem sittlichen Schaden mehr als zu seinem dichterischen Gewinn in diesem lockeren Kreise; Klotz führte ihn in die Litteratur ein und wünschte ihm öffentlich das sorgenfreie Loos des dänischen Pensionärs Klopstock. Überhaupt war Gutmüthigkeit, so weit es sich irgend mit dem eigenen Interesse vertrug, eine der hervorstechendsten Eigenschaften Klotzens, der seine Wolthaten ohne Prüfung der Würdigkeit austheilte, Freundschaften nah und fern ohne kritische Wahl schloß, und, wie es in großen Cliquen zu gehen pflegt, selten Dank und Treue erntete. Der schlanke, hübsche Mann machte in Halle weit über seine Mittel ein Haus: „ich bin nicht gewohnt auf schlechtem Fuß zu leben, und da mir der König Geld giebt, so halte ich es auch für Pflicht, es

wieder so zu verthun, daß ich dem mir beigelegten Charakter keine Schande mache. Ich wohne vortrefflich, habe zwei Bediente und lasse auch sonst aufgehen. Daher bin ich oft so arm, wie ein Poete." Das Privatleben dieses frivolen Genußmenschen untergrub nur zu schnell sein Ansehen in Halle. Der leichtsinnige Zecher und Schuldenmacher mußte die letzte Achtung einbüßen, wenn er, der verheiratete Geheimerath, sammt seiner jungen Cohorte lärmend an den berüchtigtsten Orten von der Schaarwache überrascht wurde. Wie wegwerfend sprechen Beobachter dieses lüderlichen Treibens von „Signor Klotzen"! Und auch der pietätvolle Famulus kann in einer schönfärbenden Charakteristik die molluskenhafte Weichlichkeit, die Verschwendung, die Indiscretion und Leichtgläubigkeit, die hastige Lesewuth des Meisters nicht verschweigen. Ohne Ausdauer, Pflichtgefühl und Concentration nahm Klotz seine Vorlesungen auf die leichte Schulter; er beschränkte sie auf ein Minimum, und die paar Stunden, höchst nachlässig abgemacht, fanden keinen Anklang bei den Studenten. Der Lehrberuf war ihm zuwider; er gestand, daß er gar nicht unter Professoren passe und niemand um die Geschicklichkeit auf Universitäten eine glänzende Rolle zu spielen beneide. Er spielte sie nach außen. Niemand schüttelte bereitwilliger Vorreden, Nachschriften, Elogia aus dem Ärmel; kein damaliger Philolog war wie Klotz so überall und nirgends zu Hause. Heute ein Heftchen über römisches Recht aus Münzen, morgen ein Neudruck lateinischer Gedichte aus Frankreich über die Malerei, übermorgen eine unnütze Edition von Vidas alter Poetik. Er sprang wie Christ von einem Feld auf das andere. Seine Muße zur Arbeit war dabei durch eine riesige Correspondenz sehr beschränkt, deren Netz über die hohen Schulen hinausreichte, die Halberstädter Dichterbewahranstalt fest einschloß, Wien und Dresden umspannte und Fäden zu allen Litteraten von einigem Namen schlug oder zu schlagen suchte. So war er groß in der kleinlichen Universitätskunde, der Personalklatsch strömte aus allen Kanälen in die Cloaca Maxima nach Halle, Verdächtige wurden mit einer wahren Spionage umstrickt, Scheelsucht und kriechende Höflichkeit gaben einander in diesen Briefen das ausgiebigste Stelldichein. Der widerliche Schmeichelton, an welchem Gleim mitschuldig, war hier zu Hause, und ein Flögel wird wahrhaft grotesk-komisch, wenn er Klotzen wollüstige Thränen nachweint wie ein Mädchen ihrem Damon oder betheuert:

„Da ich die erste Schrift von Ihnen sahe, fiel mir Thusneldens Rede an den Hermann ein: schon im Eichenhaine sah ich dir die Unsterblichkeit an.“

Klotzens sämmtliche Schriften sind philologisch-aesthetischer Natur. Er handelt z. B. „Über die glückliche Kühnheit des Horaz“, Anlage und Stil der Oden untersuchend, Parallelen ziehend, ohne jede tiefere Poetik zwar, doch um die lyrische Technik bemüht. Er schreibt, durch Christ und Lessing angeregt, als Fortsetzung der eben genannten Abhandlung „Rettungen des Horaz“ wider die Hyperkritik eines Franzosen, gegen welchen er auch wortreich die Schamhaftigkeit des Vergil verficht. Da ist viel von Malerei die Rede; er stellt im Anschluß an Spence und Addison ein neues Princip auf, die bildende Kunst für die Erklärung der antiken Dichter zu verwerthen, ruft weiter zum Verständnis des Römers Petrarca und Malherbe, Sarbiewski und Uz heran und vergleicht eine Ode an Augustus mit Lessingschen Versen auf Friedrich den Großen. Dieses vergleichende Verfahren schwellt auch seine „Homerischen Briefe“ gewaltig auf, lateinische Causerien über die Würde und über den Gebrauch der Mythologie im alten und neuen Epos, über den Einfluß antiker Götterbilder auf die christliche Kunst, über homerische Typen und ihr Nachleben und nebenher über alle möglichen epischen und nichtepischen Dinge, nicht ohne Blick, aber sehr obenhin. Der Stil ist flüssig und wässerig, die Fülle von Citaten aus Griechen, Römern, Italienern, Engländern, Franzosen, Deutschen überlästig, das Urtheil ohne festen Untergrund, die Gelehrsamkeit fadenscheinig, wie sehr sich Klotz auch überall mit massenhaften Belegstellen brüstet. Er hat vieles nur aus zweiter Hand und ist ein flinker Nachschreiber. Die Manier antike und neueste Poesie zusammenzukoppeln, wie man sie auch in Jacobis windigen „Rettungen des Torquato Tasso“ findet, macht Klotzens Tyrtaiosausgabe interessant, ein zierliches Buch mit hübschen Vignetten und zahllosen Druckfehlern. Die Vorrede weist nachdrücklich auf die vergleichende Methode hin. Er erläutert den spartanischen Kriegspoeten nicht nur durch eine blendende Fülle classischer Citate, sondern fügt eilig eine Sammelabhandlung über die Kampfgedichte aller Völker bei, wo das althochdeutsche Ludwigslied und „Kein seliger Tod ist auf der Welt“, der Pole Sarbiewski und der überschwänglich gepriesene preußische Grenadier, Regner Lodbrog und die Helden des Saxo Grammaticus einander die

Hand reichen. Weißes Nachdichtung der Tyrtaioslieder ist angeschlossen; man sieht, wie Klotz über die enge Zunft hinaus wirken will. Wenn der vornehmste Kenner aller Volkspoesie, Herder, mit Recht dieser Auffädelung den Mangel an Untersuchung vorwirft, so suchte Klotz in dem, auch einer Aesopausgabe beigefügten, Aufsatz „Über den Einfluß des Himmelstrichs auf die Dichter“ Winckelmannisch zu erforschen, was die Dichtart des Lappländers von der reicheren Blüte der Sänger des Südens unterscheide, und er hat feinsinnige Bemerkungen zur vergleichenden Poetik beigesteuert. Die Unbefangenheit, mit welcher ein akademischer Vertreter der classischen Philologie den künstlerischen Gesichtskreis universal zu erweitern strebte, dazu sein rasches Eingehen auf Woods homerische, auf Lowths hebräische Studien, sind hoch anzuschlagen. Und wenn etwa der junge Uhland auf der Schule eine Ahnung von vergleichender Epenkunde, vor allem den Hinweis auf den germanischen Norden empfing, so ist der Dank für solche Anregung mittelbar auch an Klotz abzustatten. Dieser, obgleich ein Gegner des neubeliebten bardischen und skaldischen Mummenschanzes, fühlte sich sowol durch die Wendung, die Klopstock gen Norden genommen, als durch seine Nebenarbeiten beim Tyrtaios zur eingehenden Beschäftigung mit der Historia danica des Saxo Grammaticus angeregt. Die Prolegomena zu der Ausgabe von 1771 sind mit Ehren zu nennen. Dieselben gehen zwar nicht auf Amlethus-Hamlet oder Toko-Tell ein, aber sie untersuchen Leben und Stil des Saxo, sie würdigen die ersten Bücher als eine reiche Fundgrube der Mythologie und Heldendichtung und stellen, selten durch rationalistischen Unverstand beirrt, das kostbare Monument beredt über mönchische Chroniken des deutschen Mittelalters, die Klotz gar zu gern mit der Liedersammlung Karls des Großen vertauschen möchte. Wer dachte damals im Schoße deutscher Universitäten an den alten Saxo? und welcher Litterat wußte viel mehr von ihm, als daß er dem Elias Schlegel einmal einen Stoff geliefert? So hat Klotz trotz aller Eilfertigkeit manchen fruchtbaren Samen ausgestreut, und die populäre Thätigkeit einiger Schüler blieb nicht unbelohnt; denn mag man Schirachs Geschichtschreibung noch so niedrig werthen, seine Plutarchübersetzung hat einem Schiller heroische Zeiten erschlossen.

Es war auch nicht Eitelkeit allein, was Klotz von der lateinischen

zur deutschen Schriftstellerei zog. Die Liebe zur Kunst der Alten sollte als starkes Bildungselement immer weitere Wellenkreise treiben. Schlimm genug ist ihm dieser fatale Übergang allerdings bekommen, denn die lateinische Flagge hatte vieles gedeckt, was nun von den ersten deutschen Schriftstellern streng revidirt wurde. Gerade 1766 konnte man ihn an Winckelmann und Lessing messen, und Moses sprang ungnädig mit Klotzens Programm „Über das Studium des Alterthums" um. Wie Klotz in seiner Jenenser Antrittsrede den Bildungsgehalt des Griechenthums gefeiert, so pries er nun zu Halle in einem blümchenreichen, von den unerläßlichen Citaten blinkenden Stil die Antike als Schule für „Gefühl und Geschmack am Schönen". Voll Sehnsucht nach einem frischen Hauch in seiner akademischen Disciplin ruft er dem trockenen Antiquar zu: Dieu vous fasse la grace de devenir moins savant! Er setzt Genie gegen Gelehrsamkeit, lebendige Kenntnis der neueren Kunst sowie der „Iliade in Steinen" im Gemmencabinet gegen den Buchstaben, wirft mit großen Namen um sich und feiert auch als Übersetzer und Vorredner den jüngst verstorbenen Grafen Caylus als Muster eines Archäologen. Gegen Winckelmann vermag der Artigkeit nur für Artigkeit zahlende Declamator nirgends eine Antipathie ganz zu verbergen. Sein Schlagwort heißt „Geschmack"; es kommt auf allen Seiten so sicher vor wie ein Citat und ist die Stichprobe für den Klotzianer, heiße er Riedel oder Jacobi. Jedermann wurde nun unablässig gebeten im Tempel des Geschmacks den Grazien zu opfern. Man berief sich auf Wielands Grazienphilosophie; Jacobi, der Damenprediger, trug diese artigen Siebensächelchen in die Salons und förderte unstreitig die Anmuth der deutschen Bildung. Weil zu jener Zeit das Studium der antiken Kunst diesseits der Alpen mit einzelnen Ausnahmen auf Kupferwerke und kleine Cabinette beschränkt war, sah sich Klotz auch ohne seine Neigung für das Kleine, Zierliche auf zwei Lieblingsfelder des Jahrhunderts angewiesen, Münzen und Gemmen, als ihn Winckelmanns Kunstgeschichte sogleich zur Publication archäologischer Werkchen reizte und die schon 1760 erschienene Beschreibung des Stoschischen Cabinets einen guten Fingerzeig gab. Beide Gruppen schienen auch am leichtesten und billigsten dem deutschen Hause, der deutschen Schule, für welche Klotz als ein zweiter Gesner hellenische Quellen öffnen wollte, zugänglich. Er schrieb seit 1765 Dissertationen

zur Münzkunde, über Schmähmünzen, Belagerungsmünzen u. s. w., und faßte diese Bogen 1772 als Opuscula nummaria zusammen. Dazwischen liegt sein „Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen" von 1767 nach dem überall durchschimmernden Muster Addisons, ein schöngeistiges Geschwätz ohne eigene Gesichtspunkte, doch voll gezierter Übertreibung fremder Gedanken, anmaßend gegen den „gemeinen Haufen der Antiquarien". Poetische Schönpflästerchen dürfen nicht fehlen, und Klotz flieht nicht nur „von furchtbaren Folianten in die lieblichen Umarmungen des freundschaftlichen Gleims", sondern bringt auch das Schlangenlied des Brasilianers in seinem Geschmackstempelchen unter. Er handelt über die Sujets, Allegorien und Inschriften und über die numismatischen Denkmäler des Wachsthums und Verfalls der Künste; der Gedanke, daß die Neueren zu sehr von der Schönheit der Alten abgewichen seien, geht durch; das Mittelalter gilt als barbarische Nacht; historischer Sinn wird nirgends bethätigt und die Münze als Spiegel ihrer Zeit, als Charakterbild des Fürsten mit lächerlichen Feuilletonphrasen ausgeklingelt. Das Ganze auch für den Halbgebildeten mühelos zu genießen wie Jacobisches Zuckerwasser, von Huldgöttinnen und Amoretten kredenzt. „Die Kunst in Stein zu schneiden steht mit der Kunst des Stempelschneiders in einer nahen Verwandtschaft" — so folgt 1768 die verhängnisvolle Schrift „Über den Nutzen und den Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke von Herrn Klotz". Der Kamm ist unserem Kunstrichter inzwischen beträchtlich geschwollen. Bei jeder Gelegenheit spricht er von oben herab über Christ wie über einen altmodischen abgethanen Mann. Lessing ist mehr Gegenstand der Polemik als des Lobes; Klotz citirt auch da „meinen geliebtesten Freund" Riedel als Autorität, wo dieser lediglich den „Laokoon" ausschreibt. Aber überall giebt es Zuckerplätzchen für die Hallenser und Halberstädter, und die Verherrlichung des braven Daktyliothekſammlers Lippert in Dresden kennt kein Maß. Der Ton ist eben so anspruchsvoll als die eigene Mühe in dieser compilatorischen Schrift, einer unwillkürlichen Winckelmanncaricatur, gering. Dieser echte Commentar zum Lippert soll in Schulen und Familien ein Wegweiser zum Geschmack und Lebensgenuß, ein anmuthiger Unterricht über Geschichte und Technik des Steinschneidens, über die Bedeutung der Gemmen für Kunsthistorie,

Mythologie und Litteratur sein, und daß so ein faßliches Büchelchen trotz seiner Phrasenhaftigkeit willkommen erschien, ist nicht zu läugnen. Die Gemmen waren ein Steckenpferd der Dilettanten. Der große Sammler erwarb Originale, der unbemittelte Kunstfreund ergetzte sich an Pasten. Freilich will die wissenschaftliche Archäologie heute von dem durch enorme Fälschungen so überaus schwierigen Gebiete nicht mehr viel hören — damals stand die Gemmenlitteratur in Blüte, und der Liebhaber beschaute die Steine oder Schwefel mit dem gleichen Entzücken, wie er die zierlichen Verse eines Gresset las. So ist Klotzens letzter Theil von bedeutendem litterarhistorischen Interesse für den inneren Zusammenhang dieser gaukelnden Archäologie und der benachbarten Dichtung, der „süßen, sinnreichen Tändeleien" dieser Steine und der Liebesgötterchen zarter Anakreontiker. Im Hinblick auf seine poetischen Freunde liefert Klotz, stellenweise nicht ohne Anmuth, eine förmliche Biographie Amors nach den Gemmen, um dem künftigen Historiographen vorzuarbeiten. Der Eingang ist ein Bouquet aus recht persönlichen Phrasen: „Ich wünschte, daß ein Freund desselben — und seine edlen und wahren Freunde sind zärtliche Seelen, voll Gefühl und Geschmack — uns die Geschichte dieses Gottes beschriebe, die mannigfaltigen Gestalten, unter welchen er den alten und neuen Dichtern und Künstlern erschienen ist, sammelte, seine nach dem verschiedenen Geschmack der Zeiten und Völker verschiedene Sitten, Reden und Schicksale schilderte, und hieraus gleichsam eine Chronik der Liebe zusammen setzte. Einer meiner geliebtesten Freunde (die Anm. citirt Jacobi) hat mit der Geschicklichkeit eines Watteau oder Boucher die Hauptumrisse entworfen . . . Ich wende mich mit den süßen Worten der Sappho an die zärtlichen Huldgöttinnen und an die Musen mit dem lockigten Haare, oder welches einerlei ist, ich wünsche mir auf einige Zeit die Gunst der Muse, welche einen Gleim und Weiße die zärtlichste Sprache gelehrt, und ihren schönen Seelen die sanftesten Empfindungen eingegossen hat".

Sollte man einem fein ausgestatteten Büchlein, das von solchem Honigseim überfloß und des Autors Freunden so süßen Brei um den Mund strich, den Stoff zu einem mörderischen Kriege zutrauen? Aber diese Biene, die von allen Auen ihre Blumenspeise gewann, konnte auch stechen, und der Grazienlehrer Klotz war zugleich ein schlimmer journalistischer Machthaber. Von der ersten Studentenzeit an ohne

Unterbrechung journalistisch thätig, mußte Klotz, als in Halle seine ehrgeizigen Ansprüche maßlos wuchsen, die Gewalt der Presse sich mit aller Kraft dienstbar zu machen suchen. So finden wir ihn als Redacteur von nicht weniger denn drei kritischen Zeitschriften! Er begann noch in Göttingen 1764 eine Quartalschrift Acta litteraria und führte sie bis in den siebenten Band; nach seinem Tode besorgte Schirach 1772 und 1773 zwei weitere Hefte, das vierte hinkte erst 1776 anonym nach. Er leitete von 1766 bis 1771 die „Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen", deren Schlußband 1772 Bertram in anderem Sinn redigirte. Er gründete im Herbst 1767 die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" und stellte im letzten Heft, dem 24. (Sept. 1771), sogleich für die nächste Ostermesse ein neues Organ, das „Magazin der Deutschen Critik" in Aussicht; Schirach setzte dann das verwaiste Project ins Werk. Natürlich konnte die Redaction nur schleuderig geführt werden, und die Betheurung in einem lateinischen Motto „Ein schlechtes Buch kann ich nicht loben" scheiterte von vorn herein an Klotzens Stellung als Haupt einer Litteratencoterie zu Schutz und Trutz. Auch die Acta streben über den Kreis der Gelehrtenzunft hinaus, indem sie sich gegen die neueste Bellettristik nicht verschließen, sondern alle Bücher, welche der humanen Bildung dienen, mustern. Und gewisse Tendenzen sind allen drei Klotzischen Organen gemeinsam. Man verfolgt die nur gelehrte, anmuthlose Schulphilologie mit unermüdlichem Hohn: der altfränkische deutsche Prosa-Homer des wackeren, aber ungeschickten Damm wurde so grausam verspottet wie die zwar ungelenke, doch dem Verständnis sehr förderliche Demosthenesübersetzung Reiskes. Gewiß war dringend zu wünschen, daß die Gelehrten Deutschlands ihrem Stil größere Sorgfalt zuwendeten, denn wir erschrecken heute vor der holprigen, täppischen und unsauberen Prosa, wie sie Männer vom wissenschaftlichen Rang eines Reiske oder Semler schrieben. Aber dieser Misstand rechtfertigt die systematische Verfolgung des Leipziger Graecisten und Arabisten nicht, der auf unvergängliche Arbeiten hinweisen konnte und den nun die jungen Klotzianer lärmend mit Koth bewarfen oder verächtlich an dem Musenliebling Gleim maßen, bis sie auf einmal umschwenkten. Weil Damm cyclopische Sätze baute, konnte in ihren Augen auch sein griechisches Lexikon keinen Werth haben, und wenn der derbe Alte seinen Dichter oft vergröbert hatte, so zeigten die Riedel

und Genossen nicht minder deutlich, daß ihr allerneuester feiner Geschmack der Naivetät Homers taub und mäkelnd gegenüberstand. Man feierte das Bequeme und Gefällige und wies nicht nur die detailklaubende kleinliche, sondern auch die gründliche wuchtige Gelehrsamkeit nach Litteratenart als Pedanterie aus dem Tempel der Charis. Man declamirte de pedantismo und de galantismo philologico. Mit dieser Neigung ging Hand in Hand der Ärger gegen die jüngsten extravaganten Richtungen der schönen Litteratur: das tiefsinnige Gesprudel Hamanns, die heftigen, in Lob und Tadel maßlosen Tiraden der Schleswigschen Litteraturbriefe und auch die feierlich geschraubte Weise Klopstocks behagten dem Klotzischen Journalismus so wenig, als sie die Anerkennung eines Jacobi fanden. Dagegen wurde dieser, wurden Gleim und Wieland als formgewandte Priester der Grazien unablässig gefeiert. Selbstverständlich huldigte Klotz in der Theologie freisinnigen Anschauungen. Er gab sich an hervorragender Stelle seiner Zeitschriften als Parteigänger der Aufklärung, befehdete z. B. die Hamburgische Orthodoxie, besonders den „heiser donnernden" Goeze und schilderte satirisch die Sitzung eines theologischen Triumvirates. Dabei wurde der Grundsatz Bücher, nicht Menschen zu recensiren gröblich verläugnet. Klotz fiel nur zu gern in den persönlichen Ton seiner ersten Pamphlete zurück. Da wurde ein Jenaer Gelehrter mit einem tanzenden Kamel verglichen, Damm als physisch und geistig schwacher Greis verhöhnt, ein Leipziger College in seinem Auftreten bei einer Disputation carikirt, ein Ingolstädter dem Kuhhirten gleichgestellt und ebenso burschikos im Vademecumstil apostrophirt wie ein Thomaner Lehrer wegen des Schnitzers divina poeta. Auf der andern Seite aber verlangte der Geheimerath Respect für den deutschen Professor, und die geringe Ehrerbietung vor der akademischen Schriftstellerei und Kritik wurde ein Hauptvorwurf gegen unzünftige Litteraten wie Herder oder Nicolai. Mit letzterem war Klotz eine Zeit lang in Verbindung gewesen, hatte sich aber gründlich mit der Allgemeinen deutschen Bibliothek und ihrem Redacteur zertragen, da man ihn nicht genug lobte. Die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" sollte nun der Berliner Tyrannei den Garaus machen und nebenher Gerstenberg, Hamann und die „Hamännchen" treffen, auf daß sich über den Ruinen gestürzter Mächte der Thron Klotzens und seiner jungen Schleppträger

erhöbe. Deshalb wird alles verherrlicht, was zur Secte gehört oder für gewinnbar gilt. Einer lobt den andern, und Klotz spricht bei solchen Reclamen nur die Befürchtung aus, die zärtliche Liebe seines Freundes möchte dies Mal die Oberhand über dessen Weisheit und Schärfe behalten haben. Dagegen ständige Polemik gegen die Litteraturbriefe und ihre Berliner Nachfolgerin; und wie leichtsinnig auch die jungen Scribler ihr Geschäft besorgten, manche Besprechungen, z. B. ein Artikel gegen Ramlers Mishandlung fremder Gedichte, sind weder so schlecht geschrieben, noch so inhaltlos, als man uns vielfach überreden will. Klotz sah dann mit seinen „muthigen Leuten“ verächtlich auf die „Berlinische Landmiliz, welche Nicolai commandirt“ herab.

Den Fehdehandschuh hob zuerst kein Berliner, sondern der empörte Hamann in der Königsberger Zeitung auf. Sein Angriff vom Januar 1768 ist der Vorbote der Gewitter dieses Jahres. Schon am 2. Februar schreibt Lessing an Nicolai: „Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln! Und in was für einem Tone! Das zweite Stück aber ist schon so elend, daß ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger fangen schon ritterlich an, sich über den Herrn Geheimenrath lustig zu machen, und ich will es noch erleben, daß Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht.“ Doch reizte es ihn in Sachen Ramlers, Gerstenbergs, Klopstocks, seiner mit Recht und Unrecht angegriffenen Freunde, ein „Litteraturbriefchen“ gegen die Hallenser zu versuchen; von antiquarischen Fehden verlautet noch nichts.

Lessing hatte im „Laokoon“ die Polemik der Epistolae Homericae gegen Thersites achtungsvoll bekämpft und Klotz einen Gelehrten von sonst sehr feinem und richtigen Geschmack genannt. Auch ihm also gefiel die aesthetische Richtung eines Philologen, den er im übrigen nur obenhin kannte und der ihm bald verdächtig wurde. Begierig ergriff Klotz die Gelegenheit dem berühmten Schriftsteller und kritischen Führer eine überströmende Liebeserklärung zu machen, welche Lessing mit zurückhaltender Höflichkeit erwiderte. Die Acta brachten eine große, mit vollen Superlativen für den Grazienzögling und sein goldenes Buch einsetzende Recension des „Laokoon“; die Hallischen Zeitungen priesen die vortreffliche Gelehrsamkeit und das göttliche Genie des classischen Autors. Freimüthig aber äußerte Klotz, der sich bei seiner

lateinischen Anzeige sichtlich Mühe gab, einige Zweifel, ob die alten Plastiker wirklich so sehr der Milderung gehuldigt, ob die Schranken im „Laokoon" nicht zu eng gezogen, ob Lessing in Bezug auf den Tod und die Furien das Richtige getroffen, ob sein Urtheil über Vergil und über die Datirung der Gruppe Beifall verdiene. Er wies Lessings kühne Hypothese über den Borghesischen Fechter zurück und lobte schließlich mit geheimer Schadenfreude die an Winckelmann geübte Kritik. Dieser, sagt ein gleichzeitiger Brief Klotzens, hintergehe den Leser leicht durch Machtsprüche und Großthun. Vergebens wartete Klotz auf eine Quittung; es kam weder ein Dankbrief noch ein Gegenlob über „das Geschmiere von Münzen." Und schweigend strich Lessing den angekündigten Besuch in Halle von seinem Reiseprogramm. Nun stimmte Klotz, in seinem Do ut des betrogen, den hohen Ton merklich herab: die Deutsche Bibliothek, die anfangs komisch genug den Fll. der Litteraturbriefe mit dem Hamburger Dramaturgen contrastirt hatte, äußerte gelinde Zweifel gegen Lessings Dichtungen und brachte kurz angebundene Zurechtweisungen wie: „Corneillen thut den Dramaturgist gewiß Unrecht" oder in einer Reclame für Riedel: „Herr Lessing wird in einigen Stellen seines Laokoon widerlegt." In dem Gemmenbuch wundert er sich über Lessings irrige Auffassung homerischer Gemälde und giebt nach mehreren kleinen Protesten seiner Schrift eine recht ausgesucht antilessingsche Spitze, indem er eine Furie zur Schlußvignette wählt, und kategorisch das letzte Wort spricht: „Die Sache ist also keinem Zweifel weiter unterworfen." Dieses Büchelchen von den geschnittenen Steinen wurde sogleich durch Freund Dusch im Altonaer Reichspostreuter als ein Triumph über Lessings „unverzeihliche Fehler" ausposaunt. Lessing, lang erbost über die Hallenser Cliquenpolitik, erließ am 20. Juni 1768 eine scharfe Entgegnung, welche Anlaß und erstes Stück der „Briefe antiquarischen Inhalts" wurde.

Klotz antwortete. Ein großes öffentliches Duell mit dem eitlen Prätendenten zu Halle war keineswegs schon länger eine beschlossene Sache für Lessing. Sein Vorsatz vom Februar — „Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen" gegen die Hallische Feindin der Litteraturbriefe „machen kann" — war unausgeführt geblieben, und die Zeitungserklärung verspricht keine Fortsetzung. Die volle Salve, die Lessing ihr nachsenden will, ist noch immer nicht gegen das „jämmerliche"

„elende“ Steinbuch, sondern als selbständige Schrift gegen eine „ungereimte“, übrigens aus Christ gestohlene Entdeckung Klotzens gerichtet, der die römischen Ahnenbilder für enkaustische Gemälde erklärt hatte. Sehr rasch begann Lessing, anfangs als Schulmann verkleidet, eine Abhandlung „Über die Ahnenbilder der alten Römer“, ein Meisterstück gelehrter Kritik, dessen Tendenzen die neuere Forschung nur bestätigen und weiterführen konnte: die imagines waren zweifellos Wachsausgüsse von Gipshohlformen nach der Natur und entsprungen aus der gentilischen siebentägigen Ausstellung des Leichnams, der daher balsamirt und mit einer Maske versehen werden mußte. Aber die Arbeit nahm keinen Fortgang, und auch der spätere Plan, sie im Rahmen des antiklotzischen Hauptwerks unterzubringen, fiel. Die ganze Coterie stellte eine knappe Verurtheilung des Meuselschen Apollodor bloß, der durch eine phrasenhafte Lobrede des „Herrn geheimen Rathes“ eingeleitet war. Damals hatte Lessing, nunmehr gewillt gründlich aufzuräumen, schon den Kampf auf der ganzen Linie vorbereitet. Der ersten „Kriegserklärung“ folgte nach einer Pause in demselben Journal Schlag auf Schlag eine Serie; seine Verachtung der Klotzischen Gelehrsamkeit und des Klotzischen Charakters stieg, je näher er dem ganzen Scheinwesen trat; nicht den einzelnen Mann, sondern den Krebsschaden des gesammten „Klotzianismus“ wollte er ausrotten; er glühte vor Streitlust, und der Tod Winckelmanns erregte in ihm nicht nur ein schmerzliches Bedauern, sondern auch den stolzen Wunsch der Welt trotz aller galanten Archäologie seine Anwartschaft auf den erledigten Ehrenplatz frisch zu beweisen. Stand er doch schon auf dem Sprunge nach Rom und gedachte auf classischem Boden eine neue Folge antiquarischer Briefe zu verfassen. Die erste war ihm in der Freude der Polemik ganz überraschend schnell gelungen. Er läßt die „Dramaturgie“ liegen, bricht die „Ahnenbilder“ ab und vollendet binnen weniger Sommerwochen den ganzen ersten Theil der „Briefe“, der im September schon fertig daliegt und noch 1768 erscheint.

In einer schneidigen Vorrede beweist Lessing seine Competenz und die Berechtigung oder vielmehr die Nothwendigkeit seines Tones. Sogleich setzt die Vertheidigung seiner Laokoonsätze über das Verhältnis der alten Artisten zum Homer ein. Er verbittet sich Klotzens Unart des Widerspruchs und der Belehrung, streite doch Klotz jedesmal nicht mit ihm,

sondern „mit Einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unsrer besten Kunstrichter macht.“ Er halte sich weder für das eine noch für das andere. Damit hatte Lessing eigentlich abschließen wollen — aber „Nothwehr entschuldigt Selbstlob“: er sieht sich zu eingehender Auseinandersetzung mit Klotz und dessen Orakel Caylus gedrängt. Voll improvisatorischer Lebendigkeit springt er sehr von oben herab vor und fährt mit klar gegliederter, doch nie schulmäßiger Rede dazwischen. Über den höhnischen und recht ausdrücklich auch für höhnisch ausgegebenen Abschweifungen vergißt er sein Zweitens und Drittens nicht. Dem gedankenlosen Dreinreden Klotzens ruft er schallend ein dreifaches „Es ist nicht wahr“ entgegen. In der That war es ein plumpes Misverständnis Klotzens zu behaupten, Lessing habe das Staunen der homerischen Greise über Helenas Schönheit einen eklen Gegenstand genannt. Diese Blätter sind ein hinreißender Triumph polemischer Kunst. Lessing ändert die Taktik in der Frage nach den Furien der Antike. Was er im „Laokoon“ allerdings angedeutet, faßt er nun sehr bestimmt: Münzen und Steine sind ausgenommen. Er schränkt hier und da eine Behauptung seines Buches ein, schlägt aber stets einen dictatorischen Ton an, und je mehr er die Stellen, wo er selbst sterblich ist, deckt, desto ausfallender führt er seine Klinge. Kommt ihm Klotz mit einem Beispiel aus der Kunst oder einem litterarischen Beleg, so erwidert Lessing, er kenne das schon längst und zwar aus der Quelle, nicht von zweiter, dritter Hand wie Klotz, oder er bringt die kühle Ausrede, gedacht habe er natürlich daran, nur sei er beim Nachschlagen an einer andern Stelle haften geblieben. Oder, wolberechnet, gleich darauf bedient er sich einer neuen Methode: die Stellen, deren Unkenntnis ihm Riedel vorgeworfen, seien ohne jede Beweiskraft, und er weiß die Dinge so zu drehen, daß er sich sacht herauswindet und Klotz und Riedel einander in die Haare gerathen. Er ruft immer wieder „O Logik, und alle Musen“; er erklärt von seiner hohen Warte aus: „Nur der Antiquar der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlet, kann mich so verstehen“; er breitet den Glanz seiner Bildersprache über die geringe Streitfrage: „Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ei, welche Freude! So freuet sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet,

und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schoß bringt; die Mutter lächelt und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand." Es ist auch für den wissenschaftlich Ebenbürtigen ein böses Ding mit einem solchen Stilisten und Dialektiker zu streiten; aber wehe dem, der ganz waffenlos dasteht, dem der überlegene Gegner von vornherein alles verbietet, was er doch selbst anwendet, der sich auch der unläugbaren Gewaltthätigkeit und manchmal der Kleinlichkeit gegenüber findet. Auf die Suche nach Druckfehlern brauchte sich ein Lessing nicht zu begeben, und falsche Schreibungen für „Achat" sollte er dem Feinde mindestens nur einmal aufmutzen; aber weil sich Klotz mit Kleinigkeiten brüste, sei ihm keine Kleinigkeit zu schenken. Klotz darf nie und nirgends einen Schein von Recht haben. Er streckt ihn in den Sand und macht ihm noch die Stäubchen auf dem Kleide zum Vorwurf.

Die „Antiquarischen Briefe" enthalten Partien, welche trotz aller Stilkunst den Eindruck der sophistischen Mühsamkeit und Unfruchtbarkeit erzeugen. So, was gegen eine Stelle des Klotzischen Münzenbuches über die Perspective der Alten breit vorgetragen wird. Die Klotzianer höhnten dann, Lessing habe ein gräßliches Geschrei, ärger als der von den Schlangen gebissene Laokoon, erhoben. Und die sachliche Förderung ist nicht stark genug. Das gilt besonders von der zweiten Serie des ersten Theiles, denn der 13. Brief macht einen Einschnitt und der vierzehnte hebt frisch an: „Und nun fragen Sie mich, was ich von dem Buche des Herrn Klotz überhaupt urtheile". Darauf der sechzehnte: „Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Herrn Klotz mit durch." Voraus gehen köstliche Spötteleien über Klotzens Prunken mit fremden Federn und das Hervordrängen seines lieben Ich. Was aber Klotz „vorausschickt", erklärt Lessing mit einer Wendung der französischen Taktiker für enfants perdus, für Pulverfutter, und er begiebt sich an die Arbeit mit den zuversichtlichen Worten: „Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen." Das Folgende fällt empfindlich ab und kann auf allgemeines Interesse nur geringen Anspruch erheben. Lessing handelt als gelehrter Antiquar und treuer Schüler Christs sehr genau und scharfsinnig über Edelsteine, über Chronologie und Technik der Gemmen, über Tuscher und Natter, über sigillarius und scalptor — aber wenn

er sich etwa mit einer richtig übersetzten, doch irrig ausgelegten Plinius-stelle herumschlug, schrieb der praktische Oeser an seinen Schüler Goethe: „Gehen Sie zu dem ersten besten Wappen-Steinschneider, und sehen Sie ihn eine Stunde arbeiten, so werden Sie die Plinischen Worte besser treffen und den Sinn derselben richtiger erklären. Ich wette, Sie gerathen über Christen, Lessing und Klotzen in ein so gesundes Lachen, daß Sie vollkommen genesen." Mikrologisch trocken schließt der erste Theil der „Briefe" ab. Er begann als meisterliche Streitschrift und endete als Specimen antiquarischer Kenntnisse. Nur darf man die Planmäßigkeit dieser Anlage nicht übersehen, denn weislich sparte Lessing seine schärfsten Pfeile für den zweiten Feldzug, und der weitläufige Vortrag so gelehrter Details sollte ihm das unvermeidliche Geständnis eines eigenen gelehrten Irrthums erleichtern.

Nicht die Erschöpfung des Vorraths an gerippten italienischen Druckpapier, sondern neben der Unruhe eines Auswanderungsplanes eben der Zwang gerade in einem Antiklotz, wo er gern so unanfechtbar erschienen wäre, archäologische Fehler zu widerrufen verzögerte den Abschluß einer neuen Folge dieser „Briefe antiquarischen Inhalts." „Ich werde fleißig Abschweifungen machen, um mir bessere Gegner zu suchen." Ein solcher Gegner ist Heyne: mit ihm sich ehrenvoll abzufinden, war das nächste Ziel der Fortsetzung, die so „keine bloße Lauge für Klotzen" werden konnte. Daß Lessings im „Laokoon" vorgetragene Entdeckung, „auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann", daß diese Behauptung, man habe den Borghesischen Fechter auf Grund einer Stelle des Cornelius Nepos für eine Chabriasstatue zu erklären, unmöglich sei, hatten nicht sowol Murr oder Klotz, als dessen ernsterer College in Göttingen bewiesen. Schon der dreizehnte antiquarische Brief nahm recht verschlagen Stellung zu Heynes Recension und bereitete den Rückzug vor. Es zeugt für Lessings gefürchtetes Ansehen in der gelehrten Welt, daß Heyne einen förmlichen Entschuldigungsbrief schrieb und, sich selbst eines Versehens zeihend, dem verehrten Freund durch einen neuen Artikel der Göttinger Anzeigen mit diplomatischer Artigkeit eine Brücke baute.

Die neuen „Briefe", im August 1769 beendet, gehen sofort auf die Chabriasfrage ein. Klotz, der unabhängig von Heyne die Wahrheit

entdeckt haben will, wird sehr zuversichtlich abgewiesen. Der Göttinger Gelehrte selbst ziehe seinen Vorwurf zurück und meine nur, Lessings Deutung passe „noch eher“ auf eine Kriegerstatue in Florenz als auf den Fechter der Villa Borghese. Mit vielen Finten und Paraden sucht Lessing seiner verlorenen Sache die beste Außenseite abzugewinnen. Er hält nun selbst Klotzen die triftigeren Gründe vor, welcher dieser hätte verfechten sollen, und zieht aus Heynes fast demüthiger Vermittlung den möglichsten Nutzen. Er würzt manche gewundene Erklärung und rechthaberische Spitzfindigkeit mit schönen Aperçus und belehrt uns im Sinne des Laokoon und der Dramaturgie, auch das Werk des bildenden Künstlers sei im Dienste höherer Schönheiten kein bloßes Denkmal historischer Wahrheit. Er erkennt sein Unrecht, hat es lang erkannt, und verhärtet sich mit einer nicht ganz aufrichtigen Taktik nur gegen die schwächeren Beweise. Diese zurückschlagend, will er einer Niederlage möglichst lang den Schein des Sieges geben. „Ich denke nicht, daß man eine Schanze darum allsogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei.“ Dann läßt er mit raschem Entschluß die übereilte Muthmaßung fallen: „Ich nehme sie gänzlich zurück . . . In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn (Chabrias) betrifft, weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tief gelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.“ Nur glaube man nicht, daß sich Lessing dabei beruhigt. Er nimmt nicht allein die Miene an, als habe er nach dem „Laokoon“ selbständig die seiner Behauptung so ungünstigen Stellen der griechischen Historiker gefunden, sondern er sucht aus seiner irrigen Interpretation des Cornelius Nepos doch Gewinn für das Verständnis des Textes zu schlagen und spielt das geistreiche und tiefe, aber leicht zu misbrauchende Wort aus: „In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben als das Wahre. Bei Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bei Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten.“ Kaum je ist ein unhaltbarer Posten mit regerer Kunst vertheidigt, ein leidiger Rückzug auf unbequemeren Schleichwegen und mit stolzerer Miene vollzogen worden.

„Und nun“ ruft er frei aufathmend „wieder zu Herrn Klotzen!

Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten." So wird die im ersten Theil abgebrochene langwierige Polemik gegen den Compilator des alten Lippert, dem Lessing respectvoll begegnet, mit unermüdetem Eifer fortgesetzt, und, obwol Lessing einmal Miene macht seine Kritik über das Mechanische der Steinschneidekunst nicht zu weit auszudehnen, bis in das letzte Mauseloch angestrengt. „Da ich mich nun einmal mit ihm abgegeben habe, so muß ich ihn schon völlig zu Boden bringen" lesen wir in einem Briefe.

Klotz hatte auf den ersten Theil im siebenten Stück seiner Deutschen Bibliothek geantwortet, sein Bedauern über eine so zänkische Verirrung Lessings geäußert, den Angriff für einen Ausbruch persönlicher Leidenschaftlichkeit erklärt und die Widerlegung im Einzelnen einer besonderen Schrift vorbehalten. Er macht bei allem Trotz ein sehr verlegenes Gesicht; doch wenn er auch jetzt noch jedem gesunden Auge beweisen will, Lessing habe die Greise des Homer, nicht die des Caylus einen eklen Gegenstand genannt, so scheint seine Bornirtheit größer als seine Hartnäckigkeit. Der eilfertige Mann ist wirklich von der Logik und den Musen verlassen, und seine geliebten Grazien helfen ihm nicht aus dieser Noth dieses grausamen Zweikampfes. Die armseligen Stiche gegen den „Mitarbeiter der Litteraturbriefe," die unnütze Schmähung, Lessing verstehe kein Latein, die plötzliche Betheuerung, er habe Lessing niemals für einen Kunstkenner gehalten, die Confrontation widersprechender Urtheile über Klotzianer in Nicolais Bibliothek, an der er Lessing unthätig wußte, das abgerissene Citat aus einem Briefe Lessings, die Rüge, Lessing mishandle nebenher auch die Deutsche Bibliothek, die Beschwerden über „die pöbelhaften Beleidigungen, die Zudringlichkeiten, den Stil, der oft mehr, als bloß satyrisch ist, kurz den Ton, welcher uns, wider unseren Willen, an den Verfasser des Vademecums für Herrn Langen zu denken zwingt" — all das wurde nur zu scharfen Waffen in der Hand des Gegners, der zu Anfang des 51. Briefes das Gemmenbuch bei Seite schleudert und Klotzens ganze Persönlichkeit, sein ganzes Litteratenthum, den ganzen Klotzianismus in einer hinreißenden Folge von sieben Briefen vernichtet. Zuerst werden die früheren Repliken Klotzens bündig abgethan. Klotz hatte sich mit der Ausrede, dieser Zwist interessire das Publicum nicht, aus dem Staube machen

wollen, doch Lessing hält ihn fest zu einer Belehrung über wahre und falsche Bescheidenheit, so wie er schon in dem Vorwort zum ersten Theil die antike Urbanität und den Complimentirton moderner Höflichkeit kräftig geschieden hatte. Der höfliche Herr Klotz ist ein Grobian gleich dem höflichen Herrn Wirth in der Minna von Barnhelm. Erfrischend protestirt Lessings eigenste Definition, der Neidische, Hämische, Rangsüchtige, Verhetzende sei, möge er sich noch so höflich ausdrücken, der wahre Grobe, gegen den schalen, falschen Ton des damaligen Umgangs, der damaligen Schriften. Aber Klotz hatte ja nun artige Worte Lessings veröffentlicht, damit die Leser glauben müßten, er sei von dem Verfasser des „Laokoon" selbst um die Mittheilung seiner Einwürfe gebeten worden. Nie ist eine Indiscretion schlimmer heimgezahlt worden. Auch Lessing zieht eine Schublade auf: sein Brief war ja nur eine Antwort; Klotz hat ihn gesucht, nicht umgekehrt; Klotz hat sich einer persönlichen Begegnung in seinem zartesten Alter erinnert, seine aufrichtigste Verehrung beschworen, den Laokoon als seinen Trost in dem barbarischen Halle gepriesen; Klotz hat um die Erlaubnis gebeten Lessingen nach weiterem Nachdenken einige Zweifel in den Actis mitzutheilen; er hat dem „Lieblinge der Griechischen Muse" endlich von seinen vorhabenden Arbeiten erzählt und mit der süßen Wendung geschlossen: „ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu sein." Diese zudringliche, ein Vossisches Kraftwort zu gebrauchen: anhündelnde Epistel druckt Lessing vollständig ab. Kein Zweifel, daß er seine ganze Antwort noch in der Kladde besaß: Satz für Satz den Brief Klotzens persifflirend, entwirft er diese Antwort, und nur die Blindheit des Opfers konnte sich dadurch verleiten lassen den unverkürzten Brief Lessings in die Deutsche Bibliothek zu rücken. Er stimmt aufs Haar zu der hier gebotenen Skizze und ist ein klares, sehr überlegtes, verbindliches, aber vornehm zurückhaltendes Schreiben. Lessing hat also, weit entfernt Klotz um eine Recension zu bitten, das angetragene Urtheil nur nicht verbitten wollen. Dieses Urtheil erschien und ging Lessingen nebst einem Begleitbrief im Stil der ersten Liebeserklärung, im Jacobitchenstil zu. Ein leiser Vorwurf über den unterlassenen Besuch wurde darin rasch übertönt von Phrasen über das Vergnügen Lessing hoffentlich in Berlin zu umarmen und

zu genießen. Auch dieses Blatt macht Lessing bekannt und fragt: „Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabei lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! . . . Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis geboten haben! Nicht wahr?“ Mit furchtbarer Ironie bittet er Klotz doch auch seinen zweiten Brief vorzuzeigen, um dann mit einer dramatischen Überraschung zu erklären, er habe gar nicht geantwortet. Und wieder, doch dies Mal ohne ein Concept, entwirft er eine Antwort voll schneidender Antithesen. Jedes Wort ein Schlag, jedes Wort ein Mann. Unsere Litteratur hat diesem vierundfünfzigsten der „Briefe antiquarischen Inhalts“ kaum irgend eine gleiche Verbindung von Prägnanz, Treffsicherheit und gebändigter Empörung an die Seite zu setzen; aber, was bei Lessing folgt, hält sich auf der Höhe dieser imponirenden stählernen Männlichkeit.

Wie Lessing in einem kleineren Antiklotz spottet „was für schöne Seelen, die jeden, mit dem sie in einer Entfernung von hundert Meilen ein paar Complimente gewechselt, stracks für ihren Freund erklären“, so stellt er hier dem feigen und feilen Coteriewesen der Zeit, das im Klotzianismus gipfelte, seine Einsamkeit großartig gegenüber: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen; aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft

schleidern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt."

Und diesen Mann wollte Klotz zum Parteigänger Nicolais herabwürdigen, dieser Mann sollte ihm wie nach Verabredung aufgelauert haben. Schon im März des Vorjahres hatte ein auswärtiger Freund geträtscht, „Lessing, ein Bruder des Dichters und cand. theol. zu Berlin" habe einmal in der Vossischen die Deutsche Bibliothek angebellt. Jetzt sprach Klotz von den ehrenrührigen Zeitungsartikeln des jüngeren Herrn Candidaten Lessing, deren einer auf Befehl eines großen Ministers unterdrückt worden sei, und von dem Angriff des Magister Lessing. Nicht blos die Infamie gegen den Bruder, sondern auch die scheinbar harmlose, im Grunde bauernstolze Titulirung forderte Strafe. Der Geheimerath Klotz — der Magister Lessing! Dieser hatte ein Recht schon früher ironisch den „Geheimderath" anzureden, denn diese Würde glänzte auf manchem Klotzischen Schild, auch in der Deutschen Bibliothek bis zu ihrem fünften Heft. Welche Frechheit dagegen, wenn Klotz eben in der Abwehr der Antiquarischen Briefe höhnte, sein Richter spreche „genau als wenn er bei seiner Magisterdisputation seine Opponenten vor sich hätte". Er wollte es mit dem Magister Lessing halten, wie kürzlich mit einem kleinen Widersacher in Nürnberg, wo er verächtlich die Kluft zwischen dem „Hofrath Klotz" und dem „Schulcollegen Götz" gemessen und nach seiner letzten Rangerhöhung geprahlt hatte: „Über dieses ist der Abstand zwischen einem Königlichen Geheimdenrathe und einem Schulcollegen etwas zu groß". Man erwäge, daß Klotz bald nach dem Schmeichelbrief über den aufheiternden Genuß, welchen Lessings vortrefflicher „Laokoon" ihm bereitet, einem Freunde schrieb (13. Aug. 1766): „Jetzt hat mir Lessings Laokoon vierzehn Tage geraubt. Wegen der Recensionen, so kann Niemand sagen, daß ich Sie für den Verfasser einer einzigen ausgegeben hätte. Der gute Herr Magister kann sich am wenigsten beschweren. Es ist ja mit ihm sehr glimpflich umgegangen worden. Allein dergleichen Leute verlangen bloß Weihrauch, und zündet man ihnen diesen nicht an, so rufen sie ängstiglich". Dieser frivole Mensch ist nicht zu retten, und in keinem Satze seines Todesurtheils kann Lessing der Übertreibung geziehen werden. Noch heute möchten wir im Angesicht einer solchen Zweizüngigkeit alle Worte, die einen Schimmer von Anerkennung

bieten, widerrufen um in Lessings rasch begründetes Votum über Klotzens gesammte Thätigkeit einzustimmen. Er versichert, jede Silbe mit ruhigstem Vorbedacht niedergeschrieben zu haben. Kein Hohn ist ihm nur entfahren. Wenn Klotz an den Stil des Vademecum denken muß, so hat er das lediglich selbst verschuldet. Der gemeine Journalismus wird als Grundzug seiner ganzen Schriftstellerei aufgedeckt. Wenn ein Unglücklicher in der Actis als Säufer und trügerischer Bankeruttirer gebrandmarkt wurde, so ist Klotz, ob Verfasser, ob Redacteur, selbst gebrandmarkt, denn „der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder". Für alle Zeiten stellt Lessing den Unterschied zwischen dem Kritiker und dem Pasquillanten fest in vielberufenen Worten: „Sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntnis des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet, sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu sein, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant". Besonders scharf wird Klotzens Schwenkung zur deutschen Schriftstellerei durchgehechelt und der Schwarm junger aufschießender Scribler, die Bibliotheksgarde von schalen, platten Wäschern zu Paaren getrieben.

Die gesammte Wissenschaft, die gesammte Litteratur Deutschlands war Lessing zu gleichem Dank verpflichtet, denn nicht auf das eine Buch von geschnittenen Steinen, auf das eine Journal, auf den einen Mann kam es an, sondern auf die sittliche Würde unserer Universitäten, unserer Kritik, unserer Belletristik. Nun lag der „plumpe Goliath der gelehrten Philister mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen" nach Lessings derben Würfen danieder. Ein dritter und vierter Theil Antiquarischer Briefe, woran Lessing jetzt und später dachte, waren nicht von Nöthen. Er wollte die an Winckelmann und an Christs Collegienheften begangenen Plagiate aufdecken, die grausame Musterung der Gemmenstudien auch auf die „zuckersüße Geschichte des Amors" zerstörend ausdehnen und nach dem Meister die Creaturen Schirach, Riedel und Genossen züchtigen als die Banditen, die Klotz wie der Alte vom Berge ausgesandt, und er wollte Paralipomena und Excurse zum Laokoon in Antiquarischen Briefen ablagern, nachdem die

eigentliche Fehde ausgefochten war. Mit Umkehrung eines berühmten thukydideischen Satzes hatte er sein Werk mehr eine beiläufige Streitschrift als einen Gewinn für immer genannt. Aber es wurde uns zum bleibenden Heil, daß Lessings zornige Beredsamkeit das ethische Moment jeder geistigen Arbeit so erschütternd betont hatte. Ein Litterat ohne Sold und Amt rettete die deutsche Gelehrtenehre, sowie es dem armen Extraordinarius Schiller zufiel mit idealen Worten den wahren von dem Brotgelehrten zu unterscheiden. Der Recensent eines bankerotten Privattheaters stellte die giltige Tonleiter der Kritik auf: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher".

Die Wirkung war die eines Gewitters. Sudelschriften von Klotzianern und auch Nicolaiten voll niedriger Personalien schlichen nur im Verborgenen und ließen Lessing fast ganz aus dem Spiele. Die gemeinen Spottverse „Zwei lose Huren stritten sich" ergetzten nur ein paar gemeine Seelen, und die Vornehmheit, mit der ein Haller und andere ältere Gelehrte den einreißenden Ton der Polemik bedauerten, verkannte die Nothwendigkeit einer solchen Entladung. Die meisten Universitäten fühlten sich von einer Krankheit befreit. Männer wie Reiske, die sich ihrer Haut nicht gegen die Klotzianer zu wehren gewußt, dankten überströmend für die Züchtigung der höllischen Lotterbuben und waren wol so naiv dem beizufügen, ihre Zeit sei zu edel alle Sünden Klotzens zu enthüllen, ihre Hand zu gut um sie mit solchem Blute zu beflecken; doch der Ruf „Ich danke Ihnen also, großer Lessing, im Namen des Publicums" kam von Herzen. Mehr als andere freute Herder sich des Lessingschen Sieges. Ohne die abwägende Vorsicht Lessings hatte er sein Lob an Klotz verschwendet, ihn mit Ernesti und Gesner öffentlich als Schutzengel der griechischen Musen angerufen und brieflich nicht nur die „Fragmente" dem berufensten Geschmacksrichter empfohlen, sondern auch die begeisternde Gedankenzusammenkunft mit einem solchen Mann als Milderung seines nordischen Exils erbeten. Nach derlei Floskeln zur maßlosesten Bekämpfung Klotzens als eines armseligen, an Seele, Geist und Herz unwürdigen Gelehrten überzugehen war ein böse Sache, aber Herder, rasch entnüch-

tert, trat 1767 erst in geheimen, dann nach dem Unfug der Hallenser Recensenten in offenen Gegensatz zu Klotz. Die „Deutsche Bibliothek" brachte einen widerlichen Mischmasch von Anerkennung und persönlicher Unbill, nachdem die Acta die „Fragmente" in einem kritischen Winkel lau gelobt hatten. Tumultuarisch stürmte Herder nun gegen Klotz und seine Leute vor. Dem „Wäldchen" über den Laokoon folgten zwei weitere „über einige Klotzische Schriften", heftig hingewühlte, leidenschaftliche Scheltreden gegen das thersitische Geräusch und die Scherbensammlung der Epistolae, den Wortschwulst und die Parallelenmacherei der Vindiciae u. s. w., die Münzenschmeckerei, den schönen Nonsense, das lallende Phraseslatein, die leichte und vornehme Miene, den falschen Federschmuck und den unausstehlich selbstwichtigen Ton des Führers, die Schmeichelei und Hohlheit der Klotzischen Knappen — und, wo er von der erzieherischen Tendenz des Gemmenbuches zur antiquarischen Seite sich wenden soll, hält er geschickt an mit dem Jubelruf: „da kommen mir eben Lessings Antiquarische Briefe, die ich gern eher gehabt hätte! Welch ein hinreißender Strom! welche Kenntnis des Alterthums! welcher Scharfsinn!" Er hatte den mächtigsten Bundesgenossen für einen Kampf gefunden, worin er selbst sich gerade durch ein unwürdiges Versteckspiel der Anonymität, ja der lauten Verläugnung seiner nie zu verkennenden Kinder bedenkliche Blößen gab. Die Klotzianer schämten sich nicht Herders Aushängebogen diebisch zu misbrauchen; ihre Organe gossen giftigen Hohn über den „Faun," den „kritischen Waldmann," das „livländische Pfäfflein, das unter der Satyrmaske in den „Wäldern" unter wilden Thieren und Eulen haust und sich am Sang des Uhus ergetzt"; ihre „Briefe an das Publicum" hielten dem christlichen Prediger Herder perfid seine sinnlich durchglühten Rhapsodien über die Antike vor. Aus andern Gründen als Lessing die Fortsetzung der Antiquarischen Briefe, unterließ Herder die Herausgabe des genialen vierten Wäldchens. Die Angriffe des Klotzianismus wurden so ehrlos und schmutzig, daß auch die verächtlichste Antwort unter seiner Würde gewesen wäre. Bot Herders in Lob und Tadel wankendes Verhalten solchen Feinden bequeme Handhaben, so stand Lessing unerschütterlich da. Was in den Klotzischen Zeitschriften gegen seine archäologischen Werke und die Dramaturgie noch abgefeuert wird, ist nur die letzte, matte Ladung eines fliehenden Trupps. Sein Ansehen

war so gefestigt, daß sogar diese Recensenten sich nicht jedes Beifalls entschlagen konnten. Klotz aber that nach dem zweiten Theil der Antiquarischen Briefe, was Lessing nach Klotzens zweitem Briefe gethan: er schwieg und behauptete die neue Folge gar nicht gelesen zu haben. Weder die besondere Streitschrift, noch die verheißene lateinische Umarbeitung des Steinbuches ist erschienen. Seine schriftstellerische Existenz war gebrochen, und ein unverdächtiger Zeuge sagt von seiner bürgerlichen, daß in Halle kein ehrlicher Mann mit ihm umging. In dem Klotzischen Lager zeigte sich bald der jämmerliche Unbestand einer eigennützigen oder wenigstens leichtfertigen Vereinigung. Ein klägliches Schauspiel, dieses Ausreißen und dieses feige Hinundhergerede. Fast möchte uns die bornirte Treue einiger Partisane, die auf Lessing wacker schimpfen, besser gefallen, als die verclausulirten Friedensvorschläge eines Sonnenfels, der diplomatisch schmeichelt, Klotz habe einen doppelten Ruhm zu verlieren, Lessing aber nicht den Ruhm eines guten Menschen. Ja, die Litteraten der Zeit glaubten und hofften wirklich mit Weiße, diese beiden schönen Geister sollte das Band der Eintracht und Liebe verbinden; und der gute kleine Jacobi fügte zu thörichten Witzen gegen Herder die anakreontische Naivetät, er möchte dennoch mit Klotz, Lessing und Herder in einer Rosenlaube lachen und trinken! Aber wie schnell der Rausch dieser Wein- und Reimfreundschaft zwischen Halle und Halberstadt verfloß, lehrt, wiederum sehr charakteristisch für das litterarische Leben jener Tage, das Benehmen Gleims. Nach dem Erscheinen der Klotzischen Laokoonrecension hatte er geschrieben: „Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Lessing ebenso zufrieden sein, als mit Ihrem Lobe. Wenn Sie loben, mein liebster Freund, so hört man eine der Musen. Die Worte sind so harmonisch, eine Grazie vergäße zu erröthen, wenn sie ins Gesicht also gelobt würde!" Als Lessings Antiquarische Briefe erschienen, strich Gleim in der ersten Zeile eines Sinngedichtes „Klotz, Lessing, Hagedorn, ihr großen Kenner" den Namen seines Hallenser Freundes, sah sich aber, da Klotz eine ältere Abschrift besaß, zu den erbärmlichsten Ausreden und Versprechungen genöthigt.

Von den intimsten Genossen fiel zuerst Riedel ab, welchen Wieland während dieser Jahre ungemein politisch berieth. Wieland wußte sich mit der Deutschen Bibliothek sehr gut zu stellen ohne seinerseits Ver-

pflichtungen zu übernehmen. Er mahnte früh, man möge nicht nur mit Lessing, sondern auch mit dem vielversprechenden jungen Herder säuberlich fahren. Ernst und humoristisch predigte er dem Liebling Klotzens, es sei gewiß das Beste vor Lessing die Waffen zu strecken. Klotz scheine ihm ganz und gar nicht gewachsen. Als Riedel fahnenflüchtig wurde, gratulirte ihm Wieland: „Ich bin froh, daß Sie sich von dem cavalierischen, petitmaitrischen, auf seinen geheimen Rathstitel und kleinen Hof von Autoren und unbärtigen Schulknaben so eingebildeten Klotz losgewunden haben ... Wir wollen sehen, ob der kleine zwergische Dictator sich durch Lessings Peitsche, die er freilich sehr grob finden wird, weiser machen läßt; wo nicht, so wird sein Schicksal leicht voraus zu sehen sein."

Klotz mußte sogar erleben, daß sein theurer, für manche Wolthat verpflichteter Jacobi dem gehaßten Lessing, über dessen Worte und Thaten man ihm sorglich berichtete, seine Aufwartung machte: „Sie haben Lessing in Braunschweig besucht! den Parnaßhalter! Le Singe den Großen!" Doch mit solchen Vorwürfen und elenden Wortspielen ließ sich die verlorene Macht und Ehre nicht wiederherstellen. Die eigne Partei sah ihn für zusammengehauen an. Wo sein Bild geleuchtet, erblickte man einen schwarzen Fleck wie im Dogenpalast zu Venedig statt des Marino Falieri. Seine Arbeiten, auch der Saxo, fanden nur geringe Beachtung. Er war ein todter Mann. Die leibliche Auflösung mußte ihm Erlösung sein. Als Komödiant ging er aus der Welt, indem er sich den Phaidon vorlesen ließ und von der Unsterblichkeit der Seele sprach. Am Sylvestertage 1771 ist er gestorben, erst einunddreißig Jahre alt, und es ehrt Lessing, der in dieser Zeit eine Klotz-Sonnenfelsische Intrigue in Wien gefürchtet hatte, daß er auf die Todesnachricht hin schrieb: „Ich möchte gern über diesen Zufall lachen, aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte."

Damit diesem tristen Ausgang das Satyrspiel nicht fehle, sang Pastor Lange von Laublingen dem „ehrenvollen Gebein" Klotzens ein begeistertes Grablied; das Opfer des Vademecum dem Opfer der Antiquarischen Briefe. Und der Herausgeber der Klotzischen Correspondenz führt bittere Klage darüber, daß der einzige Lange „in Begleitung der Musen eine Thräne auf Klotzens Grab weinte." Verlegenes Schweigen oder niederträchtige Verläugnung des todten Freundes

rings umher. Nur der treue Mangelsdorff, ein kleines bescheidenes Licht, wagte eine biographische Rettung, der es jedoch an starken Vorbehalten so wenig fehlte wie der mit Briefen gespickten Apologie von Seiten des unglaublich bornirten Nürnberger Antiquars v. Murr. Weder Mangelsdorff noch Schirach versuchte mit Lessing anzubinden. Die alten und neuen Zeitschriften der Partei beeiferten sich vielmehr dem Gefürchteten ihre Reverenz zu bezeigen, als sei nie etwas zwischen ihnen gewesen. Professor Hausen aber errichtete unter dem Vorwand, Klotz selbst habe ihn zum aufrichtigen Erzähler seines Lebens bestellt, dem Todten ein Schandmal, das sogar diejenigen empörte, welche keinerlei Sympathie für den wehrlosen Helden dieses schmähsüchtigen Machwerks hegten. So wurde die schmutzige Wäsche des Klotzianismus auf offenem Markte gewaschen, und ein vertrauter Kenner aller gemeinen Fata des Herrn Hausen band die Maske eines Bedienten vor und setzte dem Pasquill auf Klotz ein greuliches Pasquill auf „Priapens geilen Sohn" entgegen. Der niederen Klasse des schönen Geschlechts gewidmet, reißt es die letzte Hülle von dem ehrlosen und wüsten Treiben mancher Klotzianer. Unterdessen saß der zarte Unschuldsänger Jacobi, den Klotz einmal durch eine geharnischte Widmung compromittirt und Hausen nun in den eklen Strudel seines Klatschbuches gezerrt hatte, unter Rosen und Kastanien auf einer Garbe, fühlte sich als edlen warmen Menschenfreund, als echten weisen Tugendfreund und als des Lasters strengen Feind, dachte an Klotzens Fehler und an Klotzens Herzensgüte und an Hausens Bosheit und schrieb zur Vertheidigung seiner friedlichen, schönen Seele einen langen, weinerlichen Brief an Frau von La Roche, der ihm und seinem Weiberrecht nur ein verächtliches Gelächter eintrug. Dann wurde es still.

Nie ist Lessing auf Klotz und seine Mannen zurückgekommen. Die satirischen Sudeleien der Klotzianer und ihrer kleinen Feinde, „Scurrile Briefe", eine „Bibliothek der elenden Scribenten" und dergleichen mehr, würdigte er keines Blickes. „Es ekelt mich schon vor Klotzen" hatte er bald nach dem ersten Theil der Antiquarischen Briefe geschrieben. So löste er aus der Materie für die Fortsetzung des Streites einige friedlichere Blätter los, die es nach einer ausgesprochenen Absicht der Brouillons nicht sowol mit Klotzischen als mit allgemeinen archäologischen Irrthümern zu

thun haben und die Ausführung einer höchst prägnanten Note des „Laokoon" enthalten. Er ließ gegen Klotz und „bessere Gelehrte" 1769 als eine Zwischenarbeit oder ein milderes Nachspiel in klarer, anmuthiger Prosa erscheinen seine unvergängliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet", ein Kleinod tief durchgeistigter Alterthumsforschung. Weise wird hier, wo sein Harmoniebedürfnis und seine Heiterkeit den auch Leid und Verwesung verklärenden Schönheitscultus der Antike innig umfangen, die Polemik gegen Klotz in den Hintergrund gedrängt. Winckelmanns Evangelium des Kunstidealismus, zu dem sich der „Laokoon" bekannte, leitet Lessing auch hier. In Winckelmanns Erstlingsschrift heißt es: „Die Griechen bezeichnen ihre Werke mit einem gewissen offenen Wesen, einem Charakter der Freude: Die Musen lieben keine fürchterlichen Gespenster: auf keinem einzigen ihrer Denkmäler ist eine fürchterliche Vorstellung. Das Bild des Todes erscheint nur auf einem einzigen alten Steine, aber das Gerippe tanzt nach der Flöte, es erscheint in der Gestalt, wie es bei Gastmählern zum angenehmen Genuß des Lebens aufmuntern sollte."

Keineswegs kann sich Lessing diese schönen Sätze ganz aneignen, denn seine Abhandlung verficht so gelehrt und scharfsinnig wie feinfühlig zwei Thesen: Die Alten haben den Tod nie als ein Gerippe gebildet; Skelete bedeuten in der antiken Kunst nicht den Tod, sondern die Larvae abgeschiedener böser Menschen im Gegensatz zu den friedlichen Laren und Manen. Er nimmt seinen Ausgang von der schwierigen Beschreibung der Kypseloslade beim Pausanias, auf welcher Tod und Schlaf als Knaben dargestellt waren, und von der Ilias, wo dieselben Thanatos und Hypnos als Zwillingsbrüder die Leiche des Sarpedon vom Schlachtfeld heimwärts holen, friedliche Boten des Zeus. Er vergißt den Thanatos bei Euripides nicht, und eben das homerische Sarpedonlied und die euripideische Alkestis stehen im Mittelpunkt schöner Untersuchungen neuester Zeit über die bildliche Darstellung des Thanatos. Wie im „Laokoon" sucht Lessing hier aus Poesie und bildender Kunst der Antike wechselseitige Erhellung und gewisse principielle Unterschiede abzuleiten. Die poetischen Gemälde haben einen unendlich weiteren Umfang als die Gemälde der Kunst, aber auch die Dichter wissen nichts von dem Tod als einem Skelet. Tapfer erklärt Lessing den Tod für kein Schrecknis, und die Euphemismen, mit denen

das Alterthum das Ableben umschrieb, erfreuen seinen heitern Geist. Auf römischen Sarkophagen und Urnen findet er gern die Zwillingsbrüder des Homer wieder: knabenhafte anmuthige Gestalten; die eine mit der umgestürzten Fackel, dem Symbol des erlöschenden Lebens, sei der Tod, wie ihn die Alten gebildet. Nullique ea tristis imago, und keinem ist das ein trauriges Bild, lautet sein Motto. Nicht alles, was Lessing auf diesen Blättern entwickelt, hat Geltung in der Wissenschaft behauptet. Weder der schleunige Widerspruch eines urtheilslosen Pedanten Zeibich, noch die abweichenden Ansichten des Modern und Antik feinfühlig sichtenden Herder, noch die ersten jugendlichen Anfänge der Lobeckschen Kunstmythologie widerlegten ihn im Einzelnen, sondern, wo es sich nicht um pure Texterklärung handelt, die reichen Errungenschaften an antiken Bildwerken. Lessing hatte nur ein paar römische, und zwar späte, schlecht reproducirte, z. Th. unechte Grabdenkmäler vor sich, die er in Abbildungen nach Abbildungen wiedergab. Heute wissen wir, daß er die Interpretation der geflügelten römischen Eroten auf Tod und Schlaf viel zu sehr gepreßt hat, daß bei den Griechen Thanatos durchaus nicht immer der Zwillingsbruder des Hypnos ist, sondern daß er auch als ernster, bärtiger Mann zusammen mit dem jüngeren Bruder Schlaf seines Amtes waltet, und es steht fest, daß die bildliche Darstellung des Thanatos mehr gemieden als mit idealisirender Milderung angestrebt, daß sie gern durch phantasievollere Bilder vom Charon, vom Hermes Psychopompos und anderes mehr ersetzt wurde. Was verschlägt das? In genialer Ahnung hat Lessing den Sinn und die Kunst der Griechen auch ohne Kenntnis ihrer Monumente getroffen. Mag man ihn daher verbessern und ergänzen, mögen seine nachfolgenden abgerissenen Hypothesen über eine Agrippina und die Isische Tafel nichtig sein, mag er in Stunden des Ärgers die Mängel des ganzen antiquarischen Studiums einseitig übertrieben haben — diese eine kleine Abhandlung sichert ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der echten Archäologie. Lessing hat aus den schablonenhaften Arbeiten römischer Steinmetze, ja aus den Fälschungen in Boissards berüchtigtem Sammelwerk den hellenischen Geist des großen vierten Jahrhunderts geahnt. Er hatte unendlich mehr antiken Sinn als der hochverdiente Graf Caylus, und er war kein sammelnder oder compilirender Geschmäckler wie Klotz.

„Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthums-

kundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbet. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt, so war das! weiß dieser schon, ob es so sein können."

Der denkende Archäolog Lessing weiß also, daß jenes Skelet, welches beim Gelage des Trimalcio herumwandernd den Menschlein die Vergänglichkeit predigte, nicht „der Tod" sein kann und daß alle Gerippe der antiken Plastik nur das sind, was ein von ihm herangezogener altfränkischer Dolmetsch des Seneca „die todten Gespenst, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen" nennt. Mit aller Schärfe wies er das Gerippe mit dem Stundenglas und der Hippe, dem seine anakreontische Jugendpoesie ein Schnippchen geschlagen, erst der christlichen Kunst zu. Er setzte rückhaltlos auseinander, daß diejenige Religion, welche den natürlichen Tod für der Sünde Sold erklärte, seine Schrecken unendlich vermehren mußte. Ja er wagte den freimüthigen Satz: „Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte." Ist demnach durch das Christenthum des alte heitere Bild des Todes der Kunst verloren gegangen, so glaubt doch dieselbe Religion an ein sanftes, erquickendes Ende des Frommen, und ihre Schrift redet von einem Todesengel. Was sollte unsere Künstler abhalten das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben? Sie haben es dank dieser Mahnung Lessings gethan. Der Genius mit der gesenkten Fackel ziert wieder die Denkmäler, welche das Skelet geschändet hatte. Der klapperige Knochenmann auf Pigalles berühmtem Monument des Marschalls von Sachsen ist uns so widerwärtig, wie er es Lessing sein mußte. Anders steht es um die Malerei; denn wer wollte sich den grausen Humor der Todtentänze von Holbein bis Rethel rauben lassen und dem Stift oder Pinsel ganz verbieten, was dem Meißel nicht ansteht? Zu der heiteren Schönheit des Heidenthums, wie moderne Sehnsucht sie glaubte, rief Lessing Schauende und Schaffende, indem er, seiner theologischen Periode nahe, schloß: „Nur die misverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Begeistert gedenkt Goethe in seiner Lebensbeschreibung dieser erlösenden und verklärenden Schrift, deren emphatischer Widerhall aus Schillers Klagen um „Die Götter Griechenlands" ertönt:

> Damals trat kein gräßliches Gerippe
> Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
> Nahm das letzte Leben von der Lippe,
> Still und traurig senkt' ein Genius
> Seine Fackel.

Nullique ea tristis imago. Warum fehlt dieser „Genius" über der Gruft dessen, der ihn wieder erweckt und den Sensenmann verjagt hat?

3. Leben und Aussichten.

> „Ich bin . . hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit sitzen bleiben soll."
>
> Hamburg, 7. Nov. 69.

Wie für die meisten Strecken des Lessingschen Lebenslaufes, so fließen auch für seinen Hamburger Aufenthalt nur spärliche Quellen, aus deren Spiegel weder die Ereignisse noch die an ihnen betheiligten Personen in schärferen Umrissen und farbiger Ausmalung zu gewinnen sind. Wenig Schriftsteller hatten so geringe Neigung zur autobiographischen Beichte wie Lessing. Fast nirgends beschert er uns in seinen zahlreichen Briefen zusammenhängende epische Berichte, fast nirgends fühlt er sich gedrungen Portraits oder auch nur Silhouetten derjenigen zu entwerfen, mit denen er dauernden oder flüchtigen Umgang pflog. Und die seines Verkehrs gewürdigt waren, haben zwar alle diesen Gewinn ihrem Gedächtnis eingeprägt, auch wol ihre Erinnerungen in ein paar preisende Worte gefaßt, diese oder jene Begebenheit niedergeschrieben, aber die Nachwelt nicht näher in die bunten, vielgestaltigen Beziehungen eingeweiht. Vereinzelte Daten, wie vom Zufall planlos überliefert; neben Erscheinungen, die der Nation in anderer Verbindung und Äußerung anschaulich geworden sind, physiognomielose Schatten und bloße Namen; statt vergegenwärtigender Charakteristik meist nur ein ziemlich allgemeines Beiwort, eine abgerissene Notiz, eine willkommene oder belanglose Anekdote — das gilt auch von den biographischen Urkunden der Hamburger Zeit.

Es war ein an stolzer Vergangenheit und stattlicher Gegenwart reicher Boden, auf den sich Lessing im Frühjahr 1767 versetzt fand, als er aus der Residenz des aufgeklärten Despotismus hinweg sein Heil in einer städtischen Republik suchte. Hamburg hatte im achtzehnten Jahrhundert, nachdem schon das abgelaufene u. a. eine rege Bauthätigkeit entwickelt hatte, einen höchst bedeutenden Aufschwung genommen. Lessing sah dann mit eigenen Augen, wie der Gottorper Vertrag dem langwierigen Hader zwischen der mächtigen Hansestadt und dem dänischen Staat ein Ziel setzte, Hamburgs unmittelbare Reichsstandschaft anerkannte und nach allmählicher Überwindung finanzieller Bedrängnisse den Handel in noch größere, freiere Bahnen lenkte. Hier saß ein ehrenfestes, bedächtig sicheres Bürgerthum, das sich selbst klug regierte und in seinen Hauptbüchern zwischen den nüchternen Ziffernreihen Kunde gab von tüchtiger, aus dem Kleinen in die Weite reichender Arbeit. Vom Elbhafen und der ferneren See her wehte eine frische Brise in dies Contorleben, das sein Zahlennetz über den Erdkreis ausbreitete. Hier war nicht Krämergeist, sondern Handel im großen Stil zu Hause, so daß selbst Lessing, dem leider die Hauptsache fehlte: das kaufmännische Genie, als Geschäftsmann unter Geschäftsmännern seine Kasse endlich einmal redlich zu füllen hoffte. Wie die stattlichen Kauffahrteischiffe ein vielsprachiges Matrosenvolk ans Land setzten, so gaben die internationalen Verbindungen mit ihren großen Correspondenzen und weiten Reisen der derben und zähen niedersächsischen Sinnesart weltläufige Bewegung, den höheren Klassen zur Behaglichkeit des deutschen Hauses auch englischen Comfort und Schliff. Streng geregelt floß die Arbeit des Tages dahin, bis man sich zur ausgiebigen Hauptmahlzeit niederließ und Abends am Spieltisch gesellig ausruhte. „Stomachopolis“, die Magenstadt, nennt 1768 ein eingeborner Litterat dies eine wolbesetzte Tafel aufrichtig schätzende Hamburg, dem er gar nicht gerecht wird mit der Schilderung: „Unser ganzes Leben besteht hier in Visiten geben und annehmen, in Whist und Ombre, in Verleumden und Tractiren und Kirchengehen.“ In Hamburg war für Faulenzer wenig Raum, und die Orthodoxie gab keineswegs allenthalben den Ton an, aber auch diese Orthodoxie übte keine ertödtende Askese. Selbst ein gestrenger Senior Ministerii ließ den köstlichen Rheinwein in seinem Keller nicht ausgehen, denn Heines

frivoler Witz, die Hamburger Geistlichen seien bei aller Meinungsverschiedenheit über die Bedeutung des Abendmahls ganz einig über die Bedeutung des Mittagmahls, trifft auch frühere Geschlechter. Der Wolstand Hamburgs ging stets Hand in Hand mit einer reichen Gastlichkeit, welche auch der heitern, weinfröhlichen, geselligen Dichtung zu Statten kam, wie sie im Epicureismus Hagedorns gipfelt. Derselbe Wolstand ermöglichte eine achtunggebietende gemeinnützige Thätigkeit und beförderte mit großem Erfolg das Wachsthum der Bildung. Es herrschte an der Alster doch mehr als Banco. Im achtzehnten Jahrhundert wetterte Friedrich Wilhelm I. gegen die Hamburger, daß sie ihm seine Stützen, die braven Geistlichen, durch lockende Berufungen „aus'm Lande debauchirten"; im siebzehnten Jahrhundert schon stand eine Studienanstalt wie das Johanneum in der vordersten Reihe der höheren deutschen Schulen und verfügte über ausgezeichnete Kräfte, reiche Mittel. Wirkten auch die führenden Naturforscher und Philosophen des Zeitalters außerhalb Deutschlands, so ragte doch in Hamburg ein Gelehrter wie Joachim Jungius weithin sichtbar empor. Von ihm lernte Goethe, „wie sich ein tüchtiger Mann als Zeitgenosse Bacos von Verulam, Descartes', Galileis und anderer Heroen jener Tage benommen und sich doch wieder auf seinem Lebens- Studien- und Lehrgange unabhängig und originell gehalten habe"; wozu Goethe den ehrenden Schluß fügt: „Zu gleicher Zeit muß bemerklich werden, auf welchen Grad sich schon damals die Schulanstalten in Hamburg gesteigert hatten, da neben einem dergleichen Manne von solchen Kenntnissen und Lehrmethoden eine Anzahl tüchtiger Collegen und strebsamer Schüler nothwendig zu denken sind." Naturwissenschaftliche, auf alle Reiche und Fächer sammelnd und beobachtend gerichtete oder speciell den Trieben der Thiere aufmerksam zugewandte Interessen begleiteten als liebe Nebenbeschäftigung des Leben eines Brockes oder eines Reimarus, die überall das geistige Band suchten, mag auch der erstere den Faden etwas grob gesponnen haben. Auch die classische Philologie gedieh unter der Nachwirkung Scaligers und anderer Größen in der vom Bedürfnis mehr an die modernen Verkehrssprachen gewiesenen Stadt, bis Fabricius als echter Polyhistor mit eisernem Fleiß große Sammelwerke unternahm und eine berühmte Privatbibliothek zusammentrug. Im Frühjahr 1738 bettelte sich Winckelmann nach Hamburg um der Versteigerung dieser Schätze

beizuwohnen. Er lernte den würdigen Schwiegersohn des Verstorbenen kennen, Hermann Samuel Reimarus, der zu Anfang des Lessingschen Aufenthalts noch als greiser Philolog, Theolog, Philosoph, Zoolog der Gelehrtenrepublik Hamburgs vorstand und noch 1765 an die Spitze einer „Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Kunst und nützlichen Gewerbe" trat. Ihr eigentlicher Gründer, der durch eine seltene Aufopferung im Dienste des Gemeinwesens unvergeßliche J. G. Büsch, stiftete bald darauf eine ausgezeichnete Handelsakademie und blieb als theoretischer und praktischer Cameralist bis zu seinem Tode thätig, auch er ein Mann von classischer Bildung, der außer deutschen Lehrschriften lateinische Denkmäler für den Schulmann und Dichter Richey und für Reimarus verfaßte und früher auch wol einen humoristischen englischen Roman übersetzte.

Die schöne Litteratur Hamburgs ging im siebzehnten Jahrhundert, obgleich es an Individualitäten nicht gebrach, entschieden mehr in die Breite als in die Tiefe und zeigte später, auch von sehr angesehenen Patriciern betrieben, im Solde der Oper nur einzelne Proben niederdeutscher, theilweise dem Holberg verwandter Komik, in dicken lyrischen Sammelbänden mehr aneignende Belesenheit als Ursprünglichkeit, mehr Singsang als Melodie, mehr Zerflossenheit als Gestaltung und eine zwischen Schwulst und Dürre hin und her wankende Stillosigkeit. Auch die Dicht- und Sprachgesellschaften brachten es zu keiner nachhaltigen Bedeutung. Aber Heiterkeit drang als Charakter dieser Hamburgischen Dichtung durch. Der Rathsherr Brockes schritt nimmermüde als optimistischer Prediger des „Irdischen Vergnügens in Gott" zwischen Hamburg und Ritzebüttel hin und her und ließ sich nicht nur von Gebirg und Thal, sondern auch von einem Frosch oder einem gebratenen Lammskopf die zweckmäßige Güte des Schöpfers erklären, indem er sehend, hörend, riechend, schmeckend mit offenen muntern Sinnen durch das irdische Freudenthal ging. Zopfig vergnügt erscheint Richey, der auch ein treffliches Hamburgisches Idiotikon schrieb. Hagedorn endlich sandte die Göttin Freude aus seiner Sphäre des Wollebens in alle deutschen Lande. Sein Geist herrschte fort über die kleineren Geister der Stadt, und auch unsaubere Spötter glaubten ihm das Geleit zu geben. Auf Hagedorn schauten die Hamburger Ebert und Eschenburg; ihm dankte Daniel Schiebeler, der 1768 aus Leipzig heimkehrte, die

leichte Form seiner den Studiosus Goethe entzückenden Operette und den flotten Zug seiner Romanzen. Den kunst- und weltfeindlichen Eiferer lachte so ein junger Poet auch jetzt, wie in den anakreontischen Tagen, übermüthig aus und richtete etwa die Bitte „An das Halsweh“:

O raub uns länger nicht die Töne Der liebenswürdgen Sängerin,
Verlaß die süße Lene Und fleuch zu Goezen hin.

Andere Litteraten wie Borkenstein, dessen anschaulicher Dreiacter „Der Bookesbeutel“ seit 1742 lange Reihen von Aufführungen gefunden hatte, lebten in gänzlicher Trennung von der Poeterei nur noch ihrem bürgerlichen Beruf. Der alte Rector J. S. Müller wußte sich schwerlich mehr zu entsinnen, daß er vor vierzig Jahren so manchen Text für die Hamburger Oper geschrieben, aus deren Blütezeit der hochbetagte Componist Telemann noch als Ruine in die Nationaltheaterzeit hineinreicht. Vergessen waren die Hamburgischen Sängerkriege aus Warneckes Zeit; sie wurden ersetzt durch Journalgezänk mit halbtheologischem Anstrich.

Lessings Notizbuch verräth sein Bemühen mit dem alten und neuen Hamburg recht bekannt zu werden. Er interessirte sich für den vielbesungenen Seeräuber Störtebecker und skizzirte nach den Mittheilungen des klugen Frl. Reimarus Hagedorns Leben und Gewohnheiten. Er betrachtete die Geschichte der Oper und durchblätterte ein paar Libretti. Er klopfte hier und dort an, wo etwas von Bedeutung zu finden war. Da sah er bei einem Kaufherrn spanische Komödien oder Bücher aus Lissabon und den fesselnden Tractat eines portugiesischen Juden gegen das Christenthum; ein anderer besaß schöne Münzen und Gemmen; die Reimarer zeigten alte Manuscripte und mit Collationen versehene Ausgaben, Goeze seine umfassende Bibelsammlung; auch ging Lessing der Thätigkeit Hamburgischer Künstler in den Kirchen nach und musterte beim Bürgermeister Greve besonders die niederländischen Gemälde. Eine Türkenbelagerung von Hugtenburg bezauberte ihn durch ihren Ausdruck von Furcht, Schrecken, Wuth, Schmerz und Todesangst und die Steigerung dieser Affecte; so trat der Verfasser des „Laokoon“ auch unbefangen vor einige Blumen- und „Küchenstücke“.

Überall fand der berühmte Mann jene den Hamburgern eigene Begrüßung, welche ohne großen Wortschwall den persönlich Fremden

herankommen läßt, die aber nach einem Schein von Zugeknöpftheit allmählich immer wärmer wird wie ein Ofen, der langsam in Zug kommt und um so dauerhafter seinem wolthätigen Zweck genügt. In größeren Kreisen mochte ein engherziger, steifer Kasten- und Familiengeist den Eindringling abstoßen — „weder der Hamburgische Adel noch die Hamburgischen Rathsverwandten sind jemals sehr nach meinem Geschmacke gewesen" — dafür verbreiteten die kleinen gemüthlichen Cirkel ein erquickliches Behagen. Wenn der rebenbekränzte Bacchus des Eimbeckschen Hauses den alten „Bacchusknecht" in den Rathsweinkeller lockte, was recht häufig geschah, traf Lessing wackere Stammgäste und verschmähte es nicht die derben Einfälle eines Münzmeisters, die neuesten Scandalgeschichten eines lästernden Legationsrathes beim Trunk zu genießen. Angeregte Abende vereinigten ihn mit Theaterleuten, besonders mit Ekhof, dann mit Schröder. Ein freundliches Geschick hatte ihn gleich anfangs als Miether in eine ausgezeichnete Familie gebracht, bei der es ihm so wol ward, daß er mit diesen ihm rasch zu Freunden erwachsenen Wirthen im ersten Herbst aus dem alten und abgelegenen Giebelhaus am Brook in das Michaeliskirchspiel der Neustadt übersiedelte. Der Mann, Commissionsrath J. F. Schmidt, war ihm ein zuverlässiger Berather in den neuen Verhältnissen und als Übersetzer für die Bühne mit dem Dramaturgen verbunden; die Frau eine liebenswürdige Frohnatur. Ihre Freunde wurden auch seine Freunde, die Knorres, die Schubacks, die Büschs, die Schwalbs, der Seidenhändler König und dessen Gattin Eva, ein süddeutsches Element des so ausgeprägt norddeutschen Kreises. Und diese Frau Eva König sollte dann tief wie keine andere in das Leben Lessings eingreifen. Man plauderte, man schmauste, man spielte L'hombre à la fureur wie Riccaut, man kahnte auf der Alster nach beliebten Vergnügungsorten oder unternahm hübsche Fahrten und Spaziergänge über Land. Doch schlug Lessing auch seine eigenen Pfade ein, und des Staunens und Stichelns war kein Ende, seit er im Januar 1769 zum ersten Mal bei dem gefürchteten Senior Goeze vorsprach, der ihm als kernige Natur und gelehrter Streiter größeres Vergnügen bot als die Begegnung mit dem unmanierlichen und wühlenden Basedow oder dem vielgeschäftigen, unreifen, zänkischen Journalisten Wittenberg. Goezes theologischer Gegner Alberti aber, ein Mann von großen geselligen

Talenten und unwiderstehlicher mimischer Begabung, blieb ihm werth; und aus dem stattlichen Hauptpastorat neben der St. Katharinenkirche, der Behausung und dem Schlachtfelde des Seniors, wandelte der unbefangene Gast in das Haus Reimarus, wo nach dem Tode Hermann Samuels (1. März 1768) der Sohn Johann Albert Hinrich, Lessings Altersgenosse, und die in den Dreißigern stehende jüngere Tochter Margarethe Elisabeth wohnten. „Der Doctor", nach größeren Studienreisen als Arzt in seiner Vaterstadt thätig, die ihm die Einführung der Impfung und des Blitzableiters verdankt, wurde an geistiger Regsamkeit von seiner Schwester bedeutend übertroffen. Demoiselle Reimarus, Lessings verständnisvollste und treuste Freundin, war mit einem männlichen Verstand, einem durchdringenden Urtheil, einem bei Frauen seltenen Feuereifer für Aufklärung, einer hellen Wahrheitsliebe, einer dem entsprechenden Gabe des klarsten und gewandtesten Ausdrucks im Gespräch und Brief, einer umfassenden Bildung ausgestattet, mit Eigenschaften also, die, ohne ins Blaustrümpfige zu entarten, eine Natur wie Lessing mit wechselseitiger Zuneigung anziehen mußten. Die beiden hätten ein glückliches, harmonisches Paar abgegeben; man kann nicht umhin zu beklagen, daß dieser Freundschaftsbund kein Ehebund und kein Damm gegen mancherlei Bedrängnisse in Lessings innerem und äußerem Leben geworden ist. Elise, deren scharfgeschnittenes Profil die Physiognomik so leicht macht, stellt uns einen sprechenden Contrast dar zu den weichen, hingebenden, schwärmenden, religiös-poetisch begeisterten Frauen, unter denen Klopstock seine Gattin Meta, die demüthig beglückende Gefährtin, gefunden hatte. So kann es niemand wundern in der späteren Correspondenz zwischen Lessing und Elise auf kleine Bosheiten über Klopstocks weiblichen Anhang beim Schlittschuhlaufen und über die „empfindsame Gesellschaft", einen „Theone" benamsten Lesecirkel, der die Bücher bald mit Spielkarten vertauschte, zu stoßen. Während der Hamburgischen Zeit Lessings wohnte Klopstock noch in Dänemark, doch kam er im Juli 1767 auf Besuch und führte mit Lessing collegiale Gespräche über seine jüngst vollendeten oder erst keimenden Werke, Bardiete und griechische Metrik und überkünstelte Oden und neue Messiasgesänge, aber auch über geheime Projecte, die allen deutschen Schriftstellern, insbesondere den beiden ungleichen Freunden zum Segen gereichen sollten. Sie schieden im besten Einverständnis: „Klopstock ist hier

gewesen" meldet Lessing nach Berlin „und ich hätte manche angenehme Stunde mit ihm haben können, wenn ich sie zu genießen gewußt. Ich fand, daß er mir besser gefallen müßte als jemals." Klopstock war es auch, der die Verbindung zwischen Lessing und Gerstenberg herstellte; letzterer aber besaß zu Hamburg einen treuen Freund in Matthias Claudius. In bunter Reihe gruppirten sich so die verschiedenen Vertreter des religiösen Lebens um Lessing: der orthodoxe Goeze und der Sectirer Basedow; der überschwängliche Messiassänger und ein kluger jüdischer Kaufmann Moses Wessely, der einem Drama Lessings zu Liebe unter die Recensenten ging und später dem Nathandichter Vorschüsse machte; Verfechter oder Verfechterinnen des vorgeschrittensten Liberalismus und der den Stillen im Lande zugethane Claudius, durch seine schlaffe Lebensführung, seine christliche Weltanschauung, seine stürmische Mittheilsamkeit, seine kindliche Heiterkeit, seine sanfte oder drollige Hauspoesie, seinen von gesuchter Einfalt nicht freien populären Humor ein vollkommener Gegensatz zu Lessing. Gleichwol entspann sich auch zwischen diesen Antipoden ein freundlicher Verkehr. Noch im Juli 1768 schreibt Claudius: Lessing „hab ich noch gar nicht gesehen, ich weiß selbst nicht warum", aber bald darauf besuchte er ihn und wurde Zeuge davon, in welcher Unruhe Lessing nach dem Zerfall des Theaters lebte: „zerstreuter ist in dieser Gegend kein Mensch als er." Er verfolgte die Klotzischen Händel mit reger Theilnahme und, während Lessing die empfindsamen Wallfahrten nach Metas Grab gewiß nicht theilte, war Claudius gern sein Begleiter zu dem hastigen K. Ph. Emanuel Bach, den Lessing wol schon aus Berlin kannte, wo dieser zweite Sohn des großen Sebastian von der Rechtsgelehrsamkeit zur Musik übergegangen und ein gefeierter Clavierspieler, ein angesehener Componist geworden war. Der „Berliner Bach", seit Ostern 1768 Musikdirector und Cantor am Johanneum, gab dem willkommenen Besuch Proben seiner Kunst und belehrte Lessing über die Kunstrichtung eines Telemann im Unterschied von der Art eines Graun oder klagte die komische Musik wegen ihres zerstörenden Einflusses an. Seines Rathes wird sich Lessing bei den musikalischen Excursen der Dramaturgie fleißig bedient haben.

Leider verschloß er sich gegen sachverständige Mahnungen in einem dilettantisch begonnenen Unternehmen, das ihm statt des gehofften

Gewinns nur Verlust über Verlust und die zweite Hamburger Enttäuschung eintrug. Lessing trat nämlich in buchhändlerische Compagnie mit Johann Joachim Christoph Bode. Der riesige, breitschultrige Mann, dessen grobes Gesicht von strotzender Kraft, fester Gesundheit und derber Heiterkeit zeugt, hatte romanhafte Schicksale durchgemacht. Ein armer Soldatenjunge aus dem Braunschweigischen, um ein Jahr jünger als Lessing, war Bode nach dürftigem Elementarunterricht Schafhirt bei seinem Großvater und weiter Hoboist einer Militärcapelle geworden, aber als Urlauber in Helmstädt, mit Lehrern und Studenten verkehrend, emsig bemüht gewesen die versäumte Bildung nachzuholen, fremde Sprachen zu lernen und seiner Muttersprache nach allen Feinheiten des Ausdrucks und der Periodenrundung mächtig zu werden. Nachdem er Weib und Kinder begraben, trat er 1757 in Hamburg als Musik- und Sprachmeister auf, wurde von namhaften Männern wie dem Wingolfgenossen Dr. Olde und Alberti als Hauslehrer empfohlen und durch seine Unterhaltungsgabe in der Gesellschaft beliebt, auch in der Freimauerloge ein Mitglied von wachsendem Ansehen. 1759 fand er seinen eigentlichen Beruf, als Übersetzungskünstler zu wirken, ohne sogleich das richtige zu treffen, denn seine classischen Leistungen beginnen erst seit 1768 mit Sterne. Er dolmetschte anfangs englische und französische Dramen und glaubte wol auch im Spanischen, dessen Anfangsgründe ihm ein gereister Schuhmacher beigebracht, Futter für das deutsche Repertoire zu finden. Lessing widerrieth ihm die übereilten Theaterarbeiten aus Marivaux und Voltaire, gab ihm Yoriks Sentimental journey in die Hand und prägte, da Bode den Titel nicht gehörig zu verdeutschen wußte, das Wort „empfindsam“, so daß eine Lessingen so antipathische Strömung Deutschlands von ihm den Namen empfangen hat. Bis 1776 folgten der vielgespielte „Westindier“ Cumberlands und von Romanen Smollets „Humphrey Klinker,“ Sternes „Tristram Shandy,“ Goldsmiths „Landpriester von Wakefield“, congenial wiedergegeben, nur zuweilen mit Bodeschen Schnörkeln und niederdeutschen Kraftübungen belastet. In Weimar schloß endlich die vortreffliche Übersetzung der Montaigneschen „Essais“ eine Thätigkeit ab, welcher Herder den Dank für Beförderung des moralisch-guten Geschmacks in Deutschland abstattet. Weit minder bewährte sich Bode als Geschäftsmann, obgleich wir ihm den „Wandsbecker Bothen“ unter

Claudiusscher Redaction verdanken. Er war nach dem Tode seiner zweiten Frau, einer jungen Hamburgerin, im Besitz bedeutender Geldmittel, die er Ostern 1767 zur Errichtung einer Buchdruckerei auf dem Holzdamm verwandte. Die „Buchhandlung der Gelehrten" sollte ein neues Verhältnis zwischen dem Schriftsteller und dem Buchhändler begründen, alte Klagen stillen und einen Lieblingsplan Klopstocks verwirklichen, den damals auch Gleims Gedanke einer „typographischen Gesellschaft" verfolgte. Schon bei seinem vorläufigen Besuch in Hamburg fing Lessing für das Unternehmen Feuer und schrieb an Gleim: „Kennen Sie einen gewissen Herrn Bode daselbst? . . . Dieser Mann legt in Hamburg eine Druckerei an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz auf eine oder andere Weise gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen." Und später an den Vater: er sei entschlossen seine Versorgung und sein Glück von sich selbst abhangen zu lassen und er hoffe, wenn das Werk erst einmal im Gange sei, für seinen Antheil als ehrlicher Mann davon leben zu können. Er that den entscheidenden Schritt gleich nach der Übersiedelung. Die in Berlin zurückgelassenen Partien seiner Bibliothek sollten „springen", aber die Auction der an einzelnen Seltenheiten und großen Journalreihen reichen Sammlung betrog im Sommer 1768 seine wie immer zu hoch gespannten Erwartungen. Ein großer Theil wurde nach Polen und gegen Ende des Jahrhunderts trümmerhaft nach Petersburg in die Bibliothek des Czaren verschlagen! Was nicht die Schulden fraßen, brockte Lessing gleich allem andern Besitz und Erwerb bei dieser seiner Hamburgischen Entreprise ein „bis auf den letzten Heller."

Die Verhältnisse des deutschen Buchhandels entbehrten damals der Einigung und Festigung, die sie erst durch die Gründung der Leipziger Börse und die raschen Verbindungen empfingen. Der Meßverkehr war langsam und unvollkommen, ein selbständiges Sortimentsgeschäft existirte nicht, in den zerfahrenen deutschen Ländern und Ländchen gab es nicht nur keinen genügenden Privilegienschutz, sondern die Fürsten begünstigten wol sogar den räuberischen Misbrauch geistigen Eigenthums durch die Reutlinger, Karlsruher, Wiener Nachdrucker, die mit den Pressen Hollands und der Schweiz um die Wette arbeiteten. Kaiser Joseph und der Markgraf von Baden hätten sich, statt den Trattner und Macklot gefällig zu sein, ein größeres Verdienst als durch Trugbilder von

Akademien und dergleichen durch Verfügungen gegen den Schleichhandel um die Schriftstellerwelt erworben. Zur Zeit Bodes und Lessings hatte auch die sächsische Regierung, in deren Bereich die Messen stattfanden, ihre heilsamen Edicte noch nicht erlassen. Der Schriftsteller schalt gegen den Verleger, der seinerseits über den Nachdruck jammerte. Die Honorare, zur Zeit Goethes und Schillers recht ansehnlich, waren in Lessings Tagen noch durchschnittlich niedrig; und schlug das ein für alle Mal honorirte Werk durch, so floß der Gewinn allerdings nur in die Tasche der Sosier. Gellert z. B. erhielt „einen traurigen Ducaten" für den Bogen seiner Fabeln — der Verleger Wendler wurde reich dabei. „Verbrennen sollte man euch" flucht Herder humoristisch „wie Sardanapal auf euren Papierschätzen mit Weib und Kindern." Seit Leibniz spukte der Gedanke an Selbstverlag in den Köpfen. Die roheste Form war die, daß der Autor einige Ballen Papier kaufte, die Druckkosten bezahlte und dann das Hazardspiel der Subscription wagte und dabei, verschämt oder unverschämt, alle Mittel anstrengte um Abnehmer zu pressen. Das Ideal aber, das so vielen, den Wieland Gleim Klopstock Lessing, vorschwebte, war ein nicht von Einzelnen, sondern von einem Schriftstellerbund organisirter Selbstverlag. In diesem Sinne war das Lessing-Bodesche Unternehmen gemeint; nicht nur Druckerei, sondern auch unabhängige Verlagsanstalt. Sofort drang Lessing in Gleim wegen einer Gesammtausgabe der Gleimschen Werke. Kenner des Büchermarktes wie Nicolai ernstlich zu befragen hielt weder Lessing noch Bode, der die Warnungen seines neuen Verwandten, des Buchhändlers Bohn, in den Wind schlug, für nöthig. Kostspielige Privatliebhabereien wie italienisches Papier, ungewöhnliches Kleinquartformat, Meilsche Vignetten und Leisten, unpraktische Neuerungen wie die Nichtsignirung der Bogen wurden eingeführt. Möglichst viel zu drucken und zu verlegen schien Lessingen günstiger als jeden Artikel behutsam abzuwägen. Daß die Buchhändler, deren Hilfe beim Vertrieb doch nicht zu missen war, ein nur „fest" und direct zu beziehendes, nicht in zahlreichen Exemplaren nach Leipzig spedirtes Werk und überhaupt ein gegen ihre eigensten Lebensinteressen gerichtetes Unternehmen eher abwehren als fördern würden, bedachte man gar nicht, war aber so naiv in einem bestimmten Fall sich zwanzig Procent vom Reingewinn bei den buchhändlerischen Vertreibern bedingen zu wollen. Die

Misachtung der Leipziger Commissionäre, die feste Lieferung und umgehende Bezahlung, die hohen Kosten der Herstellung mit ihren befrembenden Marotten waren sichere Zeugnisse des geschäftlichen Dilettantismus und des nahen Ruins. Auch hervorragende Verlagswerke wie „Ugolino" und „Hermannsschlacht" warfen keinen erheblichen Gewinn ab. Eigentlich sollten auch diese Dichtungen in einem geplanten Journal „Deutsches Museum" sammt neuen Oden Klopstocks, einem Lustspiel Zachariäs, einem Beitrag des schmollenden Weiße u. s. w. erscheinen, aber das periodische Sammelwerk kam überhaupt nicht zu Stande. Ein Gesuch um Censurfreiheit für die „Hamburgische Dramaturgie" und die Hamburgischen Repertoirestücke wurde abschlägig beschieden. Und da zur Meßzeit kein genügender Vorrath rechtmäßiger Exemplare der Lessingschen Theaterzeitschrift in Leipzig bereit lag, hatte die maskirte Räuberfirma „Dodsley und Compagnie, London [Leipzig]" gewonnenes Spiel für ihren Nachdruck. Lessings Wuth, die blindlings einen der angesehensten und redlichsten Verleger Leipzigs für den Hauptschuldigen hielt, entlud sich fruchtlos in jenem ingrimmigen Schlußstück, das die Dodsley lächelnd nachdruckten und frech als impertinente, verleumderische Harlekinade bezeichneten. Darauf eröffnete Nicolai in der Allgemeinen deutschen Bibliothek einen scharfen Feldzug wider die Nachdrucker ohne seine Bedenken gegen das ganze Verfahren Lessings und Bodes zu unterdrücken. Er hatte, auch von dem geschäftskundigen Moses unterstützt, die schlagendsten und sachlichsten Mahnbriefe an den verrannten Freund gerichtet. Dieser hielt sogar noch 1772 in der Skizze „Leben und leben lassen. Ein Project für Schriftsteller und Buchhändler" außer der wolberechtigten Forderung, die Arbeit der edelsten Kräfte dürfe nicht schlechter als die gröbste Handlangerei bezahlt werden, seine unpraktischen Vorschläge aufrecht. Lessing, der nicht hören wollte, mußte fühlen. Nachdem er im Interesse des Geschäfts zur Ostermesse 1768 eilig nach Leipzig gereist war, dort die Berliner Nicolai und Voß gesprochen und auch mit Gellert, mehr als Verleger denn als persönlicher und litterarischer Freund, verhandelt hatte, meldete er bereits im September, er habe sich von der Verbindung mit Bode losgesagt; doch ist die völlige Lösung des Vertrags erst im folgenden Sommer, und zwar in friedlichster Weise beendet worden.

Seine Finanzen befanden sich seit längerer Zeit in einem trostlosen

Zustand. Auch geborgtes Geld war in der unglücklichen Druckerei angelegt. „Gott sei Dank, bald kömmt die Zeit wieder, daß ich keinen Pfennig in der Welt mein nennen kann als den, den ich erst verdienen soll" schreibt er den 26. April 1768 an Karl. Er muß die Kamenzer auf bessere Zeiten vertrösten, die doch nicht kommen wollten, denn seine Klagen lauten immer verzweifelter: „Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen fehlt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist. Denn der Ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig, und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren" (Juli 1769).

Unter solchen Umständen vernahm Lessing 1768, Winckelmann sei am 8. Juni in Triest ermordet worden. Er war schmerzlich betroffen, und wenn er acht Jahre später an eine Ausgabe der Werke und Briefe des großen Archäologen dachte, so starrte er jetzt in die Leere, welche das jähe, gewaltsame Scheiden des Führers in der antiquarischen Welt gelassen. Lessing hatte in Hamburg einen doppelten Bankerott gemacht und war, wie früher Preußens, nun Deutschlands müde. Er sah auf lauter zertrümmerte Hoffnungen. Was wäre Winckelmann in der Heimat geworden? Was ist Winckelmann in der Fremde geworden? Wer könnte nun in die Bresche springen? Aus diesen Fragen bricht im September der Entschluß hervor: „Künftigen Februar reise ich nach Italien." Er ließ sogleich einen Katalog seiner Bücher drucken, die wirklich im nächsten Februar versteigert wurden, und eine letzte Auction fand gegen Ende des ganzen Hamburger Aufenthalts statt. Zum Ersatz und zugleich um das Kriegsmaterial gegen Klotz bequem zu überblicken legte er sich große und polyhistorisch bunte Collectanea an. Vor der Einschiffung nach Livorno, von wo es geradenweges nach Rom gehen sollte, beabsichtigte er Klopstock den versprochenen Besuch in Kopenhagen abzustatten, und wenn er nach etlichen Monaten die um einiges verschobene Reise lieber auf dem theureren Landweg, über Frankfurt und Augsburg, also vielleicht über Wien machen will, so mag diese Änderung in einem geheimen Zusammenhang mit Klopstocks Hoffnungen auf Kaiser Joseph stehen; davon später. „Was ich in Rom will" meldet er Nicolai „will ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hieraus kann ich Ihnen nur so viel sagen,

daß ich in Rom wenigstens ebensoviel zu suchen und zu erwarten habe als an irgend einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für achthundert Thaler leben; aber in Rom für dreihundert Thaler. Soviel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland . . . nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam." Wie geflissentlich er auch betheuert, er werde sich künftighin keineswegs ganz in die Alterthümer vergraben und er schätze dies Studium nur für ein Steckenpferd mehr die Reise des Lebens zu verkürzen, so beweist doch die energische Concentration auf die „Briefe antiquarischen Inhalts" und „Wie die Alten den Tod gebildet" seine stillen an die ebenso plötzlich beschleunigte Laokoonarbeit erinnernden Berechnungen. Dasselbe Schreiben vom August 1769, welches die immer wieder verzögerte Reise so unwandelbar als das Schicksal nennt, erwähnt die Nöthigung gewisse Dinge abzuwarten, gewisse Hindernisse zu heben und verbindet mit der Ankündigung einer gewissen Zwischenarbeit die Versicherung, der dritte Theil der Antiquarischen Briefe müsse vor dem Aufbruch fertig sein. Wir wissen nun, warum Lessing jede Empfehlung nach Rom ablehnte — die schneidigen Antiklotze, die friedliche, mit dem Tiefsinn der antiken Bildersprache vertraute Abhandlung über Tod und Schlaf sollten seine Empfehlungsschreiben sein. Und vielleicht genügte eine mehrwöchentliche Station in Göttingen und Cassel den „Laokoon" flott zu machen, um das fertige Werk den Klotzischen Neidern, aber auch der unparteiischen Welt diesseits und jenseits der Alpen unter die Augen zu halten. Kein Wunder, daß die öffentliche Meinung Lessings Rückkehr zur Archäologie und die gleichzeitig auftretenden Gerüchte von der nahen Übersiedlung nach Rom mit dem Tode Winckelmanns in ursächlichen Zusammenhang brachte. Man sah Lessing wol schon als Freund und Clienten an der Seite Albanis, wenn nicht gar als speculirenden Nachahmer des Convertiten Winckelmann vor römischen Altären knieend, im Kleid eines Abbate. Er jedoch wies die artigen und werthvollen Anerbietungen Muzell-Stoschs zurück

und versicherte ausfallend in seinen Briefen, daß Winckelmanns **Monumenti** unter der Rücksicht auf den Cardinal nur gelitten hätten, daß er seine Anknüpfungen in Rom allein sich und dem Zufall danken und dort ohne Cardinäle ganz nach Wunsch sehen und leben wolle. Die Zeitungen trugen die Märe, Lessing sei an Winckelmanns Stelle als päpstlicher Bibliothekar nach Rom berufen, auch in die Kamenzer Pfarre; da Gotthold schwieg, wandte sich der erregte Vater um Auskunft an Karl. Der Sohn eines lutherischen Pastors im Dienste des Papstes! Aber Karl (9. Jan. 69) trat nicht nur warm für die treue Pietät seines schweigsamen Bruders ein, sondern gab auch eingehende Aufklärungen über dessen Lage und Pläne: er wolle auf eigne Kosten, vom Erlös seiner Bücher nach Italien reisen um die Alterthümer daselbst zu studiren; „was er für Hoffnungen sich von Italien gemacht? weiß ich freilich nicht: aber er geht nach Italien, um sich Kenntnisse zu erwerben, die er in Deutschland nicht haben kann. Wird ihm ein Glück aufstoßen, das nach seiner Denkungsart ein Glück ist, so wird ers nicht fahren lassen: wo aber nicht, so verläßt er Italien mit der Zeit, wie er ungefähr auf Ostern Deutschland verläßt. — Ob er daselbst Freunde hat? — hat er sie nicht, so wird er sie gewiß bekommen. Und ich kann Sie versichern, daß man ihm die besten Empfehlungen von hier aus geben wollte, die er aber alle verbeten hat. Der Bruder kann sich selbst empfehlen, denke ich, und was soll man mit den Wischen? Wenn es Wechsel wären! — Ich weiß, daß man es ihm für übel gehalten, ich weiß aber auch, daß viele Menschen anders denken als der Bruder."

Gotthold selbst schrieb schon ein Vierteljahr früher an Ebert: „Wissen Sie, was mich ärgert? Daß alle, denen ich sage „ich reise nach Rom", sogleich auf Winckelmannen verfallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich; aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!" Auf Winckelmanns Weise sein Glück in Rom zu suchen, lag Lessing jedenfalls sehr fern; Winckelmanns wissenschaftliche Thätigkeit in Rom fortsetzen zu wollen war eine Selbsttäuschung des Bücherarchäologen, der, als ihn sein Schicksal später südwärts führte, dort wie ein echter nordischer Gelehrter von Stadt zu Stadt, von

Bibliothek zu Bibliothek, von Litteraten zu Litteraten reiste. Wer vermöchte es sich Lessing in jahre- oder auch nur monatelanger ganz hingegebener Versenkung in den künstlerischen Nachlaß der Antike, wer sich diesen fahrigen, unbotmäßigen, an keine einschmeichelnden Winkelzüge und diplomatischen Kniffe gewöhnten Mann angesiedelt zu denken unter all den gelehrten und halbgelehrten, ehrlichen und unehrlichen, freundlichen und neidischen, großartigen und kleinlichen Dilettanti, Akademikern, Priestern, wie uns Justi die wogende Umgebung seines Helden geschildert hat? Aber der Plan dieser Reise war so fest in Lessings Zukunftsprogramm eingegraben, daß er nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und daß ein baldiger Urlaub für Italien ausdrücklich ausbedungen wurde, als endlich eine Möglichkeit auftauchte mit Ehren im Vaterlande zu bleiben.

Der Sommer 1768 hatte Lessing die persönliche Bekanntschaft des liebenswürdigen und feingebildeten Professor Ebert vom Braunschweiger Carolinum gebracht; im Herbst folgte eine angenehme Begegnung mit Eberts jüngerem Landsmann Eschenburg. Lessing betonte mit schmeichelhaften Worten, welchen Werth er auf eine derartige Erweiterung seines Umgangs lege, und die neuen Freunde wünschten nichts sehnlicher als einen Lessing ihrer Vaterstadt abspänstig zu machen und nach Braunschweig zu ziehen. Eberts kluge Politik spielte dem Erbprinzen außer der ersten Reihe „Antiquarischer Briefe“ vertrauliche Privatschreiben Lessings in die Hand, die den grimmen Streiter von der gewinnendsten menschlichen Seite zeigten und zunächst die Bitte zur Folge hatten, Lessing möge doch seine Reise nach Rom nicht bloß über Göttingen und Cassel, sondern auch über Braunschweig machen. Im October 1769 kam die förmliche Anfrage, ob er die Leitung der Wolfenbüttler Bibliothek übernehmen wolle. „Es ist auf alle Weise meine Schuldigkeit, nach Braunschweig zu kommen, um dem Erbprinzen in Person für die Gnade zu danken, die er für mich haben will; es mag davon so viel oder so wenig wirklich werden, als kann. Erwarten Sie mich also zu Anfange des künftigen Monats zuverlässig“ antwortet Lessing seinem treuen Sachwalter, Exemplare der Abhandlung über den „Tod“ und der zweiten „Briefe“ für den hohen Gönner beischließend; doch sollte die Streitschrift, wie er tactvoll anordnet, nicht in seinem Namen überreicht werden. Am Ende des Monats sehnt er sich schon

nach dem neuen Bestimmungsort und will nur die Rückkehr des Prinzen aus Berlin abwarten, und wieder eine Woche später glaubt er, entzückt über das vom Erbprinzen in Person gegen Moses Mendelssohn bethätigte, vielleicht auch auf eine Berufung zielende Wolwollen, nur noch einen einzigen Brief an Ebert schreiben zu müssen. Doch ein kleiner Aufschub folgte dem andern, bis Lessing im November auf mehrere Wochen nach Braunschweig abging, dort mit der Schriftsteller- und Beamtenwelt in ungetrübter Heiterkeit verkehrte, auch den Hof trotz den Zweifeln, die er selbst in seine Courfähigkeit setzte, vollends für sich einnahm und mit dem Versprechen baldiger Übersiedlung schied. Die Nachricht dieser Berufung war eine Hiobspost für das Klotzische Lager, das natürlich auch in Braunschweig seine Horcher hatte. Neue Verzögerungen hielten ihn fest, die er nicht deutlich bezeichnen und wol auch sich selbst nicht klar gestehen wollte. Außer den Schulden — und die drängendsten Gläubiger sind für einen Ehrenmann seine opferwilligen Freunde — eine geheime Angst vor dem Ende der freien, wiewol sorgenschweren Wanderjahre und eine tiefgefühlte Verpflichtung der lieben Familie König, deren Oberhaupt von ernsten Lebensfragen in die Ferne gerufen worden war, seinen männlichen Beistand möglichst lange zur Seite zu stellen. Eine unbewußte Herzensneigung mochte schon die ritterlichen Empfindungen für Frau Eva durchwärmen und die Pein des Abschieds aus so vertrauten und bewährten Kreisen verschärfen. Hatte er doch noch vor dem entscheidenden Besuch in Braunschweig an Ebert geschrieben: „Ich bin leider hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit sitzen bleiben soll. Besonders wenn ich es so einrichten will, daß ich allenfalls nicht wiederkommen dürfte." Und nun traf im Januar die Kunde ein, König sei in Venedig einem Fieber erlegen! Ein schmerzlicher Beweggrund mehr stumm in Hamburg zu bleiben, als gäbe es kein Braunschweig und keine Wolfenbüttler Bibliothek, kein Amt, keine Pflicht. Der alte Herzog fragte nach ihm, der empfindliche Erbprinz setzte den vermittelnden Ebert durch eine ungeduldige Erkundigung in die größte Verlegenheit.

Dieses Säumen hat es gefügt, daß Herder im Februar und wieder im April 1770 noch mit Lessing zusammentraf, der Verfasser der „Kritischen Wälder" mit dem Verfasser des „Laokoon". Als ihm in

Riga die „Predigerfalte“ immer lästiger geworden war, hatte Herder im Hinblick auf Lessings Ungebundenheit hitzig gerufen: „Niemals, niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studirstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte. Ich beneide Herrn Lessing in mehr als einer Absicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage und immer mit ganzer unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann Deutschland erleuchten.“ Nun kam er selbst köstlich erfrischt nach innen und außen von einer langen, freien Fahrt zurück, wo er frische Seeluft geathmet, die schottische Küste Ossians gedenkend begrüßt und Frankreich mit einer auch für die Weite seines Geistes erstaunlichen und unabgerissenen Productivität besucht hatte. Sein Reisejournal barg eine Fülle reformatorischer Entwürfe praktischer und reingeistiger Natur, welche die Lebensarbeit vieler herausforderten. Alles, was er früher geplant, war während des Frühlingshauches dieser Befreiungsfahrt in üppigem Grün emporgeschossen, und sein Weg führte ihn nicht wieder in die Rigaer Einschränkung, sondern er versprach sich von einer nahen Reise mit dem Prinzen von Eutin nur neue, reichere Ernten. Italien stand ihm offen; er sollte genießen, wo Winckelmann genossen hatte; sollte schauen, da er bisher nur geahnt hatte; und gewiß, eine Romfahrt Herders würde damals Früchte getragen haben, wie sie der müde Weimaraner nicht mehr zu pflücken vermochte. Das Blatt hatte sich gewendet: Herder durchstreifte die Welt, Lessing war im Begriffe sich die fesselnden Pflichten eines Amtes aufzuerlegen und sich in die kleine Stadt eines kleinen Staates zu vergraben. Aber von Wolfenbüttel war zwischen ihnen kaum die Rede während der vierzehn Tage, als Claudius der gespannt lauschende Dritte bei diesen Gesprächen war. An die Aussicht auf Italien, wohin der eine früher der andere später aufzubrechen gedachte, knüpften sich Erinnerungen an Winckelmann, freundschaftliche Discussionen über noch nicht ausgetragene Fragen der Poesie, Malerei und Sculptur. Der Sieg über die Klotzianer durfte gemeinsam gefeiert werden, und Herder hat seine Freude an der Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ mit dem Dank für eine ehrenvolle Erwähnung seiner belehrenden Polemik verbunden. Dem Dramaturgen

konnte er seine frischen Pariser Theatereindrücke als Gesinnungsgenosse, nur minder aristotelesgläubig und shakespearefester, mittheilen, vielleicht auch den Plan einer rhapsodischen Verherrlichung des brittischen Dichters und reicher Dolmetschproben entwickeln. Man sprach über den Stagiriten und über Burke. Auch an theologischem Gesprächsstoff war kein Mangel, besonders wenn Lessing den Schleier über einem revolutionären handschriftlichen Schatz ein wenig lüftete. Herder, damals fünfundzwanzig Jahre alt, von Ideen übersprudelnd wie nur je ein junges Genie, geschmeichelt durch Lessings Freundschaft, hoffnungsreich und gesund, ließ hier natürlich nichts von jener herrischen und höhnischen Manier ahnen, die er bald unter physischen und psychischen Leiden, gegen Jüngere namentlich, herauszukehren liebte. Noch in seinen verbitterten letzten Lebensjahren konnte er hinreißend liebenswürdig und ein bezaubernder Unterhalter sein; wie viel mehr während dieser Tage! Schon hatte er in dem Schriftsteller auch den Charakter hochachten gelernt, jetzt gewann der „Mann" sein volles Vertrauen. Er schloß sich ganz auf. Claudius erwähnt als besonders anziehend die Berichte über Hamann, der auch Lessing durch einzelne Übereinstimmungen und noch mehr durch den Reiz des Contrastes zwischen zwei genialen Persönlichkeiten lebhaft interessirte. Als Herder zum zweiten Mal mit Lessing herumschwärmte, da mochte er auch berichten, wie er den hochnäsigen Eutiner Adel durch seine Recitation der „Minna" zu Lessing bekehrt habe; er selbst war der Heldin nicht gut, aber ein warmer Lobredner des seinem Schöpfer so verwandten Majors. Zu rasch kam die Trennung, die für immer eine örtliche, aber nie eine geistig und gemüthlich entfremdende wurde. „Es hat mir nothwendig sehr angenehm sein müssen diesen Mann von Person kennen zu lernen und ich kann Ihnen jetzt nur so viel von ihm sagen, daß ich sehr wol mit ihm zufrieden bin" erzählt Lessing dem Mahner in Braunschweig ruhig und gewichtig; in enthusiastischer Erinnerung bewahrte Herder die ersten und einzigen, aber von beiden Seiten gründlich ausgekosteten Begegnungen.

Noch galt es einige mehr oder weniger gleichgiltige Dinge abzuthun — eines der gleichgiltigsten war der Eintritt in die Loge — und die Übersiedlungsgeschäfte vollends abzuwickeln, und nichts konnte, da auch eine leichte Erkrankung bald wich, den Aufschub länger ent-

schuldigen. Endlich sagte Lessing den guten treuen Menschen Ade und der geliebten Freundin König ein doppelt schmerzliches Lebewol, um einem ganz neuen Dasein entgegenzugehen. Am siebzehnten April 1770 hat er Hamburg verlassen. Unterwegs hielt er bei Seyler an, der mit seiner Truppe in Celle gastirte, und hatte so Gelegenheit zu einem letzten trüben Rückblick auf die große „Entreprise". Man führte J. G. Jacobis zartes Singspiel „Elysium" auf, und der damals in Celle wohnhafte Dichter konnte seinen Freunden das Lob Lessings mittheilen, der ihm auch persönlich zuvorkommender war als früher in Leipzig, wo Lessing gegen den leicht trillernden Lyriker, den faden Correspondenten Gleims und den Jünger Klotzens sich ablehnend verhalten hatte.

Das nächste Jahrzehnt Lessings ist wesentlich theologisch geartet, aber auch die heranwachsende Poetengeneration hatte sich vielfach mit einem Meister auseinanderzusetzen, der in der neuen Wirkungsstätte vor einer langen Pause seines Dichtens ein epochemachendes Drama abschloß, das ihn schon viele Jahre beschäftigte und mehr die zweite auf Aesthetik und Dramatik gerichtete Periode seines Lebens und Schaffens abschließt, als der letzten theologisch-kritischen angehört. In der Poesie wird ein neues Geschlecht mächtig; sein größtes Genie erfährt noch in demselben Jahre, wo Lessing und Herder beisammen saßen, die Unterweisung Herders; der Weg von Lessing hat Herder zu Goethe geführt; eine entscheidende Wendung in der deutschen Litteratur naht heran.

VII. Capitel. Emilia Galotti.

Die Genieperiode.

„Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weißischen u. s. w. Wasserflut um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen: Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig".

Goethe an Zelter, 27. März 1830.

Was Lessing für die deutsche Bühne geleistet, lehrt überzeugender als alles die Thatsache, daß unsere ältesten Repertoirestücke der heiteren wie der tragischen Gattung von ihm geschaffen sind. Neben „Minna von Barnhelm" steht ebenso unverlierbar „Emilia Galotti" auf den Brettern, denen auch „Nathan der Weise" als echtes Fest- und Weihespiel nimmer entschwinden kann.

Vier Phasen, je zwei nahe bei einander, sind in der langen Entwicklungsgeschichte der „Emilia Galotti" zu unterscheiden. Nachdem die nur in der Sprache spanische, in allem Wesentlichen französische „Virginia" des Montiano den Herausgeber der Theatralischen Bibliothek mehr als Nacherzähler denn als Kritiker beschäftigt hatte, begann 1757 der zu neuem Übereifer erglühte Dramatiker selbst ein römisch-republikanisches Trauerspiel „Virginia". Es ist das freie, gleichfalls dem Livius abgewonnene Seitenstück zum „Befreiten Rom", wo die entehrte Lucretia sich vor dem Volk ersticht und Brutus denselben Dolch in die Brust des Tyrannen bohrt. Eine klare, sparsame Expositionsscene zwischen zwei Liebedienern des üppigen Gewalthabers, einem dreisten und einem zaghafteren, liegt uns vor. Man erfährt, daß Virginia, die Braut des Icilius, für den Decemvir erobert werden soll, und daß es solchen Leuten nöthigenfalls auf keine Schandthat ankommt. Der Vater Virginius wird zum Heere stoßen und so die

schöne Tochter den Anschlägen des Appius Claudius preisgeben müssen. Mit wenigen Strichen wird er als das Urbild eines alten Römers gezeichnet; ein ungestümer Mann, der den Anhang des verhaßten Freiheitsfeindes mit unverhohlener finsterer Verachtung mißt. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das schwärmerische Gehirn verrückt, bemerkt Rufus, aber er zittert bei dem Gedanken, die stürmische Begierde des Appius könne durch Anwendung von Gewalt Unheil herbeirufen, denn „Virginius ist durchgängig verehrt; sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rauhe Beredsamkeit würde ganz Rom erbittern". Auch ist der junge muthige Tribun Icilius ein Schoßkind des Volkes. Kein Zweifel: Lessing wollte in ziemlich engem Anschluß an Livius ein echtes Römerstück liefern, Appius als Unterdrücker und Lüstling im Kreise feiler Schergen darstellen, dem Icilius die herkömmlichen Vorzüge des jugendlichen Heldenliebhabers leihen, Virginia im Heroinenstil halten, ihre Ermordung wie einen Opfertod zum Signal der siegreichen Volkserhebung machen, ihren Leichnam sühnend mit Tyrannenblut besprengen und den Vaterschmerz des Virginius, der mit der âpre vertu eines Corneilleschen Horaz gewetteifert hätte, durch patriotische Errungenschaften trösten. Vermuthlich trat der grimme Alte erst im Schlußact auf wie bei Montiano, dessen leichte Anregungen noch in der letzten Gestaltung Lessings hier und da aufgespürt werden können. Das Stück war gleich dem „Befreiten Rom" auf drei Acte berechnet und sollte gewiß mit einem volltönenden Finale auf dem Forum schließen. Aber Lessing zog dem Ruhme, die Hans Sachs Campistron Montiano Patzke mühelos als Virginiadichter zu überflügeln und die dröhnenden Schlußklänge einer freiheitlichen Haupt- und Staatsaction anzuschlagen, sehr bald jene bürgerliche Modernisirung vor, die ihn damals immer stärker beschäftigte. Er ließ die antike Toga fallen, um mit aller Macht die rein menschlichen Motive hervorzuheben. Diese Wandlung vollzog sich zwischen dem October 1757 und dem Januar 1758. Nun wollte der „junge Tragicus" mit einer „bürgerlichen Virginia, der er den Namen Emilia Galotti gegeben" um Nicolais Tragödienpreis kämpfen. Er sonderte die Geschichte der Römerin von allem politischen Interesse ab, denn die Tochter vom Vater ermordet, dem ihre Tugend mehr gelte als ihr Leben, sei an sich, ohne den Umsturz der staatlichen Zustände,

tragisch genug. Wieder handelte es sich um einen Dreiacter, und Nicolai berichtet, daß der Part der Orsina noch nicht darin war, wenigstens nicht auf die jetzige Weise. Ein unklarer Zusatz, der uns vermuthen läßt, die Gräfin habe zwar eine abweichende und geringere Rolle mehr hinter als auf den Brettern gespielt, sie sei aber doch schon in der Skizze vorhanden gewesen. Gerade damals mußte sich ja diese bei keinem Livius oder Montiano vorbereitete Figur den Berechnungen Lessings aufdrängen. Auf Mellefont und Sara folgen Prinz Hettore und Emilia, auf „Mellefonts alte Liebste" Marwood, diese modernisirte Medea, folgt unendlich tiefer gefaßt die verlassene Orsina, welcher Elemente einer modernisirten Kassandra nicht fehlen. Und schon Zeitgenossen des Dichters wollten diese Gestalt in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu der leidenschaftlichen Italienerin Olivia setzen, die sich in unerwiderter Liebe zu dem ehrenwerthen Sir Charles Grandison und in heller Eifersucht auf die sanfte Clementina verzehrt. Allerdings schätzte Lessing diesen Roman, aber viel ergiebiger waren zwei Novellen des Bandello. Kurz, wir glauben an eine Orsina schon für das Jahr 1758, wo Lessing den Rohstoff des Livius und nebenher des Dionys von Halikarnaß zu einem modernen Trauerspiel umformte. Palimpsestartig schimmerte unter der italienischen Tragödie die Skizze einer römischen mehr oder weniger verblaßt durch. Ein Vater tödtet seine Tochter, welche die Helfershelfer eines mächtigen Wollüstlings durch Verführung oder Gewalt ihrem Bräutigam entreißen wollen. Das Mädchen muß isolirt, der Verlobte so oder so entfernt werden. Odoardo ersetzt den Virginius, Emilia die Virginia, Claudia die Pflegerin, Appiani den Icilius, der Prinz den Decemvir, Marinelli den frechen Hörigen Marcus Claudius, der abgefeimte Gesellen warb wie Marinelli einen tollkühnen Bravo. Ja, der feige, von Gewissensbissen gefolterte Pirro mag dem vorsichtigen Rufus in Lessings alter „Virginia" sein flüchtiges Dasein danken. Der geplante Gewahrsam im anrüchigen Hause des Kanzlers Grimaldi erinnert daran, daß Virginia von dem Tyrannen als eine Unfreie dem Marcus zugesprochen ward, wie denn die Geschichte auch von Kupplerinnen erzählt, die ausgesandt wurden um Virginien zu kirren.

Mit sicherer Hand wählte Lessing Ort und Zeit: an Stelle Roms ein italienisches Duodezfürstenthum, anstatt der frühen Antike das

Zeitalter des wollüstigen Selbstherrschers Louis XIV., dem die Kleinen allenthalben nachäfften. Am Hofe von Guastalla — denn in Deutschland durfte Lessing sein revolutionäres Werk nicht ansiedeln — zeigte er die Willkür eines gewissenlosen Fürsten und dienstfertiger Creaturen, gedungene Banditen und abgethane Maitressen in der Nachbarschaft, in der Ferne grollende Edle. Ein Prinz Ettore Gonzaga hat nie gelebt; das regierende Haus ist um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausgestorben. Kleine Züge wie die Ansprüche auf Sabionetta entnahm Lessing der Geschichte, welche von der Bildung, Kunstliebe und Sinnlichkeit der Familie Gonzaga Kunde giebt. Aber Lessing zeichnete mehr deutsche als italienische Zustände und Figuren, denn auf die Localfarbe war man zu jener Zeit gar nicht versessen, und die sächsischen Auguste, frivol, gewandt, üppig, Mäcene der bildenden Kunst, kannte er besser als einen Duca jenseits der Alpen. Sein Marinelli mit dem aus Bayle entlehnten und an Macchiavelli anklingenden Namen ist kein italienisch-jesuitischer Hofmann; der heißblütige Odoardo hat doch eine Beimischung deutschen Phlegmas; die Wälsche Orsina eine starke Dosis nördlicher Verzweiflungsphilosophie. Wie viel unreifer mußte das in dem Entwurfe von 1758 hervortreten! In den Umrissen der Handlung und Charakteristik entsprach dieser Plan gewiß schon der Fassung von 1772, aber nur wie die Disposition eines Schülers dem Werke des Meisters, und es ist, von einzelnen sicheren Angriffspunkten abgesehen, ein bloßes Spiel des Scharfsinns den alten dreiactigen Entwurf Scene für Scene schematisiren zu wollen.

Fast zehn Jahre verstrichen, bis Lessing sein Scenar wieder aus dem Staube zog und zu fünf Acten erweiterte. Was ihn antrieb, liegt auf der Hand. Einmal die Nähe trefflicher Künstler, die für einzelne Rollen der „Emilia" vorzüglich geeignet schienen und sich unter den Augen des Dichters zu vollkommenen Repräsentanten so hoher Aufgaben erheben konnten. Denn war Ekhof nicht ein geborener Odoardo, die leidenschaftliche, kluge, beredte Hensel nicht wie geschaffen zur Orsina? Brachte Borchers für den Prinzen nicht Erscheinung und Bildung mit, und konnte Mad. Löwen als Emilia versagen? Im Hinblick auf solche Kräfte schrieb Lessing eine neue „Emilia" bloß für das Spiel, nicht für den Druck. Man erkennt die Spuren einer Fassung, welcher das lebendige Wort des Dichter-Regisseurs erklärend

zu Hilfe kommen wollte, noch in der endgiltigen Gestalt. Jetzt wurde die Exposition viel feiner ausgearbeitet und die Scene des Malers Conti wenn nicht erfunden, so doch um das allgemeinere aesthetische Gespräch bereichert. Appiani erbte manche Züge seines Vorgängers Tellheim. Orsina wuchs zur Beherrscherin eines ganzen Actes. Jede Person, jeder ältere oder frische Auftritt durfte von der gereiften Theaterkunst des Dramaturgen zehren.

Stärker jedoch als der Ansporn eines wolgeschulten Personals mußte die Lust sein nicht bloß theoretisch zu kritisiren, sondern auch neben die Lehre praktisch das Beispiel zu pflanzen. Der Irrweg war erkannt, ein neuer Pfad gewiesen, exemplificirend schreitet der Bahnbrecher voraus. Er knüpfte an Diderot an, um rüstig über den matten Verfasser des „Familienvaters“ hinwegzuschreiten. Der sentenziösen Alexandrinerdeclamation, auf deren Wellen der Acteur bisher so bequem schwamm, setzte Lessing eine bis auf Punkt und Komma ausgesparte, höchst anspruchsvolle Prosa entgegen, die auf der anderen Seite mit den Unarten eines „Ugolino“ contrastirte. Jede Seite seines Bühnenmanuscriptes war eine gegenständliche Verurtheilung oder Anerkennung vorhandener Leistungen und Strömungen des europäischen Dramas. Durch eine feste Handhabung der Einheiten bewies er dem Dichter der „Merope“, daß ihm der Tadel leicht und das Bessermachen nicht schwer falle. Jeder falsche Anstand blieb der Katastrophe fern, die aber natürlich nicht nach dem „Erstochen und geklatscht!“ der verkürzten deutschen „Zaïre“ eingerichtet werden sollte. Keine unechte Spannung verdunkelte die Exposition, denn Schritt für Schritt führte Lessing den Zuschauer in die den Hauptpersonen selbst unklare Anlage ein. So erfüllte er ohne das armselige Vergnügen einer Überraschung ein Gebot, das die Hamburgische Dramaturgie seinem lieben Diderot beifällig nachgesprochen hatte: „Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben wollte, man müsse die Entwicklung dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in den ersten Scenen verrathen würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge“.

Der Ruin des Hamburger Theaters kreuzte Lessings ehrgeiziges

Bemühen. Archäologische Arbeiten drängten das Bühnenstück nochmals in den Hintergrund. Und ein inneres, wol nur halbgestandenes Hemmnis trat wieder der Vollendung entgegen, die große Schwierigkeit nämlich den von jeder politischen Umwälzung abgelösten Untergang einer Virginia-Emilia überzeugend zu gestalten. Erst die Wolfenbüttler Einsamkeit im Winter 1771 auf 72 schenkte bequeme Mußestunden für „Emilia Galotti." In dieser vierten Entstehungsphase wurde die Tragödie endlich im Februar abgeschlossen. Als Diener eines Herzogshauses, dem die geheime Chronik mancherlei Liebeshändel nachsagte, in einem verödeten Fürstenschlosse schrieb Lessing, jedes Sätzchen langsam abwägend, sein revolutionäres Trauerspiel vollständig um. Er habe weder die dreiactige Skizze, noch die fünfactige Hamburger Ausarbeitung brauchen können, versichert er mit leichter Übertreibung. Am ersten März ging das letzte Manuscript nach Berlin ab, wo Voß die „Emilia Galotti" sowol mit Sara und Philotas zu einem Band „Trauerspiele" vereinigte, als auch besonders herausgab. Er fand seine Rechnung.

Der erste Act gehört dem Prinzen, in dessen Cabinet er sich am frühen Morgen abspielt. Hettores erste Worte über die traurigen Geschäfte sind der volle charakteristische Gegensatz zu der Berufsauffassung Friedrichs des Großen, der sich den obersten Diener des Staates nannte. Oberflächlich in den Einläufen blätternd, sagt er achselzuckend und mehr leichtsinnig als gutmüthig: „Wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden." Aber der Name Emilia unter einem Gesuch frappirt ihn, und sofort ist das Thema des Stückes mit eben diesem Namen angekündigt. Die Quelle dieses glücklichen Motivs war der zweite Aufzug des spanischen „Esser" von Antonio Coello: Elisabeth setzt sich vor dem Schlafengehen zu den Briefschaften und Papieren, welche der Kanzler überbracht hat. „Sie will" so analysirt der Hamburger Dramaturg „sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben" sagt sie „von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkömmt!" Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte." So fällt das Auge des Prinzen auf die Bittschrift einer „Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia

Galotti.“ Sie fordert viel, diese Emilia, aber ihr Vorname verschafft ihr bei dem Mann der souveränen Laune ein rasches Gewährt. Die Lust zur Arbeit ist dem Stimmungsmenschen, der Entschlüsse nur faßt um sie zu widerrufen und einen einzigen Gedanken, den an Emilia Galotti, fest hält, verflogen, weil eine arme Bruneschi Emilia heißt. Noch weiß der Zuschauer nur den Namen des Weibes, das den Fürsten ganz besitzt; noch erfährt der Zuschauer, als ein Billet der Gräfin Orsina gebracht und von Hettore ungelesen bei Seite geworfen wird, nur, daß die Liebe zu dieser Dame der Vergangenheit angehört, wie uns frivole Worte versichern. Die nächsten Scenen heben den Schleier, indem sie zugleich den Charakter des Prinzen immer klarer enthüllen. Ein Maler Conti wird vorgelassen. Der Künstler hat freien Eintritt bei dem feingebildeten Gönner, in dessen Gebiete die Kunst nicht nach Brot gehen soll. In gewinnendster Form entfalten die Gespräche mit dem Hofmaler ein vertrauliches Verhältnis zu dem Künstler und der Kunst. Conti hat zwei Portraits mitgebracht, ein bestelltes und ein um so sehenswertheres nicht bestelltes. Das erste ist das Bildnis der Gräfin. Während er die beiden Stücke aus dem Vorzimmer holt, bleibt dem Prinzen Zeit zu einem kleinen, für die Zuschauer, nicht für Conti bestimmten Erguß. Der weithin lichtverbreitende Expositionsact hat einen streng symmetrischen Bau von acht Auftritten; der erste setzt mit ein paar monologischen Zeilen ein und alle folgenden ungeraden Scenen werden ausschließlich von dem Prinzen ausgefüllt. Dazwischen Dialoge im strengsten Sinne des Zwiegesprächs, bis ein fürstlicher Rath, an Elisabeths Kanzler erinnernd, den Aufzug mit ein paar monologischen Zeilen abschließt. Bei dieser Alleinherrschaft des Prinzen kann sich eine solche Fülle von Charakteristik durch Thaten und eigene Worte über ihn ergießen, daß es für Hettore allein jener directen Charakteristik fast gar nicht bedarf, welche in diesem Stücke die meisten Personen oft so scharf beleuchtet. Gleich der Eingang hatte die Namen Emilia und Orsina schroff contrastirt. Jetzt hören wir in Form eines kleinen Monologs, daß in Hettores Brust statt des verstoßenen Bildes der Orsina ein ander Bild wohnt und daß ihn diese Verehrung nicht so ausgelassen, aber besser stimmt. In die Ausmalung desselben Gegensatzes vertieft sich die zweitheilige Scene nach Contis Rückkehr. Statt einer Bittschrift und eines Billets sieht der Prinz zwei Gemälde.

Was in seinem Herzen lebte und lebt, steht jetzt vor seinen Augen. Und wie sorgsam auch im Theater die Leinwand dem Publicum entzogen wird, wir schauen die Bilder mit dem Prinzen, denn er zergliedert mit carikirender Grausamkeit das Conterfei seiner gefallenen Favoritin und er versenkt sich in die stumme Bewunderung des andern, das uns Conti beredt anpreist. Vergangenheit und Zukunft stoßen hart zusammen. Noch vor einem Monat lag der sinnliche Hettore gern in Orsinas Fesseln. Jetzt geht es dem Wankelmüthigen wie dem Helden der alten Anekdote, der ein von dem Bräutigam bestelltes Bild als Ehemann kühl kritisirte. Indem er die unredlich redliche Bemühung Contis, welche die „großen, hervorragenden, stieren, starren Medusenaugen der Gräfin" so trügerisch idealisirt habe, perfid ablehnt, liefert er einen unmittelbaren Beitrag zur Charakteristik Orsinas: „Sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Bilde wol der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt." Stolz, Hohn, Schwärmerei, Trübsinn sollen wirklich den späteren Scenen der Gräfin ein Medusenantlitz leihen. Aber noch andere Personen werden in diesem Gespräch exponirt. Conti wendet das zweite Portrait um; Hettore, seiner nicht mächtig, ruft: Emilia Galotti! Der Mittheilung, er habe sie seit einer Vegghia nur noch an heiliger Stätte getroffen, folgt die wichtige prägnante Auskunft: „Auch kenn' ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. — Ein alter Degen, stolz und rauh, sonst bieder und gut!"

Die Scene streift mit ihrem enggepackten Reichthum von Apercus mehrfach zu sehr an die geistreiche Vorlesung. Conti scheint ein aesthetisches Colleg bei dem Verfasser des „Laokoon" gehört zu haben: er spricht von den Schranken seiner Kunst; er weiß von Aristoteles her, daß der Portraitmaler „schmeicheln", d. h. den Menschen dem schönen Urbilde, dem von der Natur geformten Modell nähern und ein Ideal des Individuums suchen soll; er bedauert nicht unmittelbar mit den Augen zu malen und spielt das vielberufene Paradoxon aus, „daß Raphael das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden." Auch der Prinz behält mitten im Sturm entzückter Aufregung hinreichende Klarheit

um diesem seltenen Maler ein paar Sprüche voll Esprit heimzuzahlen. So prägt er C. L. Hagedorns Satz „Lebhafte Empfindungen sind selten beredt: die Verzögerung des Lobes ist vielleicht das schmeichelhafteste Lob für den Künstler“ in das artige Epigramm um, „daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.“ Weit mehr noch als in der „Minna“, ja wol zu geflissentlich hob Lessing so den Dialog auf die höchsten Höhen der Bildung. „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth“, dies Wort des Prinzen ist eine Losung des ganzen Dramas, und gerade die Nebenrolle des Conti heischt einen Vertreter von Geist. Diese Malerscene hat ferner eine große technische Bedeutung, da die Episode, wie sie für Riccaut in der „Minna“ gewagt worden war, nun durchgebildeter und mit festerer Vernietung in die deutsche Tragödie eingeführt wurde, um ihr zu verbleiben. Die episodischen Auftritte sind mit Maß erlaubt, wenn sie die einheitliche Haupthandlung oder die Charakteristik der Hauptpersonen fördern. Die ausgemalte Contiscene thut beides, die lakonische Rotascene dient der letzteren Aufgabe.

Allein geblieben mit dem schönen Werk der Kunst und voll gesteigerter Sehnsucht nach dem schöneren Meisterstück der Natur, bedauert Hettore den Kammerherrn Marinelli gerufen zu haben. Der Intrigant des Trauerspiels erscheint. Er steht neben dem Prinzen wie bei Racine Narciß neben Nero, und mehrere, leider ganz abgerissene Notizen melden, daß Lessing noch 1779 dem Prinzen von Guastalla einen kunstsinnigen, wollüstigen, grausamen, im Cäsarenwahnsinn endenden „Nero“ nachschicken wollte. Wäre dieser Lessingsche Nero selbstverständlich nicht wie Weißes Richard als eingefleischter Teufel vor ein schaudernbes oder auch gähnendes Parterre getreten, so ist es andrerseits ein thörichtes Bemühen misverstandenen Sätzen der Dramaturgie zu Liebe dem Marchese Marinelli einige noch dazu sehr verdächtige Tugenden anzudichten. Ein Held, moralisch schlecht ohne einen heroischen und dämonischen Anstrich, ist gewiß auch aesthetisch schlecht. Aber wollen wir einen Marinelli mit seinem Diensteifer für den Prinzen, einen frechen Jago mit der Berechtigung seines Grolls, einen Wurm mit seiner sogenannten gutbürgerlichen Liebe zu Luise — eine schöne Liebe in der Dictirscene! — vertheidigen? Sie haben es wahrlich nicht nöthig. Zudem folgen die Personen zweiten und dritten

Ranges anderen, laxeren Gesetzen als die leitenden Figuren. Und macht sein verbrecherischer Diensteifer diesen höfischen **minister libidinis**, wie sein römischer Vorfahr von Livius genannt wird, etwa besser, ist seine Intrigue etwa frei von gemeiner Selbstsucht? Nein, Marinelli steht moralisch tief unter dem Freunde des schwachen Clavigo. Der Prinz ist ein frivoler Empfindungsmensch, Marinelli ein gewissenloser Verstandesmensch, doch nur mit dem Verstand der kleinen Ränke begabt, wo man mit Impertinenzen, Lügen, Banditen auskommt. Er ist dem Prinzen bequem und unentbehrlich, aber nicht befreundet. Ein scharfes „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht er“ weist ihn von oben herab in seine Grenzen. Durchaus Geschöpf und Sclave eines faulen Schranzenthums, weiß er Menschen außerhalb des unfreien Hofbezirks gar nicht zu messen. Nach seinem cynischen Katechismus blüht jedes Lärvchen nur für den Landesherren, und jede Mutter freut sich insgeheim so etwas wie die Schwiegermama eines Fürsten zu werden. Er ist frech und hämisch wie ein Affe, schadenfroh und feig, nie um eine spitze Wendung, eine Unwahrheit, eine Unverschämtheit verlegen. Ton und Manieren glatt und kalt. Ehedem war er offenbar ein Liebediener der Favoritin und wird, obwol sie ihn verachtet, immer noch von ihr benutzt, aber er rümpft jetzt verächtlich die Nase über die machtlose Närrin. „Bin ich nicht, leider, ihr Vertrauter?“ sagt er seinem Gebieter, dem er auf die Frage nach Neuigkeiten die schon bekannte Ankunft Orsinas meldet.

Die Unterredung beider baut sich im strengen Parallelismus zur Contiscene auf. Dort zwei Bilder, ein gleichgiltiges der Orsina und ein unschätzbares der Emilia; hier zwei Neuigkeiten, eine uninteressante von Orsina und eine wie der Blitz einschlagende über Emilia. An die erste knüpft sich ein kurzer Wortwechsel über die Ehe, welche Hettore aus bloßer Politik mit der Prinzessin von Massa schließen soll, und über Orsinas eifersüchtige Angst nicht einer solchen Gemahlin, sondern einer neuen Geliebten geopfert zu werden. Die Schilderung ihrer Herzenspein und geistigen Zerrüttung macht nicht den geringsten Eindruck auf den Prinzen. Er bricht gelangweilt ab: „Von etwas anderem. — Geht denn gar nichts vor in der Stadt?“ Und mit ungemeinem Raffinement wird das erregende Moment dieser Tragödie langsam in die Exposition getragen. Es gehe so gut wie gar nichts

vor, beginnt Marinelli mit unbewußter Ironie; Graf Appiani vollziehe heute seine Vermählung. Er kann nicht kühl genug über das große Geheimnis des Empfindsamen spötteln, den ein Mädchen ohne Rang und Vermögen mit ein wenig Larve und Tugend ins Garn gelockt habe. Aber der Prinz charakterisirt nicht nur, gleichwie er vorhin den alten Galotti gezeichnet, jetzt den Grafen gerechter als einen schönen, ehrenvollen, sehr würdigen jungen Mann, sondern er beneidet ihn auch um seine Liebesheirat und fragt nach dem Namen der glücklichen Braut. Die Spannung zu erhöhen muß Marinelli seine Antwort hinziehn und erst höhnisch von den Folgen der Mesalliance und von Appianis Absicht fortan mit seiner Gebieterin unter den Gemsen und Murmelthieren Piemonts zu hausen sprechen, bevor er auf eine zweite Frage höchst gleichgiltig erwibert: „Es ist eine gewisse Emilia Galotti." Die Wirkung dieser trockenen Auskunft hat Lessing mit einer wolberechneten Steigerung ausgedrückt. Die athemlosen Fragen des Prinzen, welche Marinelli noch uneingeweiht mit seinem eintönigen „Eben die" beantwortet, sind gleich viele zwanglose Nachrichten für den Zuschauer: „Die Tochter des Obersten Galotti bei Sabionetta?", „Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnet?", „Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?" Es ist sehr wirksam, wenn der Prinz zuletzt das Bild hervorreißt und ein letztes „Eben die" als Verdammungsurtheil hört. Marinelli, erst mit Vorwürfen, dann mit Bitten überschüttet, entfaltet seine ganze Kaltblütigkeit. Nach einem cynischen Versuch nichtige Hoffnungen auf die Gräfin Appiani zu erwecken setzt er dem „schon heute" des verzweifelnden Prinzen ein überlegenes „erst heute" entgegen und empfängt Vollmacht für alles, was den unerträglichen Schlag dieser Vermählung pariren könnte. Es ist wirklich keine Zeit zu verlieren. Tritt Appiani heute von Sabionetta aus die Hochzeitsreise nach Piemont an, so hat der Prinz auf ewig das Nachsehen. Marinelli muß bereits auffallend genau von allen Vorkehrungen Galottis und Appianis unterrichtet sein, und er muß für den Fall, daß eine erste leichtere Intrigue fehlschlägt, eine zweite nicht nur bereit halten, sondern schon ins Rollen gebracht haben. Der Prinz gedenkt einen Gesandten nach Massa zu schicken: so reise denn Appiani noch heut in dieser Mission ab! Den Hilfsanschlag deutet Marinelli nur an: „Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo.

Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, so denk ich — —". Wer von der Feindschaft zwischen Appiani und Marinelli gehört hat, wird die Gedankenstriche auszufüllen wissen. Marinelli eilt an die Arbeit, der Prinz will sogleich nach Dosalo aufbrechen. Sein Expositionsact wäre zu Ende, läge es nicht in dem launischen Eigenwillen Hettores einen Vorsatz im Nu zu ändern. Warum sich allein auf Marinelli verlassen? Er befiehlt also seinen Wagen um Emiliens gewohnte Andacht in der Dominicanerkirche ein letztes Mal zu überraschen. Die Unwahrscheinlichkeit, daß er in solcher Situation noch nach seinen Räthen fragt, nimmt man wegen der Wucht des so ermöglichten Anhangs gern in den Kauf. Camillo Rota kommt, ein pflichttreuer, wortkarger Beamter. Ein Todesurtheil ist zu unterschreiben. „Recht gern" erwidert der zerstreute, eilige Fürst, bei dem die Entscheidung über Wol und Wehe, Leben und Tod seiner Unterthanen steht. Und der brave Alte unterschlägt rasch das furchtbare Blatt, nachdem er jene gedankenlose Antwort eines himmelschreienden Leichtsinns aus Fürstenmunde vernommen. Wie ferner Donner grollen die schwierigen Schlußzeilen des Actes: „Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblick nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern, recht gern! — Es geht mir durch die Seele, dieses gräßliche Recht gern!" Der Prinz hat sich selbst das Urtheil gesprochen.

Nicht nur der Prinz, auch der Dichter hat Eile. Die straffe Einheit des Tages, ein eiserner Reif für die Einheit des Interesses, bietet gewiß unschätzbare Vorzüge der Composition, aber sie nöthigt leicht zu mühsamen und verwickelten Voraussetzungen, während die freiere Technik englischer Manier zwangloser ihr Getriebe entfalten kann. Mit unbeirrter Sicherheit handhabt Lessing im Anschluß an das bürgerliche Drama Frankreichs die Herrschaft über den Schauplatz: der erste Act im Cabinet des Prinzen, der zweite im Vorzimmer der Galotti, die drei letzten, ohne daß der Vorhang zu fallen hat, fortlaufend in demselben Schloßsaale zu Dosalo. Dieser Brauch, innerhalb des Actes die Ortseinheit möglichst streng zu wahren, wurde maßgebend für das moderne Drama. Aber wenn nicht schon in manchen scheinbar nebenhin, thatsächlich sehr zu unserem Unterricht gesprochenen Sätzchen

des ersten Aufzugs der „Emilia“, so gewiß und recht empfindlich im zweiten stößt man auf Schwierigkeiten, welche der Rahmen einer karg bemessenen Frist dem Dichter bereitete. Im Vollbesitze des sicher calculirenden Verstandes, wie ihn ein Theaterdichter braucht, hat der kluge Rechenmeister diese Verlegenheiten überwunden. Den Schweiß der Arbeit hat er nicht völlig abwischen, die Spuren des Zwanges einer kritischen Nachprüfung nicht ganz entziehen können. Man bewundert den immer wachen, rückwärts und vorwärts blickenden Scharfsinn und klatscht der so planmäßig arbeitenden Maschinerie Beifall, aber der Gedanke an die Mühe, durch welche diese Anlage endlich fertig wurde, mengt sich manchmal abkühlend dazwischen. Jede Person muß ängstlich auf der Hut sein, damit sie nicht ein Wörtlein zu viel sage. Hier wird ein halbes Geständnis gemacht, dort ein Ereignis von großer Tragweite verschwiegen. Der Vater darf erst jetzt erfahren, was er längst hätte erfahren sollen; der Bräutigam hört nicht, was er hören müßte; dafür läßt er die Neugier der Mutter unbefriedigt. Odoardo Galotti wohnt nicht in Guastalla, sondern in Sabionetta, hat aber, seinem mistrauischen Charakter ganz zuwider, Frau und Tochter der „Stadterziehung“ halber allein in Guastalla gelassen. Es ist sogar für den Fortgang des Stückes nöthig, daß er im zweiten Act zwar einen eiligen Ritt zu der Gattin und dem künftigen Eidam macht, aber weder Emilien am Morgen ihres Ehrentags daheim erwartet, noch an der Hochzeitsfahrt an Dosalo vorbei nach Sabionetta sich betheiligt. Während Schiller mit einer verblüffenden Theaterwillkür über Lücken und Widersprüche hinwegsetzt, stachelt die jeden kleinen Schritt motivirende, behutsame Technik Lessings eben durch ihre Klugheit und Klügelei den Verstand eine Revisionsprobe zu machen.

Odoardo räumt nach einem kurzen Entrée mit seiner Gattin Claudia den Platz für Pirro und Angelo. Es ist nothwendig, daß der im Solde Marinellis arbeitende Bravo, ein Ausbund von Verwegenheit, Behendigkeit, Gaunerhumor und Gaunerehre, ältere Beziehungen zu einem Diener der Galotti hat und so die Anstalten zur Hochzeitsfahrt noch viel genauer als sein infamer Auftraggeber erkunden kann. Der muthlose Pirro hat dem vogelfreien Straßenräuber vor kurzem einen deutschen Herren in die Falle geführt und empfängt jetzt widerstrebend einen Theil von dem Erlös eines kostbaren Rings. Man möchte an

Winckelmanns unseliges Ende denken und den feinen Namen Angelo von dem verruchten Mörder Arcangeli herleiten. So zielsicher sind die scharfen, kurzen Fragen dieses Angelo, daß Marinellis geheimer Anschlag nun ein gar gefährliches Gesicht annimmt. Ein mit allen Hunden gehetzter Galgenstrick rüstet sich wie ein Raubthier zum Sprung; ein kläglicher Verbrecher verräth das Glück seiner Herrschaft.

Gleich nach dem ersten Gutenmorgen spricht Odoardo Worte des Mistrauens. Auch in die nahe Kirche soll Emilia nicht allein gehen, denn ein Schritt genüge um fehlzutreten. Ängstliche Strenge ist der Ausdruck seiner Liebe zu der einzigen, theuren Tochter und der Gattin, deren leichterer, sorgloser Sinn Stadt und Hof nicht mit der „strengen Tugend" Odoardos richtet. Er freut sich, daß Emilia so bald in stille Thäler voll Unschuld scheidet. Appiani, der „würdige junge Mann", entzückt ihn. Vor allem berührt der stolze Unabhängigkeitstrieb des Grafen eine verwandte Saite in dem starren Republicaner. Beide verachten das kriechende Gezücht der Marinelli, beide suchen Glück und Ehre nicht bei Hofe. „Der Prinz haßt mich" sagt Odoardo trotzig. Claudia sucht diese wirklich übertriebene Auffassung zu mildern, indem sie erzählt, wie gnädig sich der Prinz im Hause seines Kanzlers gegen Emilia bezeigt habe. Jedes Wort der weltlichen Frau schürt nur den grimmen Argwohn des Mannes: „Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwunden bin!" Das Blut schießt ihm zu Kopf; seine Empörung mühsam bemeisternd, eilt er hinweg mit Abschiedsworten, welche tief ironisch auf den eingeweihten Zuschauer wirken: „Kommt glücklich nach". Während Claudia diese „rauhe Tugend" zweifelnd beurtheilt, stürzt Emilia wie ein verfolgtes Reh in das Zimmer. Liebesschwüre haben ihre Gebete durchkreuzt. Vergebens hat sie den Himmel um Taubheit gebeten und endlich beim Aufbruch als den seufzenden, schmeichelnden Frevler erkannt — „Ihn selbst!" „Wen ihn selbst?" „Den Prinzen."

Fassen wir sogleich den springenden Punkt des Dramas, Emilias Verhältnis zum Prinzen, scharf ins Auge. Lessing selbst kommt uns in einem Briefe mit erläuternden Bemerkungen zu Hilfe. Danach soll die Titelheldin seiner Tragödie keineswegs der hervorragendste Charakter des Stückes sein, denn die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen scheinen ihm unwahr, und er kennt „an einem unverheirateten Mädchen

keine höheren Tugenden als Frömmigkeit und Gehorsam.“ Emilia ist also ein unerfahrenes Kind, das seine seelischen Bedrängnisse zur Mutter und in die Beichte trägt, die ersten Anfechtungen der Welt durch die strengen Heilmittel der Kirche niederkämpft und seine Auffassung der Dinge gern der reiferen Einsicht einer Mutter unterwirft. Als gute Tochter hat sie keinen starken Eigenwillen. Sie läßt sich beruhigen, verzichtet nach den weltklugen Einreden Claudias auf eine Mittheilung an Appiani, schlägt sich die alberne Furcht aus dem Sinn und möchte nun ja nicht ob ihrer Angst vor dem galanten Prinzen eitel gescholten werden. So eilt sie dem Bräutigam heiter entgegen. Aber diese Emilia — ein einfaches Mädchen, so weit ein Lessingsches Mädchen einfach sein kann — verfügt doch nicht über die Kälte einer Heroine Virginia, welche den Decemvir verabscheut und als Opferlamm fällt. Ihr Schweigen gegen den Bräutigam ist nicht das Schweigen der Heldin Montianos, die ihren Icilius inbrünstig liebt. Man hat uns wol moralisch-politisch auseinandergesetzt, „Emilia Galotti“ statuire ein Exempel, daß die Wollust mit allen Künsten der Tugend kein Bein stellen könne. Im Gegensatze zu dieser Plattheit sprach Börne als Theaterreferent von Emiliens „anatomischer Unschuld“, und schon Goethe, dem das Stück allmählich etwas mumienhaft vorkam, warf in derbem Ton die schiefe Frage auf, ob Emilia den Prinzen liebe oder nicht. Es sei, meinte er gesprächsweise, der Grundfehler dieses Trauerspiels, daß die Liebe zum Prinzen nur subintellegirt und zuletzt durch ihre Angst vor dem Hause Grimaldi ungeschickt ausgesprochen werde. Gewiß liebt Emilia den Prinzen so wenig als Grillparzers Erny den Herzog von Meran, aber sie ist von dieser unsittlichen, doch blendenden Persönlichkeit, welche ein junges, weltfremdes Mädchen mit allen Bestechungskünsten von Rang, Glanz, Bildung, Manieren, Sinnlichkeit, schmeichelnder Causerie und heißer Beredsamkeit umzingelt, so bestrickt, daß sie sich im Banne seiner Gegenwart gelähmt fühlt wie ein wehrloses Vöglein vor einer gleißenden Schlange. Unnennbare Empfindungen voll Angst und Lust, Abscheu und Sehnsucht durchwogen sie, ihr selbst ein Räthsel. Es wäre ein grober Fehler, wenn sie jetzt schon mehr gestehen wollte und könnte als eine unklare Bestürzung und nicht erst in den letzten Minuten, durch furchtbare Ereignisse gereift, es in Worte faßte, welchen Samen der Besuch jener Vegghia

in ihre Seele geworfen hat: „Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten.“ Aber diesem Tumult der Gefühle entspringt schon ihre höchst verrätherische Antwort „Ihn selbst“. Der Prinz, der heute zum ersten Mal seine Liebe entdeckt, muß doch Emilias Gedanken sehr beschäftigen um für sie „er selbst“ zu sein. Eine dämmernde Ahnung hat das fromme Mädchen überfallen, daß die Welt ihren Kindern außer einer Ehe mit dem „Herrn Grafen“, dem „guten Appiani“, noch viel lockendere, der Tugend freilich verbotene Früchte darreicht. Und bis an den Altar ist ihr die Sünde nachgeschlichen, während des Hochamts hat der Verführer ihre Andacht vergiftet, im Vorraum des Gotteshauses ihre Hand gedrückt. Die Stärkungen der Religion sind ohnmächtig geblieben. Sie habe ihm geantwortet, sie wisse nicht was; glaubhafter jedoch ist die spätere Versicherung des Prinzen: „Mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil höret.“ Die Späher der Orsina mochten sogar an ein stilles Einverständnis glauben. Weise mischt Lessing den Charakter Emiliens aus Fassungslosigkeit und Festigkeit. Claudia erinnert einmal den Vater an die bekannte Art ihrer Tochter: „Sie ist die furchtsamste und entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig: aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt.“

Dieser Doppelnatur Emiliens trägt schon der zweite Act volle Rechnung. Nach dem athemlosen Auftritt mit der Mutter findet sie ihre ruhige Fröhlichkeit wieder für eine Scene mit dem Grafen, dem sie als naives Mädchen begegnet. Appiani erfüllt die Erwartungen, die man nach den vorbereitenden Worten Hettores und Odoardos hegt, mit feierlicherem, gepreßteren Ernst, als ihn die Braut am Hochzeitstage vom Bräutigam verlangt. Sein Wesen entbehrt der jugendlichen Frische und Anziehung. Ein Schwiegersohn nach dem Herzen des alten Galotti, gönnt er der männlichen Liebe nur leise Töne, während sein auf alles Gute und Edle gerichteter Sinn laut in Odoardo das Muster der Tugend feiert. Er ist der ausgeprägte Gegensatz zu dem

Prinzen und Marinelli. Sein Lebensideal ruht in der hier sehr tiefgewurzelten Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts: il faut cultiver son jardin, fern vom Lärme der Menschen, von den Fesseln eines Hofes. Marinelli ist ein Sclave, er ein Freier; Marinelli feig, er ritterlich; Marinelli besorgt seine Ehrenhändel aus dem Hinterhalt, er mit dem Degen. Der Prinz gaukelt frivol durch das Leben, Appiani wandelt sinnend die gerade Bahn; der Prinz denkt keinen Gedanken zu Ende, Appiani grübelt; der Prinz genießt den Augenblick, Appiani starrt schwermüthig in die Zukunft. Ohne eine Spur rührseliger Weichlichkeit erzwingt dieser sonderbare Hochzeiter, wenn er kurzlebig einen einzigen Act durchschreitet, unsere Sympathie. Der Tod hat ihn gezeichnet wie der Holzhauer den Stamm. Ein Thränenflor der Vergänglichkeit breitet sich um ihn, und seine zu traurigen Bildern gestimmte Einbildung haftet an der Auslegung eines Traumes, der Emilien dreimal gekommen ist ohne das Mädchen selbst tiefer zu ängstigen. Aus einer mageren Stelle bei Gryphius hat Lessing diesen Traum vom Brautgeschmeide, dessen Steine sich in Perlen verwandeln, schön entwickelt. „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen." Schmerzlich spricht Appiani diese Deutung mehrmals vor sich hin, während Emilia zu ihrem Putz forteilt. Noch einen Schritt vom Ziel oder gar nicht ausgelaufen sein dünkt diesen Melancholiker im Grunde dasselbe. Aus so trüben Gedanken reißt ihn der überraschende Besuch des Marchese Marinelli. Mit verachtender Kälte empfängt Appiani den Zudringlichen. Er ist wie als Liebhaber, so auch in seiner Auffassung der Freundschaft zurückhaltend gleich Lessing. Daher schneidet er die verlogenen Freundschaftsphrasen des Kammerherrn kurz ab. Er verweigert die schon zugesagte Mission nach Massa wegen seiner Vermählung, ergrimmt über Marinellis schamlose Sticheleien auf diese Hochzeit, wirft dem Frechen die Herausforderung „Affe" ins Gesicht, und, erfrischt durch solche Wallungen des Zornes, will er auch heute die Zeit zu einem kleinen Waffengang wol finden. Fahl vor vor Wuth entfernt sich Marinelli. Der Graf ist nun den Angelos verfallen. Vielleicht wäre er es nicht, wenn er sich mit Claudia ausspräche oder wenn ihm Emilia die volle Wahrheit eröffnet hätte. Dieses Schweigen aber ist, wie alles bis zur kleinsten Kleinigkeit in Lessings Exempel zur Dramaturgie, aus den Charakteren motivirt. Und Lessing,

der eben erst das Leiden durchaus guter Hauptpersonen als untragisch verworfen und die Bravour der gemarterten Tugend vom Trauerspiel ausgeschlossen hatte, verlangte mit Aristoteles nicht maßvolle, sondern erregte, menschlicher Gebrechen theilhafte Personen für die Tragödie. Ohne gewisse Schwächen oder Mängel würden Charakter und Unglück kein causales Ganzes ausmachen. Derart dem Charakteristischen nachtrachtend, hat der Dichter seiner Emilia einen Reiz der Sinnlichkeit ins Blut, einen unbewußten Keim der ἁμαρτία in die Seele gelegt und ihr eine unschuldige Mitschuld an dem Tod Appianis gegeben, die sie selbst sich später leidenschaftlich vorrückt. Er führte aus, was seine Dramaturgie fordert: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehbares Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist."

Der dritte Act zieht die Consequenzen der Exposition. Das Tempo erfährt eine sehr merkliche Beschleunigung. Marinelli weiht den verstimmten Prinzen eben halb in seine Veranstaltungen ein, als in der Nähe Schüsse fallen. Der tolldreiste Angelo huscht herbei und berichtet dem Marchese, Appiani werde tödtlich verwundet in die Stadt zurückgefahren. Während des Handgemenges „rettet" ein Lakai aus dem Schloß Emilien. Man sieht sie durch die Allee eilen. Sie glaubt nur vor Räubern zu flüchten. Erst auf Dosalo denkt die Furchtsamste ihres Geschlechts an Appiani und Claudia. „Äußerst bestürzt" vernimmt sie von Marinelli, ihr Asyl sei das Lustschloß des Prinzen, dem sie nun gleich, wieder der ersten Eindrücke nicht mächtig, gegenübersteht. Fast wortlos hört sie seine äußerst zarte, den Überfall in der Kirche entschuldigende und alles ihrer Gnade, ihrem Vertrauen anheimgebende Rede. Zweideutig verspricht er die Wiedervereinigung mit ihren Lieben in oft misverstandenen und wirklich seltsamen Worten: „Kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen." Sie läßt sich „nicht ohne Sträuben" hinausgeleiten. Man muß diese Spielscene sehen, nicht lesen: der Prinz bezaubernd durch vornehmen Ton und zurückhaltende Gebärden, das Mädchen fassungslos im Feuer seiner Blicke. So ist denn, wie Marinelli witzelt, der Wolf beim Schäfchen, und Lessing hat Mühe dem langen Aufenthalt Emiliens hinter den Coulissen

durch aufklärende Erzählung wie durch unterbrechende Scenen des Prinzen das Anstößige zu benehmen. Der gemeldeten Ankunft Claudias sieht Marinelli lächelnd entgegen. Er hat sich sehr getäuscht in dieser Mutter. Sie mag weltlicher sein als ihr Gatte, aber sie ist nicht schlecht. Sogleich erkennt Claudia in Marinelli den Herren, der vormittags jenen unaufgeklärten Wortwechsel mit Appiani gehabt. Ihre Anklage „Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen ... Mit einem Tone! ... Ha, könnt' ich ihn nur vor Gerichte stellen, diesen Ton" ist das Leitmotiv der ersten Hälfte dieses steigenden Auftritts. Die angstvolle Frage nach Emilien leitet zur zweiten über. Die Nennung des Prinzen, der sorgsam um Emilien beschäftigt sei, wirkt auf die Mutter noch heftiger als vorhin auf die Tochter. Sie combinirt das „Bubenstück" in der Kirche mit dem Zank am Morgen und dem letzten Wort des Sterbenden. Der feige Mörder Marinelli ist der Kuppler des Prinzen! Er aber hört die „gute Frau" mit eiserner Stirn an und ersucht sie nur ihr wildes Geschrei mit Rücksicht auf den Ort zu mäßigen. Sie erwidert großartig, wiewol zu spitzsinnig: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllet?" und stürzt in das Nebenzimmer, aus dem Emiliens Rufe der Mutterstimme antworten. Lessing hat alle Schleusen für diese große Scene der Claudia aufgezogen und im bewußten Kampf gegen Racines Agrippina der weiblichen bienséance mit den stärksten Ausdrücken getrotzt. Diderots Ansicht war auch die seine: „Wie? die Action einer Mutter (Klytämnestra), deren Tochter man opfern will, sollte heftig genug sein können? Sie laufe immer auf der Bühne als ein verrücktes und rasendes Weib umher; sie lasse den Palast von ihrem Geschrei ertönen; sogar in ihrer Kleidung zeige sich ihre Verwirrung: das alles kömmt der Verzweiflung zu."

Der vierte Act. Von Claudia hat der Prinz, ihr den Platz bei der fast ohnmächtigen Tochter räumend, Appianis Tod erfahren; durch Claudia erst kennt Marinelli den unbequemen Vorfall in der Kirche. Den Anklagen des Prinzen begegnet Marinelli mit Berufungen auf seine Vollmacht und mit Lügen, ja der Elende heuchelt ein starkes persönliches Bedauern, weil dieser jähe Tod die Austragung eines Ehrenhandels mit Appiani vereitle. Wer aber ist schuld, wenn die Welt in Angelo das Werkzeug, in Hettore den Thäter sehen wird?

Der Prinz, der zwar vor einem „kleinen, stillen, heilsamen Verbrechen" nicht erschrickt, tadelt zornig, doch mit Haltung die weisen Anstalten seines Kammerherrn. Mit überlegenen Waffen schlägt Marinelli diese Vorwürfe nieder: „Was läge an meinen Anstalten, daß den Prinzen bei diesem Unfalle ein so sichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meisterstreiche liegt das, den er selbst meinen Anstalten mit einzumengen die Gnade hatte . . . Er erlaube mir, ihm zu sagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan — mit so vielem Anstande er ihn auch gethan — so unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieser Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte." Wie ein abgekanzelter Schuljunge, der einen dummen Streich begangen, seufzt der Prinz „daß Sie Recht haben!", und der in seinen Plänen so unverantwortlich gestörte Intrigant bemerkt trocken: „Daran thu' ich freilich sehr Unrecht." Nur durch jenen eigensinnigen Gang in die Kirche ist der Verdacht geweckt worden. Außer Claudia weiß auch die Orsina davon. Welche denn im nächsten Augenblick erscheint und machtvoll die Zügel des Actes an sich reißt. Ein Bedienter meldet die Gräfin — „was für eine Gräfin?" fragt der zerstreute Prinz. Man kann nicht schneller vergessen. Die einstige Favoritin hat in jenem Billet des ersten Aufzugs um ein Stelldichein in Dosalo gebeten; der Prinz befindet sich nachmittags in Dosalo, aber aus Gründen, die mit dem ungelesenen Billet nichts zu schaffen haben.

Was Orsina sagt und thut, entsprießt dem üppigen Boden eines tiefen, vernichtenden, mit grausamem Raisonnement in den Eingeweiden wühlenden Schmerzes. Wehmuth und Verzweiflung, Liebe und eifersüchtiger Haß, Mitleid und Rachgier, Sinnlichkeit und zersetzendes Grübeln, alles predigt diesen Schmerz einer Verstoßenen. Dieser Schmerz lehrt sie den Hohn, die bohrende Dialektik, die anschwellende Redeflut der Leidenschaft, die elegische Abschweifung, das spitze Epigramm, kurz die ganze Fülle von Tönen, die sie sprungweis anschlägt. Dieser Schmerz macht sie zur Philosophin, zur Sibylle, zur Mänade. Mitten im Reden preßt sie ihre Hände gegen die fieberheiße Stirn und stöhnt „Mein Kopf, mein armer Kopf!" Schon schlägt der Wahnsinn düstere Fittiche um dieses stolze Haupt, aber ein halber Wahnsinn voll Klarheit in Einem Gedanken, daß, wenn die Liebe stirbt, die Rache als Trösterin aufsteigt. Wie der Liebling Hamburgs, Charlotte

Ackermann, in eigenen Gefühlswirren befangen die Sterbescene Emilias mit Herzblut tränkte, so verblutet die verstörte Aurelie des „Wilhelm Meister“ im Studium der Orsinarolle. „Wenn er einer guten Schauspielerin in die Hände fällt, so muß er Wirkung thun“ sagt Lessing selbst von diesem Charakter, der gleich große Anforderungen an das dämonisch leidenschaftliche Temperament, wie an den ausarbeitenden Kunstverstand und die vornehme Haltung seiner Trägerin stellt. Weislich hat der Dichter — und den Dichtertitel wird dem Schöpfer einer Orsina kein Zweifel rauben — ihr keine Scene mit Emilia und nur die allerflüchtigste Begegnung mit Hettore gegeben.' Als ihr gewissenloser Geliebter mit den nichtigen Worten „ich bin beschäftiget“ „ich bin nicht allein“ „ein andermal“ über die Bühne eilt, muß sie wol glauben, daß er ihr Billet nicht gelesen hat. Marinelli nimmt sie sehr zu seinem Schaden für eine ungefährliche Närrin. Ehedem gehörte sicherlich auch er zu den geschäftigen Augendienern der gebietenden Favoritin; jetzt ist das hämisch kalte Betragen gegen eine gefallene Hofgröße charakteristisch für den Marchese, und man braucht das Wort „Verachtung“, das er in einer Art Entschuldigung ausspricht, weder mit Goethe als unhöfisch zu tadeln noch lexikologisch in „Nichtbeachtung“ umzudeuten. Marinelli überhört ihre herben Klagen und die tiefsinnigen Proteste gegen seine oberflächliche Scheinwahrheit, ein Zufall habe den Prinzen nach Dosalo geführt. Er nimmt alle Sarkasmen, alle Schimpfworte der sehr aus dem Hofton fallenden Gräfin gleichgiltig, wol auch parodistisch auf. Es sind das jene scharfen Titel wie „Hofgeschmeiß“ „nachplauderndes Hofmännchen“ „Gehirnchen“ „Stock“, jene bittern Witze über „elenden Schnickschnack“, jene carikirenden Rufe „wie er da steht, der Herr Marchese“, jene schneidenden Epigramme „Ein Frauenzimmer, das denkt, ist eben so ekel als ein Mann, der sich schminkt“, jene inständigen Bitten um eine einzige Lüge, jene wahnwitzige Aufforderung an Marinelli in ihr menschenfeindliches Lachen einzustimmen und seine trockene Antwort „Gleich, gnädige Gräfin, gleich“ — diese grollenden, ganz und gar nicht scherzhaften Scherze sind es, bei denen ungebildete Zuhörer zu kichern pflegen. Auch ihnen vergeht die Lachlust, wenn Marinelli eine Aufklärung über die dringende Abhaltung des Prinzen mit dem Namen Appiani beginnt und Orsina rasch einfällt, Appiani könne nicht hier sein, „denn Graf

Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden.“ Das Gespräch wird nun eine Parallele zu der großen Scene zwischen Marinelli und Claudia. Den allerdings sehr wirksamen Combinationen der hellsehenden Gräfin hat Lessing einigermaßen die Wahrscheinlichkeit der Voraussetzungen geopfert. Daß Orsina unterwegs dem Wagen mit Appianis Leiche begegnet ist, bietet keinen Anstoß; aber daß Orsina, deren Kundschafter den Vorfall in der Allerheiligenkirche beobachteten, noch nicht wissen soll, die arme, unglückliche Braut sei eben diese Emilia Galotti, ist um so gezwungener, als das Haus der Galotti, wie Pirro erzählte, an diesem Hochzeitstage von Neugierigen überlaufen wurde. Gleichviel; wie ein Blitz erleuchtet für Orsina die Kunde „Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet“ den ganzen fürchterlichen Sachverhalt. Mit raffinirter Spannung spricht sie nach bewegten Zwischenreden das letzte Wort aus, welches Claudia nicht sagen, kaum ahnen durfte. Ganz leise will sie es dem Spießgesellen ins Ohr flüstern und in einem Anfall von Raserei schreit sie ihn an „Der Prinz ist ein Mörder“ und wiederholt, die Stimme ebenso plötzlich zu geheimnisvollem Hauche senkend, „Der Prinz ist ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht.“ Durch eine bewundernswerthe Steigerung ist so die erste Scenenreihe Orsinas auf ihrer Höhe bei den Galotti angelangt, von denen sie das Interesse anfangs abzuleiten schien. In diesem Augenblick eilt Odoardo, eben von der Verwundung Appianis und der Zuflucht seiner Familie unterrichtet, in den Saal. Orsina wollte gehen. Sie hört das Wort „Vater“ und — bleibt. Eine grobe, aber im Theater kaum auffällige Unvorsichtigkeit Marinellis ermöglicht die furchtbarste Enthüllung. Der Kammerherr, statt einem Diener zu klingeln, läßt sich abschieben um den misliebigen Obersten beim Prinzen anzumelden und wähnt seinen Rückzug mit einer Lustspielwendung zu decken. Wie Molieres Don Juan die zur Unzeit nahende Elvira den Bäurinnen als extravagante Närrin vorstellt, so flüstert Marinelli dem alten Galotti zu, er müsse ihn bei einer Dame lassen, „die — der — mit deren Verstande —“; Odoardo möge daher ihrer seltsamen Worte nicht achten und lieber jedes Gespräch vermeiden. Aber gleich die Anrede „Unglücklicher Mann“ zieht ihn kraft der Magie, welche die

Unglücklichen an einander kettet, zu der seltsamen Frau. Marinelli läßt ihnen Zeit sich auszusprechen und stört auch die Schlußscene mit Claudia nicht. Mitgefühl, schneidende Ironie, Hoffnung auf Rache wühlen in den Reden Orsinas. Mit größerem Aufgebot von Berechnung ist schwerlich je ein unheilschwangeres Geheimnis aufgedeckt worden; sarkastischer und spitzer hat die Leidenschaft nie gesprochen. Was bei andern die bare Manier wäre, bleibt bei Lessing noch eben in den Grenzen eines grandiosen Stiles, denn diese aparte, auch im Sturme der Empfindung das Wort wägende und würzende Sprache ist dem Tragiker Lessing natürlich. Sprach er doch in der Tragödie des Lebens wie Odoardo und Orsina; ein Sarkasmus und ein dumpfes Lachen kam ihm wie anderen eine Elegie und ein Strom von Thränen.

Der große Auftritt zwischen Galotti und der Orsina ist gespickt mit berühmten Sentenzen und Antithesen: „Das unglückliche Kind ist immer das einzige" „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren" „Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer" „Sie wollten mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz." Aus all diesen wie in Stein gehauenen Sätzen sprühen aber die hellen Funken des Affects, wenn ein Berufener daran rührt. Die Scene ist ja ein Donnerschlag für Odoardo. Appiani todt! Emilia „schlimmer als todt"? Orsina spannt ihn auf die Folter mit der Lösung des Räthsels. „Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe: des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust — Lustschlosse." Odoardo, schon am Morgen ob jener Vegghia so argwöhnisch, verliert jede Fassung, flucht schäumend über Meuchelmord und Entführung, parodirt Claudias Geschwätz von der prinzlichen Gnade, durchwühlt, ohne Degen wie er ist, alle Taschen nach einer Waffe und greift begierig nach dem Dolch, den Orsina ihm mit freudigem Verständnis reicht. Beide zielen auf denselben Feind. Noch weiß Odoardo nicht, wer ihm gegenübersteht, und vermuthlich hätte seine rauhe Tugend bei früherer Aufklärung jedes Gespräch mit einer ehemaligen Maitresse kurz abgelehnt. Eine verzückte Tirade von fieberhaftem Crescendo weiht ihn jetzt erst ein, wo er in der halbtollen Gräfin eine Dame von großem Verstande, seine Freundin und Wolthäterin gefunden hat. Lichterloh schlagen hier die lang niedergepreßten Flammen der Leidenschaft empor:

„Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen sein. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! welch eine himmlische Phantasie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn uns unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden versprach und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!"

Vornehm in seinen Wirkungen, giebt Lessing der Orsina diese schauerlich frohlockende Vision nicht zu einem sogenannten Abgang, sondern er läßt Claudia dem Erretter zueilen, Odoardo ein unheimlich ruhiges Verhör anstellen und endlich, nicht ohne Zwang, Claudia mit der Gräfin heimfahren. Odoardo allein bleibt auf Dosalo, den Dolch Orsinas im Gewand.

Der letzte Act gehört dem Vater und der Tochter. Claudia ist kurzer Hand beseitigt, Orsina hat die Lunte ans Pulverfaß gelegt und sich nach gethanem Werk entfernt, Marinelli stellt seine neuen Fallen ohne viel Raisonnement, der Prinz verhält sich zuwartend und unthätig. Odoardo aber steht immer vor uns; auch in der Eingangsscene als der einzigen, die er hinter den Coulissen verbringt, denn wir beobachten ihn mit Hettore und Marinelli, wie er in den Arcaden da unten nach Fassung ringt. Der Exposition entsprechend hält Marinelli auch hier einen Anschlag bereit ohne ihn auszukramen. Das Netz wird immer fester zusammengezogen. Man ist gespannt auf eine That Odoardos. Und alle Sorge des Dichters muß sich darauf richten Odoardos letzte Virginiusthat so vorzubereiten, daß sie als einzige Rettung aus diesen Wirren ihm mit unwiderstehlichem Zwange dictirt scheint. In nicht weniger als drei Monologen, knapp wie alle Selbstgespräche unseres Dramas, theilt sich der Held dem Publicum mit. Odoardo kennt sich, wie die andern ihn schildern und wie Lessing selbst seinen eigenen Vater kannte, als einen jähen, aufbrausenden Mann, den der Augenblick fortreißt. „Ruhig, alter Knabe, ruhig!" Er schwankt zwischen heißblütiger Übereilung und mühsamer Fassung. Mit trügerischer Sicherheit bestimmt er seine Aufgabe; er will die Sache des väterlich geliebten Appiani einem ganz anderen Rächer anheimstellen, den Mörder aber

dadurch strafen, daß er die Frucht des Verbrechens nicht genieße, sondern daß ein Hohngelächter der Hölle seine Träume voll Blut und Wollust zerstöre. So läßt doch mehr der verlegene Dichter als der rauhe Soldat, der zwar auf dem glatten Schloßparquet, in so ungewohnter, beklemmender Hofluft immer mehr von seiner barschen Selbstbestimmung einbüßt, die Anklage des sterbenden Grafen ganz fallen, und Odoardo, da getroffen wo er am tödtlichsten zu verwunden ist, weiht sich einzig dem Schutz Emiliens. Es gewinnt den Anschein, als wolle er resignirt mit seiner Tochter das Weite suchen. Den Orsinadolch trägt er umsonst. Es wird mit den klarsten Worten ausgesprochen, warum Odoardo, man sage nicht: keinen, sondern nicht diesen Fürstenmord begehen darf. Seine That würde weder rein, noch einheitlich sein. Als Mörder des Prinzen wäre er zugleich der Retter seiner jungfräulichen Tochter und der Rächer der beleidigten Favoritin. „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab ich zu retten."

Hierin liegt die Entscheidung. Mag nun Marinelli dem Alten gegen dessen väterlichen Willen Emiliens Verbringung nach Guastalla vorschreiben und die Entscheidung des Prinzen anrufen — Odoardo wird sich zwar in neuen Zorneswallungen den gesetzlosen Verächtern des Gesetzes entgegenwerfen wollen, als habe er sie zum Zweikampf vor seiner Klinge, doch im nächsten Moment der Warnung des Verstandes lauschen und auf alle Vorwände Marinellis eine schlagende Antwort zu finden glauben. Er findet sie nicht. Die freche List des Marchese treibt seinen geraden, bornirten Sinn rasch in die Enge; die überaus verbindliche Art des Prinzen ist eine polirte Fläche, von der jeder Griff abgleitet. Und als ihn einmal der Gedanke nach Orsinas Wünschen zu handeln wiederum schüttelt, da genügt allerdings ein schmeichelhaftes „Fassen Sie sich, lieber Galotti" des Prinzen um Odoardo zu erinnern, daß er sich wirklich fassen muß. „Das sprach sein Engel" raunt er, die Hand leer aus dem Schubsack hervorziehend. Orsinas Dolch ist nicht der Dolch, den Lucretia „Meinem Rächer!" zuwirft. Lessing giebt in diesem gedämpften Act seinem Odoardo keine Gelegenheit zu einem gewaltsamen Ausfall gegen Hettore, vielmehr bewegt sich der Prinz auch mitten in der neuen Intrigue ohne die kleinste grobtyrannische Maßregel. Er macht Ansätze zu reumüthigem Einlenken und beugt sich

zuletzt gar im aufrichtigen Bewußtsein frivoler Schwäche vor seinem ehrwürdigen Opfer: „O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten!"

Als Freunde wie Moses Mendelssohn den Schlußact unter anderem deswegen bemängelten, weil der Prinz eine zu matte Passivität zeige, fand Lessing ihre Ausstellungen „nicht so ganz ohne; denn ich erinnere mich sehr wol, daß ich ihn, so wie er jetzt in dem ersten Acte ist, zu einer Zeit angelegt habe, als ich noch nicht ganz gewiß bei mir war, wie viel Antheil ich ihn an dem Ausgange würde können nehmen lassen." Wirklich erlahmt die Rolle des Prinzen, die schwierigste im ganzen Liebhaberressort, sobald die absteigende Handlung auf Dosalo beginnt. Die Zeit für intime Selbstgespräche und geistsprühende Unterredungen ist vorbei. Er hat seinen großen Act hinter sich. Zudem war der Dichter durch sein fatales Endziel gezwungen den Prinzen möglichst aus der vorderen Reihe zurückzuschieben. Keine grelle That, kein souveräner Befehl darf Odoardo mit voller Ladung treffen; keinen Augenblick soll der Zuschauer ungestüm die Rachgier Orsinas theilen, wenn er den Prinzen erblickt. Man sieht hinter Odoardo kein empörtes Volk wie hinter Virginius, sondern private Verhältnisse werden vor das tragische Tribunal gezogen, und wie es weiter im Staate Guastalla zugeht, das läßt sich vielleicht erschließen, ausgesprochen aber wird es nirgends. Hettore Gonzaga ist kein brutaler Tyrann wie der Decemvir Appius Claudius. Einverstanden zwar mit kleinen, stillen Verbrechen, setzt er keinen Gewaltact selbst in Scene. Jeder Criminalrichter müßte ihn unbedingt freisprechen. Lessing hat mühsam genug Sorge getragen die Ermordung des Grafen nur auf Marinellis Rechnung zu setzen und für diesen auch persönlich zu motiviren. Hettore ruft in zorniger Bestürzung: „Bei Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute." Er theilt niemals Marinellis gemeine Anschauung der Menschen und Dinge, vielmehr bricht durch seine frevle Selbstsucht öfters eine edle Regung hervor. Er fügt sich nur ohne Strenge und Reue in alle von dem rührigen Intriganten geschaffenen Thatsachen, weil sie ihm bequem sind. Lessing entlastet ihn wenigstens äußerlich, indem er ihn mehr und mehr der Führung enthebt. Nach Livius geht der Plan Virginia dem Vater abzusprechen von dem Decemvir selbst, nicht von seinem Spießgesellen aus — hier

ist es Marinelli, der mit dreisten, aber doch nicht ganz abzuweisenden Gründen die Verbringung Emiliens in die Residenz und ihre Absonderung als Zeugin für Appianis Ermordung fordert. Der Prinz willigt nur mit glatten Worten ein und bestimmt freundlichst das dem Odoardo wie ein Pestherd verhaßte Kanzlerhaus zum Obdach der armen, liebenswürdigen Emilia. Alles nimmt, so furchtbar empörend es ist, einen so ruhigen äußeren Verlauf, daß der im Schachspiel der feinen Bubenstücke unerfahrene Haudegen Galotti sich von allen Seiten umschlossen sieht. Scheinbar ganz einverstanden, begehrt er — wie Virginius den Decemvir um einen Abschied von Virginia bittet — nur ein Gespräch unter vier Augen mit seiner Tochter, das ohne weiteres bewilligt wird. Die Einheit des Ortes verlangt die Motivirung, die Tochter könne ja wol zum Vater kommen. Marinelli hatte Odoardo und Orsina allein gelassen — der Dolch wurde gegeben; Marinelli und sein Herr lassen Odoardo und Emilia allein — der Dolch wird gebraucht. Den Beiden nachblickend, schlägt Galotti eine bittere Lache an. „Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub' ich war es selbst." Ruckweise spricht er seine wühlenden Gedanken aus. Ein jäher Argwohn packt ihn; eine furchtbare That dämmert auf; er will vor seinem eigenen Einfall fliehen, da der Himmel seine Hand nicht brauche; doch Emilia tritt ein — „Zu spät! Ach! er will meine Hand; er will sie!" Wenn er nun sofort, hingerissen von einer verzweifelnden, mistrauischen, empörten Vaterliebe, seine durch unüberwindliche Mächte, vielleicht auch durch geheime Mitschuld verlorene Tochter niederstieße, so wäre das ein gewaltsamerer, doch natürlicherer*) Fortgang, als ihn der grübelnde Geist Lessings unserer Tragödie gegeben hat.

Emilia soll zum Schluß ohne Rückhalt offenbaren, zu welcher trost-

---

*) Schröder an Herder, 9. April 1802 (über Adrastea St. 4; ungedr.): „Nie habe ich stärker gefühlt, daß jede grause That gehörig präparirt sein muß, wenn sie den Effect machen soll, den der Dichter beabsichtigt, als in der Emilia Galotti, da der Vater seine Tochter mit beinahe kaltem Blute durchstößt. Ich schlug Lessing vor: er sollte nach Emilias Rede: „Ehedem gab es einen Vater ꝛc." den Prinzen hereintreten und ihr die Hand reichen lassen, um sie nach dem Wagen zu führen — die Tochter nach alle dem, was vorgegangen, an der Hand des Wollüstlings zu sehen, setzt ihn außer sich, und er stößt zu. Nur so kann nach meinem Bedünken Wahrheit in die Handlung gebracht und sie gerechtfertigt werden. Lessing antwortete: Ich mag die Theatercoups nicht leiden." — Ein echter Schauspielervorschlag!

losen Einsicht das junge Mädchen des zweiten Actes nach wuchtigen Schicksalsschlägen und noch peinvolleren Gewissenskämpfen gar schnell herangereift ist. Darum muß Odoardo bei ihrem Eintritt seine künstliche Ruhe wieder erhalten, und eine der bestrittensten Scenen des deutschen Dramas hebt ziemlich spitz mit scharfen Fragen und Gegenrufen an. Emilia spielt dies Mal durchweg die Entschlossenste ihres Geschlechts. Sie blickt den grausamen Thatsachen fest ins Gesicht, schickt der Erkundigung ob Appiani wirklich todt sei die schonungslose Selbstanklage „Und warum er todt ist!" voraus, folgert aus dem sicheren Ruin nur das Machtgebot alle Ruhe zu bewahren und trotzt Odoardos heftigen Mittheilungen über die gezwungene Trennung mit dem Satze, kein Mensch könne den Willen eines anderen zwingen. Aber gerade auf der Unfreiheit des menschlichen Willens gegenüber dem Willen gewisser Voraussetzungen beruht diese schwüle, peinliche Scene. Sie hat formell den unläugbaren Fehler, daß die Personen ihren Witz in Situationen funkeln lassen, welche die Natursprache der erregten Empfindungen fordern. Lessing war einer Orsina gerecht geworden; er übernahm sich bei der Emilia. Erwartet man von dem biederen Oberst überhaupt keinen geistreichen Spruch „Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein", so spricht Emilia in prägnanten Gnomen wie in eigensten Bekenntnissen zu gelehrig die verstandesklare, scharfe, auch affectvolle Sprache des Mannes Lessing, nicht die individuelle Mundart eines Mädchens. Wir glauben dieser Emilia, daß sie in einer entschlossenen Stunde aus Furcht vor ihrem den ersten Eindrücken erliegenden Temperament den Tod begehrt, aber wir hören nicht Emilia, sondern den motivirenden Dichter, wenn sie die Schonung ihres gleißenden Feindes und seines Genossen mit den Worten „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben" begründet. Ihr aus tiefster Seele geschöpftes Geständnis hat in seiner allzu präcisen Fassung als Beichte eines Weibes gegenüber einem Manne, sei er auch der leibliche Vater, etwas Verletzendes, worüber niemand hinweg kann. Nicht daß wir die innere Wahrheit der Situation irgend in Zweifel zögen, mit dem guten Matthias Claudius über die heiligen Pflichten Emilias gegen den eben verblichenen Bräutigam moralisirten oder gar nach neuerer Anleitung diese peinvoll hervorgestoßenen Sätzchen für

ein bloßes Gerede nähmen, erfunden auf daß der Vater sie tödte. Denn warum soll er sie tödten, wenn sie ihrer selbst ganz sicher ist? Eine rohe Vergewaltigung steht wirklich nicht vor der Thür.

Auch Du hast nur Ein Leben zu verlieren.
Und nur Eine Unschuld!
Die über alle Gewalt erhaben ist.

Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch!

Kann es die Schauspielerin in dieser für undankbar verschrieenen Scene nicht sehr eindringlich machen, daß hier ein frommes, gefoltertes, schwaches und doch starkes Mädchenherz sich in der höchsten Gefahr von ihrer Angst und zugleich von einer plötzlichen Erleuchtung ein flehendes Geständnis erpressen läßt, vermag sie es nicht auszudrücken, welche Welt- und Selbsterkenntnis dieser eine Tag in ihr angehäuft hat, dann besteht Grillparzers Verdammungsurtheil „widerlich“ zu Recht. Aber auch wenn die darstellende Kunst ihrer Pflicht vollauf genügt, wirkt die nackte Formulirung dieses Seelenzustandes erkältend und abstoßend. Der frivole Zuschauer lächelt, der empfindsame ärgert sich, der gesunde schüttelt den Kopf. Weit entfernt zu behaupten, daß Emilia ihren Gefühlen für den Prinzen klareren Ausdruck zu leihen hätte, finden wir im Gegentheil, daß sie nur zu klar wird. Was die Poesie mit Halbtönen andeuten und in geschmückte Reden einhüllen kann, was nur ein urnaives Dichtergemüth gerade heraus sagen dürfte, tritt hier in den mageren Formen eines harten Realismus und als strenger Determinismus auf.

Es soll noch schlimmer kommen. Als Odoardo ihr den Dolch verweigert, sucht Emiliens Hand nach einer Haarnadel und faßt zufällig

die Rose, auf welche schon im zweiten Act ein Gespräch über den bräutlichen Schmuck vorbereitete: „das Haar" — „in seinem eignen braunen Glanze; in Locken, wie sie die Natur schlug" — „die Rose darin nicht zu vergessen". Diese Rose nun giebt Gelegenheit zu dem schlimmsten Satze der Scene: „Du noch hier? — Herunter mit Dir! Du gehörest nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!" Aber als Odoardo eine neue Herausforderung mit dem ersehnten Dolchstoß beantwortet, giebt dieselbe Rose Gelegenheit zu dem schönen, obgleich früh zu geistreich gefundenen Bild „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Odoardo wiederholt dann das letzte Epigramm seiner Tochter. Und vorher zerpflückt Emilia ihre Blume während einer bitteren Anspielung auf das antike Paar Virginia und Virginius: „Ehedem wol gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!" Durch Emilias historische Reminiscenz führt uns Lessing zu seiner ersten Quelle zurück, von der er sich doch eben hier so weit entfernt. Trotz seiner rauhen Tugend ist Odoardo kein Horace, trotz seinem Dolchstoß kein Virginius. Er ist nur Vater, nicht Römer und Patriot, und nur um die Tugend seiner Tochter zu schützen, giebt er ihr den Tod. Was aber nun? Der Prinz und Marinelli kommen hinzu. „Entsetzen!" ruft der eine, „Weh mir!" der andre. Genau abgezirkelte Responsion der Sätze und Worte, bis Emilia den letzten Seufzer aushaucht. Was diesem erschütternden Eingang der Schlußscene folgt, lehrt handgreiflich, daß alle Mittel und Mittelchen Odoardo einzuengen und dem Prinzen eine Hinterthür zu öffnen, nicht zulangen, daß der Schluß dieses Trauerspieles ein Nothdach ist. Lessing empfand das schon während der Arbeit: „Je näher ich gegen das Ende komme, je unzufriedener bin ich selbst damit". Sein Stück ist überhaupt unvollendet. Wenn der Prinz seine letzte Phrase gesprochen hat, möchte auch der Verächter jener misverstandenen poetischen Gerechtigkeit, die aus den Trümmern des Lasters eine wolfeile Triumphpforte für die Tugend baut, einen forschenden Blick hinter den Vorhang werfen. Odoardo hat — sehr gegen Lessings Regel, daß auf dem Theater vom Theater zu schweigen sei — erklärt, er wolle seine That nicht wie eine

schale Tragödie durch Selbstmord beschließen. Er liefert sich selbst ins Gefängnis, wird also vor ein Tribunal treten, dessen oberster Richter der Prinz ist. Diesen aber erwartet er vor dem Richter unser aller; eine Vorladung, die im Drama nicht zieht. Hettore verbannt seinen elenden Intriganten „auf ewig"; doch wie lange wird eine solche Ewigkeit währen? Diese Frage brachte zuerst Seydelmann ungebührlich zum Ausdruck, indem er vor der Thürschwelle mit geringschätzigem Achselzucken auf den schwächlichen Herren zurückschaute; Dawison knickte verzweifelnd zusammen, als sei die Creatur durch die Ungnade des Gebieters vernichtet. Der Schauspieler, dem Lessing nichts vorschreibt, wird am besten ohne eine ironische oder hypertragische Nuance verschwinden. Dann hält der Prinz im Geiste des blasirten Prologs, nur in herberer Tonart, einen zugespitzten Epilog, der mit der elastischen Frage schließt: „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" So hatte Wielands Sultan von Scheschian gesagt: „Ein Fürst muß ein Gott sein, oder er muß betrogen werden, wenn die, so ihn umgeben, sich verabreden, ihn zu betrügen."

Den schönsten Ausweg fand 1778 Lessings alter Feind, der bornirte Bodmer in einer halb parodirenden, halb corrigirenden Subelei „Odoardo Galotti, Vater der Emilia", wo der nur leicht angeschossene Appiani den Mörder des „weiblichen Odoardo" fragt, warum er nicht lieber den Prinzen erstochen, Odoardo aber den Prinzen für heilig erklärt und beide sich mit dem reuigen Hettore versöhnen. Noch 1815 pfuschte der Braunschweiger Professor von Seckendorff als „Folgestück aus Lessings Emilia Galotti" ein fünfactiges Trauerspiel „Orsina" um die von Lessing offen gelassenen Fragen zu beantworten.

Aber auch Herder beendete 1794 eine vortreffliche Würdigung unserer Tragödie mit den bitteren Worten: „In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er (der Prinz) sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolviret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Appiani dagegen ist todt; Odoardo hat sich in seiner Emilia siebenfach das Herz durchbohrt, so daß es keines Bluturtheiles weiter bedarf! Schrecklich!" Der überlebende Prinz war eine Zielscheibe für revolutionäre Empörung. Du

bist zu gut weggekommen, müssen wir ihm noch heute mit Worten der Hamburgischen Dramaturgie zurufen, und vor hundert Jahren schürte der aesthetisch anfechtbare Schluß überall in deutschen Landen das Feuer antityrannischer Gesinnung. Das verdrängte staatliche Interesse des Urstoffes schien am Ende doch wie ein furchtbarer Schatten nach Blut zu begehren. Kunstvoll war das Drama einem Fürstenmord ausgebogen, wie die deutschen Zustände und Stimmungen im achtzehnten Jahrhundert wirklich ein grollendes Ducken unter das verhaßte Joch dem freien Aufbäumen, ein ingrimmiges Verbluten dem rächenden Gegenschlag vorzogen. Doch alles, was Lessing zur Deckung seines Prinzen so erfinderisch aufgeboten, schwand zumal in den Augen einer aufgereizten Jugend gegen die schrecklichen Anklagen dahin, welche sich im Verlaufe der Tragödie gegen dieses unselige Regiment immer steiler erhoben. Guastalla wurde in Deutschland gesucht und gefunden.

Während z. B. in Gotha späterhin eine Aufführung des gefährlichen Stückes abgelehnt ward, fand die Premiere der antihöfischen Tragödie zu Braunschweig am Geburtstag der Herzogin, dem 13. März 1772, statt. Der Erbprinz scheint die Absonderlichkeit dieser Wahl, die in Auerbachs „Auf der Höhe" effectvoll wiederkehrt, nicht empfunden und das Geflüster der albernen Scandalchronik, die in Hettore ihn selbst, in Orsina die schöne Branconi erkennen wollte, nicht gehört zu haben. Er sprach sich über das Werk und über die Leistungen der Döbbelinschen Truppe, die ein competenter Wiener eben in „Emilia" 1776 „miserabel" fand, sehr befriedigt aus, und so gewann der einsame Wolfenbüttler Gesinnungsgenosse Appianis und Galottis unter den ersten Lobeserhebungen den Beifall eines Prinzen, der dem von Guastalla trotz allem in einigen Talenten und Schwächen verwandt war. Ausdrücklich eingeladen, blieb Lessing den drei Aufführungen im März und April fern. Doch wol nicht bloß kleiner Unpäßlichkeiten wegen, denn er hatte Döbbelins Bitte, ihm die neue „Emilia" für jenes Hoffest anzuvertrauen, nicht erfüllen wollen, ohne sich in einem interessanten Brief an Herzog Karl zu decken. Er habe, heißt es da, die Tragödie bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet; er wisse nicht, ob dieselbe für eine solche Gelegenheit passend und genehm sei; er stelle alles Sr. Durchlaucht anheim; das Ganze solle nichts sein als die römische Geschichte Virginias in moderner Ein=

kleidung, wie er gleichzeitig sehr geflissentlich auch nach Berlin schrieb. Es war ihm offenbar nicht ganz behaglich zu Muthe.

Bald begann „Emilia Galotti“ auch anderwärts das höchste Können der deutschen Theater herauszufordern. „Es ist, als wenn sich in Spieler und Zuschauer ein neues Leben ergösse, wenn ein neues Stück von Ihnen auf die Bühne kommt“ schrieb Nicolai. Koch errang seit dem 6. April in Berlin Erfolge, die nur durch die Schuld der Darstellung — Claudia überragte ihre Partner zu empfindlich — in den letzten Acten etwas nachließen. Man hatte sich von der Truppe einer weit ungenügenderen Darstellung versehen, und jeder Einsichtige brachte die ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten in Abzug. Allmählich fielen hier und dort die großen Aufgaben an die wahrhaft Berufenen: Ekhof stand im vierten Acte, wie es sich Lessing in Gedanken vorgespielt, als unübertroffener, tief in den Geist des Stückes eindringender Odoardo neben der dämonischen Hensel-Orsina; Brockmann, Deutschlands berühmtester Dänenprinz, soll auch die heikle Rolle des Prinzen von Guastalla vorzüglich bewältigt haben; Großmanns galant-boshafter Kammerherr blieb nach dem Urtheil der Sachverständigsten unerreicht; Madame Starke feierte als Claudia ununterbrochene Triumphe; und während Charlotte Ackermann ihre Emilia mit allen Reizen eines jugendfrischen Talentes ausstattete, gab ihr Stiefbruder Schröder den Hamburgern zu streiten, ob sein Cabinetstück Angelo oder seine Charakterfigur Marinelli den Preis verdiene. In Wien dagegen wurde nur Mad. Huber in der Rolle Claudias den Intentionen ihres alten Leipziger Freundes gerecht, und erst im neunzehnten Jahrhundert sühnte das Burgtheater glänzend die Sünden des achtzehnten. Frau König hat im Juli 1772 dem Dichter einen lebendigen Bericht über die rasche Folge der ersten, beifällig aufgenommenen Vorstellungen erstattet. An wahrem Verständnis ließen es die Wiener so weit fehlen, daß Kaiser Joseph selbst mit dem Parterre in das höchst fragwürdige Lob einstimmte, ihn habe noch kein Trauerspiel so gelächert. Die Darstellung verirrte sich stellenweise bis zur widerlichen Farce, als handle es sich um Caricaturen à la Pumphia und Kulikan. „Den Prinzen machte Stephanie der ältere, ich möchte fast sagen: so schlecht wie möglich. Die schöne Scene mit dem Maler, die verliert bei ihm ihren ganzen Werth. Denn die spielt der Prinz und der Maler, beide zugleich so

abgeschmackt, daß man sie möchte mit Nasenstübern vom Theater schicken. Stephanie wird täglich affectirter und unerträglicher, besonders in seinem stummen Spiele. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt seine Zunge lang mächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist." Wenn ein großstädtisches Publicum dem „abscheulichen Kerl" solche sogenannte Nuancen willig nachsah, was Wunder, daß Lessing, gegen die Dichterlinge und Kritikaster Wiens schon lange verstimmt, nun von den Zuschauern und Acteurs der Kaiserstadt eine allzu geringe Meinung erhielt. Inhaltreiche Blätter der neueren Theatergeschichte melden jedoch von dem hingebenden Eifer, den in Hamburg der wackere Schmidt durch Thaten und Aufsätze, in Berlin durch die auch im Übermaß stets anregende Ausarbeitung Seydelmann, in Wien ein Anschütz-Odoardo, ein Sonnenthal-Hettore, eine Wolter-Orsina, ein Lewinsky-Marinelli der „Emilia Galotti" gewidmet haben. So ist „Emilia Galotti" bis heute eine hohe Schule der Schauspielkunst, ein Bollwerk gegen sprachlichen Schlendrian und leere Routine geblieben. Theatergerecht wie wenige Stücke der Weltlitteratur, ohne einen Abstrich, eine leise Änderung zu fordern und zu vertragen, steht das Werk da zum gewichtigen Zeugnis, daß in der dramatischen Gattung ein Geschöpf des kritischen Verstandes leicht langlebiger ist als viele jüngere Geburten poetischerer Köpfe. Vergebens wollten einseitig absprechende Romantiker wie die Brüder Schlegel und Adam Müller in der „Emilia" nur ein gutes Exempel dramatischer Algebra, einen Calcul aus den dramatischen Species, ein in Schweiß und Pein producirtes Stück des reinen prosaischen Verstandes, ein kleinlich lauschendes Hoftrauerspiel im Conversationston, ein schlimmes Beispiel sehen. „Emilia Galotti" bestand, während die impotenten Jon und Alarcos wie die Fliegen starben. Hier lernt der Darsteller, der Zuschauer, der Leser nicht aus, und seit elf Jahrzehnten wogt der Widerstreit der Meinungen um diese Tragödie, der überreich zu Theil geworden ist, was Lessing für das Große verlangte: zweifelnde Bewv derung, bewundernder Zweifel.

„Die Em' ist ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publicum noc einwachsen muß" äußerte bald nach dem Erscheinen ein kluger B c Prediger. Auffälliger Weise fand man gerade in

dem gescheiten Berlin nicht sogleich das rechte Verhältnis zu dem Drama der productiven Kritik. Am besten bewährte sich neben Engel, der eine Analyse der Charaktere versuchte, der treue Moses, seinen Beifall mit wolerwogenen Einwürfen spendend, indessen Nicolai wie gewöhnlich den selbstgefälligen Klugredner abgab, Karl Lessing gegen Emiliens Träume und Kirchgänge rationalistische Bedenken auskramte und Ramler eine laue, höchst oberflächliche, aber das Antityrannische stark betonende Recension hinwarf. Zeitungskritiken und Broschüren von der eingehenden und einsichtigen Beurtheilung Eschenburgs und dem schwatzhaften, doch nicht unergiebigen Panegyricus des Gießener Schmid an bis zu dumm-dreisten Aufsätzen des Mannheimer Aestheticus v. Klein und des Wiener Virginiapfuschers v. Ayrenhoff zeugten vielstimmig für „Emilia Galotti" als für ein litterarisches Ereignis, mit dem jeder Gebildete sich ernstlich auseinanderzusetzen habe. Sie bewiesen, daß dieses Stück überall das Augenmerk für die Kunst dramatischer Architektonik, die Zeichnung individualisirter Figuren, die Eigenart eines ausgeprägten Stiles schärfte. Der Techniker und Charakteristiker empfing von allen Seiten den Lorbeer; moralische Proteste wider Emiliens Schwäche oder dringende Rufe nach „poetischer Gerechtigkeit" am Schlusse schmälerten diese Bewunderung kaum. Der Sprache dagegen wurde mit Recht, sei es schüchtern, sei es schärfer wie durch den kecken Bilderstürmer Mauvillon, eine unverkennbare Neigung zur Manier vorgeworfen, und man trug bald allerhand Stilbeobachtungen zusammen, denen Lessings Selbstkritik ernste Erwägung schenkte. „Emilia Galotti" solle nicht sein bestes Werk bleiben, war seine stolzbescheidene Antwort auf willkommenes Lob gewesen, und wer die berühmten Geständnisse am Schluß der „Dramaturgie" abgelegt hatte, ließ sich die falschen Vergleiche mit Shakespeare nicht zu Kopf steigen. So hatte ihn Ebert gleich im Sturm des ersten Theatereindrucks mit liebenswürdiger Begeisterung als den „Shakespeare-Lessing" angerufen, obwol Lessing dem von Ebert vorher citirten rare Ben leicht näher steht als dem Will of all Wills, dem eine tumultuarische deutsche Jugend damals immer dröhnender zujauchzte.

„O Shakespeare-Lessing!" — in diesen Ruf mochte der Übersetzer Wieland einstimmen; die jüngeren Genies im deutschen Südwesten, die aus der Verehrung des größten germanischen Dramatikers eine Religion

machten, konnten es nicht. Herder und Goethe, ihre Führer, mußten empfinden, welche Kluft den freischöpferischen Dichter des elisabethanischen Zeitalters von dem weisen Dramaturgen des achtzehnten Jahrhunderts scheide. Bei aller Hochachtung witterten sie nach einem Gang durch Shakespeares Zaubergärten, deren Duft sie fast betäubte, dann in Lessings engerem Bezirk den Geruch einer deutschen Lampe, und es ward ihnen lästig, von Lessings ordnendem Verstand gegängelt zu werden. Das unerbittlich Bewußte dieser Production verdroß sie. Lessing könne Weiber nicht würdig schildern, schrieb Herder damals über die aparte Heldin des männlichen Tragikers an seine schönseelige Braut; „nur gedacht" nannte Goethe das Trauerspiel ohne Caprice und Zufall in einem Brief an seinen gleichgesinnten Mentor, und er fügte hinzu: „Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist." Man vergegenwärtige sich, daß Goethe in demselben Winter, da Lessing sorglich die letzte Hand an „Emilia Galotti" legte, angeglüht von dem ausschweifenden Shakespeareevangelium Herders und im maßlosen Rausch überschäumenden Schöpferdranges die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt" hatte. Eine geniale Historie außer Rand und Band, unklar und gährend wie junger Most aus edlen Trauben. Wer Shakespeares Theater für einen Schönerariätenkasten ansah und, der Haft aller Regeln trotzig entlaufend, von den planlosen Plänen seines Abgottes declamirte, konnte kein geschlossenes Kunstwerk unbefangen würdigen, geschweige denn eines schaffen. Da belehrt ihn Herder, daß ihn Shakespeare „ganz verdorben", und Goethe nimmt sich in einem neuen „Götz von Berlichingen" möglichst zusammen. Da erscheint im schroffsten Gegensatze zu der skizzenhaften Historienfreiheit und der genialen Stegreifmanier des jungen Dichters die „Emilia Galotti", und Goethe geht ein Jahr nach dem „Gottfried" bei dem klar denkenden Dramaturgen gelehrig in die Schule, um wieder ein Jahr später den „Clavigo", sein Theaterstück, als Schüler Lessings zu schreiben. Er wollte sich damit vollends von dem Übermaß seines misverstandenen Shakespearethums curiren und dann seine eigenen Wege wandeln.

„Emilia Galotti" ist überaus lehrreich für Lessings Verhältnis zur geräuschvollen Episode des Sturmes und Dranges. Sie wirkt stärker als irgend ein anderes einzelnes Werk auf die zeitgenössische

Production. Kein zweites Drama hat einen so epochemachenden Einfluß auch auf Widerwillige geübt. Die Technik für bürgerliche Stoffe stand seitdem trotz der Zuchtlosigkeit, in der sich damals junge Dramatiker gefielen, fest, aber die Wirkung war keineswegs auf Äußerlichkeiten der Composition beschränkt, die man zur Noth hätte aus Frankreich sich holen können. Man trachtete nach individueller Charakteristik, auch der Nebenpersonen. Überall, selbst bei überspannten Schreiern, erklang ein Echo des scharfen Tones, der spitzen Epigramme, der elegischen Grübelei, der Antithesen, Wiederholungen, Widerrufe und anderer rhetorischer Lieblingsfiguren aus „Emilia Galotti." Wir hören Lessingsche Accorde im „Clavigo" und an zahllosen Stellen, bis zu wörtlicher Übereinstimmung, in den unbändigen Erstlingen Schillers. Die Sprache Lessings war gleichsam ein Wetzstein, auf dem die Ausdrucksweise für einen Carlos, für einen Wurm geschliffen wurde. „Sein letzter Seufzer war Amalia" wiederholt die Braut des edlen Räubers im Anschluß an Claudia, „Wie er da steht, der Schmerzenssohn" spottet gegen den kläglichen Hofmarschall Schillers Ferdinand im Anschluß an Orsina. Im „Julius von Tarent" bewies Leisewitz, diese vereinsamte Erscheinung im Gewühle der jungen Genies, auf jeder Seite, daß Lessing sein vornehmstes Muster sei. Dagegen wagte der Westfale Sprickmann seine Hoftragödie „Eulalia" als unfreiwillige monströse Caricatur der Form und des Inhalts, der Figuren und einzelner Scenen von „Emilia Galotti" hinzuschleudern, so lächerlich und abscheulich, als hätte er den scharf umrissenen Zügen Lessings einen Hohlspiegel vorgehalten, worin alles verschwollen, misgeboren und wahnschaffen aussieht. Solchen Frevels machte nicht er allein sich schuldig, obwol kein anderer so viele Sünden gegen das schwierige Vorbild auf einem Flecke zusammengerafft hat. Auf Marinelli folgten die bis ins Mark faulen, frechen, blasirten Hoffratzen namentlich Klingers und allerhand teuflische Freunde schwacher oder verbrecherischer Menschen; sogar Conti zog einen Schweif schwärmerischer Maler nach sich; hinter Orsina und Goethes Adelheid führten sogenannte „Machtweiber" einen wahren Veitstanz auf, denen Lady Milford ebenso hoch überlegen ist, als diese tugendhafte Maitresse tief sinkt gegen die Lessingsche Gräfin. Wenn sich Schiller auch zu einer wärmeren Liebe für Leisewitz bekannte, da Lessing zu sehr der Aufseher, nicht der Freund seiner Gestalten sei,

so war er doch mit „Emilia Galotti" aufs Innigste vertraut und sie wurde ihm erst viel später „zuwider". Er ist ihr in allen drei Prosastücken seiner Jugend schwächer oder stärker, bewußt oder unbewußt gefolgt, und noch Posa, der kein Fürstendiener sein kann, verläugnet eine entfernte Verwandtschaft mit Appiani nicht. Der kindliche Kosinsky, ein Vorläufer Ferdinand Walters, peitscht zur Empörung gegen die Paschawirthschaft der Höfe; die ganze crasse Verrinaepisode im „Fiesko" ist eine sehr verzerrte Nachahmung der „Emilia", der confiscirte Mohr dagegen ein ausgezeichneter Rival des Angelo; Luise Millerin kommt uns aus der Kirche entgegen und Wurm kehrt zuletzt den Teufel gegen seinen hohen Spießgesellen heraus, Frau Miller ist eine meisterlich ins kleinbürgerliche Genre umgearbeitete, jedes Adels entkleidete Claudia, der Musicus steht als rundeste und unübertrefflichste Figur in der langen Reihe, welche Oberst Galotti in Deutschland anführt. Odoardo wurde als Typus des Heldenvaters so maßgebend wie Michel Angelos Jehovah als Gottvatertypus. Er hat den grauen Alten der deutschen Tragödien und Ritterstücke seine Züge geliehen, den würdigen Greisen, die noch keine Thräne geweint haben, die ihre weichen Gefühle durch Barschheit maskiren, das Schwert gewandter als das Wort führen, nicht den kleinsten Makel an ihrer und der Ihrigen Ehre leiden und als Freie im Kampfe gegen Tyrannei und Laster siegen oder fallen. Nicht immer trug Odoardo Uniform und Harnisch; er stieg social einige Stufen nieder und spielte im Wamms des Bürgermannes etwa einen rauhen, grob humoristischen Metzger, schnauzte seine vergnügungssüchtige Hausfrau an, bewachte grimmig die Tugend seiner einzigen, vielgeliebten Tochter und hielt sich vergebens die seidenen Herren zehn Schritte vom Leibe. Schiller tritt auf und ruft ohne Scheu von den Brettern herab: Guastalla liegt in Deutschland! Er läßt das Bürgerpathos des Vater Miller ertönen und zieht überwältigend die politischen Consequenzen der „Emilia Galotti", welche nur die feige Versöhnlichkeit Ifflands abschwächte. So hatte Klinger, Lessing mit Rousseau versetzend, den Reigen seiner stereotypen schwachen Fürsten, nichtswürdigen Rathgeber, pompösen Heroinen und sprudelnden, rebellischen Feuerköpfe in eine freilich nur zu oft zum wüsten Durcheinander ausartende Bewegung gebracht, sei es, daß eine helle Fanfare des Freiheitssieges den Schluß machte, sei es, daß die Freien geknebelt blieben oder weltflüchtig wurden

mit der Resignation Appianis. Die Neigung für italienischen oder auch spanischen Schauplatz weist auf Lessing, wie später die politische Satire im orientalischen Gewand auf Wieland, dessen „Goldener Spiegel“ ein Katechismus über Volksrecht und Fürstenpflicht war.

Die Frühzeit der römischen Republik war die Wiege der „Emilia Galotti“, und der Niedergang der römischen Republik bot Lessing, bevor er an jenen „Nero“ dachte, den Stoff zu einem Trauerspiele „Spartacus“, das er selbst als „meine antityrannische Tragödie“ bezeichnet, von welchem uns aber nur einige Notizen und Fragmente, eines in Jamben, vorliegen. Sein Held, der Anführer im Sklavenkriege, solle aus andern Augen sehen als der beste römische, schreibt er im December 1770 an Ramler. Aber die Arbeit ging ihm nur zögernd von der Hand. „Emilia Galotti“ mußte den Vorrang behalten. Die Zustände der deutschen Bühne waren entmuthigend, und Lessing tröstete sich bitter, sein Spartacus werde doch noch eher fertig, als man in Deutschland ein Theater besitze. Er zählte 1772 auch diesen angehauenen Stein zu dem Halbdutzend von Stücken, deren jedes nur sechs Wochen zur Vollendung brauche, und hatte in demselben Jahre 1775, wo er den festen Entschluß äußerte jede Theaterarbeit aufzugeben, den Gedanken an seinen Gladiator nicht ganz fallen lassen. Spartacus, später von dem jungen Grillparzer mit besonderer Vorliebe für einen Cyclus von Römerstücken ausersehen, war 1760 von Saurin zum Helden einer uneinheitlichen stoischen Tragödie gemacht worden, die der aristokratischen Tradition widerstrebte ohne auf französisches Römerthum, ein Übermaß von Liebe und eine jungfräuliche Heroine zu verzichten. Lessing, seiner eigenthümlichen Arbeitsweise gemäß, las den Saurin neben den antiken Berichterstattern. Durch ihn angeregt, führte er eine Tochter aus Crassus' erster Ehe ein. Sie ist in der Macht des Spartacus wie Saurins Emilie. Man darf vermuthen, daß die junge Aristokratin eine menschlich reine Beurtheilung der verachteten Fechter gewinnen und mit ihnen wie eine Zugehörige untergehen sollte. Denn Lessings „antityrannische“ Tragödie war als demokratisches Humanitätsbekenntnis gedacht. Er wollte in Crassus einen schändlichen Geizhals, der mit Sklaven wuchert, schildern. Gegen solche Machthaber richtet sich die Empörung. Lessing tadelt die „fast lächerliche Verachtung“ seines Helden bei dem römischen Historiker,

der die Fechter unter die Sklaven, diese „Untergattung von Menschen", stellte. Sein Stück ist nur auf eine heldenhafte Katastrophe angelegt, worin unsere volle Sympathie dem Fechterführer zufällt. Dieser Spartacus kennt keinen höhnischen Stolz, auch gegen seinen früheren Herren nicht, dem er nach einem glücklichen Motiv begegnen sollte. Er bedient sich der erbeuteten Praetorzeichen nur zu seinem Schutz und zur Wahrung der Mannszucht. Sein Außerordentliches liegt in seiner schlichten, normalen Menschlichkeit. Er wirft der hauptstädtischen Überbildung die Philosophie des gesunden, tapferen Menschenverstandes entgegen. „Ich höre, du philosophirst, Spartacus" spöttelt der Consul — „Was ist das: du philosophirst? — Doch ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand in die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können — Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll — philosophiren — es macht mich lachen — Nun gut — wir wollen fechten!" Und anderswo fragt er „Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe?" Dieser der Hefe des Volkes, den Parias der Gesellschaft entstiegene edle, einfache Fechter für Menschenrechte, ein Verächter der Tyrannei, der Kasten, der aufgeblasenen Schulweisheit — welch eine Figur für die in Rousseau und Plutarch schwelgende Jugend!

Fragen wir aber, wie sich Lessing zu dem Programm und den Erstlingen dieses jungen Geschlechtes stellte, so lautet die Antwort: er verhielt sich keineswegs feindselig oder gar neidisch, sondern kritisch. Von persönlichen Begegnungen ist nur wenig zu erzählen. Seines intimeren Umgangs erfreute sich in Braunschweig der junge Leisewitz, kurze Zeit ein laues Mitglied des Göttinger Bundes, der einsilbige Dichter des „Julius von Tarent." Lessing nahm herzlichen Antheil an dieser maßvollen, grüblerischen Preisarbeit. „Ich glaube nicht, daß viel erste Stücke jemals besser gewesen." Aus Anlaß der Premiere des „Julius" in Berlin ebnete er dem jungen Autor fürsorglich den Boden; gewöhnlich ein lässiger Correspondent, theilte er dies Mal Ramler, Nicolai, Moses, Engel, Karl Gotthelf Lessing in einer raschen Folge von Briefen sein Vergnügen „über ein solches erstes Stück eines solchen jungen Mannes" mit und bewies durch eine so geflissentliche edle Bestechung der Berliner Theater- Schriftsteller- und Journalistenwelt, wie gern er sich für das Emporkommen frischer Talente mit

aller Kraft einsetze. Durchreisende Litteraten nahm er freundlich auf. In der Pfalz schloß er Freundschaft mit einem echten Vertreter der brausenden Geniezeit, dem Dichter und Maler Müller. Keine Spur von zugeknöpftem Wesen gegen den jungen Mann, der als Faustdichter wie Goethe ein Lieblingsthema Lessings angepackt hatte; Lessing erzählt ihm von seinen faustischen Entwürfen, spielt nichts weniger als den Pächter dieses Gebietes, schreibt artige Briefe und es kostet ihn nichts Grüße an den ungebärdigsten Kraftdramatiker, Klinger, zu bestellen; doch hatte sich ohne Lessings Absicht allmählich ein solcher Nimbus von Unantastbarkeit um ihn verbreitet, daß die dreisten Genies ihr Auge vor seinem „Geierblick" senkten und scheu an ihm vorbeischlichen. Dann heißt es wol, man habe ihm nicht die Cour machen wollen. Halb aus Verlegenheit, halb aus unreifem Hochmuth mied der Leipziger Student Goethe eine Begegnung mit Lessing; er hat ihn nie gesehen. Uns sind von Lessing nur kurze Urtheile über Goethes Anfänge zugegangen, einige unmittelbar, andere durch das trübe Medium unzuverlässiger Berichterstatter. Sieht man näher zu, stellt man sich historisch in das Gewühl des Sturmes und Dranges, bedenkt man die Verschiedenheit der Generationen, so kann bei diesem Verhältnis weder von Unverstand noch von Misgunst die Rede sein. Gerade diejenigen bezeichnen die Beurtheilung Goethes am schärfsten als einen wunden Punkt in Lessings Kritik, die zu jener Zeit laut in das Horn der Götz- und Wertherfeinde gestoßen hätten. Lessing hatte gegen Goethes Erstlinge manches auf dem Herzen; ohne ein Aber hat er keinen gelobt, außer in einer bewegten Stunde die titanischen Trotzverse des „Prometheus." Seine Aber finden stets eine befriedigende Erklärung, und mehrere bestehen zu Recht.

Der Dramaturg Lessing mußte das Geniedrama mit sehr gemischten Empfindungen betrachten, obwol er nur gegen das durchaus Werthlose streng intolerant war und einen „Ugolino", diesen Johannes der Geniedramen, höchst unbefangen gewürdigt hatte. Er rieth Shakespeare zu studiren, nicht zu plündern. Nun erschien „Götz von Berlichingen." Lessing las ihn erst im Februar 1774 und er spricht davon als von einer Erscheinung. Er las auch Schmids Broschüre darüber und er nennt sie ein „Wischiwaschi." Er ließ sich von Karl über die Berliner Aufführung berichten und er spottet nicht über Goethe,

sondern über den Erfolg der neuen Costüme. Er vernahm Ramlers Absicht den Götz von dem Batteuxschen Standpunkt zu kritisiren und er wird zum Vertheidiger des neuen shakespearisch-germanischen Dramas: „Wenn Ramler indeß von diesem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet." Aber das unordentliche Durcheinander, die kecke Formlosigkeit des „Götz" mußte den kritischen Theaterfreund ärgern. Riß diese jedes Gesetzes spottende Manier ein, folgten dem Jugendstreich eines Genies die Kolosse und Extremitäten der Aftergenies, seinen urwüchsigen Gestalten die Mondkälber der nächsten Undramatiker, dann stand der Ruin des deutschen Dramas und der deutschen Schauspielkunst vor der Thür. Erkannte doch Schröder einige Jahre nach Lessings Tod Schiller für „das jetzt lebende größte dramatische Talent" und klagte: „Ich hasse das französische Trauerspiel — als Trauerspiel betrachtet — aber ich hasse auch diese regellosen Schauspiele, die Kunst und Geschmack zu Grunde richten. Ich hasse Schillern, daß er wieder eine neue Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte." Ganz wol; so ist es in der ersten Linie auf den Götz, diese Umarbeitung einer dramatisirten Geschichte Gottfriebs von Berlichingen, zu beziehen, wenn Lessing mit einer Wendung des Hudibras ärgerlich notirte: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit." Und Brandes berichtet: „Herzlich bedauerte er den allmählichen Verfall der echten Komödie; unzufrieden war er mit dem seit einiger Zeit zur Mode gewordenen historischen Schauspiele, der Regellosigkeit und dem ihnen beigemischten Klingklang von Aufzügen, Turnieren, vielfältigen Verwandlungen des Theaters u. dgl. m. und mit Unwillen äußerte er sich über die in manchen Schauspielen dieser Gattung so auffallend vorsätzliche Vernachlässigung in Sprache und Sitten. Dies bezog sich keineswegs auf das eigentlich Charakteristische."

Lessing hat Recht behalten. Gleich der „Clavigo" bezeugte ihm Goethes Einlenken. Und er wird „Goethisch" und „Goethianisch" gewiß noch besser geschieden haben als sein Bruder Karl, der in Berlin nicht bloß für den „Götz" Propaganda machte, sondern auch als Bühnenbearbeiter und Recensent von minderen Geniestücken so eifrig

war, daß Gotthold ihn ermahnte sich nicht mehr mit diesen Leuten abzugeben. Zutreffend stellte er die bürgerlichen Werke der Lenz und Wagner höher als die wilden Misgeburten Klingers mit ihren Tollhäuslern und ihrem Bombast. So einen „Simsone Grisaldo" vermochte er nicht auszulesen; und der Wiener Schauspieler Müller hörte ihn gegen Klingers Stücke „viel einwenden". Man erwäge, daß ein unreifer Brausekopf wie Klinger als Theaterdichter mit einer Truppe reiste, welcher ein Hauptactionär des alten Hamburger Unternehmens, Abel Seyler, und die erste Schauspielerin dieser Lessingschen Bühne vorstanden. Seine ganzen Bemühungen schienen in Trümmer zu springen. Die Technik ging aus allen Fugen. Die Prosa sank bei vielen zum Gestammel, die Poesie bei den vornehmsten Talenten zum Knittelvers, ja zu dem Wortschatz und Lautbild des alten Hans Sachs. Ein Jungbrunnen war eröffnet, aber man konnte sich da auch zum Kinde trinken. Der Most gebärdete sich allerdings oft ganz absurd, und nur zu vieles ist als Most verdorben. Reife Männer von tieferer Gelehrsamkeit und überwiegendem Verstand hörten das neubeliebte Gepolter gegen die Wissenschaft an, als ob man die Fenster ihrer Studirstuben mit Steinwürfen zertrümmerte. Wie Lichtenberg die Klopstockschwärmer in Göttingen für die unwissendsten Studenten erklärte, so mochte Lessing gegen die Genies wiederholen, was er gegen die Amorettentändler in seiner Vorrede zum Scultetus geschrieben: in Dichtungen Gelehrsamkeit anzubringen sei ekle Pedanterie beim Mann, beim Jüngling ein Auswuchs, der von einem vollen Kopf zeuge und dem reifenden Geschmack weichen würde; „etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen". Und klebt an dieser Auffassung der Jugendpoesie unläugbar einiger Staub und Schweiß der Schule, so hatte er doch alles Recht der neuen Genieaesthetik zu zürnen. Da trat ein Klingerscher Held im überlegensten Gefühl seines vollen Herzens vor einen Abguß des Laokoon und sprach den Dulder mitleidig auch darauf an, daß große Männer untersuchten, warum er den Mund öffne. Auf den Sitz seiner kritischen Reform schwang sich die unkritische Revolution. Genie, nicht Schule! wurde das tosende Feldgeschrei. So laut schrieen manche ihr Genie aus, daß ruhigere Zuhörer an dies Genie nicht recht glaubten. „Alles Genie" schreibt Lessing „haben itz

gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen", oder er spaßte unter Freunden: „Wer mich ein Genie nennt, dem geb ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier". Er hatte über das Verhältnis von Genie und Regel die giltigsten, zugleich die bescheidensten Worte gesprochen; jetzt wurde „Mamsell la Règle" blindlings über den Haufen gerannt. Ein unbändiger Naturalismus riß ein. Lessing hatte seine aristotelische Orthodoxie bekannt; nun verhöhnten ungezogene Knaben den Aristoteles wie den blöden Compilator eines schalen Regelbuches. Eine, auch unter Goethes Namen oder als Compagniearbeit laufende dramaturgische Rhapsodie, Lenzens „Anmerkungen über das Theater", schlug dem Faß den Boden aus. Lessing behauptete (11. Nov. 74) das letzte Interesse an theatralischen Dingen zu verlieren: „nicht selten gereichen sie mir zu dem äußersten Ekel. Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden". Er hätte gegen die Genies Protest erhoben wie Luther gegen die Bilderstürmer.

So machte er 1775 in Leipzig, wie auch Boie erfuhr, kein Hehl aus seinem Ärger über die kecke Verachtung des Aristoteles und die schleuderhafte Dramatik der jüngsten Zeit. Weiße verbreitete derartige Äußerungen mündlich wie schriftlich und legte Lessing dabei seine eigenen Ansichten über Shakespeare und Goethe unter. Selbst zu feig loszuschlagen, kündigte er seinen verstimmten Freunden von der alten Schule einen Feldzug Lessings gegen die „Partei" Herder Goethe Lavater an. Man liest mehr einen frommen Wunsch des Leipziger Bibliothekschreibers als eine ausgesprochene Absicht Lessings. Nicolai prahlte im Xenienstreite gar als großmüthiger Retter Goethes. Er, der Verfasser der „Freuden" Werthers, will es durchgesetzt haben, „daß nicht in Lessings Werken Goethe jetzt als ein Gegenstück zu Klotz erscheint"! Er, Nicolai, habe die Herausgabe „Wertherischer Briefe", nicht bloß gegen den Roman, sondern zugleich gegen die faunische Verachtung Wielands und den ganzen unerträglichen Geniedünkel, widerrathen. Eine verdächtige Behauptung. Über die ungeheuer respectlose Farce „Götter, Helden und Wieland" hat sich Lessing freilich nicht so königlich ergetzt, als der derbe Zelter meint, denn er war

Wielands ehrlicher Freund geworden und stimmte den Urtheilen seines Bruders Karl über die burschikose Parodie der „Alceste" keineswegs zu. Er sah in Goethes naturalistischer Schaustellung der euripideischen Figuren eine gefährlichere Verkennung der Antike als in Wielands verzärtelnder Nachbildung. Ein glaubwürdiger Zeuge berichtet aus Lessings Munde das unwirsche und einseitige Urtheil: Goethe habe in seiner Posse nur bewiesen „daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sei den Euripides zu verstehen. Goethes Ideen darüber seien der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ins Licht gestellt habe". Dieser Hader sollte sich jedoch ohne einen Federkrieg ausgleichen. Bei Lebzeiten Lessings unternahm der Dichter des „Götz" im Stillen eine harmonische Wiederbelebung antiker Gebilde in „Iphigenie", und leise Anklänge an jene ehedem so übermüthig ausgehöhnte „Alceste" mußten den gutmüthigen Wieland vollends wie ein Widerruf versöhnen. Den Jüngling hatte aus der Ferne niemand richtig beurtheilen können. Er erkannte ausdrücklich Lessing und Wieland als die berufenen Richter über sich an. Er rang von Anbeginn nicht nur nach charakteristischer Kraft, sondern auch nach stiller Anmuth. Er betete nicht nur zu dem Gothiker Erwin, sondern auch zu Winckelmann. Er bewunderte nicht nur die „Minna", sondern befestigte sich auch in den maßvollen Lehren des „Laokoon" und sah mit heller Freude das häßliche Todtengerippe vor dem Archäologen Lessing verschwinden. Während er den zügellosen Sturm und Drang allmählich austrieb, entfernte sich Lessing aus dem engen Cirkel seiner „nur gedachten Emilia Galotti" und näherte sich den freieren Kreisen des „Nathan". Beide Männer würden sich bei aller Verschiedenheit der Naturen und Interessen doch künstlerisch und menschlich gefunden haben. Ja, es währt nicht lange, so steht Goethe den letzten und größten Ausläufern des Geniedramas noch erzürnter gegenüber, als Lessing seinem maßlosen „Götz". Schillers ungeheure Würfe waren ihm verhaßt, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen bestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte".

Eigenthümlich steht es um Lessings Verhältnis zu den „Leiden des jungen Werthers". Er war ein starker, verstandesklarer Mann, als

durch die Jugend jene fieberhafte Erregung ansteckend lief, welche Goethe in seinem Roman wie einen Krankheitsstoff und doch so künstlerisch ausschied. Lessing, der Erfinder des Wortes „empfindsam“, wußte wenig von der Sache. Die Überherrschaft des ausschweifenden Gefühls verdroß ihn. Sein Ideal hieß Thätigkeit, nicht Schwärmerei, und er war, so wie er einmal höchst bezeichnend von der „unterrichtenden und gefühlvollen Stunde“ durch Jacobis „Woldemar“ spricht, während der Lectüre der Goetheschen Gefühlspoesie einer unbefangenen Hingabe nicht fähig. Dennoch ist sein aesthetisches Urtheil sehr anerkennend, wie der oft citirte und oft misverstandene Brief an Eschenburg (26. Oct. 74) beweist: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch Andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können“. Diesem kurzen, ungewöhnlich beifälligen Proömium folgt Lessings Aber mit eingehenderer Begründung:

„Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß Der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wol, daß ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τὶ τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser.“

Zweierlei vergällte ihm die Freude. Erstens die Furcht vor einem

üblen Einfluß auf die Jugend, der Goethe selbst in falscher Nachgiebigkeit gegen die moralisirende Kritik zurief: Sei ein Mann und folge mir nicht nach! Es ist leicht Lessing zu erwidern, daß ein Poet nicht nur imponirende gesunde Männlichkeit darzustellen hat und daß die moderne Dichtung die Liebe nicht nach den Normen der Antike schildern wird. So stark aber springt Lessings antiromantische Lebensanschauung aus seiner Kritik heraus, daß kein Mensch dieses eigenthümliche Bekenntnis anders wünschen möchte. Er spricht unumwunden im Sinne der Marathonkämpfer und der perikleischen Griechen, denn einen Haimon sollte man ja nicht wider ihn ins Feld führen, als falle des Kreon Sohn wie ein Werther. Den Dichtern der classischen Zeit galt heftige Liebe als Krankheit, δυσέρως oder Misliebe, und wenn sie wie bei dem einreißenden Raffinement des Euripides die Frau heftig entbrennen ließen, so gaben sie dem Jüngling eine spröde Haltung. Antike Überzeugung und Goethe-Werthers krankes Herzchen — es waren getrennte Welten. Mit einem behaglichen Paradoxon schließt Lessing ab. Wir beklagen nicht, daß sein cynisches Capitelchen in dramatischer Form, „Werther der Bessere", in den ersten sehr unbedeutenden Anfängen stecken blieb und daß er die Gelegenheit dem Ideal der Empfindsamkeit das Ideal der vita activa entgegenzustellen erst später aufs würdigste ergriff. Nur im Vorbeigehen und ohne Goethe zu nennen stichelte er wol auf Werthers Mitleid mit den armen Würmchen, denen in dem ungeheuren Grab Natur jeder Menschenschritt den Tod bringe, und fragte in einer theologischen Schrift, ob man deshalb lieber sterben als sich bewegen solle, weil jede Bewegung im Physischen entwickle und zerstöre. Ein Gegner des Werther- und Siegwartfiebers, nahm er Goethes Dichtung an hervorragender Stelle seiner Pamphlete in Schutz gegen den geistlichen Fanatismus Goezes. „Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sondern auf dem Parnasse gebildet" spöttelt er bissig; hatte doch Goeze gezetert: „Schriften von der Art, wie die Leiden des jungen Werthers sind, können Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens werden." Kurz, er ging auch in der moralischen Beurtheilung des nun einmal von keiner Seite rein aesthetisch angesehenen Buches seinen eigenen Weg und widersprach nach links und rechts.

Zweitens beirrte seinen Genuß der Hinblick auf ein Modell

Werthers, den jungen Jerusalem, dem die größten Vertreter zweier Schriftstellerepochen so contrastirende litterarische Denkmäler errichtet haben, eines weithin glänzend und weltberühmt, das andere schmucklos und versteckt. Karl Wilhelm Jerusalem, Sohn des bekannten braunschweigischen Theologen, war im Sommer 1770 Assessor in Wolfenbüttel und während des an der dortigen Justizkanzlei verbrachten Jahres durch Vermittelung der Leibnizschen Philosophie rasch Lessings Freund geworden. Als nun alle Welt schrie: Goethes Roman ist die Geschichte des jungen Jerusalem, als die leidigen Berichtiger intime Privatverhältnisse auf .den Markt trugen, als Lessing selbst während der Lectüre des Romans, wie der Brief an Eschenburg lehrt, so irr an seinem Leibnizianer wurde, da zog er einige handschriftliche Aufsätze Jerusalems hervor, die von jenem Sommer her ihm und Eschenburg, dem Correspondenten des Wetzlarer Secretärs, verblieben waren, betrachtete darin seinen Jerusalem und fand wieder, „daß sie viel Gutes enthalten". Jerusalem hatte sie im Verkehr mit Lessing, angeregt durch das Studium des Mendelssohnschen „Phaedon", geschrieben als ein Bekenntnis seines Determinismus. Den Leuten, die Jerusalem und Werther identificirten, dem Dichter, der den Anlaß dazu gegeben, wollte Lessing durch diese Papiere den wahren Jerusalem als einen ernsten Denker und Sprößling der Aufklärungszeit vor Augen stellen und sagen: ich kannte ihn besser, denn einen Werther hätte ich im Leben verachtet. Er hatte ihn aber nur halb gekannt; noch einseitiger freilich Goethe, mehr aus fremden Schilderungen als aus flüchtigen Begegnungen. Jerusalem war in „Seccopolis" Wetzlar menschenscheu, verbittert und durch eine grillige Liebe gequält. Er ging den Studentenspäßen der Rittertafel aus dem Weg und hielt Goethe für einen geckenhaften Journalisten. Hochmüthig und von scharfer Zunge, schnöd aburtheilend und lau anerkennend, sprach der unjugendliche Jüngling seine unerquicklichen Ansichten über die Narretheien der reimenden „Genies" zu Wetzlar aus, strich einsam umher und klagte in Briefen nach Braunschweig sehr sarkastisch über seine unselige Stellung und die Tagesarbeit für die Ratten des Archivs. Er war kein Schwärmer, sondern unter dem Druck vorhandener und eingebildeter Leiden wurde er aus einem kühlen Partner philosophischer Gespräche ein selbstquälerischer Hypochonder, verzweifelnd an der Philosophie, die seine Fragen

nicht löste, an dem Leben und den Menschen, die ihn ärgerten, an der Liebe, die seiner zerrissenen Stimmung Gift statt Balsam bot. Lange hatte er über den Selbstmord disputirt, bevor er ihn ausführte. Eine Apologie des Selbstmordes war sein letztes Schreiben. „Emilia Galotti", wie der Roman wahrheitsgetreu erzählt, lag auf seinem Tisch.

Als Lessing nach den Worten der Elise Reimarus „größtentheils Goethen zum Trotze sich verbunden geachtet, Jerusalems echte Geistesgestalt in seinen philosophischen Abhandlungen vorzulegen" — wir meinen unmittelbar nach der Lectüre des „Werther" — hatte ihm die Erinnerung den Todten verklärt. Es ist nicht allein aus äußeren Gründen abzuleiten, daß die schon in den Meßkatalogen des Frühjahres 1775 angekündigte Herausgabe erst Ostern 1776 erfolgte. Die kluge Elise hatte ganz Recht: das Urtheil der Menge werde nur noch mehr verwirrt, „insofern Jerusalem immer erschossen bleibt." Lessings Briefe zeigen, daß ihm das Feld immer unbequemer wurde und er schließlich einen anständigen Rückzug nehmen wollte. Seine Publication blieb allerdings einzig und allein eine Antwort auf den „Werther", aber als Ergänzung, nicht zur Abwehr. Was Weiße von Lessing gehört zu haben vorgiebt, daß dieser Goethen in einer Vorrede derb die Wahrheit sagen wolle, trifft gar nicht zu; auch hielt Lessing, als er diese Vorrede und den für seine eigene Philosophie so bedeutsamen Epilog schrieb, weder den wahren jungen Jerusalem schlechtweg für einen kalten Philosophen, noch den poetisirten Jerusalem Goethes schlechtweg für einen empfindsamen Narren. Die Annahme wird nicht zu gewagt sein, daß Lessing aus manchen Berichten sowie aus den Wetzlarer Briefen eine objective Krankheitsgeschichte gewonnen hatte. Nun erklärt er schön von der Doppelnatur oder richtiger von den verschiedenen Spiegelungen dieser Natur, der er zuviel Kühle und Goethe — immer nach damaliger Ansicht des Romans — zuviel Wärme gegeben:

Was ihm den Freund in Jahr und Tag so werth machte, „war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte." Lessing will den übrigen Freunden alles glauben, was sie von Jerusalem erzählen; „aber warum wollen einige von ihnen

mir nicht glauben? daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höheren Kräfte beschäftiget war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten." Nicht um den Jerusalem-Werther zu verläugnen, sondern ausdrücklich um „sein Bild völlig zu ründen", legte er einem kleineren Leserkreise diese scharfsinnigen, planen Aufsätze vor, worin Jerusalem einmal sagt: der von den Leidenschaften hingerissene Mensch werde sich nicht strafwürdig finden, aber er werde sich verachten. Und nicht bloß gegen den angekränkelten Kunstenthusiasmus Werthers, der in den Regeln die Zerstörung jedes wahren Naturgefühls und Ausdruckes sah, sondern gegen die gesammte Genieaesthetik richtet sich in der Vorrede der unantastbare Protest des Hamburger Dramaturgen und des Wolfenbüttler Dramatikers:

„Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahiret, schien ihm eine sehr misliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt sein wollen; da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wol anhören kann. Wer läugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler: aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen."

Beilage. „Emilia Galotti" und Bandello.

Das Manuscript zu vorstehendem Capitel war längst in die Druckerei gewandert, als mich ein litterarisches Gespräch mit B. Litz-

mann antrieb die Novelle des Matteo Bandello, welche zuerst 1554 erschienen und auch eine wichtige Fundgrube für Shakespeare geworden sind, auf ihre etwaigen Beziehungen zur „Emilia Galotti“ hin durchzugehen. Ich zweifle nunmehr nicht daran, daß Lessing einer Novelle des Italieners gleich bei der ersten Modernisirung der „Virginia“ zahlreiche Motive seiner neu gestalteten italienischen Fabel und daß er einer andern in eben so freier Weise Töne für die berühmte Tirade der Orsina abgelauscht hat. Die Nummer 2,37 ergiebt mit ihrem ersten Wort Galottis Vornamen Odoardo, der natürlich nicht von dem komischen Alten der Wiener Posse geborgt sein kann. König Odoardo III. von England verliebt sich auf einem Feldzug in die schöne und keusche Gräfin Alix, die bald darauf nach dem Tod ihres Gatten das väterliche Haus zu London bezieht. Seine Leidenschaft wächst. Er weiht einen Kammerdiener — wie Hettore seinen Kammerherrn — ein, beobachtet mit ihm alle Schritte der Gräfin, folgt ihr bis in die Kirche wie Lessings Prinz, und sie, die immer den „leidigen Ton seiner Seufzer im Ohr hatte“, wagt es kaum mehr auszugehen. Gegen den Rath des Dieners beschließt Odoardo den Vater der Alix, Graf Ricciardo von Warwick, für sich zu gewinnen, einen „Mann von sehr tapferer Art und in der Kriegskunst berühmt“. Er ruft ihn zu sich und überschüttet ihn mit langathmigen, leidenschaftlichen, zugleich respectvollen Reden, bis er endlich als das Ziel seiner glühenden Wünsche bezeichnet: la vostra Alix. Der Graf soll auf ein mit des Königs Unterschrift versehenes Blatt jede Forderung setzen, die ihm beliebt. Entrüstet über eine so disonesta domanda, läßt sich Ricciardo nach weiteren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen dennoch dazu herbei, der Tochter Odoardos Begehr kund zu thun und gegen sein Herz ein Opfer ihrer Tugend zu verlangen. Sie aber — und man hört die Emilia des letzten Actes — antwortet: Ditemi, padre, che onore sarebbe il vostro, se io cosa meno che onesta operassi, quando per la città o a corte ve n'andate, che ovunque vi occorresse passare, udiste dal volgo dire: ecco il padre della tale, ecco chi per aver venduto la figliuola di grado e ricchezze è cresciuto. Der Vater, der in unserer Novelle eine recht schwankende Figur spielt, freut sich dieser Gesinnung, meldet dem König, er habe Alix bitten, nicht zwingen können, und verläßt mit seinen Söhnen

die Stadt, in welcher so Mutter und Tochter allein zurückbleiben. Der König verzehrt sich in fiebernder Aufregung. Er besitzt eine Villa an der Themse; der Weg dahin führt am Hause der Alix vorbei, die sich aber stets verbirgt, wenn Odoardo passirt. Ganz England schilt ihre Sprödigkeit. Einige Herren stecken sich hinter die Mutter, auf die es doch — man denke an Marinellis Worte über die „Schwiegermama eines Fürsten" — einigen Eindruck macht: se la figliuola diveniva del Re amica, che ella sarebbe la prima donna e baronessa dell' isola. Sie redet vergebens der Tochter zu. Odoardo spricht mit jedermann nur von seiner Leidenschaft. Seine Umgebung — cortegiani, adulatori, ed uomini di poco giudizio e pessima natura — hetzen gegen die gräfliche Familie. Die Mehrheit räth ihm Alix zu rauben; andere empfehlen eine minder gewaltsame Entführung. So schickt der König seinen Kammerdiener zur Gräfin Mutter, wie Lessings Kammerherr das Haus Galotti aufsucht. Der Vertraute hält eine höfliche, aber in Drohungen auslaufende Rede. Die Mutter verspricht unter Thränen, auf Alix einzuwirken. Ein Starrkrampf unterbricht ihre langen vorwurfsvollen Mahnungen in dem Gemach der Alix, die sich endlich gelassen bereit erklärt ihr zum König zu folgen. So fahren sie im Boot nach jenem Lustschloß. Freudig überrascht empfängt sie der Kammerdiener und geleitet sie in den Garten, wo der traurige König, in Gedanken der Alix Bild umfangend, sitzt und bei ihrem Anblick im Paradies zu weilen glaubt, während Alix die Hölle fühlt. Odoardo führt sie an der Hand in die Gemächer und dann von der Mutter und den Zofen hinweg in ein Zimmerchen, dessen Ausgang er abschließt. Nun aber richtet sie eine sehr eindringliche Ansprache an ihn: er soll ihr die Erfüllung einer Bitte zuschwören. Er thuts. Sie dankt ihm knieend, zieht ein Messer aus dem Gewand und stellt in einer großen Rede gegen seine Wollust die Alternative: Schonung oder Selbstmord. Was folgt, hat gar nichts mit Lessing gemein: Odoardo bittet Alix bewundernd um einen keuschen Kuß, öffnet die Thür, ruft auch die ersten Würdenträger herbei und kündigt seine Vermählung mit der keuschen Schönen an.

Bandello 1,42: Im spanischen Valenza verläßt der vornehme Didaco Centiglia seine Geliebte Violante, ein schönes Mädchen niedriger Herkunft, das er (molto eloquente e bel parlatore) auf

keine Weise als durch eine heilige Eheschließung hat gewinnen können. Diese Heirat blieb auf seinen Wunsch vorderhand geheim. Nach einem Jahr wendet er sich, sei es aus Scham über Violantes Rang, sei es aus Übersättigung, einem Fräulein aus einem der ersten Geschlechter zu. Violante überläßt sich einer maßlosen Verzweiflung, bis sie mit ihrer treuen Amme einen furchtbaren Racheplan schmiedet und den Treulosen bald nach seiner neuen Hochzeit nachts scheinbar liebevoll herbeilockt, ihn im Schlaf fesselt und unter furchtbaren Ausbrüchen eifersüchtiger Wuth, unter leidenschaftlichen Apostrophen an die Zunge, die Finger u. s. w. Glied für Glied verstümmelt. Man höre eine Probe dieser zärtlich-grausen Beredsamkeit: io non so, occhi ladri, che degli occhi miei siete qualche tempo stati tiranni, ciò che di voi mi dica. Voi mi mostrate, quando io vi mirava, una infinita pietà, un immenso amore, un ardentissimo desiderio di sempre compiacermi. Ove son quelle false lagrimette che per amor mio mi deste ad intendere che avevate sparse? Quante fiate vi sforzaste voi a farmi credere che altra beltà che la mia non miravate, che altra leggiadria non era possibile a vedere, che a par della mia fosse, e che in me, come nello specchio d'ogni gentilezza, d'ogni bel costume, e di quanta mai grazia fu in donna, vi specchiavate? Si oscuri questo falso lume. Und nun: questo dicendo, tutti due gli occhi gli accecò, acciò che mai più non veggia la luce del sole. Nè di questo contenta, poichè qualche altra parte del corpo, che per onestà mi taccio, gli recise, e quasi per ogni membro dell' infelicissimo cavaliere ebbe i suoi taglienti ferri adoperati, al cuore si rivolse. Das falsche Herz! Und aus ihrer Wuth spricht doch immer noch die alte, so schmählich betrogene Liebe. Endlich bohrt sie drei Mal das blutige Messer bis ans Heft mitten in sein Herz. Diese „tragische Geschichte" des Bandello mag zusammen mit Motiven der alten „Bakchai" Orsinas schaudervolle Vision von der Zerfleischung des Verräthers inspirirt haben.

Drittes Buch.

Wolfenbüttel.

I. Capitel. Der Bibliothekar. Frau Eva.

„Freilich ist der Schauplatz für einen solchen ἐπιδεικτην zu klein und zu enge.“
Reiske, Mai 1772.

„Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“
31 XII 1777.

In den Tagen, da sich Lessing nach langem Hinziehen endlich zur Vereinigung mit seiner „verlobten Braut“, der altberühmten Bibliotheca Guelferbytana, anschickte, schrieb der liebenswürdige Schöpfer dieses Bundes, Ebert, an einen gemeinsamen Freund: „Welch eine Freude es für mich sein müsse, daß Herr Lessing zu uns kömmt, das können Sie sich leicht vorstellen. Und es muß mir um so viel angenehmer sein, da ich mir vielleicht schmeicheln darf, daß ich etwas dazu beigetragen habe. Schon seit einigen Jahren hatte ich es mir zur Pflicht gemacht, unsern vortrefflichen Erbprinzen, wie mit andern verdienten Männern und großen Genien unter unsern Landsleuten, so auch vornehmlich mit L. in Bekanntschaft zu bringen. Er wünschte ihn immer persönlich kennen zu lernen, um ihn in unser Land zu ziehen. Aber dazu konnte ich ihm keine Hoffnung machen, weil ich wußte, wie sehr sich L. vor allen Fesseln und allem, was einem Amte ähnlich sah, scheute. Das einzige Amt, was sich noch für ihn zu schicken schien, und wovon ich glaubte, daß er es auch nicht ausschlagen werde, war ein Bibliothekariat. Ich wünschte also, daß das in Wolfenbüttel ledig sein möchte. Ich äußerte meinen Wunsch auch ein paar Mal gegen ihn selbst, wenn ich ihn in Hamburg besuchte;

und ich merkte wol, daß es ihm nicht ganz zuwider sein würde, wenn er erfüllt werden könnte."

Nun war der Wunsch erfüllt. Lessing sah die Verwaltung und Verwerthung von Bücherschätzen in seine Hand gegeben, deren außerordentliche Reize schon der unstete Reisende vor vierzehn Jahren empfunden hatte. Nach kurzem Aufenthalt zu Braunschweig traf Lessing am 4. Mai 1770 in Wolfenbüttel ein, und am 7. übergab ihm im Beisein des von der Leitung zurücktretenden Klosterrathes Hugo und des Personals einer der vornehmsten und tüchtigsten Beamten Braunschweigs das neue Amt. Mit ernster Bewegung mag Lessing Erbhuldigung und Diensteid geleistet haben, als er, schon im zweiundvierzigsten Lebensjahre stehend, so zum ersten Male seine Kraft einem Staate verschrieb. Aber er sah sich mit Vollmachten ausgestattet, die rein persönliche Auszeichnungen waren. Die Vacanz war eigens für ihn geschaffen worden durch eine Liberalität des Erbprinzen, deren Fülle der Empfänger dankbar, fast überschwänglich anerkannte. Das Ausmaß der Amtsgeschäfte sollte lediglich ihm überlassen bleiben. Es war der ausgesprochene Wille seines hohen Gönners, daß Lessing mehr die Bibliothek, als daß die Bibliothek Lessingen nutzen sollte, aber das Eine mußte aus dem Andern folgen. Lessing fand die Stelle wie von jeher für sich geschaffen. Auch schienen ihm die äußeren Bedingungen seiner neuen Existenz vollauf zu genügen: das für damalige Verhältnisse recht ansehnliche, ihm schon seit dem Januar zufließende Jahreseinkommen betrug anfangs 600 Thaler, nicht gerechnet die freie Wohnung und andere Vergünstigungen. Seine ersten Briefe athmen eitel Zufriedenheit. In Wolfenbüttel stille Zwiesprach mit raren Büchern und neuzuentdeckenden Handschriften; im nahen Braunschweig ein reger, Geist und Gemüth erfrischender Verkehr mit trefflichen Männern — beides zusammen sollte wol die unabweislichen Bedürfnisse stillen, welche Lessing zwischen Büchern und Menschen allzeit gefühlt hatte. Wenn er von einem heiteren Symposion heimfuhr oder ein frischer Fund ihm geglückt war, hoffte er trotz dem Gegensatz seines gewöhnlichen neuen Stilllebens zu der Bewegung des Hamburger Kreises in Wolfenbüttel recht glücklich zu werden. Still war es allerdings in dem heruntergekommenen, weltfremden, wie ausgestorbenen Städtchen an der Oker, sehr still, und schmal und öde war die Bahn,

die er alltäglich mit einer sein Naturell bald empörenden Regelmäßigkeit zu beschreiben hatte: vom Schloß in die Bibliothek, von der Bibliothek ins Schloß, das „verwünschte", „große verlassene Schloß", wo er „ganz allein" eine weitläufige unwirthliche Zimmerflucht oben im dritten Stockwerk bewohnte. Ein breiter Wassergraben trennte die frostige Behausung vollends von der ganzen übrigen Welt. Vor dieser Scheide zopfige allegorische Figuren aus gemeinem Sandstein, aber keine Menschen. Gras aufsprießend zwischen den Steinen des großen Platzes, dessen linke Seite eben das Schloß einnimmt; zur rechten erhebt sich das stattliche Zeughaus, während rückwärts Bibliothek und Nebenhäuser den Abschluß bilden und in anderer Richtung, aber entfernter, die hohe barocke Schloßkirche Lessings Blick anzog, wenn er aus seiner „Burg" auslugte. Er sah die Denkmäler entschwundener Zeiten, wo Stadt und Veste Wolfenbüttel der sichere und zugleich glänzende Herrschersitz des stolzen Welfenzweiges gewesen war, ein Bollwerk gegen die freie Reformation der braunschweigischen Nachbarn, ein Schauplatz edler und niedriger Fürstenlust. Seitdem der regierende Herzog Karl 1754 mit dem Hofe für immer in das kräftig emporgediehene Braunschweig verzogen und die wolhabenderen Einwohner Wolfenbüttels fast ausnahmslos der scheidenden Sonne gefolgt waren, stand in diesem friedhofstillen Aufenthalt von Ackerbürgern und etlichen Beamten die große Architektur der Vorzeit wie verloren und vergessen, und Lessings verwünschtes Schloß mochte den einsamen Bewohner leicht wie ein verwunschenes anmuthen. In einsamen Nächten stiegen träumerische Sterne der Erinnerung auf und lockten rückwärts in die Hallen der Vergangenheit; aber auch wer am hellen Tage dem alten vielgeprüften Bau seine Geschichte abfragte, erfuhr von den Steinen bunte Episoden aus dem Leben eines durch Fehler und Vorzüge hervorstechenden Fürstenhauses.

Hier hatte Heinrich, Luthers vielgeschmähter „Hanswurst", den die evangelischen Widersacher nah und fern den „argen Heinze" oder den höllischen „Lycaon" schalten, im starren, gewaltthätigen Welfentrotz seinem Kaiser die Treue und der protestantischen Revolution Braunschweigs ungestüm Widerpart gehalten. Hier, wo nun Lessing philosophirte, war vielleicht auch der flüchtige Pantheist Giordano Bruno, dessen Weltanschauung eben 1770 Goethe jugendlich begeistert ahnte,

aus seinem Asyl Helmstedt zur Danksagung erschienen, und hier, wo nun kein Gelage mehr lärmte, hatte sich der fahrende Zecher Hans von Schweinichen einen derben Rausch getrunken ohne damit das Decorum der groben Zeit zu verletzen. Das heiße Blut der Welfen war hier in manchen unvergessenen Liebesabenteuern aufgelodert. Ihrer Freude am Glanz verdankte Wolfenbüttel schon seit den letzten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts seine baulichen Zierden. Heinrich Julius, der Freund des stillen kaiserlichen Sternsehers zu Prag, zeigte sich allen Künsten hold: in Braunschweig kann man ein von ihm dilettantisch gepinseltes Landschäftchen betrachten; er besoldete, mit dem Hessen wetteifernd, die vorzüglichste englische Wandertruppe und ließ, geschult an ihrer lustigen und grausigen Art, an der niedersächsischen Komödie und an den lateinischen Dramen des keck profanen Nicodemus Frischlin, der kurze Zeit dem Braunschweiger Martineum als Rector vorstand, seine keuschen Frauen und grotesken Maulhelden, seine tragikomischen Ehehändel, Lügenpossen und blutigen Trauerspiele über die Bretter gehen, den ausgesponnenen hochdeutschen Dialog gern durch plattdeutsche und andre mundartliche Einlagen würzend. Dann fand in den auch für Braunschweig und Wolfenbüttel verhängnißvollen Nöthen des großen Krieges die Sorge um vaterländisches Wesen und um die Reinheit der uralten Heldensprache an allen mitteldeutschen Höfen eine Stätte. Ferdinand Albrecht trat der fruchtbringenden Gesellschaft bei. Herzog August war der gelehrteste Regent Europas. Aber der fürstliche Schüler des gelehrten Sprachmeisters Schottel warf sich in eine andere übermächtige Zeitströmung. Das Pariser Alamode überflutete ein höfisches Gebiet, dessen Herrscher stets auf eine prunkende selbstbewußte Repräsentation großen Werth gelegt und ihre Begierden selten gezügelt hatten. Anton Ulrich promenirte als räthselnder Dichter vaster Romane, die gleich seinen geistlichen Liedern lange beliebt blieben, auf schäferlichen und pseudohistorischen Pfaden, indem er die Phantasie seines Publicums durch eine wirre Handlungsfülle sättigte und von zart ausgemalten christlichen Leiden zu überladenen Ohrenschmäusen und blendenden Augenweiden fortsprang. Geschworener Liebhaber des französischen Hof- und Kunststiles, setzte dieser reichbegabte Fürst verschwenderisch Fest auf Fest in Scene, gründete eine wälsche Oper und schuf, ein Louis XIV. in Miniatur, aus dem Landsitz Salzdahlum ein

kleines deutsches Versailles, dem weder steife Gartenanlagen mit Springbrunnen und steinernen Allegorien noch werthvolle Gemälde und eine niedliche Bühne fehlten. Braunschweig erhielt ein großes Theater, und in Wolfenbüttel wanderte die Bibliothek aus einem unwürdigen Stall in einen prachtvollen Neubau. Es war eine üppige Zeit in und um Wolfenbüttel. Auch die Schüler des Martineums mußten in halbdramatischen schwülstigen Huldigungen für die herzogliche Familie dem Geschmack des hohen Herren opfern, dessen souveräner Eigenwille den echten Welfen zeigte. Er entfrembete sich als Katholik dem schwer erkämpften Protestantismus seines Landes und vergiftete die blühende Jugend einer braunschweigischen Prinzessin durch jesuitische Seelenfolterung um seinem Hause den Glanz einer kaiserlichen Mariage zu gewinnen. Aus dieser Ehe ging Maria Theresia hervor, und so waren Lessings Herren mit den führenden Regentengeschlechtern Deutschlands eng verwandt. Auch ein trauriges Stück Kirchengeschichte hatte sich damals im Wolfenbüttler Schloß abgespielt, interessant genug für den neuen forschenden und reformlustigen Bewohner, hier einer kurzen Erwähnung wol werth. Im siebzehnten Jahrhundert war die Landesuniversität Helmstedt durch Georg Calixt und seinen Anhang ein Hort edler Unionsbestrebungen gegen das herrische Lutherthum gewesen und als bestgehaßte deutsche Hochschule von ihrer Regierung gegen die wüthenden Calov beschützt worden, die heimlich und offen wider solchen Kryptokatholicismus und -calvinismus zeterten. Calixt wollte nicht, daß eine habernde Theologie die Gemeinschaft der Kirche zerreiße und ihr vor Muhammedanern und Juden die Schmach des Unfriedens auflade, sondern daß der uralten ersten apostolischen Kirche aus ihren Symbolen erhellender Consens gewahrt werde, daß man die Mishelligkeiten der religiösen Spaltung durch Nachgiebigkeit in allen Nebendingen thunlichst mildere und durch gute Gedanken, Worte und Werke nach dem Himmelreich trachte. Dieser milde Synkretismus, mit dem Lessing schon zu Wittenberg bei der knappen Rettung des Ineptus religiosus zu schaffen gehabt, war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einer feigen, dehnbaren, rabulistischen Theologie gewichen, die ohne jesuitische Feinheit auf Befehl dies oder jenes bewies und ihr Mäntelchen nach dem Hofwind hängte. Auch diese Zeiten, wo in Lessings Burg unentwegte Lutheraner den landesherrlichen Zumuthungen

tapfer widerstanden und gefügigere Priester diesen Wünschen gegenüber alles Protestiren verlernt hatten, waren vorbei. Am Hofe waltete moderne Bildung, die Geistlichkeit bekannte sich zur altersschwachen Orthodoxie oder zu einer maßvoll vermittelnden Aufklärung, die Universität Helmstedt hatte überhaupt ihre Rolle ausgespielt. Kein hervorragender Mann lockte Lessing hinüber; er hat weder diesen sinkenden Bildungsort noch das verödete Lustschloß Salzdahlum, wohin doch Goethen ein Everdingen zog, von Wolfenbüttel aus aufgesucht.

Es stand in der Macht des Herzogshauses durch Verlegung der Hochschule in das mit gelehrten Schätzen so reich versehene Wolfenbüttel aus der alten und der neuen Residenz einen Complex zu schaffen, der guten Stadt Weimar-Jena vergleichbar. Man hatte eine andere Gründung für das geistige Leben des in seinem Unterrichtswesen wolverwalteten Landes vorgezogen. So hauste denn Lessing als der einzige Gelehrte in Wolfenbüttel. Auch ein philosophischer Geist wie der junge Assessor Jerusalem war nur ein seltener und flüchtiger Gast. „Ich komme hier zu keinem Menschen und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe", meldete Lessing nach einem Jahre von seinem einförmigen Leben. Die Honoratioren Wolfenbüttels konnten ihm nichts geben, wie ehrenvoll sie den berühmten neuen Bibliothekar auch empfingen. Da schrieb in der ersten Woche der Lessingschen Amtsführung ein Hofrath bei der Justizkanzlei, E. D. von Liebhaber, unmittelbar nach dem Antrittsbesuch Lessings, der ihm einen Brief zu überbringen hatte, reizvoll naive Worte in sein Tagebuch: „Die Hamburgischen Verhältnisse scheint dieser sehr genau zu kennen. Er hat für die dasige Komödie früher etwas geschrieben, sprach aber sehr verächtlich davon, als ich die Rede darauf brachte. In Braunschweig scheint man sich große Dinge von ihm zu versprechen. Eberts Lob überschreitet alles Maß. Eschenburg war zurückhaltender. Ein tüchtiger Gelehrter wird Lessing sein; ansehen kann man es ihm freilich nicht; aber ob er wol Hugo ersetzen kann? — Was machte er doch für einen Eindruck auf mich? Wie soll ich sagen? Er entschuldigte sich höflich, daß er den Brief nicht schon vor ein paar Tagen abgegeben habe. Ein Gelehrter gewöhnlichen Schlages ist er nicht; das habe ich weg. Er hat überhaupt etwas Ungewöhnliches an sich, etwas Festes. Ich sähe ihn lieber in einer Uniform als in der Bibliothek. Ob der wol

lange hier bleibt? Ein vorzüglicher Mensch im Umgange scheint er zu sein? Ob er am Hofe verkehren wird? Vielleicht mit dem Erbprinzen." Später kann Herr von Liebhaber notiren, wie freundlich und heiter der einsame Junggesell, wenn er zu Besuch kam, mit den Kleinen spielte, ihnen Papierfiguren ausschnittt oder mit ungeübten Fingern ein Stückchen auf dem Clavier zum Besten gab, oder wie Lessing das eine Bübchen in der Bibliothek herumführte und dem staunenden Kinde, das gar nicht fassen konnte, wie Ein Mensch so viele Bücher besitzen könne, gewaltige Folianten und zierliche Proben mönchischer Initialkunst zeigte. Und weiter meldet unsere erst neulich erschlossene Quelle aus dem Sommer 1770: „Heute traf ich Lessingen auf dem Weghause. Wir waren einige Stunden beisammen. Ist das ein Mann! Ich bewundere nicht so sehr die Tiefe seines Wissens, wie die Klarheit, mit der er sich mitzutheilen weiß. Das wäre ein Theologus geworden! Je eindringlicher und überzeugender er redet, desto tiefer sinkt seine Stimme herab, fast bis zum Flüstern. Er will eine Geschichte Luthers und der Reformation schreiben, sobald er nur Zeit dazu gewinnen kann. Ich gläube, in der Bibliothek steckt dazu so Manches und Herr Lessing scheint unermüdlich zu sein. Dieser Mann besitzt einen hocherleuchteten Geist und eine antike Seele." Unschätzbar ist diese klare Spiegelung der in Wolfenbüttel aufgehenden Größe durch einen wackeren, urtheilsfähigen Mann, der zunächst vergeblich nach einer Formel für diese incommensurable Erscheinung sucht und dem kleinstädtischen Beamtengeist durch die Vergleichung mit dem schwer zu ersetzenden Hugo ein Opfer bringt, aber die großen Züge seines Gastes scharf faßt, allmählich auch die harmlose, kindliche Güte liebgewinnt und nach einem weiteren aufschlußreichen Gespräch doch die prägnante Formel für Lessings Geist und Gemüth trifft. Wir sehen Lessing verbindlich auftreten: es liegt etwas Siegendes in diesen Zügen und dieser feinen, zwanglosen Haltung, das nichts von Magisterthum und Bibliothekenstaub weiß und nicht sofort den deutschen Gelehrten ankündigt; er entfaltet das gewinnendste gesellige Benehmen, lehnt die Frage nach seinen dramaturgischen Schriften mit gewohnter Nachlässigkeit und Geringschätzung ab und versucht nichts weniger als durch gelehrte Anspielungen sich vor dem gegen eingeschobene Litteraten etwas mistrauischen Beamtenthum Wolfenbüttels für seinen Posten zu legitimiren.

Aber ein Zufall macht ihn reden von dem, was seinen rastlosen Geist bewegt, und man lauscht nicht nur dem klaren Meister des Wortes, sondern erkennt nun auch in dem sicheren Weltmann, der für ein militärisches Kleid geboren schien, den gelehrten kritischen Theologen, man bewundert sowol die Bildung als die Charakterstärke des unruhigen Genies, das so wenig Muße übrig hat und so große Pläne reif in sich trägt. Ob der wol lange hier bleibt? fragen die Wolfenbüttler bescheiden.

Lessings feurige Mittheilungen im Weghause, dem beliebten Stelldichein zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, flossen aus der frischen Freude an einer Sammlung, die für Theologie, Philologie und Geschichte dem kundigen Sucher reiche Ausbeute versprach und deren Druckwerke und Autographa der Reformationszeit sammt Cranachs durch kräftige Charakteristik ausgezeichnetem Lutherbilde dem schon zu lange solchen Gegenständen entfremdeten Jünger der Kirchengeschichte eine hohe Aufgabe vor Augen stellten, das alte Lieblingsthema seines greisen armen Vaters. Hoffnungsvoll nistete er sich ein in dem hohen, zwar gefährlichen und kalten, aber durch die weite, übersichtliche Anlage und den pomphaften Schmuck großartig wirkenden Holzbau der Anton-Ulrichschen Rotunde. „In der That" sagt O. v. Heinemann, der berufene Geschichtschreiber des Schlosses und der Bibliothek, „läßt die Idee des ganzen Baues nicht nur in Bezug auf Schönheit, sondern auch auf Zweckmäßigkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Der große schöne Mittelraum mit seinen imposanten Pfeilerstellungen, der in einer Länge von neunzig und in einer Breite von siebzig Fuß sein Licht von oben durch die Fenster der ihn krönenden Kuppel erhält, die denselben in zwei Stockwerken umschließenden Umgänge, welche eine bequeme und zweckentsprechende Aufstellung der Bücher ermöglichen, die acht Eckzimmer, welche, je vier in jedem Stock, zur Unterbringung einzelner gesonderter Theile der Bibliothek passenden Platz bieten, der würdige, ja großartig-stattliche Eindruck des Ganzen, alles dieses macht dem Geschmacke und dem praktischen Sinne des Baumeisters (Korb) alle Ehre." Und nun der Inhalt dieses trotz der Vergänglichkeit seines Materials so herrlichen Schatzhauses! Cimelia von unberechenbarem Werthe, Prachtstücke deutscher und romanischer Miniaturkunst, ein durch Alter und Umfang verblüffender Handschriftenbestand an Prosai-

kern und Poeten des Alterthums, gothischen Fragmenten und altdeutschen Werken, theologischen Tractaten, Chroniken, Correspondenzen, eine bis in die ersten Anfänge zurückreichende einzige Folge von Incunabeln der Buchdruckerkunst und, ohne Übertreibung, die umfassendste litterarische Illustration des gesammten Reformationszeitalters. Ehrfürchtig beschaut der Besucher die riesigen, mittelst einer Kurbel zu drehenden Katalogfolianten, in denen der hohe Stifter mit der Hingebung des echten Liebhabers Erwerb auf Erwerb eingezeichnet hat. Nachdem schon das sechzehnte Jahrhundert bedeutende Anfänge einer noch unbeständigen Wolfenbüttler „Liberey" gesehen hatte, ward im Januar 1644 während langsam verrauschender Kriegsstürme Herzog August durch den Transport seiner zahl- und werthreichen Druck- und Handschriftenbände der Gründer einer unvergänglichen neuen Bibliothek. Sein eigner Bibliothekar, weihte dieser vielseitig gelehrte Bibliophile was er nur an Zeit und Geld sparen konnte so unermüdet wie umsichtig den geliebten Büchern. Darum kann Lessing ihm nachrühmen: „Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, wie Augustus, in einer ununterbrochenen Reihe von nahe fünfzig Jahren beeiferte." Und er nennt weiter seinen Herren, Herzog Karl, den zweiten Gründer der Bibliothek, denn die stolzen und liebevollen Worte, womit Augusts Testament die wolgeordneten Früchte unglaublicher Arbeit und schweren Aufwandes als einen „unermeßlichen Schatz des ganzen Landes, auch Zierde unseres ganzen Hauses" den Nachfolgern auf ihr Gewissen anbefahl, wurden nie ganz in den Wind geschlagen, wenigstens durch glückliche Gelegenheitskäufe planlos geachtet und dann von Karl durch gewaltige Zuweisungen und Reformen rühmlich eingelöst. Für lächerliche Sümmchen Handschriftenstöcke, wie den des Flacius, den Weißenburger, den Gudischen zu gewinnen erlaubte freilich die vorgeschrittene Zeit nicht mehr, aber man kaufte den Nachlaß einzelner Gelehrten, und besonders was im Privatbesitz von Prinzen zerstreut und todtes Capital war, wurde nutzbar als Theil des großen Ganzen. Keine Bibliothek habe im achtzehnten Jahrhundert so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert als die Wolfenbüttler, schreibt Lessing, eigene „Beiträge" unternehmend, zur Freude des Herzogs, der seinem neuen Diener bald herz-

lich dafür danken kann, „daß Er es weder Fleiß noch an Bemühungen fehlen läßt, die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen.“

Zwischen dem erlauchten Bibliothekar August und Lessing hatten außer unthätigen Beamten und untüchtigen Kalmeusern auch emsige Gelehrte wie Burckhard, der Erforscher der Humanistenzeit, u. a. des Amtes in der Rotunde gewartet, einige Jahre hindurch, nicht bloß zum äußerlichen Glanze des Institutes, sogar Leibniz. Lessings unmittelbarer Vorgänger war mit seinem Berufe nicht enger verwachsen, hatte aber die in Wolfenbüttel fast immer bethätigte Liberalität aufrecht erhalten und nicht gleich anderen Hofbibliothekaren nur wie der Hund vor dem Heu gelegen. Nun übernahm der gefeiertste Litterat Deutschlands das Regiment, ein Bibliophile von Jugend auf, aber kein staubfressender Bücherwurm, ein Polyhistor, aber kein Zettel- und Notizensammler. Er brachte viele der vornehmsten Gaben mit, deren ein Bibliothekar höheren Ranges nicht entrathen darf, als eine sehr ausgebreitete Litteraturkunde, eine erstaunlich vielseitige Sachkenntnis, einen höchst findigen Spüreifer, ein schönes Pflichtgefühl gegen jeden würdigen Gesuchsteller, überhaupt Drang und Vermögen mit allen ihm anvertrauten Gütern zu wuchern. „Nur diejenigen sind mit den Schätzen, die sie unter ihrer Verwaltung haben, zurückhaltend und neidisch, die sie selbst nicht zu brauchen wissen“ hatte er früher einmal an einen gefälligen Custos geschrieben; jetzt ward ihm dieser Satz zur eigenen Losung. Er setzte einen Stolz darein durch Verlehnung und Auskünfte den Wolfenbüttler Reichthum zu verbreiten. Der Etat für die Neuanschaffungen war leider gering und wurde von Lessing wesentlich im theologischen Interesse aufgebracht; sein Nachfolger vermißt das frische Wasser im alten Wolfenbüttler Salzmeer, aber Lessing war mit dem Erbe der Vorzeit mehr als zufrieden. Er fand fast immer was er suchte und oft was er nicht suchte und sich nie da zu suchen hätte einfallen lassen. Dergestalt Entdecker und Finder, konnte er im eigenen und fremden Interesse alle Räume durchwühlen um sich irgend eine Gewißheit zu verschaffen, mit dem peinlichsten Fleiß Kataloge und Bücherreihen zur Controle einer verdächtigen bibliographischen Angabe mustern, jeden eingestaubten Schrein auf seinen Inhalt prüfen. Hübsch anschaulich erzählte er dann dem Leser seiner „Beiträge“, wie er zufällig ein ver-

kramtes Manuscript unter ausgemerzten Kupfern und Karten in einer abgesperrten Truhe, deren Schlüssel verloren war, nur dank der Neugier „einen längst beiseite gesetzten Kasten zu durchstankern" ausgegraben habe, oder er verkündigte mit lautem Selbstbewußtsein der litterarischen Welt: „Nicht Wien, sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bei uns muß ihn der Gelehrte suchen." In der Hitze begegnete es ihm wol, daß er dasselbe Manuscript, dessen Titel und Nummer er im Katalog vermißte, seinerseits ausführlich erörterte ohne die Lücke des Verzeichnisses auszufüllen. Er ordnete und bestimmte eine Fülle von Kupferstichen, die er nach Braunschweig ablieferte ohne eifersüchtig die Habe seiner Anstalt zu bewachen. Die alltäglichen Obliegenheiten des Bibliothekdienstes ermüdeten und langweilten ihn. Er überließ das dem Secretär v. Cichin, seinem zweideutigen Factotum, einem entlaufenen Mönch, und gab Pläne, welche jahrelange Arbeit erforderten, wie eine neue Aufstellung und Katalogisirung, nach kurzen Anläufen wieder auf, und was vielleicht seinen ausgezeichneten Vorgesetzten Herrn v. Praun im Interesse des Dienstes oder aus anderen Gründen eine banausische Dienerseele verdroß, wird ihm kein Schätzer der höheren Rechte und Pflichten eines Genies vorrücken. Er war nicht angestellt worden um alle von Hugo hinterlassene Unordnung aufzuarbeiten, sondern um besseres zu thun, und sein bloßer Name hätte der Bibliothek viel von dem Ruhme verliehen, den sein bibliothekarischer Verkehr mit Gelehrten und seine bibliothekarische Schriftstellerei ihr überall sicherten.

„Alles was in unserer Bibliothek ist, steht jedem zu Dienste, der es brauchen kann" erklärt Lessing. Mit einer Ausnahme ist er diesem Princip treu geblieben, so daß Heyne und Reiske seine Zuvorkommenheit nicht laut genug preisen konnten. Selbst auf die Vermittelung von Helmstedter Manuscripten erstreckte sich seine Gefälligkeit, die mit keiner mühsamen Nachforschung und Mittheilung kargte, zur Hilfe für gelehrte Collegen jede Schreibunlust überwand und auch den frommen Betrug nicht scheute etwa eine nur im Lande zu benutzende Handschrift außer Landes zu schicken, weil Gelehrte, die einander dienen wollen, alle in einem Lande leben. Die Briefe an Reiske besonders zeigen einen bei Lessings vielbeschäftigter Thätigkeit und Unruhe doppelt anzuerkennenden Diensteifer. Sein bibliothekarisches Druckwerk öffnete eine Art

Sprechsaal, worin Lessing Anfragen erschöpfend beantwortete, Probleme stellte und löste. Von vornherein berücksichtigte der Wolfenbüttler Schriftsteller vollauf die höchsten Gebote seines neuen Amtes: „Zudem" schreibt er nach seinem ersten Hermaion „zudem wollte ich mich gerne als einen solchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgiltig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch mich zu bedienen"; oder sagt öffentlich nach der Besprechung eines auf Orientalia bezüglichen und die Kenntnis des Türkischen fordernden Manuscriptes, er habe davon nur als Bibliothekar gehandelt, dem es erlaubt sei über Werke zu reden, die er nicht verstehe.

Niemand hat die aufgethürmten Sandhaufen todter Gelehrsamkeit mehr verachten dürfen als der wahrhaft gelehrte Lessing. Wie die Franzosen seit dem weisen Montaigne den savant und den sage, den plus savant und den mieux savant schieben, so bekennt Lessing: „Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Capital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener" und wieder „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt werden, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles wonach ich gestrebt habe, ist, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können." Diese hoheitvollen Sätze, welche das Werthverhältnis von einzelnen Kenntnissen und dem geistigen Bande der Erkenntnis bestimmen, muß sich gegenwärtig halten wer die in Hamburg begonnenen, für den bibliothekarischen Polyhistor so interessanten Collectaneen Lessings durchblättert. Sie können sonst leicht den Eindruck einer krausen und ziemlich altmodischen Vielwisserei hervorbringen, denn diese Lesefrüchte — „Gelehrte Kretze" wollte Lessing einmal eine Miscellensammlung nennen — bieten außer massenhaften antiquarischen und philologischen Beobachtungen und Vermuthungen die buntesten Notizen zur europäischen Gelehrtengeschichte, neben Excerpten aus Winckelmann die fast parodistische Frage, ob Diogenes in einem irdenen oder in einem hölzernen Fasse gewohnt habe, neben litterarischen und politischen Adversarien Curiosa über Flugmaschinen und Alchymie, über das Küssen, Niesen, Riechen, über Tabackrauchen und Syphilis, über Physiognomik und Geburtshilfe,

über wunderbar organisirte Menschen; kurz, unser „gelehrter Landstörzer“ pflückt jedes Gräschen auf seinem staubigen Wege. Man erkennt noch immer den Verbesserer des Jöcher, den Schüler Bayles. Aber Lessing, interessirt für dergleichen Sammelsuria, überschätzt ihren Werth an sich nicht, er treibt eine von unfruchtbaren und paradoxen Auswüchsen nicht freie Mikrologie nur um überall festen Boden für größere Arbeit unter seinen Füßen zu haben und schüttet nicht ohne Wahl Stroh und Körner von dieser Ährenlese vor der Welt aus, sondern hegt und prüft die Ernte im Stillen, immer durchdrungen von jenem Unterschied zwischen dem mechanischen Lernen und dem eigenen, freien Forschen. In diesem Sinne stellte er mit der Charakteristik des wahren Gelehrten Reimarus sein Ideal auf: „Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten“. In diesem Sinne durchstreifte Lessing das reiche Wolfenbüttler Revier, wo er bald seinem scharf umherspähenden Auge, bald dem glücklichen Zufall Fünde dankte, denen seine bibliothekarische Polyhistorie ihrem Werthe gemäß die rechte Fassung gab. Er wollte nach der „Emilia Galotti“ „etwas gescheiters“ thun, d. h. er wollte zeigen, daß er der Mann sei die Guelferbytana zu nutzen. Die Haupturkunde dafür sind die sechs von 1773 bis über Lessings Tod hinaus erschienenen „Beiträge“: „Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.“

Voraus ging gleich im ersten Jahre als hochbedeutendes theologisches Hermaion die Untersuchung über Berengars verloren geglaubten Tractat vom Abendmahl, der wie alle theologischen und philosophischen Beiträge einer späteren zusammenfassenden Betrachtung vorbehalten bleibt. Alle diese Stücke vom Berengar an sind mit feinster strategischer Berechnung ausgerüstet und ausgeschickt worden: der alte scholastische Aufklärer und Leibniz, ein der „Rettung“ werth geachteter Irrgänger des siebzehnten Jahrhunderts und ein zum Sturmbock erkorener Radicaler des achtzehnten reichen einander planvoll in diesen Lessingschen Schriften die Hand, die übrigens manches Lose und Geringfügige enthalten. Aber auch das Kleinste kann die wissenschaftliche Überlieferung dankenswerth ründen, und wenn Lessing den Philologen

Ergänzungen der Anthologie oder mit scharfsinniger Kritik der Verfasserschaft das Gedicht eines Byzantiners auf die pythischen Bäder oder gar Nachträge zu einem astrologischen Machwerk des fünfzehnten Jahrhunderts mit ein paar geistreichen culturgeschichtlichen Aperçus auftischte, gab er allen hochnäsigen Feinschmeckern folgendes zu bedenken („Ergänzungen des Julius Firmicus"): „Was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz, als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muß sie so genau, so zuverlässig wissen können, als möglich, oder es wäre ebenso gut, daß sie jenes gar nicht hätte und dieses gar nicht wüßte. Nach dieser Regel wünschte ich die einzelnen Aufsätze in meinem Beitrage geschätzt zu wissen und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wol haben können, ohne daß er sofort und Allen in die Augen fällt: noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet."

Mehrere Fünde zogen Lessing auf das lange gemiedene Feld der Geschichte. 1628 hatte der Orientalist W. Schickard zu Tübingen eine ottomanische Genealogie in Druck gegeben, welche sich auf ein riesiges türkisches Stammregister stützte, das ein Ulmer Rathsherr, Veit Marchtaler, vor Jahren bei der Plünderung einer Moschee als Beute fortgerafft hatte. Dieser Schickard-Marchtalersche „Tarich Beni Adam", durch Herzog August von dem Sohne des schwäbischen Kriegsmannes angekauft, wurde von Lessing aus einer alten Kiste ans Licht gezogen, seine Geschichte, die Art der fragmentarischen Verwerthung durch Schickard, die Spuren der Rolle bei dem berühmten und schwergelehrten, diesmal jedoch irre geführten Ludolf, der Werth dieses Registers als historischer Quelle auseinandergesetzt. Ein Gegenstand von sehr begrenztem Interesse, nur ein paar Historikern und Orientalisten werth, aber reizvoll behandelt, da wir mit Lessing in dem Kasten wühlen und in der Litteratur weiter suchen, finden und auch nicht finden, mit ihm Antworten ertheilen und bibliothekarische Fragen erheben dürfen und so selbst hier einen dramatischen Genuß finden. Auch ein persönliches Moment, wie denn die meisten Wolfenbüttler Arbeiten eigentlich Gelegenheitsschriften für gewisse Freunde oder Feinde sind, macht sich geltend: der Aufsatz ist ein Geschenk, zugleich ein Ehrenmal für den braven Reiske, der in der Geschichte unserer classi-

schen und semitischen Philologie als ein Gelehrter von rührender, opferwilligster Unverdrossenheit, ehernem Fleiß, erstaunlicher Productivität in den kargsten Verhältnissen dasteht und dessen kindliches Gemüth im Gelehrtenelend niemals verzagte. Er, der wie ein χαλκέντερος darbend gearbeitet nnd obendrein den Hohn seichter Schwätzer gehört hatte, verdiente und brauchte mehr als irgend jemand den öffentlichen Zuruf der Edlen. „Man denke an Abulfeda und Reiske!“ ruft Lessing in seinem kleinen Excurs über einen von Reiske besorgten arabischen Text „an diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit auf einmal Engländer und Franzosen ebenso weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer ebenso undankbaren Anbauung eines andern Feldes wieder in dieses zu wenden!“ So griff Lessing nach den Klotzischen Händeln den Gelehrten unter die Arme, stand einem Burmann mit Nachrichten über Gudische Manuscripte bei, einem weimarischen Philologen mit genauen Auskünften über mönchische Poesien derselben Handschriften, folgte einem undankbaren Braunschweiger in die verworrene Überlieferung des falschen Demetrius und unterwies den fernstehenden Unbekannten so willig wie den lieben Professor Reiske für dessen attische Redner. Was den jugendlichen „Rettungen“ die starke ethische Würze giebt, diese selbstlose Advocatur für das Verkannte, ist den „Beiträgen“, ganz abgesehen noch von Adam Neuser, bescheidener eigen: Lessing erhebt seine Stimme nicht bloß für den befreundeten Zeitgenossen Reiske, sondern in der nach damaligem Stande der Dinge fortführenden, nach heutigem Material ganz veralteten Spende „Marco Polo, aus einer Handschrift ergänzt und aus einer andern sehr zu verbessern“ ist ihm der alte italienische Übersetzer des großen Reisenden, Ramusio, „dessen Verdienste um das Werk des Polo man entweder nie recht erkannt oder vielleicht schon längst wieder vergessen hat“, wahrhaft sympathisch gegenwärtig geworden, und die dem Tarichaufsatz stilistisch nachstehende Abhandlung, aus bibliographischen und fördernden chronologischen oder geographischen Anmerkungen, Einzelcapiteln und Paralleltexten locker gefügt, erhält einen persönlichen Hauch durch eine solche Wiederbelebung und durch das menschliche Bedauern, daß der

gute Ramusio unter der Bank liegt, während unzuverlässige Gewährsmänner ihren Credit behalten. Der Interpret bekümmert den bibliothekarischen Beiträger offenbar mehr als Marco Polo mit den Seinen selbst und die Durchforschung Persiens, sowie ihn Schickard und Ludolf mehr bekümmerten als die Khalifengeschlechter, die Herren Müller und Schlözer mehr als der Charakter des Demetrius. Anderes ist trockenstes Anekdoton mit etlichen Glossen wie eine Ergänzung der „Flandrischen Chronik", verfehlte geographisch-linguistische Deutung wie die Erörterung von „Maranjon", welche dem „ein wenig sehr spanischen Raisonnement" eines älteren Reisebeschreibers leider trotz der Hilfe des benachbarten Rectors Leiste ein zu unsicheres Spanisch entgegenstellt, überflüssiger Aufwand wie die Mittheilungen aus und über „Erasmus Stella." Da erst vor sechs Jahren das Autographon dieses schwindelhaften Antiquars und Ethnographen aus dem 16. Jahrhundert, dürftiges Zeug über die Elb- und Saalgegenden, abgedruckt worden war, hätte sich Schmid die Abschrift der Wolfenbüttler Copie und Lessing die Würdigung des auch als Neuigkeit ärmlichen Fundes sparen können. „Es ist zuverlässig eine bisher noch ungedruckte Schrift" meldete sein Commentar, der sich durch den scharfsinnigen Nachweis einer noch unenthüllten Stellaschen Fälschung auszeichnet, an der Spitze — der Klotzianer Schirach lachte höhnisch über die Entdecker: Lessing kümmere sich mehr um die alten verlegenen Waaren seiner Bibliothek als um das, was von lebenden Gelehrten um ihn herum geschehe. Nach geraumer Zeit noch denkt Lessing trotz dem kritischen Vorsprung seiner Ausgabe mit Ärger an diesen Irrthum und den unbequemen Recensenten. Doch den Vorwurf der Kleinlichkeit, dessen was die vornehmen Romantiker im Vollgefühl ihres Geistreichthums Andacht zum Unbedeutenden nannten, rechnete er sich stets zur Tugend:

„Vitrea fracta dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche. Aber mit seiner Erlaubnis. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem Andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein Anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öftrer die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja, nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikro-

logen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist, aber freilich nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm alles klein, nicht weil er es wirklich klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich außer dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen, es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm ebenso unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Überschauung eines großen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden; und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse".

Es ist eine kunsthistorische Untersuchung, welche Lessingen den Anlaß zu diesen vielberufenen Worten giebt, und die petronischen oder Liscowschen „Glasscherben" citirt er mit um so treffenderer Ironie, als es sich um „Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau" handelt. Wie Lessings Forschungen zur alten Kunstgeschichte fast nirgends der Autopsie, sondern einem theoretisch-aesthetischen und litterarischen Anstoß entspringen, so hat ihn auch in der neueren Kunstgeschichte keine forschende Anschauung von Gegenständen, sondern die Prüfung gedruckter oder handschriftlicher Berichte über solche Gegenstände angetrieben. Der verdiente Dresdener Kunstforscher von Heinecken hatte in französischen und deutschen Schriften über Bücherdruck, Holzschnitt und Kupferstich der Biblia pauperum genannten Bilderbibel seine Aufmerksamkeit gewidmet. Den Ursprung dieser Blätter, welche die Wolfenbüttler Bibliothek in rarsten Exemplaren von 1470 und 1475 besaß, glaubte Lessing aus Büchern und Handschriften eben dieser Bibliothek überraschend nachweisen zu können. Man spürt dem lebendigen Vortrag die Freude des Findens an, denn kein fertiges Gespinnst bringt Lessing zu Markte, sondern wir sollen ihn am Webstuhl seine Fäden schlagen sehen. Ganz richtig erkannte Reiske auch in den „Beiträgen" den großen Dramatiker, der einen desperat verfitzten Knaul erst auf eine bängliche Weise fest zuschlinge und ihn dann ohne Reißen durch behutsames und glückliches Entwickeln so sanft löse, daß die Katastrophe sich ganz natürlich ergebe und der Knoten ganz gemach

aus einander gehe. Wir beobachten nun hier diesen Dramatiker nach beendeter Lectüre Heineckens bei der Arbeit und verfolgen, wie weit er nach und nach auf seiner Suche kommt. Ein ganzes Itinerar breitet sich aus, wo denn die Geschichte der Reise fesselnder scheint als das Ziel, oder nach Lessings Worten die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebenso viel werth, ebenso lehrreich ist wie die Sache selbst. In des Crusius lateinischer Kunde von der Stiftung jenes schwäbischen Klosters, dem Uhlands Sagenpoesie so glücklich genaht ist, stößt Lessing auf eine knappe Nachricht über vierzig correspondirende Fenstergemälde des Kreuzganges, typisch und antitypisch den beiden Testamenten abgewonnen, in je drei Felder getheilt, mit Prophezeiungen verbrämt, an Zahl und Anlage den Blättern der Armenbibel völlig gleich. Er sucht weiter in den Annalen des Crusius und Trithemius, ohne nähere Aufschlüsse zu finden, bis ihm der Doctor Johann Parsimonius oder Karg, aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer ausführlichen, gerade den Bildern sehr genau zugewandten Beschreibung so entscheidend wie möglich zu Hilfe kommt. Lessing wußte von diesen Manuscripten, er las sie nach und reproducirte zwei der „wörtlichen Handrisse", woraus die Übereinstimmung mit jenen Holzschnitten unwiderleglich folgt. Dann aber scheint, wie Reiske sagen würde, der Knaul desperat verfitzt: die Biblia pauperum, deren drei gothische Segmente schon für die Abstammung von gothischer Architektur zu sprechen scheinen, soll der Hirschauer Glasmalerei treulich gefolgt sein, und dem widerspricht die chronologische Angabe des Crusius. Und wenn Lessing auch den Crusius eines Irrthums überführt, so beweist ihm doch Trithemius, daß die Auszierung des Hirschauer Kreuzgangs erst nach den vierzig Holzschnitten fällt. Sonach wäre Lessings Spiel verloren, wenn er nicht mittelst neuer Combinationen von anderen Holzschnittsuiten und Fenstergemälden und durch die nothwendige Hypothese, der Abt des Trithemius habe die Bilder nur erneuert, seine scharf gedachte und elegant dargelegte Meinung rettete. Einem angehängten Excurs über den Namen der Biblia pauperum und eine gleichbetitelte „homiletische Schwarte" fehlt die Frische und Bündigkeit des Haupttheiles, während ein weiterer Aufsatz über „Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller" sowol Lessings erstaunliche Belesenheit und Emsigkeit in das hellste

Licht setzt, als auch besonders dem liebgewonnenen Parsimonius werthvolle Details für die Hirschauer Geschichte abgewinnt. Der ersten, ungleich anziehenderen Abhandlung wird das Verdienst, das einzelne Thema mit glänzendem Geschick gefördert und der ganzen, noch so dilettantisch sammelnden Kunstgelahrtheit die Leuchte einer strengen wissenschaftlichen Methode vorangetragen zu haben, durch die Resultate der jüngsten Jahrzehnte nicht geschmälert. Es ist nämlich erwiesen, daß die Drucke der Biblia pauperum von viel älteren Bilderhandschriften abstammen und Codices zu Wien und St. Florian aus dem Ende des dreizehnten oder dem Anfang des vierzehnten Säculums die Unwandelbarkeit dieses geschlossenen Typenkreises ohne die geringste Abweichung durch einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten außer Zweifel stellen, daß aber die Glasfenster des Hirschauer Kreuzganges nur als ein spätes Beispiel der langen Reihe, keineswegs als Archetypus für die Holzschnitte erscheinen.

Ähnlich steht es um die zweite kunsthistorische Arbeit, welche Lessing, durch den eben besprochenen Erfolg angefeuert, aus den Wolfenbüttler Manuscripten schöpfte: „Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter,“ 1774 selbständig herausgegeben; der gesäuberte Text folgte erst 1781. Diese Arbeit, knapp und klar aus einer rasch fortschreitenden Darstellung und gelehrten Anmerkungen zusammengefügt, bietet einen erheblichen Beitrag zur Geschichte der Kunsttechnik des Mittelalters, indem sie überhaupt das Studium der Quellen anregt und in einem gegebenen, besonders wichtigen Fall ein allgemein nachgesprochenes Axiom des Vasari an der Hand eines älteren, zuverlässigeren Führers umstoßen will. Die Ölmalerei galt schlechterdings für eine Erfindung des altflandrischen Meisters Jan van Eyck — von dem größeren Bruder Hubert sprach man kaum — dem Antonello da Messina das Geheimnis abgelockt haben sollte; eine Sage, die aus manchen Gründen Lessings Zweifel weckte. Nur schien es ihm mislich den zur fable convenue gewordenen Ruhm eines Erfinders mit bloßen Vernünfteleien zu bestreiten, so lange der Verdächtigung sichere Beweise fehlten. „Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter“; sie sollen das Alter der Ölmalerei um Jahrhunderte hinaufrücken, denn die beiden Eyck malten in der zweiten Hälfte des vier-

zehnten und im ersten Viertel des fünfzehnten, der Wolfenbüttler Codex der Schedula diversarum artium aber, worin der Ölmalerei schon Erwähnung geschieht, gehört dem zehnten oder elften, und der Verfasser, wenn anders er in Tutilo von St. Gallen richtig erkannt ist, dem neunten Jahrhundert an. Lessings behutsame Argumentation behauptet denn doch zu viel: allerdings hat Lessing sich alle Mühe um einen festen philologischen Untergrund gegeben, die Leipziger oder „Pauliner“ Handschrift herangezogen und richtig taxirt, auch einen jungen Pariser Codex nicht übersehen, trotz sehr verzeihlichen bibliographischen Irrthümern das Verhältnis des wiederholt aufgelegten Lumen animae, worin Theophilus citirt wird, zur Schedula in dem einen Hauptpunkt richtig aufgefaßt, über den sogenannten Anonymus Muratorii treffend abgeurtheilt, aber sein vornehmstes Manuscript stammt erst aus dem zwölften Jahrhundert, und seine, auch sprachlich verunglückte, Identification von Theophilus und Tutilo ist in keiner Weise zu halten. Der neueste Herausgeber Ilg sucht den Verfasser der Schedula und des Breviarium kühn in einem Benedictiner Rugerus oder Rogkerus, der um 1100 im Kloster Helmershausen der Goldschmiedekunst oblag. Ohne Zweifel war Theophilus ein im Kunsthandwerk wol erfahrener Kleriker. Er giebt trockene Anleitungen zur Glasbereitung, mit der Ofenconstruction beginnend, verfolgt die Metalltechnik besonders für die Kirchengeräthe als da sind Kelche, Kandelaber, Rauchfässer, Meßkännchen, Kreuze u. s. w. und handelt im ersten Buche seines „alten Trösters,“ wie Lessing mit guter Laune sagt, von verschiedenen Farben, Firnissen und Leimen: „Die Ölmalerei wird darin gelehrt, bis auf die Bereitung des Öles selbst gelehrt.“ Ist dem so, dann behält Lessing Recht, mag er auch chronologisch gefehlt haben. Und wenn Lessing das zu getrost für wirkliche Ölmalerei nahm, was in den drei einschlägigen Capiteln des Theophilus streng genommen nur eine Art Anstrich oder Firnis bedeutet, wenn eine neue Epoche doch an Hubert und Jan van Eyck anzuknüpfen ist, welche dem Farbenkörper Öl beimischten, wenn endlich auch diese Meister bei stark vorwiegender Temperatechnik immer noch keine moderne Ölmalerei übten, und diese sich erst seit dem Ausgang des fünfzehnten, dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts neben der Temperamalerei allmählich im Süden wie im Norden auszubreiten begann, so verbleibt der gelehrt und scharf durchgeführten Untersuchung Lessings doch die

Ehre, einen der wichtigsten Tractate zur Kunsttechnik des Mittelalters philologisch erschlossen, die Spuren desselben in der Litteratur kundig verfolgt, das Alter der Anwendung von Öl in der Malerei zurückdatirt und die landläufige Anekdote, als sei die Öltechnik von Einem Mann auf Einen Schlag entdeckt worden, mit gesundem historischen Sinn bestritten zu haben. Die Glashütten Seiner Durchlaucht konnten freilich nicht, wie Lessings Begleitbrief zur Abhandlung andeutet, dem alten Theophilus Handgriffe und Vortheile ablernen, aber in der Kunstgeschichte war ein tüchtiger Schritt gethan.

Diese exacte umsichtige Methode trug Lessing auch in die Behandlung der alten und jüngeren deutschen Litteratur, als er zu Wolfenbüttel verjährte Pläne wieder aufhob und neue ins Auge faßte. Zunächst, als eine Gabe für Zachariä, mit einer Einleitung in Briefen „Gedichte des Andreas Scultetus" 1771, die ihn schon vor den Logaustudien angezogen hatten. Der junge Schlesier gehört zu den wenigen erträglichen Poeten des Opitzischen Zeitalters. Bevor sein Übertritt zur katholischen Kirche ihn verstummen ließ, hat er in manchen Versen ein echtes Pathos angeschlagen, obwol seine „Österliche Triumphposaune" gleich im Titel dem allgemeinen Schwulst verfällt und auch bei ihm forcirte Hitze mit gelehrter Kälte wechselt. Lessing schlägt die Begabung seines Schützlings wol ein wenig zu hoch an; die Erinnerung an gemeinsame Scultetuslectüre mit einem theuren Todten erweicht ihn: er meint, der einzige Umstand, daß Kleist eine Stelle jenes fast ganz verschollenen Dichters nachgeahmt habe, genüge, die Welt für den Andreas Scultetus einzunehmen. Mit besonderer localpatriotischer Genugthuung begrüßten die treuen Breslauer Freunde Lessings Spende zur schlesischen Litteratur, und wie Lessing fortan die Bemühungen der Braunschweiger um Tscherning, Warneck u. s. w. theilnehmend förderte, so dankte der wackere Klose dem Mann, „der meine höchste Bewunderung und Liebe" verdient, gleich Jachmann und Arletius durch Nachlesen zum Scultetus. Auch einem älteren Stück in Lessings erstem „Beitrag" sandte er eine Ergänzung nach, der „Nachtigall" den „Klaggesang der Nachtigall". Lessing hatte das vernachlässigte Gebiet des historischen Volksliedes eifrig aufgesucht, wo dann Eschenburg so rüstig erntete, und ein an poetischem Gehalt ziemlich geringes Reimpaargedicht aus den Grumbachschen Händeln wieder

abgedruckt und beleuchtet. Er erkannte den Werth dieser großen Gattung, legte sich Sammlungen an, verzeichnete die Pausen der amatoriae cantilenae, streifte den Übergang vom Minnesang zu den Meistersingern und die Metrik der letzteren und beutete unter anderm die Limburger Chronik als die vollste Quelle für den weltlichen und geistlichen Volksgesang des vierzehnten Jahrhunderts Jahr für Jahr aus, ohne doch zu einer bedeutenderen Publication vorzuschreiten. Seine Liebe zur Popularpoesie war seit den Tagen der Litteraturbriefe, wo er dem leidenschaftlichen Lappen, der sanften Litthauerin gelauscht hatte, enger geworden, aber doch nicht erstorben, während Herder und die Jüngeren theils auf allen Fluren der Welt unverwelkliche Blüten lasen, theils immer lauter nach einem deutschen Percy riefen. Die enthusiastischen Offenbarungen Herders machten Epoche und bestärkten namentlich Bürger in seinem Vorhaben einer vaterländischen Sammlung, für die er geniemäßig im „Herzensausguß über Volkspoesie" mit ebenso viel schöner Begeisterung wie ärgerlicher Übertreibung gegen Kunstpoesie und Aesthetik Reclame machte. Dieser Aufsatz und Aufruf „Daniel Wunderlichs" gab dem platten Geniefeind Nicolai 1776 Anlaß zu zwei Jahrgängen einer Parodie, deren Hohn wie bei den „Freuden Werthers" nur auf sein eigen Haupt zurückfällt: „Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen, unndt kleglicherr Mordgeschichten . . . herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schustern zu Ritzmück ann der Elbe" in einer toll travestirten Orthographie und mit plumpen Ausfällen. Darin treffliche Stücke, z. Th. mit Melodien, mancher mundartliche Fund, neben behaglich hingeworfenen Zoten der rührendste Ernst, aber man kann keine Freude daran haben, weil der Urheber die Kleinode des Volkes nur aus niedriger Gesinnung dem Schutt entriß und die ganze Einkleidung den Spender als einen grinsenden Hohnnecker bloßstellt. „Syngen denn" sagt er in der unerträglichen Vorrede von 1778 von den schwelgenden Genies „satt vnndt selig, eyn Volkslied vom feynen Liebchen oder von Gespenstern, die ym Mondenscheyn wancken, sprechen Hon der kalten Vernunft, schelten uff die Cultur." Das ists: der rationalistische Dünkel verblendet Nicolai gegen das Volkslied, das ihm nur gemeiner Handwerksburschensingsang ist und von dem die „gelarten Hansen" ihre Hand lassen sollen. Anders Lessing. Er trennt sich

auch in dieser Streitfrage der Geniezeit freisinnig von dem aberweisen Berliner und der nüchternen Aufklärung. Seine Antwort auf Nicolais erstes Bändchen war Schweigen, nicht sein so häufiges Schweigen aus Lässigkeit, sondern ein beredtes Schweigen aus Verlegenheit und Ärger. Als ihn Nicolai im folgenden Jahre mahnte und um seine Mithilfe bei einer würdigen Schlußpolyglotte „für gelehrtes Volk" bat, gab Lessing zwar einen alten Scherz, die Übertragung der zweideutigen Verslein „Schautest du denn nie Jungfer Lieschens Knie" u. s. w. ins Griechische, Lateinische und Englische hin, bemerkte aber kurz, weiteres sei ihm entfallen, so daß der bornirte Freund sich selbst ein recht grobes Schlemperliedel suchen mußte. Lessings ausweichende Worte, er fälle kein Urtheil über die „Schnurre", bedaure aber, da doch auch eine ernste Absicht dabei walte, den Mangel an Quellenangaben, hat Nicolai nicht beherzigt. Deutlicher sagte ihm der nächste Brief (20. Sept. 1777): „Etwas wirklich Gutes" könne Lessing nicht einschicken, denn „das wäre gerade wider Ihre Absicht"; Nicolai verspotte die Wichtigkeit einer Sammlung guter Lieder, und Lessing empfiehlt deren Aufbewahrung als eine sehr angelegene Sache; wenn Nicolai nach ganz verfehlten Producten studirter alter Reimschmiede verlange, so seien dergleichen Lieder gerade keine Volkslieder; „also hätte ich bloß auf solche Lieder aufmerksam sein müssen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen sollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an." Wie fern Lessing von jener im achtzehnten Jahrhundert durch Litteratur und Leben so ausgebreiteten Misachtung des Volkes war, lehrt auf unserem poetischen Gebiet außer der Lection an Nicolai auch das ältere, freundschaftlich schonende Schreiben an Gleim, der 1772 wolgemeinte, aber saftlose und altkluge „Lieder fürs Volk" herausgegeben hatte. Ganz anders als Gellert und Genossen versteht Lessing das sogenannte Herablassen zum Volke, für dessen fröhliche Armuth er herzliche, liebenswürdige Worte findet. Der gutmüthig verselnde Volkslehrer und der spaßende Satiriker in Lessings Freundeskreise waren beide gleich unfähig echte Volkspoesie zu ahnen, in einem Jahrzehnt, das auf Herders „Volkslieder" stolz sein darf. Bürgers Declamation wird auch Lessing misfallen haben, aber an Herder schrieb er den bündigen Lobspruch: „Ihre Volkslieder sind mir sehr lieb und werth".

Zwei Jahre nach Nicolais Zumuthung richtete Herder die Bitte um Förderung seiner „Volkslieder“ an Lessing, den er mit verwandten Studien beschäftigt glaubte. Lessing klärte ihn auf: „Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen“. Der lyrischen Gattung fremder und mit dem Sang eines Walther wenig vertraut, glaubte er, man müsse, dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, mehr das erzählende und didaktische Fach wählen. Auf Priameln und Bildergedichte kam es ihm an. Die Auffädelung alter Kernsprüche zu einer epigrammatisch-ethischen Sammlung „Altdeutscher Witz und Verstand“ ergetzte ihn. Er fand bei Luther und dessen Zeitgenossen die unabsehbarste Beute, machte mit klugen und nachdrücklichen Worten auf die in wüster Sprachkraft schwelgenden und culturhistorisch so ergiebigen Schriften des begabtesten, temperamentvollsten Antilutheraners Thomas Murner aufmerksam und würdigte als erster außer den Knittelreimen auch die reformatorischen Prosadialoge des Hans Sachs. Bei solcher Lectüre sah stets der Theologe dem Philologen über die Schulter. Und der Didaxis des ausgehenden Mittelalters wollte Lessing eine Auferstehung schaffen durch eine kritische Ausgabe des weitläufigen „Renners“ von Hugo von Trimberg nach den drei Wolfenbüttler und anderen Handschriften; eine vollständige, während Herder die Ausmerzung der unnützen Allegorien wünschte. Aus seinem besten Codex hat der Bibliothekar ein großes Stück geduldig und reinlich abgeschrieben; es ist erwähnenswerth, daß ein Band dieser Copie später eine Zeit lang im Besitze F. A. Wolfs war. Er ging den Spuren Freidanks im „Renner“ nach und brachte sprachliche und textkritische Anmerkungen zu Papier. Aber weder vermochte er die verwirrende Menge des heut angehäuften und gesichteten Handschriftenmaterials zu übersehen, noch kann das von ihm bei anderer Gelegenheit für altdeutsche Texte methodologisch empfohlene Verfahren befriedigen, welches sehr weit verschiedene Zeiten und Mundarten eklektisch zu einem falschen Ideal vereinigt. Lessing trotz dem philologischen Fortschritt, der schon in der abwägenden Benutzung mehrerer Handschriften liegt, lehrt uns doch selber, in welchem kindlichen Stadium die deutsche Philologie noch tappte. Wunderlich kritisirt er seine eigene Methode: „Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung

das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wol gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen." Und doch war Lessing, der hier allen Gesetzen der classischen Philologie entgegen im Deutschen einen lässigen Dilettantismus des Geschmackes gut heißt, der verschrobenen germanistischen Pfuscherei eines Klopstock sehr überlegen. Er verrannte sich nicht in der Bardenurzeit und declamirte nicht lang von den Heldengedichten Karls des Großen, sondern musterte unterwegs die altdeutschen Manuscripte einer Klosterbibliothek und las mittelhochdeutsche Epen. Er fälschte unsere Sprache nicht durch abgeschmackte alterthümelnde Neologismen, sondern arbeitete zu verschiedenen Zeiten mit historischem Interesse, wiewol etymologisch recht unsicher, an einem deutschen Wörterbuch und excerpirte u. a. ebenso freudig wie etwa Voß und ebenso fern von Adelungs nervenlos correctem Dünkel die Werke Luthers, ohne das Zeitalter der Schlesier und neueste schöpferische Schriftsteller wie Klopstock und Wieland zu vernachlässigen oder über dem Hochdeutschen das Plattdeutsche zu vergessen. Das Recht der Dialekte hatte er stets geachtet und in Hamburg sein eigenes Obersächsisch durch niedersächsische Ausdrücke bereichert. Das von Herder genial erfaßte Problem des Ursprungs der Sprache ist auch ihm, der an keine fertige göttliche Inspiration glauben konnte, schon vor Herders Preisschrift flüchtig durch den Kopf gegangen; er wollte in einer Abhandlung über die Verschiedenheit der Sprachen von der Sage des Thurmbaus zu Babel ausgehen. Über die Entstehung der hochdeutschen Schriftsprache als einer willkürlichen Auslese aus den Mundarten machte er sich irrige Gedanken, und das Gothische galt ihm zwar richtig als ältere Schwester nicht als Mutter des Althochdeutschen, aber, durch Knittel auf ein Wolfenbüttler Fragment des Römerbriefes und den silbernen Codex des Ulfilas geführt, ging er der Anordnung der gothischen Evangelien, ihrer Quelle, dem absichtlichen Ausfall eines Capitels, also „nur dem mageren theologischen Gewinn, nicht dem großen sprachlichen nach." Seinem Urtheil fügt J. Grimm die Worte bei: „Diesen hellen scharfen Geist lenkte seine Vorliebe für Fabel und Spruch nur zu wenigen altdeutschen Dichtern zweiten oder dritten Ranges; hätte er die besten je gelesen, er würde auch Mittel gefunde

haben für sie zu gewinnen." Und doch war ihm Walther von der Vogelweide früh zu Gesicht gekommen, doch gingen ihm nachher höfische Epen durch die Hände und er streifte Ursprung und internationale Verzweigung der Gralsage, doch nannte Gleim noch 1773 die Vertreter der mittelhochdeutschen Blüte in einem Brief an Lessing „Ihre Dichter des dreizehnten Jahrhunderts", als sei Lessing zugleich Liebhaber und Autorität auf diesem Gebiete der Poesie. Es hatte wirklich eine Zeit gegeben, wo er „die naive Sprache, die ursprünglich deutsche Denkungsart der Barden aus dem schwäbischen Zeitalter" mit frischer Begeisterung umfing. Er war, wie wir wissen, schon 1758 von den Liedern des preußischen Grenadiers zu den „Kriegsliedern der alten Barden und Skalden", von den tapferen Streitern des siebenjährigen Krieges zu unsern Vorfahren als einer „Nation von Helden", von Friedrich zu den Staufern zurückgegangen und hatte aus Nibelungen und Heldenbuch einen Hauch des kriegerischen Geistes der Germanen gespürt. Mit kühler Ironie dagegen lehnt er in Wolfenbüttel mehrmals den Ausdruck „schwäbisches Alter" ab, „das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen siècles geformt zu sein scheinet. Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwol will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet". Es war Johannes Müller vorbehalten die Nibelungen als „deutsche Ilias" zu verherrlichen und eine romantische Liebe zur Poesie des deutschen Mittelalters zu entfachen. Der griechengläubige Verfasser des „Laokoon" dachte beim Untergang der Burgunden, wie er ihn in schlecht überlieferten gedrungenen Strophen ohne den harmonischen Fluß des Hexameters, ohne die entfaltende Weise und die behaglichen Bilder Homers las, nie an Achilleus und Hektor. Schon in jenen Frühjahrstagen der patriotischen Begeisterung von 1758 hatte er bei der Lectüre mehr Wortphilologie als Alterthumskunde getrieben und aus den „unverantwortlichen Fehlern" in Bodmer-Breitingers Ausgabe von „Chriemhilden Rache" die Überzeugung gewonnen, „daß die Herren Schweizer eben nicht die Geschicktesten sind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungs-

art herauszugeben.“ Darum hätte er gern, im „alten schwäbischen Deutsch“ geübt, an Text und Glossar die Schwäche der Zürcher nachgewiesen, aber nicht den aesthetischen und nationalen Werth der Dichtung beleuchtet. Ein Theil seiner zur gleichen Zeit begonnenen Untersuchungen über die historischen Elemente des „Heldenbuchs“ mit entschiedener Polemik gegen einzelne Gelehrte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist in Lessings Nachlaß auf uns gekommen; die Erhaltung anderer Hefte über diesen Gegenstand würde der Wissenschaft weder Resultate noch Anregungen eingebracht haben, denn seine Gesichtspunkte für die geschichtliche Grundlage sind falsch gewählt, seine Deutungen der Personen mehrfach ein Rückschritt gegen Gottsched.

Daß die Heldensage ein Gewebe aus Mythos und Geschichte sei, fehlt diesen Lessingschen Blättern bis auf die leiseste Ahnung. Sowol für die Texte des deutschen Mittelalters als für die Entstehungsgeschichte des deutschen Epos erwachte in Karl Lachmann, der zwölf Jahre nach Lessings letzten germanistischen Versuchen eben in Braunschweig geboren ward, der lang entbehrte Meister.

Viel glücklicher war Lessing in seinen Forschungen über die mittelalterliche Fabel. 1757 hatten die Zürcher einen Band „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“ herausgegeben. Es ist selbstverständlich, daß Lessing, damals in frischen Fabelstudien begriffen, zur alten Einfalt der Apologen zurückstrebend und litterarhistorischen Arbeiten hingegeben, sich diese Gabe sogleich aneignete. Im Wörterbuch zum Logau zieht er sie mehrmals und zwar nach der falschen Taufe, welche Gottsched vorgeschlagen und das schweizerische Gelehrtenpaar blindlings angenommen hatte, als Fabeln des Herrn von Riedenburg heran. Ihm selbst war es beschieden Inhalt, Zeit, Verfasser, Quellen des vermeinten Ineditums, von welchem Bodmer und Breitinger nur einen Theil durch einen ältern elsässischen Germanisten vorweggenommen wähnten, mit zwingender Beweisführung zu bestimmen. Die Mangelhaftigkeit des Textes konnte ihm gleich anfangs nicht entgehen, aber zur chronologischen Fixirung, die heute jeder Student treffen müßte, bedurfte es damals, wo man tastend weit getrennte Perioden in ein vages schwäbisches Alter zusammenwarf und Werke aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor Kaiser Friedrich II. ansetzte, anderer als sprachlicher und metrischer Stützen. Erst in Hamburg lenkte 1769 eine bibliographische

Beschreibung frühester Incunabeln Lessingen auf die rechte Spur, welche Gottsched bereits gekannt hatte. Jene Fabeln waren kein Anekdoton, und das bisher nur von Seiten der Typographie, aber nirgends nach seinem Inhalt gewürdigte Buch befand sich in Wolfenbüttel. Einer der ersten Griffe des neuen Bibliothekars galt diesem Bande. Seine durch Heinecken geweckte Vermuthung ward Gewißheit: die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" lagen in einem Bamberger Druck von 1461 als ehrwürdiger Erstling deutscher Incunabeln vor ihm. Als er 1773 in dem Beitrag „Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" seine erste Entdeckung eingehend bekannt machte, drängte sich ihm die lebhafte Bemerkung auf, die wir in anderen bibliothekarischen Schriften variirt fanden: „Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es völlig ungerügt einmal und zweimal als etwas ganz Neues aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht, der Litterator verachtet meistens den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul". Er erklärt es für seine Amtspflicht was er bewache auch zu kennen und beginnt mit Ergänzungen zu Heinecken ohne die typograpische und bibliographische Frage völlig abschließen zu können. Sie ist hier auch nebensächlich. Für den Nachweis der Identität der Zürcher und Bamberger Fabeln genügen wenige Worte, sowie Lessingen Ein Blick genügt hatte diese Übereinstimmung zu erkennen. Also hat er nur die Mühe das nähere Verhältnis der beiden Texte zu bestimmen, was durch Vergleichung ganzer Stücke und einzelner Verse geschieht. Ungleich werthvoller als solche mangelhafte Collationen, die auch in der Ausscheidung von Flickversen zu weit gehen, ist die Ergänzung der Zürcher Ausgabe durch den Epilog und sechs von Lessing vollständig abgedruckte Fabeln, so daß, beide Bücher zusammengenommen, keines der „hundert peispil" mehr fehlt. Lessings Schluß deutet schon die zweite, nicht minder durchschlagende Entdeckung an, die er jedoch erst 1780 ausarbeitete, die Entdeckung des Verfassers. „Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name aus einer Hand-

schrift unsrer Bibliothek von Gottscheden mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte." Von den für unsre Fabeln in Betrag kommenden Handschriften, aus denen nun Lessing zwar höchst willkürlich zusammengeklaubte Textproben, aber den wahren Autornamen schöpfte, hatte Gottsched eine in der Hand gehabt. Gottsched verfügte überhaupt über das ganze nöthige Material, noch bevor die Schweizer auftraten: er kannte die Identität der Fabeln bei Scherz und der Fabeln des Bamberger Druckes, was den Zürchern entging, weil nach Lessings Bemerkung jeder auf den andern schimpfte und keiner den andern las; er hatte die Seite des Codex Gudianus, wo der Dichter sich nannte, aufgeschlagen, blieb aber zu bequem bei einem Verse stehen, der nicht den Poeten, sondern den Adressaten der Widmung anführte; er konnte ebenda finden, daß diese Fabelmasse dem Latein entlehnt sei, und die Quellenforschung eröffnen. Die Schweizer übernahmen von Gottsched in einem Nachtrag nur den unglücklichen Herrn von Riedenburg, den man sogleich in einem alten burggräflichen Minnesinger wiederfand. Ein Vergnügen für Lessing, die Köpfe der alten Feinde an Limmat und Pleiße auf einander zu stoßen. Aber er hat doch selbst die unzulänglichen Winke Gottscheds sehr verspätet kennen gelernt, beim Erscheinen der Zürcher Ausgabe noch gar nichts davon gewußt, Gottscheds leicht fortzuführende Entdeckung betreffs der Incunabel sogar erst nach seinen eigenen Fünden beachtet und kühl erwähnt. „Der es zu dewtsch pracht von latein . . . er ist genant Bonerius" las Lessing in der von Gottsched allzu flüchtig eingesehenen Handschrift. Die Wolfenbüttler Manuscripte des „Edelsteins" — diesen Titel konnte Lessing noch nicht kennen — sind freilich schlecht genug und Lessings Ausführungen darüber ohne weitern Belang, aber Boner heißt der Fabulist wirklich, vor Hugo von Trimberg hat er wirklich gelebt, er gehört wirklich dem vierzehnten Jahrhundert an, nur nicht der zweiten Hälfte, wie sein Entdecker mit subtilen Gründen darlegen möchte. So ist auch die Zeitbestimmung wenigstens ungefähr gelungen, und die Verwerthung des „Renners" dafür war an sich ein methodischer Fortschritt. Seither ist der Predigermönch Ulrich Bonerius urkundlich für die Jahre 1324—1349 zu Bern nachgewiesen und aus dem im Jahre 1340 erfolgten Abscheiden Herrn Johanns von Ringgenberg

(nicht Riedenburg oder anders) ein ziemlich sicherer Schluß auf die Abfassungszeit des „Edelsteins" gezogen worden. Durchweg auf Lessings Schultern steht die rüstige Bonerforschung neuester Zeit in der Quellenfrage, denn auch der Versuch an Avians Stelle die prosaischen Apologi Aviani zu schieben und selbst der weitere Versuch die Zeitfolge und sachliche Gruppirung bei Boner aus innern und äußern Gründen theils umzustoßen, theils klarzumachen, hat Lessings belesene Erweise zur Voraussetzung. Ebenso ist man in Bezug auf die schwierigen Epimythien in lateinischen Hexametern bis heute nicht viel weiter gekommen als Lessing, der diese Frage noch für einfacher ansehn durfte. Lessing hat in einer anschaulichen Tabelle bewiesen, daß in Boners Hundert über zwanzig Nummern aus Avian und vorher über fünfzig aus dem sogenannten Anonymus Neveleti geflossen sind. Er hat nur in Kleinigkeiten geirrt, wenn ihm ein allgemeiner Pentameter des Anonymus als Motiv für die 1. Fabel genügte oder der spätere „Renner" einmal allein beigezogen ward, und wahrscheinlich schon fast alles gewußt, was neuerdings aus den Gesta Romanorum, dem Jacobus a Cessolis, Petrus Alfonsi, Johannes Junior, Vincentius Bellovacensis hervorgeholt worden ist; denn Lessing versichert von dem noch unerledigten Viertelhundert achtzehn Fabeln belegen zu können, und mehrere der eben genannten Namen finden sich in seinen nachgelassenen Notizen, die sammt brieflichen Nachrichten für das regste, auch auf Chaucer und viel mehr ausgedehnte Parallelstudium der mittelalterlichen Apologen- und Novellenlitteratur zeugen.

Mit dem Anonymus Neveleti, der Hauptquelle Boners, war Lessing im Verlauf seiner unermüdlichen, seit den Leipziger Anregungen durch Christ erfolgreich betriebenen Forschungen über die antiken Fabulisten und ihr Nachleben im Mittelalter vertraut geworden. Außer bedeutenden Skizzen liegt uns der zwischen Christs paradoxer Kühnheit und dem ruhig sichtenden Fleiß der Gegenwart sehr förderlich vermittelnde Beitrag „Romulus und Rimicius" (1773) vor, ein bewundernswerthes Specimen von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. „Mit jener Entdeckung" der Bonerschen Sammlung „hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aesopischen Fabel verirrt. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerem Fleiße studirte als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfen-

büttel! Denn nur allzu oft stieß ich in den Noten des Gudius über meinen Autor auf Dinge, die ich mir dort und nur dort aufklären zu können versprach." Der Bibliothekar durfte sich aufs Gründlichste in diese Stofffülle vergraben. Der griechische Aesop war im Mittelalter verschollen und ersetzt durch Prosaauflösungen der Jamben des augusteischen Phaedrus, besonders durch die an Kunstwerth geringe, aber höchst einflußreiche Paraphrase des Romulus, von welcher Oesterley neuerdings eine Handschrift des zehnten Jahrhunderts in völliger Übereinstimmung mit der Weißenburger, dem codex Gudianus zu Wolfenbüttel, fand. Der Anonymus in Isaak Nevelets Sammelwerk von 1610, Mythologia Aesopica, hat den ersten drei Büchern des Romulus, welche auch Heinrich Steinhöwel in seinem deutschen „Aesopus" (Ulm um 1475) ohne stärkeren Umsturz der alten Anordnung darbietet, die Form lateinischer Distichen geliehen und seinerseits eine internationale Wirkung gefunden. Das Material der Romulushandschriften und der unmittelbaren oder mittelbaren Bearbeitungen nach Romulus ist seit Lessings Tagen beträchtlich angeschwollen. Es war schon damals schwer zu überblicken, sehr schwer zu entwirren, da Gelehrte wie Nevelet und Nilant mehr verwickelnd als klärend gearbeitet und Christ, wie er den Knoten der noch immer nicht ohne Rest gelösten Phaedrusfrage mit der verfehlten Annahme einer humanistischen Falschmünzerei zerhieb, durch die Prolusio zum Phaedrus und die Fabulae Aesopicae nur eine unruhige Gährung der heiklen Probleme erzeugt hatte. Besonders waren verschiedene Romulusschichten zusammengeworfen und weiter der Prosaphaedrus des Romulus mit der Aesopübersetzung des Rimicius, eines Italieners aus der Renaissance, ärgerlichst confundirt worden. Hier räumte Lessing auf, indem er zugleich neues Licht über den Gudischen Phaedrustext und über den Bestand sowie den Zusammenhang mannigfacher Fabelwerke mittelalterlicher und neuerer Zeit verbreitete. Es ist unmöglich die unbequemen Pfade, wo so viele Dornen den Vorbringenden aufhielten und so viele Steine den vorsichtigen Schritt gefährdeten, rasch abzugehen. Auf wenigen Blättern hat Lessing seine Resultate und Andeutungen, Antworten und Fragen zusammengefaßt, selten nach damaliger Sachlage fehlgreifend, gelegentlich Auskünfte versprechend, die uns vorbehalten worden sind wie für den Überschuß des Nilantschen

Anonymus gegen seine schlimm behandelte Quelle, den Romulus, oder für damit zusammenhangende Schlüsse auf die der heutigen Philologie reiner als der Christschen fließende Tradition des Phaedrus selbst. Zwei Beweise vor allem tritt er an, und beide sind ihm über allen Zweifel gelungen: „vors Erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig ebenso guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben". Indem Lessing zum Schluß eine vergleichende Tabelle für den Phaedrus und mehrere Romuli aufstellte, erleichterte er den folgenden Parallelisten ihre Arbeit beträchtlich; indem er dem Steinhöwelschen Aesop seine richtige Stelle in der Entwicklung anwies und auch sonst die so wichtigen litterarischen Makler Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert beachtete, half er dem noch heute sehr zurückgebliebenen Studium jener Übergangsepoche unserer Prosa die Bahn brechen. Auch dies Mal fehlt ein gutes Wort über die Schätzung derartiger Untersuchungen nicht: „Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserei wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wol überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für sich und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phaedrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowol als in dem andern ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen, besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgiltig aufgenommen haben, warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?" Die Fabulisten schienen ihren alten Liebhaber, den treuen Schüler Christs, gar nicht mehr loslassen zu wollen: im letzten Jahre seines Lebens schrieb er einen kleinen bestrittenen Aufsatz

über den Anonymus Neveleti, worin er für Christs verwegenste Hypothesen eintrat, aber seine eigenen Muthmaßungen nur fragmentarisch, in der Namensfrage — Alanus — entschieden fehlgehend vortrug; er sammelte kritische Beobachtungen zu einzelnen Fabeln des Aesop und Phaedrus und machte mehrere Ansätze zu einer Geschichte der aesopischen Fabel, von ihren Anfängen ausholend oder mit dem Mittelalter, das wenigstens in dieser kleinen Gattung den Vorwurf einer gegen die antike Erbschaft tauben Barbarei nicht verdiene, einsetzend. Was davon ausgearbeitet war, ist durch einen bösen Zufall verloren gegangen, aber Skizzen belehren uns über die strenge Gliederung und die weitere Ausschau dieser Studien. Es wäre anziehend beim Reineke Fuchs die Kluft zwischen Lessing und J. Grimm zu messen und in anderen Fragen seine Stellung zu Christ und nicht sowol dem Fabeldichter, als dem Fabelforscher Gellert zu beobachten. Einmal stehen die Entdeckungen über Boner summarisch an der Spitze, ein ander Mal erzählt der Eingang, daß Lessing ehedem an einer vollständigen Geschichte der aesopischen Fabel gearbeitet habe, sich aber nunmehr durch die Menge dieser Collectanea von der Ausführung abgeschreckt fühle.

Diese „Geschichte“ hatte Lessing nicht selbständig oder in den „Beiträgen“ erscheinen lassen wollen, sondern in einer Ausgabe „Vermischter Schriften“, die ihn seit dem Anfang 1770 beschäftigte und es nur auf einen einbändigen Torso brachte. Er war schon vor Jahren, als er der Welt seine „Schriften“ in Poesie und Prosa ein zweites Mal anbieten wollte, keineswegs gesonnen gewesen seine ganze geistige Entwicklung historisch vor dem Publicum zu entfalten. Knappe Fabeln sollten die bauschigen Verslein, männlichere Komödien die kindlichen, reifere Kritiken die ersten Würfe völlig ersetzen. Er wollte nicht umbauen, sondern neubauen. So auch und energischer jetzt. Schmid, der „Schurke von Anthologisten“, brachte einen Neudruck Lessingscher Knabenwerke; Lessing wollte ohne jede Rücksicht auf derlei vergessene Lappalien den „Laokoon“ als sein Hauptwerk umformen und vollenden, um dann der Reihe nach Prosafabeln, lebensfähige Dramen, der Erhaltung werthe Abhandlungen auf den Ambos zu legen. Die Leipziger Reime überwies er unbedenklich der ohne Unterlaß schnurrenden Drehbank Ramlers. Er selbst empfand nur geringe Freude am Feilen und

Auffrischen und bedauerte die Zeit, welche der „alte verlegene Bettel" ihn kostete. Als er den Eintritt seiner letzten Lebensperiode 1771 mit dem ersten Bande von „G. E. Lessings Vermischten Schriften" bezeichnete, nannte der bescheidene Vorbericht es eine Thorheit zur Ausbesserung einer alten Hütte Materialien zu verschwenden, aus welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte. Die früheren Fabelstudien mit ihrer gedehnten Polemik und ihrer philosophisch-lehrhaften Theorie waren eine solche Hütte, die neue Geschichte der Fabel sollte ein festgegründetes Haus werden, und auch für zahlreiche neue Beispiele neben den alten wurde gesorgt. Aber der bis 1775 immer wieder vorgenommene und unmuthig zurückgelegte zweite Band kam überhaupt nicht zu Stande, während den ersten die gewiß schon viel länger geplanten „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten" als Novität zieren. Fünftheilig gegliedert wie die Abhandlungen über die Fabel von 1759, theilen sie mit diesen die Methode der negativen Instanzen, das Streben nach strenger Simplification, die Bevorzugung Eines antiken Musterautors, und die Grenzscheidung, dort zwischen Fabelhandlung und Drama, hier zwischen Epigramm und Fabel. Beide Male wird zunächst ausführlich gezeigt, welche Lehren verfehlt, was für Gedichte verunglückt seien. Aber an die Stelle der dortigen Umständlichkeit ist hier knappe Eleganz getreten, die ungenießbaren Reste Wolffscher Deductionen sind einer Fülle präcis ausgebeuteter Beispiele gewichen, statt jener steifen Erörterungen über die Klassen und den Nutzen der Fabel haben wir hier nach der einen historisch-theoretischen Abhandlung vier philologisch-kritische zur Geschichte des Epigramms, wie denn Lessing im zweiten Bande wahrscheinlich ein gut Theil seiner veralteten Untersuchungen über das Wesen der Fabel den geschichtlichen über die Reihe der Fabulisten geopfert haben würde. Sehr im Unterschied von den gefälligen Linien des „Laokoon" ist der Gang der Epigrammforschung eine unerbittlich schnurgerade Straße, auf welcher Lessing im hurtigsten Eilmarsch von Griechenland nach Rom schreitet. Er offenbart die volle Schlagfertigkeit und Sicherheit des logischen Kopfes, nur daß so ein Logiker von einer Prämisse aus gern allzu stracks weiter schließt, allzu enge mathematische Formeln für genügend hält, die Dinge der Kunst nach seinem Seh- und Angriffspunkt ungleich einfacher glaubt als sie

in der bunten Wirklichkeit leben. Epigramma heißt wörtlich Aufschrift: also meint Lessing von dem Ursprung der epigrammatischen Dichtung aus Denkmälertiteln ausgehen zu müssen, um das Wesen der Gattung richtiger zu fassen als die Scaliger Vavassor Boileau Batteux. Denn daß die epigrammatische Dichtung eine haarscharf zu definirende Gattung des Alterthums sei, daran zweifelt er natürlich keinen Augenblick, und da der unumschränkte Inhalt der Epigramme seinem Bedürfnis nach sparsamster Concentration nicht gehorcht, so muß sich ihm aus der Form, d. h. aus Zahl und Anordnung der Theile ergeben, warum ein Sinngedicht noch immer eine Aufschrift oder Inschrift heißen kann. Auf den „einzigen Umstand", daß gemäß dem monumentalen Ursprung der Epigramme jedes in zwei Theile, Reizung der Neugier und Befriedigung, „Erwartung" und „Aufschluß", zerfalle, gründet Lessing seine ganze Theorie, eine verbesserte Auflage der Vavassorschen von 1669. Lessing nennt „das Sinngedicht ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen." Diese Deutung könnte auch dann richtig sein, wenn Lessings wunderliche Auffassung, als sei jedes Denkmal ein Räthsel, das einer inschriftlichen Lösung bedürfe und so das Vergnügen befriedigter Wißbegier mit dem sinnlichen Eindruck des Schönen zu einem „dritten angenehmen Gefühl" vereinige, gar keinen Beifall fände und die ganze Ableitung in nichts zerfiele. Mit den beiden Postulaten, Erwartung und Aufschluß, bewaffnet, will Lessing die zwei Aftergattungen des Epigramms kennzeichnen: die eine, welche Erwartung erregt ohne Aufschluß zu gewähren, die andere, welche Aufschlüsse giebt ohne unsere Erwartung danach geweckt zu haben. Der ersten Klasse gehören vornehmlich die kleinen Versificationen bloßer seltsamer Facta oder Dicta an, wie Lessing im Einzelnen mit vielpräsenter Kenntnis, Laune und Billigkeit zeigt, der zweiten besonders die allgemeinen Moralia oder Lehrsätze, was er treffend einigen Deutschen und schärfer dem pedantischen talentlosen Führer des Epigramms im siebzehnten Jahrhundert, John Owen, vorrückt im Gegensatz zu dem sehr selten moralisirenden Martial. Eher als Spannung und Pointe ließe sich die Kürze von Lessings Lapidarinschriften ableiten und danach dem ersten Theile, der Erwartung, übersichtliche Einheit vorschreiben,

ausführende Erweiterung, wo nicht eine bestimmte künstlerische Absicht der Hyperbel waltet, verbieten. Sogleich tritt die Lehre hinzu, daß ein Epigramm doch nicht all zu kurz gerathen, daß nicht die Erwartung bloß im Titel liegen und das Gedicht nicht bloß dem Aufschluß gehören dürfe; auch darin ist Martial das Muster. Und wieder glaubt Lessing sein Gesetz, des Aufschlusses erste und vornehmste Eigenschaft sei Kürze, aus der Inschrift eines bewunderten Denkmals zu folgern, dies Mal wol am spitzfindigsten und unglücklichsten: von den sattsam bekannten Personen und Handlungen, denen man Denkmäler errichte, lasse sich mit wenig Worten viel sagen, und die Denkmäler seien auf offenen Straßen und Plätzen „nicht sowol für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können." Aber wieder hat Hand und Fuß was Lessings Detailkritik über verschiedene Beispiele vollgepfropfter Sinngedichte beibringt oder gleich darauf über die Effecte trügerischer Erwartung, zweideutigen Aufschlusses bemerkt. Seine erste Abhandlung gipfelt in der Forderung der Pointe, und zwar einer Pointe, auf welche die Erwartung zielt und welcher alle übrigen Gedanken dienen, doch sagt uns Lessing in einem feinen Vergleich mit falschen, aber an Kunstwerth kaum geringeren Münzen, daß ihn auch die Pointe des bloßen Witzspieles und die mit glücklichen Mitteln bewerkstelligte Variation des acumen wol ergetzt; was wir dem Epigrammatiker Lessing gern glauben. Sein Sinngedicht ist das zugespitzte Sinngedicht der Römer, Neulateiner und Franzosen; von der straff gespannten Sehne fliegt der satirische Pfeil schwirrend an das Ziel. Das war Herders Sinngedicht nicht, und wie dieser durch seine aus der Sympathie griechischer Fülle gewonnene herrliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" dem engeren Bette der Lessingschen reine Fluten zuführt, so rückt er auch auf dem epigrammatischen Gebiete der verstandesmäßigen Einschränkung seinen lyrischen Reichthum, dem lapidaren Lakonismus oder kaustischen Witz die hellenische Anmuth, den philologischen Noten über Martialis seine aesthetischen Anmerkungen über die griechische Anthologie gegenüber (1785). Rasche Einwürfe hatte er gleich nach dem Erscheinen des Lessingschen Bandes als Recensent erhoben. Nun schildert er weit ausholend in lieblich geschmückter Sprache das Genie der griechischen

Dichtung und preist ihre leichte Wortfülle in Rede und Schrift, ihr sanftes Maß der Menschlichkeit und die Schule geselliger Empfindung, welche das griechische Epigramm, von stillem Mitgefühl für alles Umgebende heiter beseelt, eröffne. Ist die Theorie des philosophischen Lessing genetisch und umfassend genug? fragt er und hält eine viel weitere Revue über die sinnige und simple Exposition der Denkmäler durch Aufschriften, ohne die scharfe Forderung nach zwei wolgemessenen und klug combinirten Theilen zu stellen. Lessing kannte nur Eine echte Gattung des Epigramms und etliche Aftergattungen, Herder unterscheidet sieben Arten: die einfache epigraphische Exposition, das Exempelepigramm, das schildernde, das leidenschaftliche, das künstlich gewandte, das täuschende, das rasch und kurz contrastirende, lehrende, strafende. Das letztere, wo aus dem schnellen Anschlag zweier Kiesel die Pointe hervorblitzt, ist das Lessingsche mit seiner Erwartung und seinem Aufschluß. Lessing hat Eile, Herder hat Muße. Der Eine wandert scharfblickend seine Straße und will sich bei den Denkmälern am Wege nicht versäumen, der Andere liebt es nicht sich auf Lustreisen kurz abfertigen zu lassen, schweift von dem eingezäunten Pfad ab und bringt von den Wiesen, die er entzückt um sich schauend und genießend durchwandelt, einen duftigen Strauß mit, um daheim sich und andere zu vergnügen an „Blumen aus der griechischen Anthologie". Auch er ist wählerisch; nur fragt er nicht inquisitorisch nach dem Regelrechten, sondern nach dem Schönen, sucht mehr die Grazie als den Spott, läßt die erotischen Giftpflanzen wie Klotzens Straton unwillig im Schatten stehen und wundert sich, warum die Theoretiker des Epigramms nicht den Rückweg von Martial zur Anthologie der Griechen, dieser Meister und Lehrer in allem Schönen, genommen haben. Wie anders Lessing. Bei ihm bildet die Anthologie einen mageren Schluß, wo Dr. Reiske mehr gerühmt wird als der lyrische Gehalt jener Sinngedichte und wo in knappen Einzelbeiträgen gerade das hervorgesucht wird, was in der Anthologie zu dem pointirenden Römer stimmt, so daß man fast versucht wäre das Wort, von allen Arten des Geschmacks sei der einseitige der schlechteste, gegen Lessing selbst zu kehren. Er sucht keine Blumensträuße und nennt verächtlich den weder gesund noch klug, der seine Schöne nur in der Tracht einer unschuldigen Schäferin lieben könne. Für ihn hat die griechische Anthologie außer dem

poetischen Werth noch einen andern, „der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei Weitem den Vorzug streitig macht": sie ist eine Fundgrube antiquarischer Nachrichten, wo man sich z. B. über den Herothurm zu Sestos unterrichten kann. Herder hält etwas empfindsam die Hand vor die Augen, wenn er auf seinen Fluren eine Priapstatue antrifft; Lessing hat schon in den Breslauer Jahren die zotigen „Priapeia" tractirt und ist auch jetzt, wie ein besonderer Abschnitt zeigt, der Ansicht, daß ein ernsthafter Mann ganz wol einige Zeilen zur kritischen Berichtigung dieser unsauberen Thorheiten aufwenden dürfe. Herder würde in Catull den größten lateinischen Dichter, den Lyriker Roms, feiern; Lessing hat ein rasches Lob für die „schönste Naenia", die Sperlingselegie, und für — Freund Ramlers Nachbildungen, um sich vornehmlich mit einem auf die Wiederentdeckung des Catull bezüglichen Humanistenepigramm zu befassen. Aber bei Martialis angelangt, fühlt sich Lessing auf der Höhe. Diese Abhandlung ist Mittel- und Gipfelpunkt aller fünf, denn die theoretische erste zielt auf den einzigen Martial, Catull ist nur ein Überleiter, der Excurs über die Priapeia ein bloßer Anhang und die vergleichende Betrachtung der Anthologie führt rühmend zu Martial zurück. Bei ihm nämlich findet Lessing die erste deutliche Idee von dem Epigramm und die beständige Treue gegen diese Idee. Darum bleibt er ihm Meister und Muster: „Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowol als bei den Römern gegeben, welche Epigramme gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der Erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat ... Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben." Nach einem geistreichen Vergleiche zwischen Wernicke, der mehr Metall, und Martial, der mehr gemünztes Geld in Händen gehabt habe, geht Lessing sogleich an eine Rettung seines alten Lieblings. Er läßt den Vorwurf eines falschen Witzes nicht gelten und begnügt sich mit einer, für sich genommen sehr hübschen, zu einer Charakteristik des Dichters aber doch nicht ausreichenden Parallele zwischen Martials Versen auf den Tod der Porcia und späteren Sinngedichten über denselben Gegenstand, um den poetischen Werth des Martial richtig zu beleuchten. Er sucht

eingehender das Pendant zu der einen Rettung des Horaz zu liefern und Martial von dem aus seinen unzüchtigen Versen gefolgerten Vorwurf persönlicher Unzüchtigkeit reinzuwaschen. Was bei dem Odendichter der augusteischen Jahre ganz leidlich gelungen war, ist bei dem Epigrammatisten der späteren Kaiserzeit weit minder geglückt, mag auch Lessing manche Ichverse des subjectiven Bekenntnisses entkleidet und mit gesunder Kritik einige Mythen über Martials Häuslichkeit weggeblasen haben. Und die ausführlichen Noten zu der Überlieferung der Epigrammata, die gelehrten und feinfühligen Einzelinterpretationen können dem Kern seine tendenziöse Einseitigkeit ebenso wenig nehmen, als die vorausgeschickte Theorie, deren Präcision stete Bewunderung finden muß, von einer dürren Auffassung freizusprechen ist. Schön sagt Herder bei anderem Anlaß über Lessings Manier: „Sein Scharfsinn durchschneidet, er durchschneidet meistentheils glücklich; es kann aber nicht fehlen, daß nicht zu beiden Seiten manches unbemerkt bleibe, worauf sein gerade durchbringender Blick nicht fiel."

Auch die Anmerkungen über das Epigramm und die Epigrammatisten tragen schon den Stempel der Wolfenbüttler Bibliothekschriftstellerei, wo bei zunehmender Vereinsamung und Verstimmung Kritik das einzige Mittel war Lessing „zu mehrerem aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen". Pecuniäre Pflichten nöthigten ihn Schriften zu fördern, die rasch von der Hand gingen und weder die Bemühung noch die geistige Heiterkeit verlangten, ohne welche die umgestaltende Redaction der älteren Werke nicht gedeihen konnte. Nach gezwungenen Versuchen schob er den Vorrath ärgerlich in die Ecke, ging so ungern an diese Aufgaben „wie der Dieb an den Galgen" und kehrte wieder zurück zu der „trockenen Bibliothekararbeit, die sich ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hübsch hinschreiben läßt", zu den „Kalmäusereien", den „Mistwagen voll Moos und Schwämme". Der Gipfel der Eiche schien ihm zu verdorren, der Baum nur noch durch seine Wurzeln Nahrung zu ziehen, der poetische Funke in ihm während der mühseligen Dornenlese ganz zu erlöschen. Äußerungen in so herbem, wegwerfenden Tone sind bei Lessing nie für bare Münze zu nehmen, wie voll er auch an trüben Tagen von ihrer niederdrückenden Berechtigung durchdrungen war. Und er hatte der öden grauen Stunden so viele! Aber dann gaben die Gänge aus

dem verwünschten Schloß in die Rotunde, wo er „büffelnd“ seine Entdeckungen anhäufte, doch reichen Trost des wissenschaftlichen Gelingens. Er fühlte sich der ehrenvollen Aufgabe die Bibliothek zu nutzen gewachsen, lieferte der Welt die Beweise dafür und fand im Braunschweiger Litteratenkreis eine so edle und verständige Theilnahme selbst für die abgelegensten Gegenstände, wie seine auch in der Schriftstellerei gesellige Natur nur immer sich wünschen mochte.

Lessing, an heiteren Umgang von jeher gewöhnt und eines durch Zustimmung und Widerspruch erfrischenden Gedankenaustausches so bedürftig, fürchtete im Bücherstaube zu ersticken: „Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein“. Was das gesunkene Wolfenbüttel dem Schmachtenden vorenthielt, konnte die Nachbarstadt ihm reichlich bescheren. Sehr ungerecht nennt der Archäolog Zoega in demselben Jahrzehnt Braunschweig einen übelgebauten, menschenleeren Ort, wo man hin und wieder die traurigen Denkmäler einer mitten in ihrem Glanze verschwundenen Pracht antreffe. Die neue Residenz hatte im Gegentheil nach jeder Richtung einen vielverheißenden Aufschwung genommen. Aus winkligen Gassen, wo die Masse der kleinen Fenster den schiefen Häusern wie in Hamburg das Aussehen eines Glaskastens gaben oder wo in behäbigen Gebäuden die berühmte Mumme gebraut wurde, trat man vor das gothische Rathhaus und die schöne Wage, die ernsten Kirchen, den freskenreichen Dom, und ein Schwarm geschichtlicher Erinnerungen bis zurück zu Heinrich dem Löwen, diesem gewaltigen Archetypus der Welfenart, drängte sich um den Beschauer. Neugründungen gaben von dem wolwollenden Dasein des Hofes und der angestammten regsamen Tüchtigkeit der Bürger Kunde. Das Bildungsleben stand auf einer Höhe wie zu keiner früheren und zu keiner späteren Zeit, und in diese nicht kurz bemessene Epoche ist das Knabenalter eines Gauß gefallen, der heut in Braunschweig mit Lessing die Ehre eines Standbildes theilt. J. Grimm nennt Braunschweig eine Stadt, „die lange Zeit her in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig große Männer in sich erzeugt und genährt, fast immer einen freien Sinn bewahrt hat.“ Einer noch jungen pädagogischen Stiftung verdankte der Ort während der zweiten

Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Ehre, zahlreiche Männer von Talent und Ruf, hervorragende Dichter und Gelehrte dauernd zum unschätzbaren Gewinn der lernenden Jugend und zum Heil seines ganzen geistigen Lebens zu beherbergen. 1745 war das Carolinum als eine zwischen Gymnasium und Universität vermittelnde Schule ins Leben getreten, eine Schöpfung des Prinzenerziehers und Hofpredigers Jerusalem. Seine drei Jahre zuvor erfolgte Berufung auf einen leitenden Posten machte Epoche im Lande, denn der feine und schmiegsame, in Hannover, Sachsen und England, auf Reisen und als Informator vornehmer Familien gebildete Theologe, der weder rechts noch links anstieß, sondern mit lauer Klugheit und sanfter Moral vor der versteinerten Orthodoxie und dem gefährlich raschen Deismus auswich, war zu einer Stellung bei Hofe geboren. Kein Streber, aber wachsender Ehren froh, gewann er das Vertrauen der ganzen herzoglichen Familie und sann als Mentor des Erbprinzen sogleich auf Schulreformen für das Land. Er leitete das Carolinum, das auch sein hoher Schüler durch mehrere Jahre besuchte, und vergab die Stellen auf eine urbane Weise und mit gutem Blick. Zu ihm zog Winckelmann als Bittsteller; auf seine Protection hoffte der junge Klopstock um so lebhafter, als von den Bremer Beiträgern mehrere an das Carolinum berufen worden waren, die nun Lessing in Braunschweig vorfand. Gärtner freilich zählte weder im geselligen Leben noch in Kunst und Wissenschaft mit, aber Zachariä war litterarhistorisch thätig und trotz kleinen prahlerischen Anwandlungen ein willkommener Cumpan; Ebert, weltmännischer und vielseitiger, hatte sich nach der langen Wanderung durch Youngs Nächte einer Hamburgischen Wollebigkeit hingegeben und ergetzte als witziger und gutmüthiger Gesellschafter den Hof wie den Freundeskreis durch seine Conversationsgabe und sein ausgezeichnetes Vorlesen; Konrad Arnold Schmid, den die Poesie schon in der Jugend nur selten besuchte, leitete als der gelehrteste Bewohner Wolfenbüttels zu den wissenschaftlich productiven Schulmännern wie Heusinger und Leiste über, mit denen Lessing in Sachen der „Beiträge“ und anderer bibliothekarischer Interessen verkehrte, während Schmid für ihn nicht nur ein lebendes Repertorium und ein unermüdlich copirender Mitforscher, sondern auch der gastlichste Hausvater war. Seine Familienstube galt den jüngeren Braunschweiger Litteraten für die behaglichste der ganzen

Stadt: wenn Lessing hier eintrat, umgab ihn die gutherzige Liebenswürdigkeit der Frau und Töchter; der Schwiegersohn Eschenburg, dem der „schmarutzende" Gourmand Ebert in Lessings Gunst bald weichen mußte, erzählte von seinen Shakespeareschen und deutschen Studien; und der selbstlose Papa schleppte herbei, was er den vielen Blättern des gelehrten Briefwechsels zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel noch nicht anvertraut hatte. Es war ein wolthätiger, auf geistige und seelische Übereinstimmung fest gegründeter Umgang, dessen Segen Lessing in Braunschweig genoß. Man blieb nicht am Theetisch sitzen und ging zu Punsch und Wein in einen Kneipcirkel, wo Beamte und Officiere harmonisch an den geselligen und litterarischen Vergnügungen theilnahmen. Nachdem er anfangs in Gasthöfen abgestiegen war, miethete sich Lessing in Braunschweig eine eigene kleine Wohnung bei einem wackeren Weinhändler, der außer der guten Herberge auch einen reinen Trank bot. Er lebte fortwährend mit Männern zusammen, welche dem Hofe mehr oder weniger verbunden waren: zwar blieb sein Verhältnis zu Jerusalem ohne Conflict ein kühles, da weder der ebenmäßige, accentlose Stil dieses theologisch-höfischen Gellert, noch die verwischende Apologetik der „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" ihn befriedigen konnte, aber Ebert stand in hoher Gunst, Eschenburg erzog einen natürlichen Sohn des Erbprinzen, der Kammerherr von Kuntzsch gehörte zu seinen Intimen.

Dieser Hof gefiel sich in keiner stolzen und schroffen Abgeschlossenheit. Von Braunschweig ist die junge Prinzeß Anna Amalia nach Weimar gezogen um dort mit heiterster Verläugnung alles Etikettenzwanges ein Zusammenleben von Geburt- und Geistesadel ohne Gleichen zu eröffnen. Wer die deutsche Kleinstaaterei des vorigen Jahrhunderts verächtlich mißt, sollte zugleich des Segens nicht vergessen, der von den bescheidenen Bildungsherden besonders mitteldeutscher Höfe so voll über Deutschland sich ergossen hat, daß uns Frankreich mit seinem Einen riesigen Bildungscentrum beneiden und jeder Souverain einer Großmacht diesem im Verhältnis unübertroffenen Aufwand für die edelsten Güter die Palme reichen muß. Weimar, „wie Bethlehem in Juda klein und groß", gab der Kaiserstadt an der Donau und der Königstadt an der Spree ein beschämendes Beispiel. Kein zweiter Fürst, der würdig und unbefangen genug wäre ein Gedicht wie „Ilmenau" oder

die Huldigung der venezianischen Epigramme zu empfangen; auch die Braunschweiger bei weitem nicht, wie ungerecht ihnen oft eine wolfeile Tendenzmalerei mitgespielt hat. Sie, nicht Friedrich II. von Preußen, nicht Joseph II. von Österreich, haben Lessing ein Obdach geboten, als er seiner deutschen Heimat auf ewig den Rücken kehren wollte, und sie haben loyaler mit Winckelmann verhandelt als ihr Schwager und Oheim an der Spree. Eine eigenthümliche, der Großartigkeit nicht entbehrende Einmischung moderner französischer und preußischer Elemente kennzeichnet die Braunschweiger Welfen der Lessingschen Zeit. Das wälsche Wesen eines Anton Ulrich, aus dessen Üppigkeit neben hohlen Nichtigkeiten auch edlere Früchte wie eine reinere Aneignung Corneilles erwuchsen, wurde zwar eingedämmt, doch die Vorliebe für Ballets, italienische Musik, französische Dramen behielt lang hin Geltung und fand in der nachahmende Rücksicht auf den undeutschen Geschmack des größten deutschen Fürsten neue Nahrung. Herzog Karl mit seinem leichten sinnlichen Naturell freute sich, auf dem Thron all die pedantischen Fesseln einer engherzigen Jugendbildung abzustreifen und seinem Impresario Nicolini übermäßige Mittel zur Verfügung zu stellen. Es kam sogar vor, daß deutsche Originale in französischer Vermummung auf das Braunschweiger Repertoire der sechziger Jahre wanderten: Prinz Friedrich selbst lieferte eine freie Übertragung der Miß Sara Sampson. Auf der andern Seite und in viel stärkerem Maße, als die hergebrachte Beurtheilung dieser Welfen uns glauben machen möchte, erstarkte die deutsche Politik Braunschweigs nach innen und außen, heldenmüthige Prinzen starben in den Feldzügen des Jahrhunderts seit dem spanischen Erbfolgekrieg den Tod der Ehre, Karl schloß sich innig an Friedrich II. an, und bis in die napoleonische Zeit blieben die Braunschweiger Preußens treue Bundesgenossen im Frieden, seine Feldherren und Blutzeugen auf den Schlachtfeldern. Geerbte und sorglos von Jahr zu Jahr vermehrte Schulden hinderten den Herzog keineswegs daran in vielen Zweigen der Landesverwaltung heilsame Reformen anzubahnen, die vorgefundene Unordnung nach Kräften wegzuräumen, die Gewerbe und gemeinnützigen Institute auf jede Weise zu heben und besonders das Schulwesen musterhaft umzugestalten. Dafür meinte der gutmüthige, lebenslustige Herr wol befugt zu sein in künstlerischen Genüssen, im Verkehr mit schönen Freundinnen und in der Sorge für

die Kasse seiner zahlreichen Anverwandten ohne ängstliche Sparsamkeit zu wirthschaften, und dieser von dem besten Willen beseelte, gebildete, thätige, aber in keiner Resignation und weisen Umsicht geübte Fürst zog die Landesfinanzen an den Rand des Abgrunds. Sein unfähiger Minister Schrader von Schliestedt ließ ihn gewähren. Als Lessing in Karls Dienste trat, schwebten die Existenzbedingungen der Dynastie und des Staates in einer langen, immer peinlicheren Krise. Der Bankerott schien unvermeidlich. Da übernahm, rasch entschlossen, 1773 der Erbprinz die Leitung des lecken Schiffes, der sechzigjährige Herzog trat als nomineller Herrscher auf sein Altentheil zurück, an Schliestedts Stelle regierte der energische Feronce von Rotenkreutz das Steuer und begann im Verein mit dem Erbprinzen eine erfolgreiche Finanzreform, welcher die rücksichtslosesten Mittel recht waren, wenn sie nur vorwärts führten. So hatte nicht nur der Bibliothekar zu Wolfenbüttel seine kummervollen Stunden; auch im Braunschweiger Schlosse wohnte die Sorge, und die Bemühungen des Hofes um Lessing sind um so höher zu schätzen, je mislicher die Verhältnisse des Landes lagen. Lessing kämpfte mit Schulden; auch der Erbprinz stemmte sich gegen die Lawine der Geldnoth. Lessing wurde durch solche Verlegenheiten oftmals zum Schwarzseher, dem sich Menschen und Dinge verzerrten; man gönne billig auch dem Erbprinzen mildernde Umstände, wenn sein Vorgehen mitunter den Schein eines bittern Egoismus trägt.

Als Lessing braunschweigischer Hofbeamter wurde, fand er sich in den höchsten Kreisen Persönlichkeiten gegenüber, die der Liebe, der Verehrung, des psychologischen Studiums wol werth waren. Das schon erschlaffte, durch und durch warmherzige Wesen des alten Herzogs offenbarte sich bei der ersten Begegnung ganz. Neben ihm ragte als imponirendster Vertreter der älteren Generation sein Bruder hervor, der preußische Feldmarschall Ferdinand, einer der größten Heroen des achtzehnten Jahrhunderts, der gefeierte Sieger von Crefeld und Minden, von Friedrich II. des Beinamens Alcide gewürdigt, dabei reich an schlichten bürgerlichen Tugenden, wolthätig, prunklos, gerecht, gebildet. Auf ihn dichtete Lessing, dessen Muse seit den Vossischen Zwangsarbeiten die Lobverse auf Fürsten verlernt hatte, einige preisende Epigramme, „Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des ersten Feldherrn der Griechen spielte“: „Vorstellen und auch sein

kann Ferdinand allein". Der jüngste Prinz war Leopold, der mit Prinz Friedrich die schriftstellerische Neigung theilte, eifrig Geschichte und Militärwesen studirte und 1785 in Frankfurt an der Oder bei einer Überschwemmung den Tod fand, so in der verklärenden Volksphantasie den schönsten Bürgerkranz des braven Mannes erobernd. Aber die hervorstechendste Figur des Hofes, durch Macht und Charakter, war der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand.

Im October 1735 geboren und von Friedrich Wilhelm I. aus der Taufe gehoben, erst einem höfischen Ajo, dann der klugen Pädagogik Jerusalems anvertraut, zeigte schon der Knabe die eigenartige Mischung von Eigenschaften, die sich in dem Manne zu einem bald hell, bald dunkel schillernden Bilde steigerten. Der lebendige Geist des jungen Fürsten, meinte sein Erzieher, gleiche einer inneren, in einem feuerfesten Gewölbe eingeschlossenen Flamme. Er war sanguinisch, eigenwillig, ungeduldig, scharf und spöttisch, wißbegierig, kunstliebend, ehrgeizig, thatenlustig; er konnte jäh einem Einfall folgen und ebenso unvermuthet das Gleichgewicht der gemessensten Repräsentation wieder gewinnen, sich nachgeben und sich bändigen, seiner Umgebung anmuthig schmeicheln und ihr im nächsten Augenblick den Codex der Subordination vor Augen halten. Der schön gewachsene, kräftige und bewegliche Jüngling kam früh in die Nähe seines königlichen Oheims, aber in der Tafelrunde Friedrichs wich das sonst so lebhafte Mienenspiel einer ernsten Ruhe, diese freien Conversationen misfielen ihm, das Übergewicht des Königs drückte ihn, es war ihm woler in Friedrichs Schlachten als in Friedrichs Gesellschaften und Concerten. Auch er verband die Schwärmerei für Musik mit den rauhen Tugenden des Krieges. Im Lagerleben gehärtet, ertrug er, Sybarit und Stoiker in einer Person, jede Strapaze und verdiente sich durch Tapferkeit und strategische Begabung in den Oden des Onkels das Lob eines jeune héros. Das unbefangene Frohgefühl der Jugend hat er nie in seinem vollen Umfang gefühlt; daher schielt die in Einzelheiten sehr treffende Charakteristik aus Mirabeaus Feder, denn der Prinz war kein véritable Alcibiade, der ins Leben stürmte, Volksgunst und Frauenliebe durch ein dämonisch siegreiches Wesen eroberte und im Rausche des Leichtsinns verlor, vor den Weisen sich beugte und die Zügel der Weisheit verschmähte. Bewußt und überlegt in Wort und That, unterschied er

sich gründlich von dem sprühenden Liebling Athens. Er hielt sich Maitressen, die seine Sinne, nie seinen Kopf und sein Herz beherrschten. Er sprach elegant, aber man hörte seiner sonoren Rede die Berechnung und Mache an. So war sein ganzes Auftreten nicht ohne eine posirende Vornehmheit, deren sein angeborener Adel gar nicht bedurft hätte und deren Kühle die Vertraulichkeit fern hielt. Und wie durstig sein Geist die Bildung des Jahrhunderts eingesogen, dem vielseitigen Verständnis und dem geschmackvoll gefaßten Urtheil gebrach die warme Liebe, die volle Hingebung. Als er in England eine Convenienzehe geschlossen hatte, reiste er nach Paris, spielte am Hof eine große Rolle und bethätigte durch Besuche in der Akademie oder ein Diner im Kreise der Encyclopädisten sein feines Interesse an Frankreichs freierem Geistesleben. Voltaire wurde in Ferney begrüßt. Dann entfaltete der Prinz in Italien einen verblüffenden Luxus, seine Gondolieri in Venedig stolzirten in Atlas, überall wurden zahlreiche Lakaien gedungen und mit braunschweigischen Livreen neu gekleidet, das Volk staunte über die ungewohnte Pracht eines deutschen Prinzen, er aber, das Äußerliche äußerlich abthuend, strich an Winckelmanns Seite früh und spät durch Roms Sammlungen und Ruinen und hat diese Tage nie vergessen. Selbst in solchen Wochen, wo gemeinsamer Genuß des Höchsten und Ewigen die Standesunterschiede verflüchtigt, spröde Naturen erweicht und wo der Erbprinz wirklich von echter Bewunderung für das Geschaute wie für den genialen Cicerone erfüllt war, hatte sein Wechsel zwischen gewinnendster Unterhaltung und frostigem Schweigen etwas Unheimliches. Wie er selbst den Scherz zurückhielt, so war ihm deutsche Jovialität und Satire als unfein verhaßt; ein Verstoß gegen den Hofton beleidigte denselben Fürsten, der es liebte mit schlichten Leuten das heimische Platt zu reden, obwol jedes Buhlen um Popularität seiner Art sehr fern lag. Er kannte alle Schwächen seines Hauses und fürchtete ihr Verhängnis, darum legte er mit ungeheurer Selbstbeherrschung seine Leidenschaften wie Hunde an die Kette. In bitteren Anfällen von Menschenverachtung mochte er klagen, kein Fürst sei von Liebe umgeben und der Glaube an die Redlichkeit der Leute verrathe mehr Gutmüthigkeit als Weltkenntnis. Aber er tadelte manche unhumane Züge Friedrichs und gab weder seiner ererbten Glanzliebe noch seinem alles Kleine verachtenden Ehrgeiz nach, als ihn die Noth

des Landes zwang den Vormund eines schwachen Vaters zu machen. Ohne eine Phrase zu verlieren übte er für seine Person eine ihm unnatürliche Ökonomie, ließ Schlösser und Gärten und Galerien im Stich um den Wolstand der Bauern zu heben, beugte seinen Stolz zu mühseligen Finanzoperationen und zur Vermiethung braunschweigischer Truppen und täuschte nach Friedrichs Tode die allgemeine Erwartung, er werde bestimmend auf Preußens Zukunft wirken, indem er, theils aus ernstem Gefühl für sein kleines Land, theils aus nie überwundener Furcht vor Miserfolgen, nur der aufopfernde General Preußens blieb, bis er auf dem Schlachtfelde von Jena und Auerstädt den Fall des fridericianischen Preußens mit seinem Blute besiegelte und nach den grauenvollsten Leiden landflüchtig starb. Nehmen wir dieser Erscheinung die willensstarke Selbstzucht, so bleibt ein Complex guter und schlimmer Eigenschaften, der unter anderen Verhältnissen eine Wendung ins Neronische hätte nehmen können und unter den gegebenen leicht eine furchtbare Gefahr für Land und Leute geworden wäre. So aber ist dieser Lebenslauf ein ergreifendes Schauspiel, wie der ernste männliche Wille alle widerspänstigen Regungen in den Dienst selbstloser, wenn auch freudloser Pflichterfüllung zwingen kann. In seinen Adern floß kein Tropfen von dem leichten Blut der liebenswürdigen Schwester Anna Amalia, sein gemessenes vornehmes Wesen drückte und langweilte die urgesunde Kraftnatur des Neffen Karl August, und dennoch nennt ihn Goethe, als er im Sommer 1784 mit seinem Herzog nach Braunschweig kam und während der entsetzlich langen Diners oder der prächtigen Redouten Beobachtungen sammelte, einen großen Mann. Die in fragwürdigem Französisch an Frau von Stein gerichteten Briefe liefern uns eine fortschreitende Charakteristik, die sich nach kühlen Worten über die leeren Formen des Braunschweigers bald erwärmt: man sehe überall den klugen Mann, der von allem, selbst von den Narrheiten seiner Vorfahren profitire, dessen Verstand und Benehmen durchweg bewundernswerth sei und der zielsicher ohne überflüssige, willkürliche, unnütze Nebensachen große Zwecke verfolge; seinen Neffen behandle er mit Auszeichnung, und wirklich müsse ein Fürst, der einen offenen Kopf habe und seines Gleichen im Durchschnitt für mehr als bêtes halte, von einem Verwandten dieses Schlages überrascht sein; die Umgebung nenne seine Absichten schön und bedeutend,

seine Mittel sicher, seine Ausführung consequent; sein Auftreten in der Welt sei unvergleichlich, denn er verstehe die Kunst jeder individuellen Eitelkeit zu schmeicheln vollendet, enfin c'est un oiseleur qui connoit ses oiseaux.

Lessing war dem Ruf in diese Sphäre gefolgt, nachdem er den braunschweigischen Schauplatz geprüft hatte. Es heißt beide Männer, Lessing und den Erbprinzen, herabsetzen, wenn man Lessings Anstellung aus der prahlsüchtigen Eitelkeit des letzteren einen Stern ersten Ranges zu den kleineren Lichtern des Carolinum und Catharineum zu gewinnen ableitet; doch wäre es die häufigste und schlechteste Eitelkeit nicht, die mit großen Männern Staat zu machen sucht. Das Gefallen war gegenseitig gewesen. Der Erbprinz, ein bezaubernder Causeur, wenn er wollte, wird an Lessings Reisepläne anknüpfend von Italien und archäologischen Interessen gesprochen haben; Lessing, in keinem Kreise der Welt verlegen, empfahl sich, je weniger er es auf eine clientenhafte Bewerbung anlegte, und es berührte ihn äußerst peinlich, daß ihm die Kosten dieses ersten Braunschweiger Aufenthaltes aus der Schatulle ersetzt werden sollten. „Sie glauben nicht, lieber Ebert, wie argwöhnisch ich bin, besonders in solchen Dingen. Ich kann mir nicht einbilden, daß der Erbprinz von selbst darauf gefallen ist. Ich fürchte, man hat es ihm zu verstehen gegeben, daß ich etwas dergleichen erwartet hätte. Ich habe zwanzigmal mein ganzes Betragen in Braunschweig überlaufen und mich jedes Wortes zu erinnern gesucht, ob ich das Geringste gethan oder gesagt, was diese Erwartung verrathen können. Der Erbprinz mag immerhin glauben, daß ich der Erstattung bedarf; aber ich möchte nicht gern, am ungernsten von ihm, für einen Menschen gehalten sein, der etwas erwarten und verlangen könnte, bloß deswegen, weil er es bedarf." Dieser stolze Unabhängigkeitssinn bestimmte fortan Lessings Verhältnis zum Hofe. Wenn er die zuvorkommende Leutseligkeit der hohen Familie erfuhr und der Huld des alten Herzogs zu jeder Zeit und in jeder Stimmung sicher blieb, wahrte er von vornherein eine geflissentliche Zurückhaltung, da er und ein Großer nicht für einander gemacht seien. „Ich bin indeß der Mensch nicht, der sich zu ihnen dringen sollte, vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, so viel als möglich zu entfernen und mich lediglich in den Cirkel meiner Bibliothek einzuschränken." Er folgte den Einladungen der Herrschaften, machte

fürstlichem Besuch wie der Herzogin Anna Amalia oder schwedischen Prinzen pflichtgemäß, doch „als ob er dazu geprügelt würde", die Honneurs in der Rotunde und zog im übrigen aus seiner örtlichen Entfernung jeden Vortheil. Man sah sich bei der Neujahrscour und andern festlichen Empfängen meist vergebens nach ihm um. Seine Briefe verrathen keine Neugier nach Ereignissen und Reden bei Hofe, die doch in kleinen Residenzen wie der jeweilige Barometerstand das Morgen- und Abendgespräch der Unterthanen speisen. Fast nirgends eine Erwähnung der Frauen des herzoglichen Hauses, kein Wort über Frau von Branconi, deren verführerische Züge uns in der Braunschweiger Galerie Goethes bewundernden Ausruf über solche Unwiderstehlichkeit predigen, nur eine freundliche Erwähnung „unsers lieben kleinen Grafen", ihres Sohnes. Er brachte dem Hofklatsch niemals den geringsten Tribut und war auch nicht gesonnen billigen Ansprüchen von oben, wenn sie über Bücher- und Kunstangelegenheiten hinausgingen, mehr nachzugeben als die kalte Pflicht gebot. Das anspruchsvolle Wesen des Erbprinzen, der Lessing hochschätzte und seine Schriften, auch die gelehrten, gründlich studirte, der aber mit dem eindringenden Blick des geübten Beobachters in Lessings Gedanken las, und das nicht minder anspruchsvolle Wesen Lessings, welcher gern zu rasch aburtheilte und immer den Nacken steif hielt, zogen eine doppelte Schranke im persönlichen Verkehr.

Die Wolfenbüttler Bibliothek suchte der Erbprinz fast nie auf; hier herrschte Lessing ungestört. Selten unterbrachen Gäste von auswärts seine stille Abgeschiedenheit: der treue Moses, Gleim, von jüngeren Litteraten Boie oder von den jüngsten desselben Göttinger Bundes Cramer der Sohn, gelehrte Reisende, unter ihnen sogar ein Astronom aus dem Jesuitenorden, der Lessing zu Liebe einen großen Umweg über Wolfenbüttel nahm, und hochwillkommen im August 1771 Professor Reiske aus Leipzig mit seiner lieben Frau und Arbeitsgenossin. Er voll ehrerbietiger Unterordnung zu Lessing aufschauend, dessen rasche Vielseitigkeit und leichte Stilanmuth mit so tiefem Wissen vereint er bescheiden bewunderte, dessen schneidige Polemik der unbeholfene Mann naiv anstaunte und dessen bibliothekarische Gefälligkeiten bei ihm auf einen so fruchtbaren Boden fielen. Mit breitspuriger Freude folgte Reiske den Wolfenbüttler Arbeiten. Seinem begeisterten

Lessingcultus mußte er auch öffentlich durch eine Widmung in den ausgezeichneten Oratores graeci ein Denkmal setzen, sowie in Heynes Vergilausgabe ein Ehrenplatz für Lessing eingeräumt ist. Und mit inniger Dankbarkeit trat auf der „Lustreise“ zu den orientalischen Handschriften Wolfenbüttels Madame Reiske an Lessing heran, eine echte Philologenfrau, von strenger wissenschaftlicher Schulung, die selbständige Helferin ihres Mannes, geistvoller und beweglicher als dieser, ohne eine Spur von Pruderie und ohne jedes Gelüst die deutsche Dacier zu spielen. Um so lieber machte Lessing der befreundeten Schriftgelehrten sein ehrliches Compliment in den „Beiträgen“, stand ihr thatkräftig bei, als Reiske im Sommer 1774 aus einem Leben der Entbehrung und Arbeit abschied, und schenkte dem handschriftlichen Nachlaß des „sehr lieben Freundes“, auch der Autobiographie, einer der rührendsten und ungeschicktesten Urkunden deutscher Gelehrtengeschichte, seine gewissenhafte Theilnahme. Ein wolthuender Humor umspielt für uns späte Leser dieses philologische Paar, dessen Verlobung nicht mit Blumen und Liebesbriefen, sondern mit kleinen arabischen Galanterien gefeiert wurde und aus dessen Ehe nicht liberi, sondern libri hervorgingen. Dasselbe respectvolle Lächeln stellt sich ein, wenn der gute Reiske mit schwerfälligen Scherzen die gedruckten „Flatterien“ für Madame verbittet oder Frau Ernestine über die semitischen Manuscripte ihres Seligen weg den Herzenswunsch, Lessings Gattin zu werden, unverblümt kund giebt.

Lessing aber, der so galant die Frage, ob ein Gelehrter heiraten solle, durch das eheliche Glück der Reiskes für gelöst erklärt hatte, gehörte schon zur Zeit jenes Besuches mit Herz und Hand einer anderen Frau, wenn auch die dunkle Wittwentracht und die schweren Sorgen seiner liebsten Hamburger Freundin nur geheime Wünsche für die Zukunft gestatteten. In ernsten Stunden sahen wir ihn den immer wieder aufgeschobenen Abschied von Frau Eva König nehmen. Ein Briefwechsel, so reg wie ihn Lessing nur je geführt hat, entspann sich zwischen dem in seiner Vollkraft stehenden Mann und der reifen Frau, die, ihrer Stütze beraubt, allein den Kampf ums Dasein kämpfte. Eva Katharina Hahn war geboren in Heidelberg am 22. März 1736 als Tochter eines wolsituirten Kaufmanns; den Vater verlor sie im zartesten Alter — wehmüthig erzählt sie einmal, sie habe ihn gar nicht

gekannt — mit der Mutter blieb sie auch aus der Ferne in treuester Liebe verbunden. Eine gesinnungstüchtige, alle Proben des Glückswechsels überdauernde Harmonie herrschte in dieser Familie, die auch dem gelehrten Beruf akademische Kräfte zugeführt hat und in deren Schoße das junge aufgeweckte Mädchen eine ausgezeichnete Erziehung genoß. Wodurch das schöne Heidelberg Evas eingestandene Verstimmung gegen die Vaterstadt verschuldete, steht dahin, doch war es nicht etwa die Sehnsucht leidigen Verhältnissen zu entfliehen, sondern reine Herzensneigung, welche im Sommer 1756 die Zwanzigjährige dem aus der Elberfelder Gegend gebürtigen, in Hamburg ansässigen Handelsherrn Engelbert König als Gattin zuführte. Aus der Pfälzer Idylle in das bewegte Getriebe einer norddeutschen Großstadt mit anderen Bräuchen, anderer Sprache, anderen Menschen verpflanzt, fand sich die junge Frau schnell in der neuen Umgebung zurecht. Eine gesegnete Ehe, gute und getreue Nachbarn, ein wachsender Wolstand schufen dem liebenswürdigen und thätigen Paar einen dankbar genossenen Hausfrieden, den nur der Verlust mehrerer Kinder trübte. Von sieben blieben vier am Leben: eine Tochter Malchen (1761 geboren) und drei Knaben, deren jüngster, Friedrich (geboren im October 1768), Lessings Pathchen wurde und als schöner, munterer Junge zum Ebenbilde des Vaters heranzuwachsen versprach. Sie alle waren dem eifrigen Besucher des Königschen Hauses liebe kleine Gesellschafter; er verehrte die Frau und schenkte dem Mann, seinem „speciellen Freund", eine fest begründete Hochachtung. König hatte sich aus eigener Kraft zu Bildung, Ansehen und Vermögen emporgearbeitet. Er betrieb einen großen Seidenhandel in Hamburg, besaß Seiden- und Tapetenfabriken zu Wien, in denen das italienische Rohmaterial verarbeitet wurde, und unterhielt bedeutende deutsche und außerdeutsche Geschäftsverbindungen, die ihn häufig südwärts in die Ferne riefen. Es wird erzählt, und eine innere Wahrheit mindestens liegt in diesem späten Bericht, daß König beim Antritt der letzten Reise nach Österreich und Oberitalien dem Hausfreund Lessing, als dieser ihm ein kurzes Geleit gab, den Schutz seiner Familie mit den ahnungsvollen Worten „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Kinder an" ans Herz gelegt habe.

Nur zu bald trat diese heilige Pflicht vor Lessings Seele. Engelbert König zog sich gleich nach seiner Ankunft in Venedig eine jähe

Krankheit zu, die ihn fern von der Heimat und den Geliebten am 20. December 1769 dahinraffte. Tags darauf wurde er auf dem protestantischen Friedhof der Insel S. Cristoforo beigesetzt, ebenda, wo er nach einer späten Familientradition zum letzten Mal die Abendsonne begrüßt hatte. Er zählte erst einundvierzig Jahre, und sein Handel war von ihm im sichern Gefühl, noch langhin die ganze Kraft einsetzen zu können, ausgebreitet worden. Der plötzliche Tod erregte bei den Seinen den Argwohn, ein gieriger Diener habe den mit größeren Geldmitteln versehenen Reisenden vergiftet, denn Winckelmanns schreckliches Ende lebte in frischer Erinnerung. Der plötzliche Tod weckte aber auch zu den schmerzlichsten Klagen ängstliche Besorgnisse für die Existenz der Familie. Die Wittwe stand mit vier kleinen Kindern der erdrückenden Aufgabe gegenüber, große kaufmännische und industrielle Geschäfte zu ordnen, die sich auf weit aus einander gelegene Orte vertheilten, in die Finanzen anderer Häuser eingriffen und zumal ohne flüssiges Vermögen, da alles Geld der beiden Gatten in Fabriken und Magazinen angelegt war, die langwierigste und verwickeltste Arbeit forderten. Auch waren zahlreiche Geschwister gewohnt, in dem Todten ihren Helfer und Meister zu erblicken. Als Frau Eva diese schwere Last mit der Ausdauer und dem praktischen Verstand eines Mannes auf ihre Schultern lud, um die Schöpfungen ihres überall rühmlich anerkannten Gemahls vor einem wirren Zusammensturz zu retten und die Zukunft der Kinder zu verfechten, fand sie zwar den Beistand redlicher Freunde und die opferwillige Hilfe einiger Verwandten, die ihr mit Rath und That, mit Vorschüssen und Geschenken beisprangen, aber die Wucht der harten Arbeit wurde dadurch nur um weniges erleichtert. Sie sollte ihre Kinder, von denen Fritz kaum anderthalb Jahre zählte, ihre des Vaters beraubten Kleinen verlassen und ein aufreibendes Reiseleben beginnen. So ging Lessing, um eine peinliche Sorge reicher, nach Wolfenbüttel. War ihm im letzten hamburgischen Monat, wo er an Evas Seite bei gemeinsamen Freunden Gevatter stand, schon der Gedanke an die Erreichbarkeit eines engeren Bandes aufgedämmert, so mußte die rauhe Wirklichkeit solche Träume unerbittlich zurückdrängen.

Ihre Correspondenz kam seit dem Juni 1770 in Fluß. Noch in demselben Monat begab sich Eva nach Pyrmont um dort Kräfte für die dringende weite Wanderschaft zu sammeln und mit einem recht-

schaffenen Bruder, dem eben von schwerer Krankheit genesenen Professor der Physik zu Utrecht, Rücksprache über ihre Lage zu nehmen. Lessing, aufgefordert an dieser kleinen Badereise theilzunehmen, aber durch sein neues Amt festgehalten, wurde von den Geschwistern durch einen Besuch entschädigt, dessen Vertraulichkeit nur unter der unvorhergesehenen und sehr ungelegenen Ankunft Gleims litt. Darum sprach Frau Eva schon nach einigen Wochen, Mitte August, ein zweites Mal in Braunschweig vor und sah sich nicht bloß im Gasthof zur „Rose" von Lessings zarter Fürsorge umgeben. Als sie Abschied nahm, nöthigte ihr der Freund seinen Pelz zum Schutz gegen Unwetter und schlechte Herbergen auf, empfing das Versprechen eines neuen Besuches auf der Rückreise von Wien und tröstete sich mit der Aussicht, die Heimkehrende dann von Wolfenbüttel nach Hamburg begleiten zu dürfen. Unterwegs in Postzimmern und Wirthshäusern, auch wol mitten im Lärm einer Dorfschenke, wo ihr das derbe Geschwätz der Bauern den robusten Realismus Bodes ins Gedächtnis rief, fand die seltene Frau Stimmung und Muße zu tagebuchartigen Blättern. Wir hören von den unvermeidlichen Abenteuern auf schlechten Straßen, von zerbrochenen Achsen, von Zwistigkeiten mit Posthaltern, von den wechselnden Gefährten, von einem Räuschchen der Zofe, kurz von allen mehr und minder lästigen Begebenheiten, wie sie in den romanhaften oder wirklichen Reiseberichten jener Tage nicht fehlen. Ohne eine Spur von Empfindsamkeit steuerte Frau König ihren so wenig lockenden Zielen zu, gestählt durch ihr mütterliches Pflichtgefühl. Sie schlägt nirgends den larmoyanten Ton einer „Dame in Trauer" an, sondern scheucht mit bewundernswerther Selbstbeherrschung, wenn sie dem Freunde sich mittheilt, den düsteren Zug der Erinnerungen und Befürchtungen zurück. Indem sie ihr „trauriges Naturell" besiegt, sucht sie doch nicht gefaßter zu erscheinen als sie in Wirklichkeit ist, und Lessing erwidert die leisen Regungen melancholischer Hoffnungslosigkeit mit der Mahnung „so viel Entschlossenheit und Muth, als Sie sonst in Ihrer ganzen Aufführung bezeigen, nicht verloren sein" zu lassen. Bei ihm selbst war die tiefste Trauer eingekehrt: er hatte soeben seinen Vater verloren, und das kümmerliche Loos der Kamenzer verdunkelte seine Tage. „Und dennoch" schreibt er mit gezwungener Fassung „und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum aufheitern; ich

will nur immer vor mich weg und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen." Wenn die einsame Frau in der Fremde unter lustigen Baiern mühsam die Thränen hinunterschluckt und einer lähmenden Unentschlossenheit zu verfallen fürchtet oder von körperlichen Leiden erzählt, dann bestimmt Lessing als ein tapferer Tröster, in welcher Tonart er den Briefwechsel führen will: „ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erste ist, so muß man auch das Andre sein, und kann es sein, wenn man nur will." Diese seine Philosophie, sich selbst zum Glück zu überreden, predigt Lessing wahrlich nicht in den Wind, denn eine verwandte Frauennatur lauscht seiner ermuthigenden Rede.

Als die Correspondenz zwischen Lessing und Eva zuerst dem Publicum erschlossen wurde, rümpften manche Empfindler die Nase über ein so langweiliges Buch. Werther freilich schreibt ganz anders, und wer statt der ersehnten Gefühlsergüsse gleich anfangs Rauchfleisch und Spargel oder späterhin Pulver und Frostsalbe, Erbsen und Sauerkraut inmitten endloser Familiengeschichtchen aus Hamburg anrannte, mochte den Band enttäuscht aus der Hand legen. „Meine liebste Madam" und „Mein lieber Herr Lessing", „Dero ganz ergebenster Lessing" und „Dero ergebene Dienerin E. C. König" schien einen vor dem Frühlingssturm der neuen Empfindungspoesie zerstobenen Curialstil heraufzubeschwören, so dürr, daß man sich nicht die Mühe gab, die unmerklich fortschreitende Steigerung zum „Meine Liebe" und „Mein Lieber" zu verfolgen, den Unterschied gereifter Menschen aus einer sehr verständigen Epoche und eines dichterischen Liebespaares abzuwägen und mit würdiger Theilnahme das rührende Schauspiel zu betrachten, wie der stärkste Mann unserer Litteratur so bescheiden, so schüchtern, so leise werbend das andeutet, was sein ganzes Herz ausfüllt. Nie unterbricht ein ringendes Du die üblichen Anreden wie in Goethes ungestümen oder liebkosenden oder resignirenden oder beseligten Briefen an seine Weimarer Geliebte, und kaum wagt Lessing in der ersten Zeit die Betheuerung, daß seine Gedanken und Wünsche den Weg Evas nicht leer lassen. Aber schon vor hundert Jahren haben tiefe Gemüther den stilleren und farbloseren Reiz dieser Correspondenz nachgefühlt; so schreibt Lotte von Lengefeld 1789 an Schiller: „Ich habe Lessings Briefwechsel mit seiner Frau auch gelesen und er hat mir viel

Freude gemacht. Lessings Geist ist mir sehr interessant und ist es mir noch mehr geworden, er hat so eine gewisse Feinheit gegen seine Frau; auch ihre Briefe haben mir gefallen, sie muß erstaunend viel Thätigkeit gehabt haben und vielen Verstand. Ich möchte mit jemanden über die beiden Menschen sprechen, der sie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören."

Wir besitzen von Evas Briefen nur die an den Einen und nur des Einen Briefe an sie. Gleichwol würden andere Quellen keine Züge wiederspiegeln, die in unserer Correspondenz fehlen. Ihr geistiges Bild stimmt zu dem Porträt, das uns von ihr erhalten und in A. Schönes vortrefflicher Ausgabe des Briefwechsels sehr gut gestochen ist. Ein alter Münchener Maler hat es 1770 ziemlich steif verfertigt; ein anderes von dem elenden Calau ist verschollen. Die Gestalt ohne sinnliche Fülle, vielmehr etwas knochig, auf einem schlanken Hals ein längliches Gesicht mit vollem Haar, freier Stirn, klaren großen Augen, scharf geschnittener Nase, feinem Mund, energischem Kinn, der Ausdruck ungemein gescheit und angenehm. In ihren Gedanken und Gefühlen hatte nichts Niedriges Raum, und ihr heller durchdringender Geist gewährte der modischen Schwärmerei keinen Einlaß. „Eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande" wird sie von Elise Reimarus genannt. Wahrheit ging ihr über alles: „Nichts fällt mir schwerer als Lügen. Sie wissen wol: ich bin ein altfränkisches Weib." Einem thätigen Leben zugewandt, büßte sie doch eine leichte Grazie des Geistes und die schöne frauenhafte Gabe, männliche Schroffheiten sanft zu mildern, nie ein. Der ganz auf das Menschliche gerichtetete Briefwechsel erörtert von den gemeinsamen geistigen Interessen nur diejenigen, welche greifbar in den Bereich des Tages treten oder mit Forderungen an die Zukunft eng verknüpft sind, aber man behält durchweg das Gefühl, daß diese Frau in freierer Stimmung hörend, rathend und thatend auf jedes Lessingsche Werk oder Vorhaben eingehen kann. Ritterlich sorgend begleitet Lessing ihren Weg, den er nicht noch mit bibliothekarischen Grillen und seinen häuslichen Verdrießlichkeiten stören möchte, und beide ruhen von ihren mannigfachen Sorgen aus, indem sie sich wie in den entschwundenen Plauderstündchen von den Privatverhältnissen der nächsten Hamburgischen Bekannten, der Schmidts und Knorres vor allem, sehr eingehend unterhalten, Geburten, Verlobungen,

eheliche Zerwürfnisse, finanzielle Bedrängnisse registriren, von dem bösen Exsenior Goeze mit leichter Malice zu Klopstock und seinen Damen überspringen und leere „Amouretten" wie die Liebelei des Herrn von Kuntzsch mit dem „kleinäugigten Dortchen" Ackermann kritisiren: Frau König nimmt das leichter, während Lessing unwillig urtheilt, in so ein Ding könne nur der blinde Zufall verliebt machen. Eine tiefere Meinungsverschiedenheit drängt sich niemals zwischen die beiden geistig und gemüthlich verwandten Wesen, die auch im Ausdruck ihres brieflichen Gesprächs so weit harmoniren, als nur Mann und Frau ohne die Eigenart des Geschlechts zu verläugnen zusammenklingen können. Aus voller Überzeugung nennt Lessing, der im ersten Anfang den Ton nicht sofort zu finden scheint, seine Correspondentin eine fertige Briefschreiberin; sie aber verweist ihm den ganz ungewöhnlichen Complimentirton, der ihn nicht kleide und vor dem er sich also künftig hüten möge. Dennoch wird Lessings schlicht gefaßter Zusatz zu einem Recept ihr wolgethan haben: „Wenn es so lange hält, als unsre Freundschaft halten soll, so ist es ein Kitt, den wir loben wollen." Sie selbst bringt lieber neckische Wendungen an, etwa wie eine Minna von Barnhelm scherzt, und wie sein Tellheim grübelt Lessing einmal zu ernst über das von Eva leicht hingeworfene Sätzchen, er würde sie bedauern oder verlachen. Auf seine warmherzigen Vorwürfe antwortet sie dann in der einfachsten und genugthuendsten Weise, ohne jede Phrase, ohne jede Verstimmung und Zimpferlichkeit, denn nie hat dieses Verhältnis unter Launen und Misverständnissen zu leiden. Auch ein gesunder Kraftausdruck entschlüpft ihrer Feder zuweilen: sie nennt mit einem wienerischen Wort das unmäßige Kammermädchen eine „besoffene Urschel". Wenn die Sonne während der trüben Wanderjahre Evas manchmal heller scheint, weiß sie aufs gewandteste von Litteraten und Künstlern ihres Schauplatzes zu erzählen oder aus den neu aufgelegten Studentenverschen des Freundes eine schalkhafte Mahnung zu ziehen: „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter

machen! Sie müssen an verzweifelt harte Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden." Welche Seelenstärke und Klarheit wohnte der Frau inne, die während einer endlosen Krisis den Kopf so frei trug.

Wir kehren zu jener ersten Wiener Reise zurück. Sie läßt sich von Station zu Station verfolgen. In Nürnberg wird Herr von Murr erwähnt, doch als Klotzianer vermieden. Eva gedenkt eines Kupferstichs aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber die Reize der alten Häuser und Kirchen waren auch für diese Reisende noch nicht entdeckt. So meldet sie aus München nur die rasche Erledigung ihrer Visiten bei einigen Excellenzen, ganz ebenso wie Lessing derlei lästige Dinge behandelt, und findet fast nirgends eine Silbe über die Landschaft, denn auch ihr ist an der Schwelle der Wertherzeit eine schöne romantische Gegend noch keine stummberedte Trösterin: im Thüringer Walde denkt sie nur an die gefährliche Nachtpost; in Salzburg, wo sie sich erholt und mit den Leuten „alle das Merkwürdige und die Gegenden" sehen muß, redet sie lieber von dem Zustand der dortigen Komödie als vom Kapuzinerberg und den Alpen; in Niederösterreich thut sie eine herrliche Weinlese mit einer Zeile ab. Am 28. September traf sie endlich in Wien ein und wurde bis in den Februar 1771 auf dem heiteren, für sie so trostlosen Boden der Königschen Thätigkeit festgehalten. Die Größe ihres Verlustes stieg in den Straßen, die er durchschritten, in den Räumen, wo er gewaltet, so niederschmetternd vor ihr auf, daß sie sich ganz dem Gedanken an das zerstörte Familienglück hingab: Lessing habe seinen Vater verloren, den Eva auf der Rückreise in Wolfenbüttel anzutreffen gehofft hatte, aber er sei ihm doch bis hart an die Grenze des Naturlaufes erhalten gewesen — sie dagegen — „Ich muß nur hiervon abbrechen. Denn seitdem ich hier bin, bin ich in derselben Gemüthsverfassung, wie in Pyrmont. So wie mich einer anredet, habe ich Thränen in den Augen. Wie kann es aber anders sein? Alles erinnert mich an meine vergangene Glückseligkeit. Sogar die Fabrik, als ich sie heute besuchte, statt daß sie mich hätte freuen sollen, weil sie völlig gut und aufs beste eingerichtet ist, hat mich niedergeschlagen gemacht. — Sie haben völlig Recht,

alles hat seine Zeit; allein steht es bei uns, diese Zeit zu bestimmen? Glauben Sie nur, daß ich mir alle Mühe gebe, mich aufzuheitern. Was vermag ich weiter?" Bald wurde sie trotz allem Weh der Vergangenheit und Gegenwart durch ihre erstaunliche Willenskraft wieder ganz Herrin über sich, konnte arbeiten und Lessing von der Wiener Bühne unterhalten, Stücke, Übersetzungen, Acteurs, Actricen, Publicum, Kritik beurtheilen, vom Wiener Theater auf die Wiener Geistlichkeit, vom Hamburger Theater auf die Hamburger Geistlichkeit zu reden kommen und eifrig an den für uns Leser ermüdenden Berathungen über das hartnäckig betriebene Lottospiel theilnehmen, denn Lessing möchte die Fortuna zur Huld für „unser gemeinschaftliches Project, glücklich — wollte ich sagen, reich zu werden" zwingen. Er merkt sich alle neue Collecturen, vergißt keine Ziehung, träumt von Glückszahlen für Ternen und Quaternen und gewinnt im besten Fall einen Einsatz wieder. Die gastliche Güte der Wiener und das frohe Temperament der liebenswürdigsten von allen großstädtischen Bevölkerungen verfehlten nicht Frau Eva wolthuend zu erfrischen, und Lessing schilt das häßliche Wien nur, weil es so weit ist. Er hat eben in Braunschweig zwei österreichische Cavaliere kennen gelernt, denen Ebert das schiefe, fein parirte Compliment machte, sie seien durch ihre Bildung eine Ausnahme unter ihren Landsleuten; es trifft sich, daß der Vater des einen, Graf Chotek, ein alter Gönner Engelbert Königs gewesen ist. Eva ist überhaupt gezwungen an den Thüren der Aristokratie und Finanz anzuklopfen, doch beschränken sich ihre Briefe an Lessing wesentlich auf die kleinen Litteraten des großen Wien, Herrn von Sonnenfels an der Spitze, in dessen Familie sie freundschaftlich aufgenommen worden war ohne dem Frieden recht zu trauen. Endlich nach mancher Unpäßlichkeit und einer vorläufigen Ordnung der schlimmen Geschäfte begab sie sich am 18. Februar 1771 auf die Heimreise, von Lessing mit zartfühlenden Worten über den Besuch der Vaterstadt und der alten Mutter wie über die Rückkehr zu den Kindern und Freunden beglückwünscht. Doppelt spricht sich die Feinheit seines Gemüthes in der Sorge um die Freundin und den aus eigner Empfindungsweise gezogenen Schlüssen auf ihre Gefühle aus. „Im Grunde" bekennt er mit der tiefen Heiterkeit seines Wesens „ist es immer eins, wenn man sich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat; wenn man sich denn nur freuet."

Er selbst freute sich herzlich, denn im April erfüllte Frau König ihr Versprechen; Lessing hielt sie im „Stern" zu Braunschweig „belagert", wollte jede Kleinigkeit ihrer Erlebnisse hören und vermochte es nicht den immer übermächtiger gewordenen Drang seines Herzens ganz zu verschweigen. Er begleitete sie nicht zu einer unmittelbaren „Gegenvisite" nach Hamburg, aber sein nächster Brief nennt sie die „liebste Freundin" und mit all seinen Gedanken weilt er bei ihr. Sie verstand diese mehr angedeutete als ausgesprochene Werbung und beantwortete die Steigerung des Briefstils mit hamburgischen Anekdoten. Nicht aus kühler Koketterie, sondern die noch unbesiegten Schwierigkeiten der Lage bedenkend. In ihrem Herzen hatte sie den Schwur der Treue freudig erwidert, und als die Kinder von der Mutter überrascht sich vor Aufregung und Lust kaum zu fassen vermochten, als dann von dem ältesten Sohn aus der Heidelberger Pension beunruhigende Nachrichten über ein Fußleiden kamen, mußte Frau Eva im Voraus den Tag segnen, der die Zukunft der kleinen Schaar einem solchen Pflegevater anvertrauen würde. Sie mahnt Lessing dringend an den verheißenen Besuch: er soll bei ihr wohnen — aber das lehnt er ab und will lieber in seinem alten Schwarzen Adler absteigen, als daß die Freundin keinen Augenblick Ruhe vor ihm habe; nur um die Aussonderung eines kleinen behaglichen Kreises ohne hamburgische Noblesse und Magistratspersonen bittet er. Wir erfahren aus den Einladungen, Lessing sei bei den Frauen so beliebt wie die Primadonna Hensel bei den Herren, und ein Acteur — der später so berühmte Brockmann — besteche nicht sowol durch sein gutes Spiel als durch seine Person, „weil er einem Herrn gleich sehen soll, der den hiesigen Damen gefallen hat." Lessing sehnte sich mit ganzem Gemüth nach Hamburg. Zum ersten Mal überwältigte ihn das Bewußtsein, nicht mehr der alte freie Vogel auf dem Dache zu sein, sondern in einem Käfig gefangen zu sitzen. Nachdem er bis jetzt, nicht bloß um die bedrängte Frau mit seinen Beschwerden zu verschonen, die eigenen Verhältnisse in fast ungetrübter Heiterkeit geschildert hatte, wurden nun seit dem Sommer 1771 Mißklänge laut. Die Freundin ist gestürzt, er kann nicht zu ihr eilen, er ist überhaupt nicht sein eigner Gebieter, er hat wenig Geld und keine Aussicht auf Besserung, er muß um Vorschüsse einkommen, er altert, er haust unter moderigen Büchern, er vegetirt im Kerker einer verlassenen Burg —

und indem er so mit hitziger Uebertreibung Wirklichkeit und Ideal vergleicht, bricht der lang gestaute Unwille doch auch der lieben Frau gegenüber durch, eben weil sie ihm nun näher angehört und wiederum so unerreichbar erscheint. Lessing war, wie in der Zeit vor dem erholungsreichen Kriegsleben bei Tauentzien, in Folge des anhaltenden Sitzens in der Bibliothek und der ganzen, die Hypochondrie nährenden Einförmigkeit gefährlich angegriffen: die Weißenburger und Gudischen Codices hatten seine Augen sehr geschwächt, er schleppte sich wochenlang so krank herum, daß ihm bei jedem Schreibversuch ein Angstschweiß vor die Stirn trat und er, allein den Schloßwall auf und ab wandernd, den Pyrmonter Brunnen versuchen mußte. Jetzt mahnte ihn Eva an sein eigenes Wort, die Schwermuth sei eine muthwillige Krankheit. Mit der körperlichen Frische fand sich die geistige schnell wieder ein, und sobald die guten Reiskes, die er nicht fortwinken durfte, das Feld geräumt hatten, eilte Lessing nach Hamburg, am letzten August 1771; dann sowol Geldgeschäften als einem großen theologischen Schlag zu Liebe nach Berlin, und wieder nach Hamburg, von da in stürmischer Nacht zurück in sein abgeschiedenes Schloß. Eva hatte ihn mit ihrem Jawort beglückt. Sie waren verlobt, doch durften weder Freunde noch Verwandte Mitwisser des geschlossenen Bundes werden. In derselben Zeit, wo Lessing von seiner Braut nach Berlin geschieden war und nur vor Bruder Karl den Schleier seiner Hoffnungen lüftete, erfuhr Eva den Tod ihrer geliebten Mutter; mit wenigen einfachen Worten meldete sie diesen Verlust dem Manne, der so nach und nach ihr Alles ward, und betheuerte ihm, er könne in der ganzen Welt keine aufrichtigere und treuere Freundin finden. Lessings Antwort, überwältigend durch die herzlichste Hingebung und die trostreichste Kraft, lautet: „Meine liebste, beste, einzige Freundin! Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübnis Sie sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden. — Aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Gemeinplätzen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch Eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen,

und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeschlagener finde, als ich Sie verlassen habe! Wie gerne wäre ich eher wieder bei Ihnen gewesen; wie gerne wäre ich bei Ihnen geblieben . . . Leben Sie indeß recht wol! Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin!" Wer könnte bei diesem Ausbruch männlicher Empfindungsfülle ungerührt bleiben? Der feurigen Aufwallung Lessings folgt von Evas Seite die Versicherung, daß all ihr Glück in seiner Liebe ruhe, und am Schlusse scheinbar leichthin die Erlaubnis, zu den Nachrichten von seinem Wolbefinden noch „was hinzufügen, was mir eben nicht zuwider ist". Die Correspondenz lenkt in ihr früheres maßvolles Fahrwasser ein, denn die Verhältnisse waren in keiner Weise danach angethan die Fortsetzung ungeduldiger Liebesschwüre zu begünstigen. Lessings Auskommen reichte nicht für den würdigen Unterhalt einer größeren Familie, und Frau Eva wollte und durfte ihr Loos nicht an das Loos Lessings knüpfen, bevor die Königsche Verlassenschaft für sie und die Kinder endgiltig ausgeglichen war. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an allem genommen haben, was mir begegnet wäre, allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun; ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich; bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie, noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu misbilligen; nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränket — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Fall nicht so handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe." Das heißt denken und sprechen wie Lessing oder Tell-

heim. Hier stießen jedoch nicht wie in „Minna von Barnhelm" überreiztes Ehrgefühl und weibliche Laune zusammen, sondern das Machtgebot einer strengen Wirklichkeit verurtheilte zwei Menschen, die keine hoffnungsvollen Jugendjahre mehr einzusetzen hatten, zum Ausharren. Und Lessing hatte so wenig Geduld von der Natur mitbekommen.

Eva stand vor neuen Verwicklungen. Ein kaiserliches Mandat gegen die fremden Händler in österreichischen Landen ließ die Ablösung der Wiener Fabriken nicht räthlich erscheinen; größere Posten wurden gegen Erwarten fällig; sie sollte für geleistete Bürgschaft mit ihrem Geld eintreten. Gleichwol verlor sie in diesem Labyrinth weder die Besonnenheit noch das ehrliche Vertrauen zu allen Leuten, die ihr und ihrem verstorbenen Gatten irgendwie verpflichtet waren. Wie Lessing in seinen Geldnöthen einem fallirenden Freunde keinen Augenblick die paar hundert Mark schuldig bleiben will, so denkt Eva selbstlos an den Unstern dieser Hamburger Familie und möchte gar zu gern die Bedrängten retten. Ihre geschäftliche Rechtschaffenheit geht so weit, daß selbst der peinliche Lessing sie einmal bittet der Klugheit nicht ganz zu vergessen. Allein sie muß so handeln, wenn sie glücklich sein will, und es kann sie nicht beirren, daß neunundneunzig im gegebenen Fall anders verfahren würden. In ihre Herzenserleichterungen an den geliebten Mann drängt sich die Sorge seine Ruhe zu stören, er tröstet und täuscht sie durch frohe Briefe, sie gewinnen es über sich von Döbbelins Braunschweiger Campagne und Ackermanns Tod, von Büschs Akademie und Knorres Lotto, von Struensee und Bernstorff zu plaudern, ja Eva füllt einen ganzen Brief mit Stadtneuigkeiten, während sie an ihrem Heil verzweifeln möchte. Die Bilanz des letzten Jahres hatte sich als eine unglückliche erwiesen, und eine Indiscretion der Gläubiger konnte ihr ganzes sehr belastetes Vermögen zu nichte machen. Sie mußte, das Contobuch in der Hand, mit Hamburger Kaufleuten verhandeln und wäre dem Ansturm der Ereignisse und fortwährenden Aufregungen gewiß allmählich erlegen ohne das selbstlose Benehmen ihrer fernen Angehörigen, welche Forderungen nachließen und Zuschüsse machten, und ohne die edle Hilfe Johannes Schubacks, der, einer der geachtetsten und erfahrensten Handelsherrn Hamburgs, ihrer verworrenen Geschäfte sich wacker annahm. Als guter Kaufmann gab er ihr vor allem, was der unbeholfene und lässige Schwager König nie gegeben, einen klaren

Überblick über die gegenwärtige Lage und wollte das traurige Bild durch keine Schönfärberei mildern. Eva meldete ihre Dankbarkeit für den aufopfernden Arzt und zugleich ihre Niedergeschlagenheit an Lessing. Dieser zeigt, wenigstens in den Briefen an die Braut, eine schöne Fassung, er wünscht ihr seine Gesundheit und seinen Leichtsinn und will mit zartem Tact von „unsern eigentlichen Angelegenheiten" schweigen. Wie beredt versucht er die mercantilen Schwierigkeiten im besten Lichte zu zeigen, wie gern würde er ihren ganzen Kummer auf sich nehmen, wie ergeben bleibt er der einzigen Frau geweiht, „nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzt habe." In seinem Zimmer schreitet er auf und nieder und schont die müden Augen, indem er treue Gedanken zu ihr wandern läßt!

Frau König sah sich zu einer neuen Reise nach Wien gezwungen, wo eine jahrelange Arbeit ihrer harrte. Sie hielt mit ihrem Schwager bei Lessing an und schied am 22. Februar 1772, durch seinen Zuspruch aufgerichtet, aus Braunschweig. Langsam, unter gefährlichen Zwischenfällen, die sie sehr lebendig, einmal mit Yorickschen Anklängen zu schildern weiß, näherte sie sich dem Herd ihrer Sorgen und Anstrengungen, und nahm, um mitten im Geschäftsbetriebe zu stehen, ihre Wohnung auf der Fabrik. In den umliegenden Gärten der Wiedener Vorstadt wehte eine frischere Luft als in den engen Gassen der inneren Stadt, auch versprach ihr die Abgelegenheit des Quartiers eine erwünschte Sicherung vor dem geselligen Lärm der großen Welt. Bei ihrer Ankunft empfing sie die eben erschienene „Emilia Galotti" und widmete die erste Nacht dieser Lectüre. Der Brief versenkt sich in keine Ausmalung ihrer Eindrücke, aber die Aufführung in Wien hat sie später mit scharfer Beobachtung für den Dichter beschrieben, denn auch dies Mal, wo die Wogen ihrer Bedrängnisse immer höher schlugen, vermochte sie es über sich den Freund von dem geistigen Leben Wiens und den litterarischen Führern unbefangen zu unterhalten. Inzwischen folgte sie ohne Wanken der harten Losung: „Ich kann nicht thun, was ich will, sondern was ich muß". Seitdem die Augen des Oberleiters sich geschlossen hatten, war in den Wiener Fabriken unbedachtsam gewirthschaftet worden, und während Frau König hier früh und spät keine Mühe scheute, den Verkauf oder wenigstens die Räumung des minder einträglichen Seidenetablissements bedachte, bei

einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwol jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehen als eine Trennung für immer vollstrecken. Nichts war natürlicher, als daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien richtete. Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Kaiser Joseph und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizs Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht" deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein Umsturz vorbereitete, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts" an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter den Auspicien eines Oberaufsehers figurirten. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der „Gelehrtenrepublik", in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn, dem Lessing so gläubig und begierig gelauscht hatte, aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermiethen und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich

zwei Stücke einzuliefern, schenkte er, des ganzen Theaterwesens müde, im Frühjahr 1769 keine ernste Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reisen sollte, mußte es seine Seele durchflammen, daß der Berliner Gesandte Gottfried von Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geschäftige Sulzer ihn sondirten, ob er geneigt sei unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzusiedeln. Kaunitz hatte in seinen ministeriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Exposé des Canonicus Marcy, welches die Centralisirung der Wiener Kunstschulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopstocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutschland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Lessing vielleicht sein Sprüchlein „es kommt doch nischt dabei heraus" gesprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ist, will er nichts zu schaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist". „Habe ich" fährt er fort „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen." Ein paar Tage darauf ist seine erste Hitze verflogen und er denkt ruhiger über das verschwommene Project, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr,

soll es uns gewiß nicht fehlen." Auch Frau König, die Österreich kannte und Lessing kannte, räth, von den unverhofften Glücksstrahlen geblendet, anfangs dringend zu, schwärmt von Lessings Beliebtheit in Wien, überlegt schon den Betrieb der einen Fabrik mit einem tüchtigen Gehilfen und verführt durch dieses lebhafte Eingehen den sanguinischen Freund nicht nur seine Bereitwilligkeit zu wiederholen, sondern auch ein bischen die Geschichte von dem Milchtopf zu spielen, wenn sie sich ausrechnen, wie herrlich man mit zweitausend Thalern in Wien leben könne, während in Wolfenbüttel doch seines Bleibens nicht sei. Wirklich hörte Lessing auch von andrer Seite, die Gründung der kaiserlichen Akademie sei fertig, die Berufung mehrerer Mitglieder bereits ergangen. Anlaß genug, sich eine gemeinsame Reise oder ein Zusammentreffen in Wien auszumalen und schon an die Übertragung des hamburgischen Waarenlagers zu denken. Aber die Zeitungen waren voreilig gewesen — weder Sulzer noch Garve hatte einen Ruf, die verheißenen directen Briefe aus Wien wollten nicht kommen, und Lessing, der diese Dinge so gläubig und so discret behandelt hatte, wurde schon etwas stutzig darüber, daß von Klopstock nichts verlautete, aber der Erfurter Riedel, „ein sehr schlechter Mann", auf der gleichen Liste mit ihm und den andern stand: „daß mir also bange ist, die guten Wiener werden nicht immer die beste Wahl treffen". Nun trat die schneller enttäuschte Eva mit ihren klugen Bedenken hervor: sie sah in der noch schwebenden Berufung Riedels die Hand Sonnenfels', sie durchschaute die Furcht des unwahren und eitlen Mannes vor Lessings Überlegenheit, sie betonte ferner die Langsamkeit der österreichischen Entschlüsse und den Widerstand der „Frau Mutter" gegen die Reformgelüste Josephs. Nach einiger Zeit war man von Berlin aus so naiv Lessingen eine Wiener Reise auf gut Glück zu empfehlen: der Kaiser werde die Kosten bestreiten und Lessing könne ja während eines solchen Besuches Verschiedenes einrichten helfen und seine Bedingungen stellen. Darauf antwortete er „fast empfindlich", besonders weil sein Verhältnis zum Braunschweiger Hofe strenge Vorsicht erheischte, ließ aber, obgleich die große Akademie als ein rechtes Windei im Sande lag, doch die Hoffnung auf Wien nicht ganz sinken und bat, immer mehr an Eva als an sich denkend, die Freundin auch seine Angelegenheit an Ort und Stelle zu verfolgen.

Ein Brief an den Staatsrath und Dichterling von Gebler, dem Lessing zur selben Zeit für zwei schlechte Komödien eine „Emilia Galotti" sandte, sollte ihr diese mündlichen Erkundigungen erleichtern.

Aus den Verhandlungen des Wiener Staatsrathes ergiebt sich nur ein winziges, weder Klopstocks hochfliegenden Plänen noch Lessings schwankenden Erwartungen im geringsten angepaßtes Resultat: im August 1770 legte der Minister Graf Pergen den für habsburgische Tradition revolutionären Entwurf einer Studienreform vor, wonach mit Ausschluß der geistlichen Lehrer der Unterricht fast nur in deutscher Sprache nach einem neuen Lehrplan und neuen Lehrbüchern ertheilt, durch ein Lehrerseminar gefördert und von einem Studienrath überwacht werden sollte. Nachdem die Kaiserin einige von Pergens Anregungen gebilligt hatte, wurde im Juli 1771 auf Antrag des Ministers, den van Swieten warm unterstützte, die Einsetzung der Oberschulbehörde beschlossen und neben österreichischen Kräften sogar eine Anzahl Norddeutscher in Vorschlag gebracht, so Ramler, Weiße, Sulzer, Semler, Ernesti, als jüngerer Ersatzmann auch Riedel. Am 8. November 1771 sprach Maria Theresia ihre Zustimmung aus; nur auf die Entfernung der Ordensgeistlichen aus den öffentlichen Schulen ging die strengkirchliche Monarchin selbstverständlich nicht ein, und die Folge dieses ihres Widerspruchs war, daß Pergens ganzes Reformproject von seinen Collegen im Staatsrath verläugnet wurde. Der Hoffecretär, welcher mit den genannten Männern „draußen" die Verhandlungen zu führen hatte, trug im Juli 1772 seinen Bericht über die Zusammensetzung des Studienrathes vor, und man sprach sich unter der maßgebenden Zustimmung Josephs II. gegen die Berufung von Protestanten aus. Wenn Lessing gleich nach dem erwähnten, scheinbar so günstigen Bescheid der Kaiserin in die Combination gezogen wurde, so waren persönliche Wünsche von Männern wie Swieten maßgebend, kein officieller Anlaß; es handelte sich um luftige Erweiterungen des Schul- und Kunstprojectes, nicht um das Idealgebilde Klopstocks und seiner Genossen. Und das Ergebnis des ganzen durch Deutschland summenden Bemühens war endlich ein gegen die protestantische Bildung Norddeutschlands gerichteter Beschluß des unklar in Toleranz und Volksbeglückung schwelgenden Fürsten und das Erscheinen des jämmerlichen Riedel auf dem Wiener Schauplatz. Nirgends war der Boden unglücklicher bestellt für Lessing als

in der österreichischen Hauptstadt. Österreich, bis zur Zeit Grillparzers noch unfähig einen den mittel- und norddeutschen Schriftstellern ebenbürtigen Dichter zu erzeugen und mit dem Schatze seines musikalischen Ruhmes zufrieden, war in den siebziger Jahren schlechterdings unreif einen Schriftsteller wie Lessing zu begreifen. Im geistigen Leben seit Jahrhunderten zurückgeblieben, hatte man in den jüngsten Decennien langsam begonnen das Versäumte einzuholen und ging wie ein schlecht vorgebildeter Schüler mühsam dem raschen Fortschritt der deutschen Entwicklung nach. So erfaßte man, was im Norden schon veraltete, und kämpfte für und wider anderswo lang erledigte Dinge. Gellert galt noch für einen führenden Poeten, als die Generation Klopstocks, Lessings, Wielands über das sächsische Regime zur Tagesordnung überging; dann wurde Wieland nachgeäfft und behielt am längsten in Österreich den Ruf des ersten Dichters und Kritikers; abgethane lyrische Moden beherrschten die elenden Musenalmanache der unsäglich talentlosen josephinischen Poeterei; die über Goethe und Schiller vergessenen Dichter der sogenannten goldenen Zeit, ein Uz z. B. fanden in Wien noch im neunzehnten Jahrhundert eine Prachtausgabe; der Edle von Retzer, Censor und Versifex, hatte so wenig Gefühl für das Lächerliche, daß er in Jena und Weimar mit einer Ode auf den alten Gleim hausiren ging und als ein klägliches Subject in dem Briefwechsel der Classiker verewigt wurde. Das lehrreichste Beispiel aber für den niederen Stand der österreichischen Bellettristik, ein wahrer Typus selbstgefälliger Bornirtheit, ist Retzers Busenfreund Cornelius von Ayrenhoff, der durch einen ironischen Zufall fast als einziger von den zeitgenössischen Poeten den Beifall Friedrichs des Großen gefunden und überall mit erstaunlichem Geschick das Verkehrte getroffen hat. Seine theils ganz moderige, theils eigenthümlich alberne Theorie verlangt von einer durch die drei Einheiten geregelten Tragödie die Mäßigung der Leidenschaften und empfiehlt der Bühnenrhetorik den Alexandriner, weil dieser gerade im Deutschen „numeröser" sei als der klapperige und undramatische Blankvers. Lessing studirt den Aristoteles, Ayrenhoff übersetzt Boileaus Dichtkunst. Lessing erhebt den Shakespeare, Ayrenhoff schimpft wüthend auf dies „lächerliche Ungeheuer" und kann Lessingen die Vorliebe für den Britten so wenig verzeihen wie den Kampf gegen die Franzosen. Ohne eine Spur von Selbsterkenntnis setzt er Lessing 1772 durch die

Widmung eines „herzlich mittelmäßigen" Trauerspiels im Geschmack der Gottschedschen Schule in Verlegenheit und muthet dem klugen Wieland das Protectorat über seine dramaturgischen Thorheiten zu. Er zeigt Lessing durch eine Virginia, Shakespeare durch eine Kleopatra das Bessermachen und ringt wolgemuth mit Voltaire und Moliere. Er haßt die Genies, entsetzt sich über den unflätigen Götz und den schamlosen Fiesko und findet Schiller gerade im Drama am schwächsten. In der Epoche, wo die deutsche Sprache in Poesie und Prosa ihre Höhe erstieg, beklagte Ayrenhoff ihr Verderben und machte auch, mit einer Wunderlichkeit König Friedrichs wetteifernd, kostbare Besserungsvorschläge zur Euphonie, indem er dem „sch" und „h" den Krieg erklärte und „Suster", „Immel" einführen wollte. Zugleich mit Goethe bereiste Ayrenhoff Italien: er schrieb öde nationalökonomische Betrachtungen nieder, ging stumpfsinnig an den Kunstwerken vorbei und bedauerte die Aufbewahrung unnützer alter Manuscripte in den Bibliotheken von Florenz und Rom. Als in Wien endlich Schreyvogel seine reformatorische Thätigkeit begann, jammerten Ayrenhoff und Consorten über den Ruin des Burgtheaters. Und wie hätte der Feind eines Mannes, der „Minna von Barnhelm" und „Nathan" als Gipfel, „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" als kanonisch verehrte, der Parteigänger der Alexandrinertragödie in Theorie und Praxis, der hölzerne militärische Dilettant sich früher mit einem Lessing in maßgebender Wiener Stellung befreunden, wie hätte Lessing die Halbheit, den Schlendrian, den Dünkel dieses wienerischen Bildungsstandes ertragen können? Wäre andererseits seine theologische Minirarbeit in Österreich trotz Toleranzedicten und Protestantenpatenten irgend denkbar? Oder wäre Josephs unduldsame Duldung und überstürzte Ausgleichung diesem kritischen Sinne, der einmal mit verblüffendem Gerechtigkeitsdrang den unterdrückten Jesuiten das Wort redet, als die ersehnte Morgenröthe einer edlen Freiheit und Einheit erschienen? Lessing scherzt einmal gegen Eva, er erwarte seine kirchengeschichtliche Novität auf dem Wiener Index librorum prohibitorum zu finden; wirklich waren seit zwanzig Jahren seine „Schriften" wegen einiger Epigramme, des „Eremiten" und der „Religion" im Bereiche der österreichischen Censur verpönt. Und als die Aufklärung auch an die verriegelten Thore der süddeutschen Bildungsanstalten immer vernehmlicher pochte, ja selbst

habsburg-lothringische Prinzen in ihre Kreise zog, da, im April 1774, verurtheilte Maria Theresia die ganze Aufklärung in Bausch und Bogen: die sogenannten Gelehrten und Philosophen und starken Geister seien elende Egoisten, denen fast ausnahmslos ein elendes Ende in Verzweiflung, Wahnsinn, Selbstmord zum Lohn werde. Nein, Wien hatte damals keinen Raum für einen Lessing.

Evas Berichte über ihren Verkehr in Litteratenkreisen klangen ebenfalls nicht sonderlich berückend. Da war der Theatercensor Herr von Sonnenfels, der, einer aus Preußen eingewanderten, getauften und geadelten Judenfamilie entsprossen, seine zähe Kraft nie ohne selbstische Motive zur Hebung des geistigen und geselligen Lebens in Österreich angestrengt hatte. „Der Mann ohne Vorurtheil“, ein geschickter und muthiger Journalist, packte die Wiener bei der Ambition, forderte sie zu Vergleichen zwischen sich und anderen Völkern auf und wagte sich auch an Adel und Clerus, sowie er seine Stimme erfolgreich für die Milderung der Criminaljustiz erhob. Er verstand die für Österreich mehr oder weniger neue Verwerthung zeitgemäßer Reformen und Unternehmungen, die anderswo lang ins Werk gesetzt waren, und kam durch sein theils idealistisch vorbringendes, theils egoistisches und streberhaftes Wuchern mit entlehnten guten Gedanken in den Ruf eines großen, freidenkenden und werkthätigen Mannes, aber auch eines eingebildeten und präpotenten Machthabers. Auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften scheint er Gottsched viel näher verwandt als Lessing, nur daß er den sächsischen Gesetzgeber an Beweglichkeit und journalistischem Talent überholte. Sein Kampf gegen das Extemporiren war die Fortsetzung der Gottschedschen Fehde gegen die Burleske und die Haupt- und Staatsaction, und der Sieg über das verlotterte Stegreifspiel kam den Anfängen des Burgtheaters zu Gute. Originell aber und productiv zeigte die Dramaturgie des Herrn von Sonnenfels sich nie und nirgends, wie seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne“ (1768) neben Lessings hamburgischem Werk, dessen Anregungen offen vorlagen, beweisen. Seine Kritik ist die Gottsched-Weißische, nicht die Lessingsche: „eine aufklärende Kritik, welche dem Schriftsteller, dem Schauspieler, dem Zuhörer gleich nützlich ist: vielleicht nicht jene strenge unerbittliche, welche nie die Stirne aufheitert, um einem jungen Genie zuzulächeln und seine furchtsamen Schritte mit

Liebe zu leiten". Lessing hatte die Nothwendigkeit einer tüchtigen Theaterkritik eben durch die That demonstrirt; Sonnenfels hält gleichwol eine seichte Rede, worin er sich einem lindernden Arzte, keinem strengen Operateur vergleicht und dem angehenden Talent recht gönnerhafte Ermunterung verspricht. Er drückt sich sacht um die Beurtheilung großer Originale und sprengt, hier ganz der Nachzügler Gottscheds, gegen Plautus und Goldoni, Opera buffa und Hanswurst oder gegen den armen Gottsched selbst vor, um „mit männlicher Standhaftigkeit" die Siegesfanfare zu blasen: der Pöbel zischt mich aus, doch ich klatsche mir Beifall. Am ausführlichsten verbreiten sich diese so gedankenlosen wie selbstwichtigen Briefe über Noverre und seine Ballets! Lessing wird mehrfach sowol im Einzelnen als in der allgemeinen Theorie geplündert, gelegentlich etwas spitz erwähnt, mehrmals sehr, doch in einem verdächtigen Tone gelobt, denn bescheidene Verehrung des Größern ist Sonnenfels' Sache gar nicht. Aber „an den Herrn geheimden Rath Klotz", seinen lieben Freund, hat er das letzte Stück dieser Zeitschrift adressirt, die in bekannter lauer Weise den Mittelweg zwischen französischer politesse und englischer ruggedness empfiehlt. Immerhin erwarb sich Sonnenfels das Verdienst Stücke wie „Minna von Barnhelm" ungleich verständiger, als bisher ein Wiener Criticus geschrieben, dem Publicum Österreichs durch Analysen mundgerecht zu machen. Doch schon bei der Hamburgischen Dramaturgie wurde bemerkt, daß Lessing den blinden Eifer gegen die volksthümliche Posse entschieden misbilligte, und darin liegt wieder ein entscheidender Punkt, worin Sonnenfels mit Gottsched übereintrifft, zugleich die größte Schwäche dieser vermeinten Theaterreform. Denn man sage, was man wolle, über den bodenlosen Verfall der populären Schaubühne mit ihrer Roheit und Unzüchtigkeit, Unbildung und Formlosigkeit — im Grunde war Hanswurst doch die talentvollste, ja die einzig lebenskräftige Erscheinung der ganzen österreichischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und die Wienerische Volksposse ein köstlicher Besitz, der nach veredelnder Pflege, nicht nach pedantischer Ausrottung verlangte. Hier grünte eine lustige Sommerwiese, wo das Volk, freilich mit einigem Pöbel untermischt, sich wie nirgends des Lebens freute, sang und walzte und auch sein gutes Herz bewährte, und der größte Naturpoet des modernen Dramas sollte diesen Garten, der den

Sonnenfels ein Greuel war, im schönsten märchenhaften Zauberlichte strahlen lassen, sollte Hanswurst zum Valentin verklären. Gottsched verstand das Genie im „Doctor Faust“ nicht; Sonnenfels übersah das Genie des Wiener Dramas, dem ja auch eben dieser „Faust“ angehört. Man muß zugeben, daß es nicht leicht war einer Gattung gerecht zu werden, welche vorzugsweise den niederen Trieben des Wieners huldigte und deren Vertreter mit wenigen Ausnahmen eine patriotische Bildungslosigkeit so behaglich zur Schau trugen, daß ein Schikaneder erklärte, für Lessings sämmtliche Werke nicht den ersten Act seines „Tirolerwastels“ hergeben zu wollen. Aber die Bildungsfähigkeit der Localdichter mag ein anderes ebenso naives Zeugnis illustriren: Perinet benutzt in seiner drolligen Hamletparodie (1807) die Kirchhofscene zu einer ernst gemeinten Verherrlichung Lessings, den er anstatt des armen Yorick also apostrophirt: „Du, den die Welt noch immer mit Achtung nennt, o du warst Lessing“ . . .

Lessing hätte weder zu der Reinigung noch zu dem Reiniger der Wiener Schaubühne ein rechtes Vertrauen, und Evas Mittheilungen über abgestandene Bernardonaden oder neue Logenstücke, über Sonnenfels und die österreichischen Kunstdramatiker bestärkten seine vorgefaßte Meinung. Beide, Lessing und Eva, witterten in Sonnenfels' Betheurungen, er sei Lessings guter Freund und Gönner, eine hohle Phrasenhaftigkeit, waren doch die intimen, auf Cliquenlob gerichteten Beziehungen des Wiener Großsprechers zu Klotz, Riedel, Schmid bekannt. „Wer sich an solche elende Leute hängen kann, der muß um ein bischen Lob sehr verlegen sein. Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demüthigt.“ Im December 1772 stieß Lessing in Klotzens eben erschienener Correspondenz auf die Sonnenfelsschen Briefe: sie mußten ihn nicht nur durch die von dem Ehepaar gemeinsam betriebene Selbstberäucherung anwidern, sondern auch durch die feigen Äußerungen über die antiquarischen Händel, vor allem aber durch die schon erwähnte Unverschämtheit empören: Klotz habe einen doppelten Ruhm zu verlieren, Lessing vielleicht nicht den Ruf eines guten Mannes. Nun beschloß Lessing eine Züchtigung des Kabalenmachers, wie die höhnischen Zeilen an Eva melden: „Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Herrn von Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß seine Correspondenz mit Klotz gedruckt worden; und daß ich es ihm melden

ließe, wenn er es nicht bereits genau wüßte. Vielleicht versteht er, was ich damit sagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen: daß ich mir über eine gewisse Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächstem von ihm ausbitten würde. Doch warum will ich Ihnen diesen Auftrag machen? Der falsche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen selbst darüber feind werden. Besser, daß ich mit nächstem selbst an ihn schreibe." Allein diesen für Sonnenfels so gefährlichen Zwist öffentlich auszutragen hinderte Lessingen die ritterliche Rücksicht auf schlimme Angriffe, die nach Evas folgenden Berichten eben damals hageldicht auf den Anmaßenden niederfielen und welchen nun durch die in Wien aus Scandalsucht eifrig begehrten Klotzbriefe neue Wucht und Schärfe zutheil ward. „Ohne Zweifel" schreibt Lessing der Freundin „haben Sie diese Briefe nun auch selbst gelesen; und Sie werden die Stellen hoffentlich nicht so ganz gleichgiltig überhüpft haben, worin der eitle Narr meiner gedenkt. Ich bin besonders über eine nicht wenig aufgebracht gewesen; nämlich über die, wo er sagt, daß ich den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß ihm, ich weiß nicht, was für Schandflecke meines moralischen Charakters bekannt wären. Ich war eben im Begriff, einen sehr empfindlichen Brief deshalb an ihn zu schreiben, ja gar diesen Brief drucken zu lassen, als ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht, ohne es zu wollen. Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede." In dieser vornehmen Gesinnung wurde die Lection aufgeschoben und bald aufgehoben. Sonnenfels, den ebendamals, wiederum gleich Gottsched, ein Komödiant carikirte, war mit der Angst eines schlechten Gewissens bestraft: seine Schwägerinnen kamen zu Frau König gelaufen um Nachrichten über Lessings Kriegspläne einzuholen. Unschuldiger war das Verhalten des Herrn von Gebler, eines talentlosen Nachzüglers der sächsischen Komödie, der die derben Schwänke durch sogenannte Comtessenstücke zu ersetzen suchte und in Evas Augen zwar als rechtschaffener, auch im Staatsrath für ihre Interessen thätiger Mann, aber ganz und gar nicht als eitler Dramenschreiber Gnade fand. Ein schwacher Charakter, liebäugelte er sogar mit Riedel und gerieth nach der indiscreten Veröffentlichung der Sonnenfelsschen Briefe in eine solche Angst, daß er Lessingen mit der einen Hand „elende" Stücke überreichte, mit

der andern aber seine paar Episteln wieder abverlangte. Die unwillkommenen Gaben beantwortete Lessing, dem Wielands unvergleichliches Talent auch Schriftstellern wie Gebler Sträuße zu winden und einer Ablehnung den Schein des Lobes zu leihen nicht zu Gebote stand, mit ausweichenden Allgemeinheiten. Die Forderung der Briefe hätte er am liebsten durch einen motivirten Abbruch der nur um Evas willen matt im Gang erhaltenen Correspondenz erwidert. Wenige Litteraten durften damals von sich sagen, was Lessing bei dieser Gelegenheit seiner Braut zuruft: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte."

Lessing hatte sich während der Hoffnungen auf Wien daran gewöhnt Wolfenbüttel nur noch als ein pis-aller anzusehen. Seine Unruhe und sein Überdruß wuchsen von Tag zu Tag. Obwol er die Wiener Sache für unausführbar hielt, „so lange als zwei gewisse Augen" — die der Kaiserin — „noch offen sind", that er alles um jeden Augenblick der Bibliothek den Rücken kehren zu können. Nur zu diesem Zweck wurde die Umstellung der Büchermassen begonnen. Und zu diesem Zweck plagte er sich mit der raschen Folge der „Beiträge", die ihm ein Zeugnis bibliothekarischer Emsigkeit und Gelehrsamkeit vor dem Hof und der Gelehrtenwelt ablegen sollten. Aber er wollte gehen oder bleiben, wenn nur die Hoffnung seines Lebens, die Vereinigung mit Eva, erfüllt würde. Während beide so ohne greifbare Aussicht die Vortheile ihrer Städte abwogen und heute gelassener, morgen leidenschaftlicher ihre Sorgen austauschten, fühlte sich Lessing immer mehr gedrängt den trägen Gang der Dinge zu einer gewaltsamen Entscheidung zu treiben. Wie lange noch sollte die geliebte Frau in der Fremde schmachten, wie lange noch er selbst sein alterndes und kränkelndes Dasein in verbitterter Einsamkeit hinschleppen? Die verzweifelten Stunden brachen über ihn herein, wo er, den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle, der Geduld fluchte und so herb auflachte: „es ist doch ein hundsföttisches Leben". Der mühselig bewahrte Rest seiner Fassung war dahin, und in den Briefen an Eva folgten den elegischen Danksagungen für ihre aufheiternden Blätter Ausbrüche einer wilden Weltverachtung: „Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende

Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei, das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Eindruck auf meine Seele und auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Compliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?" Oder nach einem solchen hypochondrischen Anfall, wenn er die heilsamste Cur, den Umgang mit guten frohen Leuten, genossen hatte: „Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme: so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort." Dann entflieht er seinem Gefängnis und ist auf Zachariäs nicht standesgemäßer, aber um so lustigerer Hochzeit der ausgelassensten und ausdauerndsten einer, um durch solche Reactionen ein bischen Athem für die Lasten des Tages zu gewinnen. Der Gedanke, nun seinen so lange verzögerten Urlaub nach Italien zu fordern und Eva in Wien zu besuchen, vielleicht auch durch sein persönliches Erscheinen alle Schwierigkeiten und Vorurtheile in Österreich zu besiegen, schießt ihm durch den Kopf. Er setzt sich zu Anfang des Jahres 1773 noch sechs Monate Frist und trotzt darauf, daß er sein Leben lang noch von keinem Plan abgewichen sei. Er bemüht sich zugleich um den Braunschweiger Hof und thut auf der Neujahrscour mit den andern „was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wol schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht, und das Maul bewegt." Schon nach einigen Wochen schien seine Lage durch die Gunst des Erbprinzen eine überraschend glückliche Wendung zu nehmen: Lessing wurde nach dem Tode des herzoglichen Hausarchivars Hofrath Lichtenstein in die Residenz beschieden und auf

die artigste Weise befragt, ob er geneigt sei zu seinem Wolfenbüttler Posten auch die leichten Pflichten und die damit verbundenen Einkünfte der eben erledigten Historiographenstelle zu übernehmen. So könne man ihn möglichst günstig fixiren, wenn er nur das Herumschwärmen in der Welt vergessen, in braunschweigischen Diensten bleiben und jetzt den Fuß fest in den Bügel setzen wolle. Leider mußte der Erbprinz unmittelbar nach diesem verheißungsvollen und aufrichtigen Gespräch verreisen, so daß Lessing bald von einer nervösen Unruhe ergriffen und durch den Aufschub von Woche zu Woche jeder kaltblütigen Überlegung beraubt wurde. Alles verzerrte sich ihm: man thue ihm nur schön, man schmiere ihm das Maul, man antworte absichtlich nicht, er wolle ohne Satisfaction keinen Fuß mehr nach Wolfenbüttel setzen und lieber betteln gehen als so mit sich handeln lassen, ja der Erbprinz werde nach seinem Regierungsantritt lieber heut als morgen Bibliothek sammt Bibliothekar verkaufen. So wühlte er sich in die blinde Wuth gegen einen Fürsten hinein, dessen Verbrechen darin bestand, daß er zu früh gesprochen und nun weder die freie Hand noch die Aufrichtigkeit hatte um Lessings fieberhafte Ungeduld durch ein Ja oder Nein zu befriedigen. Lessing selbst kannte den Erbprinzen als einen Mann von Wort und war in freieren Stunden unbefangen genug sich die Frage vorzulegen, warum man ihn denn zum Besten haben und mit leeren Hoffnungen hinhalten sollte? Wol war es ein langes Martyrium, dieser aufreibende Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung. Die stolze Zurückhaltung des nur mit der Finanzreform beschäftigten Erbprinzen gab keine entschuldigende Aufklärung; aus den Wochen wurden Monate, aus den Monaten Jahre. Nur Eva konnte den Freund, als der trügerische Antrag sich zum ersten Mal jährte, von einem schroffen Brief an den Verhaßten zurückhalten und durch ihr begütigendes Eingreifen einer unvermeidlichen Katastrophe vorbeugen, aber Lessing, der ihr die Unterlassung übereilter, die letzte Hoffnung zerstörender Schritte dankte und nach dem Ableben des saumseligen Ministers Schrader vergebens etwas aufgeathmet hatte, schloß sich in Wolfenbüttel ein um nur den Weg des Erbprinzen nicht in Braunschweig zu kreuzen. In seinem Kreise folgte eine Heirat der andern, nur ihm blieb die späte Hochzeit noch immer versagt. So trostlos war seine Stimmung, daß er 1774 die Freundin durch ein

fast dreivierteljähriges Schweigen ängstigte. Er schien mit stumpfer Resignation abzusterben, und seine spärlichen Briefe an alte Freunde wurden immer sarkastischer, müder, trübsinniger. Anstatt ewig die alte Leier zu spielen will er durch ein Circular allen Bekannten seinen Tod anzeigen, denn das Leben sei ihm noch nie so zum Ekel gewesen. An Gleim schreibt er: „Besser ist unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen. Besser ist, sich vom Sturme in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten"; an den Bruder Karl: „Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein"; an Ramler: „Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern." In dieser tragischen Zeit mußte Lessing, dem Wahnsinn nahe, auch noch von einem infamen, durch viele Hände gelaufenen Brief erfahren, worin ein gemeiner Mensch gegen Frau König intriguirte und ausstreute, Lessing sei wegen ihrer üblen Vermögensumstände von seiner eingeleiteten Bewerbung zurückgetreten. Hätte Frau Eva derlei Schurkereien nicht in den düstern Gesichtskreis ihres verzweifelnden Freundes tragen sollen, so versäumte sie doch nichts um, wie Goethe von seiner Weimarer Besänftigerin bekennt, dem heißen Blute Mäßigung zu tropfen, sein jähes Urtheil zu zügeln und hin und her zu schauen, ob nicht irgendwo ein Strahl der Rettung blinke. Ihr Utrechter Bruder erhielt im Frühjahr 1774 einen Ruf an die Heidelberger Universität, zu deren Hebung der Kurfürst ohne Ansehen der Confession Anstalten machte; sogleich überlegte Eva Mittel und Wege für Lessing, und er, der Feind des „Professorirens", sagte auf ihre Erkundigung, ob er keine Lust zu einer Professur in Heidelberg habe, nicht Nein. Lessing war auf dem Standpunkt des Überdrusses angelangt, wo man jede Änderung begierig annimmt; nur schreiben und sich anbieten mochte er nicht — lieber sterben; sonst sei der Einfall sehr gut: „Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernst darüber haben freuen können; wenn ich nicht verschworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wissen Sie indeß unter der Hand etwas dabei zu thun: so haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht sehr darum, mir es wenigstens zu schreiben, was Sie mehr von der Sache hören sollten". Auch diese Seifenblase zersprang, und in Braunschweig

stand 1772, 1773, 1774, 1775 seine Lebens- und Herzensfrage auf dem alten Fleck.

Eva, deren Geschäfte nach ununterbrochenem dreijährigen Bemühen durch den Verkauf der Seidenfabrik und das großmüthige Geschenk eines Oheims an ihre Kinder, eine entschiedene Wendung zum Guten genommen hatten, wurde im März 1775 durch eine frohe Botschaft Lessings überrascht. Er stellte seinen Besuch in nahe Aussicht, und seine Braut antwortete sogleich zartfühlend mit dem Vorschlag einer gemeinsamen Rückfahrt über Kamenz. In Berlin nahm Swieten den berühmten Reisenden, den er so gern für Österreich erobert hätte, freundlichst auf und überschüttete ihn mit Empfehlungsbriefen; einer längeren Station in Dresden folgte ein flüchtiger Aufenthalt in Prag, wo Lessing vermuthlich nur die Verbindung mit einem liebenswürdigen Cavalier durch eine Gegenvisite aufzufrischen beabsichtigte; und von Sehnsucht getrieben, erreichte er Wien noch vor der verabredeten Zeit, am 31. März. Ein paar rasche Worte der Anmeldung; dann feierte das vielgeprüfte Paar, aufathmend und neue Hoffnung schöpfend, ein bewegtes Wiedersehen. Nach langen Leiden und Kämpfen genoß Eva die „einzigen vergnügten Tage" in Wien, und die Anlässe, welche ihren Freund dem vertrauten Zwiegespräch entführten, waren zu ehrenvoll, als daß nicht auch die kleinen Trennungen zu den Freuden dieser Wochen hätten zählen sollen. Enthusiastisch meldete Gebler, der als werkthätiger Helfer Evas sogleich den persönlichen Dank Lessings empfing und die gewinnendste österreichische Zuvorkommenheit entfaltete, nach Berlin: „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie selten sind sie! — bald wieder auf der Rückreise sehen werden. Das weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinction aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das gemeine Publicum herab." Der einzige Sonnenfels, ignorirt und ausgestochen, grollte über diese Fülle von Auszeichnungen. Die Zeitungen meldeten die Ankunft des illustren Mannes als ein Ereignis; Adel und Schriftsteller und Theaterwelt umgaben Lessing

mit Aufmerksamkeiten, die immer gefallen, auch wenn sie nur ein helles Strohfeuer sind; selbst Maria Theresia und Joseph II. betheiligten sich unverzüglich durch eine huldvolle Audienz an der „allerbesten Aufnahme" und krönten so die geflissentlichen Vorbereitungen ihres Berliner Gesandten. Ob die Kaiserin im Gespräch mit Lessing wol des vierschrötigen Gottsched gedachte, der einst, von Hoffnungen auf eine Dictatorrolle in Wien gebläht, mit seiner Gattin das Schönbrunner Schloß betreten hatte? Nun lernte sie einen weltläufigen Dichter und Gelehrten kennen und vergaß auf ein Weilchen ihren Schauder vor dem entsetzlichen Deismus. Auch der katholische Klerus bekreuzigte sich nicht vor dem kritischen Protestanten, sondern Lessings Besuch weckte schon bei der bloßen Anmeldung im Stift Klosterneuburg, berühmt durch seinen Wein und seine Kunstschätze, eine frohe Bewegung: man empfing ihn mit „vorzüglichem Wolwollen" und fühlte sich geehrt durch seine anerkennende Beurtheilung einiger Handschriften der Stiftsbibliothek, unter denen eine „altdeutsche Messiade", Bruder Philipps Marienleben, das Interesse des Wolfenbüttler Forschers besonders weckte. Sowol hier, wo ein Schauspieler sein profaner Geleitsmann war, als in Preßburg wird in der herrlichen Donaulandschaft der österreichische und ungarische Trunk nicht gespart worden sein: die Sage meldet sogar von einer übermüthigen Improvisation Lessings, des alten Anakreontikers. Vielleicht hat er auch seine Leipziger Schöne, die Lorenz-Huberin, wiedergesehen, denn der Huldigung der Mimen konnte Deutschlands größter Dramaturg und Dramatiker nicht entfliehen, zumal Graf Rosenberg, der Intendant, sich von den Wogen der Wiener Begeisterung willig tragen ließ. Derselbe Cavalier, der später die Zumuthung ein Lessingdenkmal zu fördern mit der kühlen Frage „Was geht uns Lessing an?" abfertigte, setzte zu Ehren des Lessingschen Besuches die „Minna", die „Emilia", den „Hausvater" auf das Repertoire, und Lessing mußte, nachdem er zuvörderst Voltaires von ihm so zerzauste „Merope" geschaut hatte, trotz seinem bekannten Protest gegen die theatralische Verherrlichung der Autoren in Person nun selbst den unmittelbarsten Applaus und die Rufe „Vivat Lessing!" über sich ergehen lassen. Daß viele der guten Leute den Übersetzer für den Verfasser des Père de famille hielten und manche im Stillen den Liebes- und Ehrenhandel des Major Tellheim ein bischen fad fanden, that dem Enthusiasmus keinen Ab-

bruch, aber Frau König blieb stets der Überzeugung, eine Berufung Lessings sei in seinem eigensten Interesse nicht zu wünschen. Ob auch bei Hofe von einem so glänzenden Gewinn die Rede war, ob der Kaiser durch Lessings Erscheinen auch an Klopstock, der ebendamals höchst unmanierlich dem badischen Hof entwich, erinnert wurde, darüber ist keine Nachricht auf uns gekommen. Ein unerwartetes Ereignis brachte den mit Eva heimwärts Strebenden nochmals in persönliche Berührung mit der kaiserlichen Familie. Kaum hatte er zehn Tage lang über dem erquickenden Verkehr mit seiner Braut und dem bunten Treiben der Hauptstadt das stille Wolfenbüttel, den Erbprinzen und alle Pein der letzten Jahre vergessen, als der junge Prinz Leopold in Wien eintraf. Es war noch unentschieden, ob er österreichische oder preußische Dienste nehmen sollte. Sein militärischer Gouverneur, Herr von Warnstedt, ein ehrlicher Mann von trockenem Witz, Lessingen wenig vertraut, begleitete ihn. Eine eilige Bildungsreise nach Italien sollte der militärischen Laufbahn vorausgehen, und Lessing, dem die Braunschweiger eine Romfahrt schuldeten, war in letzter Stunde und gewiß in der freundlichsten Absicht zum Gefährten und Cicerone ausersehen. Natürlich durfte er sich diesem von persönlicher Gunst dictirten Antrage nicht entziehen; statt des gemeinschaftlichen Aufbruchs erschien für Eva ein schmerzlicher Abschiedstag. Vorher wurde Lessing von Maria Theresia in ein längeres Gespräch über seine Wiener Eindrücke gezogen und besonders um sein Urtheil über den Zustand des Theaters, der Litteratur und der Gelehrsamkeit befragt. Aus seinen ausweichenden, allgemein gehaltenen Erwiderungen las die Kaiserin mit klarem Blick die Ansicht heraus, „daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht vorwärts will“, aber schwerlich konnte Lessing ihre weitere, sehr unbefangen und präcis gebrachte Erkundigung nach der „Schuld“ dieser Stockung befriedigend beantworten. Die hohe Frau lenkte die Conservation auf ein weniger heikles Thema, sprach von Italien, von Mailand und verhieß eine Empfehlung an den Statthalter der Lombardei, Graf Firmian, bei dem sich Lessing wirklich mit einem Handschreiben Maria Theresias einführen durfte.

Die italienische Reise wurde am 25. April 1775 angetreten. Am 7. Mai brach Frau König nach der Pfalz auf; sie hatte seit dem 28. März 1772 in Wien geweilt und, allein in der Bresche stehend,

dem Ruin ihrer Familie getrotzt. In Heidelberg sorgte sie nun für den kranken Sohn und vergalt die treuherzige Güte eines Bruders durch offene Mittheilungen über ihr geheimes Verhältnis zu Lessing, das noch immer nicht den ersehnten Hafen fand. Wiederum schärfte „unsere Angelegenheit, unser Wunsch" Evas suchenden Blick für etwaige gute Vacanzen in der Pfalz, doch auch dies Mal wollte sich nichts finden. Ihre Gedanken folgten der Fahrt des Freundes, und mit Grüßen der Liebe wanderten ihm auch kleine Neckereien zu über seine alte Schwärmerei für die Huberin, deren persönliche Bekanntschaft Eva in Wien gemacht hatte, und über das Gerücht seiner Verheiratung mit Madame Reiske. Der August vereinigte Mutter und Kinder nach vierthalbjähriger Trennung in Hamburg, und Eva konnte nun neben vollströmenden Nachrichten über die Wochenbetten, Selbsfatalitäten, Krankheiten und Thorheiten des alten Kreises auch hübsche kleine Züge von den Kindern mittheilen, besonders von Fritzchen: „Dies ist ein gar allerliebster Junge, fast glaube ich an die Alteweiber-Meinung: die Gevattern hätten Einfluß auf die Kinder. Wenigstens war keins meiner Kinder im siebenten Jahre so klug wie er." Die Entfernung und Eile der Reisenden brachten leider die Correspondenz ins Stocken, so daß außer den unlebendigen Notizen des Tagebuches nur wenige ohne Behagen und Lust am Schildern geschriebene Blätter von Lessing in Italien zeugen. Wann immer er im Laufe der Hamburger und Wolfenbüttler Jahre sich nach dem Lande Winckelmanns und der Antike gesehnt hatte, stets war ihm die volle persönliche Freiheit als Grundbedingung und Hauptreiz einer solchen Erholungsfahrt erschienen, während jetzt an der Seite des unreifen Prinzen und eines halbgebildeten Officiers diese Selbstbestimmung sehr eingeschränkt wurde. Aus Mailand, der ersten Station in den Propyläen Italiens, schrieb er seinem Bruder noch mit ungetrübter Zufriedenheit: „Dieser Vorgeschmack hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert: so sehr gefällt mir noch alles, was ich in dieser Gegend höre und sehe". Aber schon in demselben Mailand verleideten officielle Besuche und Diners — auch bei Erzherzog Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, ward er mit zur Tafel gezogen — den Genuß des Schauens, und „nur der Vortheil, den er vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, konnte

ihm eine solche Lebensart erträglich machen." Er nennt die lang ersehnte, nun wider Willen unternommene Fahrt ein Opfer ohne Nutzen und Vergnügen. Seine Augen waren angegriffen, nicht von den Reizen der hübschen Italienerinnen, wie Eva scherzte, sondern durch die Anstrengungen der bibliothekarischen Arbeit, sein Blut stockte, das Wanderleben in der südlichen Sonnenhitze zehrte an seiner Gesundheit. Ihm fehlte auch die innere Freiheit um all das Neue rings umher mit Muße und Hingebung zu verarbeiten, denn je weiter er sich von Eva entfernte, desto heftiger verlangte ihn nach dem erlösenden Abschluß dieser unerträglichen Halbheit seiner Existenz. „Ich bin den Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Prinzen" meldet er aus Venedig, und eine seiner ersten Gondelfahrten war pietätvoll nach S. Cristoforo gerichtet, „um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun." Und er dachte mehr an ein Grabdenkmal für Engelbert König als an die Monumente der Lagunenstadt. So unruhig trachtete sein Sinn nach Hause, daß die viel größere Ausdehnung der ursprünglich nur bis an die Adria bemessenen Reise, weit entfernt seine Neugier zu beflügeln, den zerstreuten Wanderer lähmte und ihm in Florenz ärgerliche, hypochondrische Stunden bereitete. Seit Venedig blieb er ohne eine Nachricht von Eva: diese Ungewißheit vergällte ihm den ganzen Sommer in Livorno, auf Corsica, in Genua, Turin, Parma, Bologna und in Rom, wo man am 22. September zu mehrwöchentlichem Aufenthalt anlangte und nach einem Besuche Neapels wieder im November länger verweilte. Der italienische Baedeker des achtzehnten Jahrhunderts, Volkmanns jedem durch Goethe bekannt und lieb gewordene Reisebeschreibung, war auch Lessings Handbuch, aber kein größerer Unterschied als zwischen dem mit allen Poren die Vergangenheit und Gegenwart aufsaugenden Dichter und Naturforscher Weimars und dem einsilbig seine trockenen Glossen sammelnden Philologen aus Wolfenbüttel. Lessing hat kein Wort für den zauberischen Verein von Natur und Kunst, Antik und Modern, der auch einen

spröden Deutschen beim Betreten des italienischen Bodens überwältigt. Venedigs Kanäle und Paläste, Paolo Veronese und Tizian lassen ihn kalt. In Piemont trägt er kunterbunte polyhistorische Bemerkungen in sein Journal ein, um die Widersprüche der Vernazza und Baretti über Land und Leute zu schlichten: man hat den Eindruck, als habe Lessing den Volkscharakter auf Märkten und Spaziergängen mehr zu dem Zweck litterarischer Berichtigungen oder Bestätigungen als aus unbefangener Betrachtung studirt. Er hört zu wie gemeine und vornehme Leute sprechen und excerpirt dann im Gasthof die Urtheile von Montaigne und dessen italienischem Erklärer über die piemontesische Mundart, eine Anmerkung über lebende Sprachforscher beifügend. Er macht sich Notizen über die Akademien und Schriftsteller Sardiniens, das gar nicht im Reiseprogramm enthalten ist, bevor er im Turiner Museum unter anderem auch sardinische Alterthümer beschaut, und er kürzt den Besuch in diesem Museum ab, um auf dem Archiv ein handschriftliches Corpus antiquitatum zu wälzen, auf der Bibliothek lateinische Codices zu mustern und möglichst viele Gelehrte Turins, den jungen Universitätsrector an der Spitze, persönlich kennen zu lernen. Magere Einträge führen uns in die Theater, Malerschulen, Bibliotheken, Kirchen, Kunst- und Buchläden Pavias, Piacenzas, Parmas, Bolognas, und in dieses dürre Herbarium weht kein frischer Duft des Lebens, wenn wir mit Lessing in Rom und Neapel einziehen. Nur zu einem genau classificirten Register italienischer Gelehrten, Dichter und Übersetzer, zu dramaturgischen Auszügen aus Büchern, zu ziemlich gleichgiltigen Brocken über Sprache, Sitte, Speise reicht hier und sonst seine Muße, während alles, was wir in seiner Wirkung auf Lessing zu sehen verlangen, im besten Fall kahl nach Datum und Namen eingetragen wird, ohne daß ein kurzes Urtheil, ein knappes Beiwort die Reflexe andeutet. Es versteht sich, daß er die Peterskirche eingehend besichtigte, aber er schreibt sich bloß ein komisches Anekdötchen und eine Correctur zu Volkmanns Besprechung der modernen Mosaiktechnik auf. Er war natürlich wiederholt im Vatican, aber er überläßt eine Audienz beim heiligen Vater — Lessing und der Papst! — ganz unserer Phantasie auszumalen und gedenkt des Laokoon und seiner göttlichen Nachbarn mit keinem Buchstaben. Nicht reichlicher sind die andern Museen, sind Raphael und Michel Angelo bedacht. Wer möchte darum glauben,

Lessing sei an den Wundern Roms gleichgiltig vorbeigegangen, habe in Rotonda und Coliseo gar keinen romantischen Schauer wie Gibbon gespürt und dem Werke der Rhodier gegenüber nicht bessere Gedanken gehabt als der declamirende Tourist? Dennoch hat diese Armuth des Tagebuchs im Vergleich mit den volleren, so unendlich belangloseren Notizen für den Leser etwas Erkältendes und Drückendes, als ob man widerrechtlich mit hohen Ansprüchen abgewiesen würde oder zu einem geistreichen Mann käme, der uns hartnäckig anschwiege. Es ist so schwer bei dem Verfasser des „Laokoon" auf ein Wort darüber zu verzichten, was er vor dem Original seines plastischen Kanons innerlich erlebt habe. Aber Lessing hatte bisher nur gelernt mit seinen Gedanken zu sehen, und er kam zu spät, zu eilig, zu präoccupirt nach Italien um seine Augen noch zu schulen. Der Kunstschriftsteller aus der Studirstube sprach später die Ketzerei aus, ein Mannheimer Gipsabguß des Laokoon wirke vortheilhafter als der vaticanische Marmor: „Lessing selbst" erzählt Schillers Thalia „Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehrere Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster, oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte." Nach dem Gesagten ist es kaum nöthig noch weiter mit Antithesen zu arbeiten, wenn wir Lessing, Winckelmanns gedenkend, bei Cardinal Albani, dem erblindeten Mäcen des todten Meisters der Archäologie, oder bei Reiffenstein und Hackert, Goethes Freunden und Berathern, erblicken.

Während des zweiten römischen Aufenthalts wurde endlich über die Zukunft des Prinzen entschieden, und dasselbe herzogliche Schreiben, welches Leopolds schleunige Heimkehr und den Eintritt in die preußische, nicht die österreichische Armee forderte, enthielt die erwünschtesten Versprechungen für Lessing. Fröhlicher als er dem prangenden Süden zugezogen war, strebte er in den rauhen Norden zurück, nahm zu München Abschied von den Gefährten und wandte sich nochmals nach Wien, wo er am Christtag ankam, gesonnen auch jetzt jeden Anschein einer persönlichen Bewerbung zu vermeiden, aber aus den offenen oder geheimen Chancen in den Hauptstädten Österreichs, Sachsens, Preußens

wenigstens den einen Vortheil zu ziehen, daß der Unzulänglichkeit seiner Wolfenbüttler Stellung ein unverrückbares Ziel gesetzt würde. „Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben" erfährt Eva „und um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken." Diesen unhöfischen Vorsatz stieß jedoch die überraschende Ankunft seines Berliner Gönners Swieten um, der offenbar noch immer an die josephinische Akademie glaubte und Lessing mit zum Fürsten Kaunitz zog. Auch jetzt wünschte der mächtige Minister dringend zu einer Verpflanzung Lessings auf österreichischen Boden beitragen zu können, und nachdem seine früheren Vorschläge mit Berlin und Paris durch die Errichtung eines höchsten Vereins wissenschaftlicher und dichterischer Kräfte zu wetteifern gescheitert waren, schien wieder das Theater die letzte Handhabe zu gewähren. Ein Anonymus, vielleicht Gebler, legte dem Fürsten den „Allerunterthänigsten Vorschlag zur Verbesserung der National-Schaubühne und des Theaters überhaupt von einem Patrioten" vor, eine scharfe Polemik gegen die Misstände des gegenwärtigen willkürlichen Theatertreibens, welche in dem Ruf nach einer landesherrlichen Oberaufsicht gipfelt und Lessing, den ausgezeichneten Kritiker und Dramatiker, als den einzigen bezeichnet, „dem die Anordnung der Schauspiele anvertraut werden könnte. Seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Alterthumsstudium, seine Kenntnisse der Welt und des menschlichen Herzens, seine überdachte Kritik, seine bekannte Rechtschaffenheit machen ihn für diese Würde fähig." Einem solchen Mann müsse die unbeschränkte Theatercensur und die Abhaltung dramaturgischer Vorlesungen übertragen werden. Der „Patriot" fußt offenbar auf jenem prophetischen „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts", das Klopstock 1774 wie zur Mahnung in seiner abstrusen „Gelehrtenrepublik" wiederholt hatte. Kaunitz hat die energische Eingabe mit ausführlichen Randnoten versehen und die glänzende Aussicht mit reger Sympathie begrüßt, daß ein Lessing „unter dem Präsidio des itzt zu Berlin stehenden van Swieten oder eines andern vorsitzenden würdigen Cavaliers" das Schauspiel, so wie Gluck die Oper, reformiren würde. Auch die Vorlesungen fanden den Beifall des Ministers, da man in Wien eine Menge kritischer Müßiggänger habe und ein geringes Honorar für Pensionskassen

und andere Theaterzwecke verwerthen könne. Er umschrieb verständiger die Pflichten des Theatercensors und vergaß die praktische Vorfrage nicht: „Auf den Ruf eines Pachters, der ihm für die Zukunft keine Gewähr leisten kann, wird sich dieser verdienstvolle Mann, der mit tausend (?) Thalern der Wolfenbüttelischen Bibliothek vorgesetzt ist und dort alle Bequemlichkeiten genießt, freilich nicht hierher begeben. Da er aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet der Bühne und auch dem Staate nützliche Dienste leisten wird, so ist er meines Erachtens hier eines sicheren doppelten Gehaltes werth. So sehr die gegenwärtige Theatralpachtung ökonomisiret, so giebt sie doch jährlich gegen sieben-tausend Gulden Besoldungen an unfähige und unnütze Leute. Könnte nicht die Hälfte davon an einen Mann verwendet werden, der unserer Litteratur Ehre machen würde?" Schwerlich datiren die Anträge und Kaunitzs Noten bis in Lessings erste Verhandlungen mit Swieten zurück und schwerlich gehen sie über das Jahr 1775 hinaus, sondern Gebler, wenn er es ist, wird durch Lessings so siegreiches Erscheinen in Wien zu jenen nachdrücklichen Mahnungen ermuthigt, Swieten durch aufmunternde Äußerungen des Ministers zu jener gemeinsamen Staatsvisite bewogen worden sein. In Norddeutschland harrte die Schriftstellerwelt seit Lessings erstem Wiener Aufenthalt eines großen Ereignisses, und man erkundigte sich bei maßgebenden österreichischen Collegen, ob die Gerüchte von der Stiftung eines „goldenen Zeitalters" durch Joseph II. begründet seien, ob der Kaiser Lessingen bei dessen Rückkehr festzuhalten versuchen werde. Lessing aber hatte die Lust ein Reformator des Wiener Geschmacks zu werden nach den klugen Vorstellungen Evas und eigener Beobachtung gründlich verloren; darum vermied er nach dem einen halb erzwungenen Gang mit Swieten wirklich jede weitere Berührung mit der großen Welt, lehnte am nächsten Tag die Dinereinladung des Fürsten ab, weil er schlechterdings noch heut abreisen müsse, und verließ Wien gegen seinen ursprünglichen Vorsatz wirklich schon am 5. Januar 1776.

Fünf Tage darauf machte Lessing in Dresden Halt, suchte alte Freunde auf wie das Ehepaar Brandes, an dessen Mittagstisch er von Italien und dem Theater plauderte, und machte, anfangs conventionell zurückhaltend, dann sich frei erschließend die Bekanntschaft eines Schwagers der Reimarus, des feingebildeten, der Aufklärung ernst

ergebenen dänischen Legationssecretärs von Hennings, der einem intimen theologischen Gespräch die lebhafte Bitte nachschickte, Lessing möge sich doch seinem Vaterlande nicht entziehen. Denn wiederum hatten geschwätzige Zeitungen zur Beunruhigung Evas und Elisens ausgestreut, daß eine Ansiedlung Lessings in Italien im Werke sei. Diese von Hennings emphatisch geäußerte Befürchtung konnte Lessing um so wahrheitsgetreuer niederschlagen, als nicht Winckelmanns Endpunkt, sondern Winckelmanns Ausgangspunkt ihn zum Tausche mit Wolfenbüttel einlud. Mochten auch die rühmenden Journalnachrichten über seinen Empfang am Kaiserhofe, die Reise mit einem braunschweigischen Prinzen und die Audienz bei dem Oberhaupte der Christenheit den hohen Herrschaften Dresdens mehr imponirt haben als Lessings gelehrte und künstlerische Leistungen, so verstand man doch der Vorstellung des berühmten Mannes beim Kurfürsten einen gewinnenden Schein der Vertraulichkeit zu geben. Der Minister, Graf von Sacken, sprach zuvorkommend die Bitte um seinen Besuch aus und ließ sich das Versprechen geben, daß bei einem Wechsel nur Dresden die Erbin Wolfenbüttels sein solle. Der Kurfürst hatte ihm geradezu die hervorragende und einträgliche Stelle des siechen Hagedorn zugedacht, so daß wirklich die einst an den „Laokoon" geknüpften Hoffnungen üppig aufzuleben schienen. Zu guter Stunde kamen auch von Kuntzsch aus Braunschweig annehmbare Vorschläge zu einer definitiven Regelung der Lessingschen Finanzen, und, damit von keiner Seite eine Aussicht fehle, bestand zwischen Lessing und Stosch ein unaufgeklärtes Abkommen für Berlin, wohin er sich schon im Januar begab. Vorher aber nahm er seinen Weg von der großen Verbindungsstraße hinweg landeinwärts in das so lange gemiedene Kamenz, um nach vielen geräuschvollen Monaten und dem Verkehr mit den Mächtigen der Erde seiner Mutter in die müden Augen zu schauen und, bevor er ein neues Familienband knüpfte, das früheste und heiligste treu zu befestigen. Der gute Theophilus scheint ihn von Dresden aus begleitet zu haben. Nur ein Tag war der Heimatstadt zugedacht, doch aus dem einen wurden vier, denn die verkümmerten Kamenzer und der weitgereiste und weitberühmte Gotthold hatten einander viel zu erzählen, und die Ruhestätte des Vaters forderte eine verweilende Andacht. Der arme Primarius war nach einem tristen Leben voll Mühe und Arbeit am 22. August 1770 gottergeben eines sanften Todes

gestorben. „Laß uns“ hatte Gotthold auf Theophilus' herzliche Anzeige erwidert „laß uns, mein lieber Bruder, ebenso rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren.“ Mit dieser Gesinnung war sein stets mehr auf Thaten als auf Worte gegründetes Verhalten gegen die Familie im Einklang geblieben: er rieth den kleinlichen Haß der Kamenzer Widersacher durch eine stille Verachtung zurückzuschlagen, er verlangte in ruhigen oder schmerzlich aufgeregten Briefen nur die nöthige Zeit um bei eigener, oft so peinlicher Verlegenheit die Gläubiger des Vaters zu befriedigen, aber er konnte nicht das ganze Elend des väterlichen Lebenslaufes durchkosten und den ermüdenden Bitten um ein litterarisches Ehrendenkmal nachkommen. Während die Mutter des Lebens Bürde mit christlicher Geduld trug, that die grämliche und neidische Schwester, die sich als alte Jungfer jedem Vernunftgrund verschloß, alles um durch unbilliges, liebloses Nörgeln und Schmähen die Brüder Gotthold und Karl zu erbittern. Allein Theophilus, seit 1770 ärmlich besoldeter Conrector zu Pirna, fand Gnade in ihren Augen, weil seine rührende Demuth und Aufopferung niemals eine unwirsche Antwort auf solche häßliche Verdächtigungen hatte. Gottlob war nach leichtsinnigen Jugendjahren ein philiströser Justitiarius in Schlesien geworden und versauerte in seiner geistig wie materiell gleich eingeschränkten Häuslichkeit. Nur mit Karl stand Lessing von der hamburgischen Epoche an in reger Correspondenz: Karl bemühte sich den dichterischen und theologischen Bestrebungen nach dem Maß seiner Kräfte zu folgen und den kleinen Lessing zu spielen; einer oberflächlichen Tagesschriftstellerei ergeben, half er die litterarische Verbindung Gottholds mit Berlin unterhalten, trug ihm seine eigene bellettristische und aufklärerische Weisheit vor, ließ sich eine strenge Beurtheilung seiner „Ruschelei“ in sehr dürftigen Komödien gern gefallen und legte wenigstens durch treue, fleißige, ununterbrochene Antheilnahme an Gottholds Werken und Plänen den Grund zu seinen späteren großen Verdiensten um das Andenken des geliebten und bewunderten Bruders. Als Gotthold mit den Kamenzern die Lage der Familie besprach, war Karl noch Assistent beim Generalmünzdirectorium in Berlin; er wurde 1779 Münzdirector in Breslau und hat in derselben Stadt, wo Gotthold den Vorsatz ein

reicher Mann zu werden so schlecht zur Ausführung gebracht, durch seine schon früher geschlossene Verbindung mit demselben Vossischen Hause, dem Gotthold für wenige Groschen als Zeitungsschreiber gedient, einen gemächlichen Wolstand genossen. Die Mutter aber sollte das Wiedersehen mit Gotthold nicht lang überleben: am 17. November ist sie nach einer qualvollen Krankheit im getrosten Glauben an ihren Erlöser entschlafen. Sie hat, wie Salomes unerquickliches Schreiben mittheilt, noch im letzten Stündlein den Segen Gottes für die Ehe Lessings erfleht.

Lessing erreichte Braunschweig am 23. Februar 1776, fest entschlossen nicht eher aus der Residenz zu weichen, als bis das letzte Wort über seine Lebensfrage gesprochen sei. Er hatte der erfahrenen und tactvollen Eva mit einer offenen Finanzübersicht auch die Absicht kund gethan das „gänzliche Derangement seiner Affairen" dem Hofe zu schildern und um seinen Abschied einzukommen, aber eine stolze Antwort richtete seinen eigenen, nur der Braut zu Liebe bezwungenen Stolz wieder auf, indem die umsichtige Frau zugleich einem trotzigen Fehltritt des Mannes vorbeugte: „Nicht umsonst habe ich mich vor dem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Angst und Schrecken verursacht. Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Rthlr. Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße sich, nach meiner Meinung, wegwerfen; aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung Ihrer Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten; so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte." Wo würde er im Falle des Abschieds seine Verbesserung suchen? Denn die Dresdener Hoffnung sei vornehmlich an den Tod Hagedorns geknüpft, und auch mit dem gegenwärtigen Einkommen lasse sich in dem zwanglosen Wolfenbüttel besser

als anderswo haushalten. Sie bot sogar eine Summe zur Tilgung dringender Schulden an. Unterdessen wuchs Lessings sehr begreifliche argwöhnische Bitterkeit gegen den Erbprinzen, der, weil ihm die Offenheit eines Karl August fehlte, schweigend und hinhaltend eine glückliche Lösung suchte, dermaßen, daß ein briefliches Ultimatum „dergleichen er wol nicht oft dürfte bekommen haben“ auf einen nahen Termin festgesetzt wurde und, als auch dann das befreiende Wort ausblieb, wirklich an seine hohe Adresse abging. Leider hat sich diese bündige Zusammenfassung der dreijährigen thatsächlichen oder eingebildeten Ungerechtigkeiten nicht erhalten; vorsichtig im Ausdruck, entschieden in der Sache, nöthigte sie dem Erbprinzen die unwiderrufliche Zusage ab, Lessings Angelegenheit solle gleich nach seiner Rückkehr vom Halberstädter Regiment erledigt werden. So erschien denn im April Herr von Kuntzsch als Bevollmächtigter bei Lessing und machte ihm, frühere private Erörterungen nun officieller wieder aufnehmend, recht günstige Vorschläge, welche Lessing als Angebot, nicht als erbetene Wolthat anzunehmen bereit war. Der Prinz, durch die Verwaltungssorgen und militärischen Pflichten ungemein in Anspruch genommen und häufig aus der Residenz abberufen, sandte zunächst ein sehr verbindliches Handschreiben. Es war unstreitig sein ernster Wunsch Lessing zu erhalten und zu fördern; dieser aber witterte mistrauisch in jedem zufälligen Aufschub, in jeder arglosen Phrase Finten und Schrauben, bis ihn Evas Zureden und tröstliche Erfahrungen, wie daß der verdächtigte Fürst seine Sache bereits mit dem Minister und Sparmeister Féronce durchgesprochen habe, von dem Wolwollen der leitenden Mächte überzeugten.

Am 5. Juni 1776 konnte er der Braut von einer aufrichtigen und befriedigenden Unterredung melden, worin der Erbprinz die mit Kuntzsch getroffenen Vereinbarungen genehmigte, ein frei gewordenes fiscalisches Haus neben dem Wolfenbüttler Schloß als Dienstwohnung in Aussicht stellte und, auf die bedenkliche Erkrankung des alten Herzogs anspielend, schmeichelhaft bemerkte, er hoffe Lessing noch zu ganz andern Dingen zu brauchen. Der neue Vertrag lautete auf ein von achthundert Thalern in Gold aufsteigendes Gehalt, die Nachsicht älterer und die Gewährung bedeutender neuer Vorschüsse. Er trat zu Johannis in Kraft. Gleichzeitig wollte der wieder genesene Landesvater seinem

lieben Bibliothekar durch die Verleihung des Hofrathstitels, den Lessing mit unverhohlener Gleichgiltigkeit hinnahm, eine Freude machen. Lessing befriedigte mit den vorgeschossenen tausend Thälern seine Gläubiger und nahm bei rangirten Finanzen und reicherer Bestallung die neue bindende Verpflichtung gegen Braunschweig nicht schwer, sollte er doch aus der verwünschten Schloßeinsiedelei in die lang ersehnte, mühevoll errungene Häuslichkeit ziehen.

Eva hatte den Juni auf einem Landgute der treuen Schubacks, dem York zwischen Stade und Harburg, zugebracht und in der freien Marschgegend die ihr so nöthige Erholung gefunden. Die Vermögenswirren waren endlich geschlichtet, nach vielen Opfern ein immerhin ansehnlicher Rest für ihre heranwachsenden Kinder gesichert. Noch einen Bräutigamsbesuch sollte Lessing in Hamburg abstatten; er kam erst im August, von Eschenburg begleitet, und launige Worte Evas, deren Absicht den scheidenden Geliebten vor der Stadt zu überraschen durch einen Irrthum misglückt war, bezeugen, wie froh die Beiden ihr redlich verdientes Glück genossen. Dann führen uns die Briefe in liebe häusliche Sorgen ein, denn Lessing achtet es gar nicht unter seiner Würde die vorläufige Wohnung einzurichten, Möbel zu ersteigern, sich um eine gute Köchin zu bemühen und Jahreslohn, Bier- und Christgeld zu notiren, die Kisten aus Hamburg gehörig in Empfang zu nehmen und neben dem Regiment der Guelferbytana auch Evas Bibliothek harmlos spottend zu verwalten. „Um ein bischen längeres Leben so bekümmert, als er es noch nie gewesen“, begrüßte er ruhevoll die kommenden Jahre. Als Schubacks in ihrer Herzensgüte darauf bestanden dem werthen Paar die Hochzeit auf dem York auszurüsten, erbat Lessing eine ganz stille, prunklose Trauung, sei es auch im Predigerhause, ohne Vorfeste und geselligen Lärm. Er wollte das geheime Werben langer Jahre durch einen verschwiegenen Abschluß weihen. Der Gastfreund fügte sich diesem Wunsche. Am 8. October 1776 wurde Lessing auf dem Schubackschen Landsitz im Beisein der lieben Wirthe und des hamburgischen Schwagers König mit der Frau vereinigt, der, wie Elise Reimarus einmal sagt, alles was Herz an ihm war gehörte.

Ein spätes Glück, ein kurzes Glück erfüllte das Miethaus am Wolfenbüttler Schloßplatz. Vorbei war das hypochondrische Brüten

in der alten Burg und das einsame Wandeln auf dem Wall. Wenu er nun seine todten Gesellschafter, die Bücher, verließ, brachten ihn ein paar Schritte heim zu der Hausfrau, die alles mit ihm theilte und der nichts fremd blieb, was durch Lessings Geist und Gemüth ging, und wenn er nun den gewohnten Spaziergang antrat, sprangen ihm Kinder entgegen, die er liebte, als wären sie sein eigen. Und sie waren es auch, denn Eva hatte sie ihm zugebracht, und er bethätigte, ein treuer Pflegevater, in Scherz und Ernst, in Spiel und Lehre sein Dichterwort, daß Kinder Liebe brauchen. Malchen und die beiden jüngeren Knaben genossen die persönliche Führung Lessings, während Theodors künftige Laufbahn mit Rath und That aus der Ferne verfolgt wurde. Das Töchterchen wußte noch im hohen Alter von Lessings neckischer Theilnahme an ihren wortreichen Mädchenfreundschaften zu erzählen, wie er das heilige Briefgeheimnis brach und ihre Lamentationen mit launigen Bemerkungen über weibliche Bildung und Frauenorthographie beantwortete; Fritz erinnerte sich, daß ihm nur zweimal eine körperliche Züchtigung zu Theil geworden war, einmal für eine Lüge, ein ander Mal, weil er sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte: so suchte Lessing den Drang der Wahrheit und den wehrhaften Muth in die Seele der Jugend zu impfen. Er selbst streifte neben der lieben Frau die unruhige Schroffheit ab, welche besonders seine letzten Jahre oft genug verstimmt hatte, und dankte ihr täglich für die Harmonie eines friedlichen Daseins im Hafen. Nachdem er so lange Zeit ein ungestümes Bedürfnis nach Wechsel genährt und fieberhaft in die Weite begehrt hatte, fand er jetzt im engen Bezirk die höchsten Güter des Lebens. Wolfenbüttel war ihm nicht mehr zu klein, und die Aussicht in einem freieren Wasser zu schwimmen erstickte nicht mehr alle kaltblütige Überlegung.

Schon vor der Hochzeit schien es, als wolle Evas Heimatland, die Pfalz, mit Braunschweig um Lessings glänzende Kraft ringen und eine geschickt eingefädelte lose Verbindung allmählich zu einer unzertrennbaren schürzen. Die luftigen, aber von Lessing in seiner damaligen problematischen Lage mit Begier aufgenommenen Nachrichten, welche Frau König 1774 aus Wien über wissenschaftliche und theatralische Bemühungen zu Heidelberg und namentlich zu Mannheim gegeben hatte, verdichteten sich im letzten Sommer des Brautstandes zu sichtbaren

Gründungen und handgreiflichen Anträgen. Der Kurfürst Karl Theodor war gesonnen an Lessing eine friedliche Eroberung für die neue pfälzische Bildungsära, deren Geburtswehen uns Seufferts Umsicht vergegenwärtigt hat, zu machen. Eine Mannheimer Deputation wurde angemeldet, so daß Eva schon fürchtete das gehoffte Stillleben in ein recht turbulentes verwandelt zu sehen, zumal da von einem dramaturgischen Posten die Rede ging. In den siebziger Jahren traten mittel- und süddeutsche Kleinstaaten ehrgeizig zum Wettkampf des geistigen Lebens vor: Braunschweig hatte Lessing gewonnen, Weimar zog Wieland als den ersten einer erlauchten Schaar an sich, Baden bot dem Messiassänger seine Gastfreundschaft und einen Ehrensold an. Was Friedrich der Große versäumt hatte und Joseph unerfüllt ließ, wollten ihre Vettern auf unscheinbareren Thronen Germaniens leisten. Die Pfalz durfte um so weniger zurückbleiben, als schon seit längerer Zeit in diesem Lande Schritte zur Neubelebung der Künste und Wissenschaften mit einigem Erfolg gethan worden waren. Karl Theodor, ein Fürst ohne tiefere Begabung, aber von mancherlei Interessen, bot alle Mittel auf um seine Residenz und seine Unterthanen aus der verschrieenen Dämmerung herauszuheben, und es sollte nicht bei den Wasserkünsten des Schwetzinger Parks oder dem Ohrenschmaus der wälschen Oper, mit welcher ein üppiges Treiben in und um Mannheim einzog, sein Bewenden haben. Er selbst, der Correspondent Voltaires, näherte sich vorbildlich dem vaterländischen Wesen. Bald errang die Muttersprache an den Schulen ihre berechtigte Stellung, der alte Schlendrian wurde von den neu eindringenden Schriftstellern bekämpft, die Litteraten des Landes erschöpften sich in massenhaften Gutachten, wie die Schnellpresse der pfälzischen Renaissance am förderlichsten arbeiten möge. Medicinische und militärische Institute waren entstanden, die Naturwissenschaften fanden ansehnliche Heimstätten, nationalökonomische und archivalische Unternehmungen wurden rasch ins Werk gesetzt, eine reiche Bibliothek that sich den hungrigen Geistern der Pfalz auf, Musiker ersten Ranges machten Mannheim berühmt, und nachdem zu der vorzüglichen Kunstakademie neu geordnete Sammlungen in würdigen Räumen getreten waren, sind die vornehmsten Genies der Nation andächtig nach Mannheim gewallfahrtet. Im „Antikensaal", der ältere Gipsabgüsse aus Italien beherbergte, haben Herder und Goethe, Heinse

und Schiller ihre Begeisterung für die Antike nähren können. Freilich wurde alles mit großer Überstürzung und einem maßlos selbstgefälligen Localpatriotismus betrieben: pfälzische Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrte sollten aus der Erde gestampft werden, schülerhafte Exercitia flatterten in die Welt, der Weihrauch ging zu niedrigen Preisen, die meisten litterarischen Versuche trugen den Stempel eines kleinlichen Dilettantismus, der mit dem Hochdruck der Phrase arbeitete und der bildungsbedürftigen Pfalz schon nach dem ersten Anlauf lieber saftige Complimente als heilsame Wahrheiten sagte. Die Ausländerei wich einer provinziellen Inländerei schlimmer Sorte, so daß Klopstock, nie gewohnt zu schmeicheln, bei seinem Besuch 1774 nicht nur die kleinen Lichter der Stadt recht absichtlich ignorirte, sondern auch dem Kurfürsten gegenüber den ganzen, von Klein und Genossen unermüdlich ausposaunten Aufschwung dieser Bildung mit keiner Silbe anerkennen wollte. Das war zu hart; aber die führerlosen Halbtalente Mannheims vermochten wirklich nichts Durchschlagendes und Bleibendes zu schaffen, weder als Einzelne, noch zu Societäten der Mittelmäßigkeit geschaart. Man mußte wol oder übel wenigstens vorläufig, bis der pfälzische Eigenbau eine concurrenzfähige Lebenskraft erreichen würde, sich auswärts umthun und an fremden Feuern wärmen. Wie in der Kaiserstadt wurden Männer vom Range Klopstocks, Wielands, Lessings ins Auge gefaßt, vornehmlich der letztere, den seine Wiener Besuche soeben überall in frischeste Erinnerung gebracht hatten und der den dreifachen Ruhm des Gelehrten, des Dichters, des Dramaturgen aufwies. Zwei Wege, den blassen Schimmer der pfälzischen Bildung mit diesem Namen vollends zu vergolden, boten sich somit dar: Lessing konnte durch die schon 1763 unter Schöpflins Auspicien eröffnete Akademie der Wissenschaften, vielleicht auch durch die Landesuniversität Heidelberg oder durch die Pforten des erst im Werden begriffenen Nationaltheaters zur Pfälzer Unsterblichkeit eingehen. Auf dem ersten Wege hoffte man ihn zu födern, um ihn unvermerkt auf den zweiten zu locken und dort nicht mehr frei zu lassen. Im „Paradies der Tonkünstler" hatten bis 1775, wo die Strahlen der Hofgunst endlich auch das stiefmütterlich behandelte deutsche Drama erreichten, elende Wandertruppen, wie die Marchandsche, mit einem kläglichen französelnden Repertoire ihr Wesen getrieben. Da gab der heißblütige Musicus

Dichter und Chronist Schubart für seinen früheren Tummelplatz Mannheim die zündende Parole, der Kurfürst möge durch Errichtung eines Nationaltheaters Lorbeern um sein Haupt flechten und die Aufsicht nicht einem windigen Deutschfranzosen gleich Marchand, sondern einem wahren deutschen Mann anvertrauen. Bald darauf konnte er den Lesern der „Deutschen Chronik“ überschwänglich melden: „Der Churfürst von der Pfalz, dessen Adlerblick nichts entgeht, was zur Glückseligkeit und zur weisen Unterhaltung seines Volkes abzweckt, hat sich nunmehr entschlossen, für beständig eine deutsche Schaubühne zu unterhalten“; der Komödiensaal im Zeughause solle noch im Winter eingeweiht werden. Auf dem Programm stand eine energische Abkehr von der Opernherrschaft, Verhandlungen mit Ekhof und Seyler, die der Singschule entsprechende Züchtung einer deutschen Nationaltruppe aus eigenen Leuten, d. h. eines pfälzischen „Nationaltheaters“, die Preiskrönung von Originalen aus der deutschen, nämlich pfälzischen Geschichte, durch die eben erst gegründete „deutsche (will sagen: pfälzische) Gesellschaft“. Da weder Ekhof noch eine gute Truppe von auswärts zu gewinnen war, verschob man die feierliche Eröffnung des Nationaltheaters, machte mit einer winzigen Theaterschule und Kinderstücken den Anfang, declamirte langathmig von deutscher Tugend und dem sittlich erziehenden Einfluß einer guten Schaubühne und erging sich theils in confusen Projecten, theils in lächerlichen Reclamen für das keimende Werk. Die kleinen Ekhofs und Hensels von Schwetzingen, denen ein Lehrer mühsam das Abc und die Elemente einer dialektfreien Aussprache einpaukte, übten sich vor Serenissimus für das Mannheimer Theater, das mit der Zeit „ganz originalpfälzisch“ werden sollte, wie man mit komischer Begriffsverwirrung faselte. Da man aber doch schon vor dem reiferen Alter dieser lallenden Eleven der musikalisch-dramatischen Pflanzschule die ersehnten Schauspielfreuden genießen und mit einem Mannheimer Nationaltheater die Hamburger Scharte auswetzen, den Bestrebungen Wiens zuvorkommen wollte, wurde die erwähnte diplomatische Mission an Lessing beschlossen und von Seiten der maßgebenden Regierungskreise mit einer jesuitischen Hinterhaltigkeit, die wir kaum bei den guten Pfälzern suchen möchten, ausgeführt. Das localpatriotische Interesse, Lessing als Musageten heranzulocken, heiligte dem Minister jedes Mittel und lehrte auch die viel

harmloseren Herren von der Theatercommission listige Vorbehalte, wie sie einem offenen Spiel unter Männern ganz und gar nicht geziemten.

Am 5. September 1776 überbrachte der Buchhändler Schwan die Mannheimer Vorschläge: der Schwierigkeit halber, Lessing sogleich ganz dem braunschweigschen Dienste zu entziehen, sollte er anstatt ohne Säumen mit zweitausend Gulden und einem beliebigen Titel dem kurfürstlichen Rufe zu folgen nur ordentliches Mitglied der Pfälzer Akademie werden mit einer jährlichen Pension von hundert Louisd'or und der leichten Verpflichtung, jedes Jahr oder bloß alle zwei Jahre eine freie Reise zu der öffentlichen Sitzung zu machen und jährlich eine Abhandlung einzureichen. „Von Aufsicht über oder von Arbeiten für das Theater ist gar nicht die Rede gewesen und man denkt bloß, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich von selbst würde reizen lassen, meinen guten Rath zu ihren neuen Theateranstalten zu geben. Und das versteht sich.“ Er empfing das akademische Diplom, nahm den Vorschlag, der so kleine Gegenleistungen forderte, bereitwillig an und vertraute im übrigen auf den Minister v. Hompesch, welchen Schwan als Seele des Ganzen und zugleich als mächtige Finanzgröße charakterisirte. Auch der Nebenumstand, in der neuen Stellung Evas noch in Heidelberg stehende Capitalien steuerfrei beheben zu können, erhöhte Lessings Befriedigung. Er setzte seinen Mannheimer Besuch für den Winter an und verfaßte gleich am 7. September ein äußerst höfliches Dankschreiben an Hompesch, der zur Antwort bat, Lessing möge so bald als möglich zu ihnen kommen. Der Herzog und der Erbprinz von Braunschweig zeigten bei dieser Gelegenheit, welchen Werth sie in Lessings Bleiben setzten, und die Erwähnung „dermaleins noch zu bestimmender Geschäfte“ bekräftigte jene von dem Erbprinzen jüngst gemachten Andeutungen, aber die Annahme der freien Stellung zur Pfalz und die nöthigen kleinen Urlaube wurden anstandlos bewilligt. Eva freute sich der glücklichen Lösung, denn sie kannte ihre Landsleute und betonte mit prophetischer Einsicht, daß in Braunschweig der Herzog, in Mannheim dagegen ein wechselndes Ministerium regiere, weshalb man daselbst jedes Jahr oder jeden Monat auf einen neuen Herren gefaßt sein müsse. Ebenso schrieb die kluge Pfälzerin nach der Lectüre der herzoglichen Antwort: „Wer wollte nicht lieber diesem Herren dienen, der so freundschaftliche Gesinnungen zeigt, als einem Churfürsten von der Pfalz, der,

wenn er auch freundschaftliche Gesinnungen vielleicht zu hegen im Stande ist, doch die Gabe nicht hat, sie äußern zu können." Der Erfolg bestätigte im weitesten Maße die Richtigkeit ihrer Auffassung. Aber zunächst fuhren die Mannheimer mit vollen Segeln daher: der Minister betheuerte seine und des Kurfürsten Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft Lessings, dem man freie Hand zu Engagements für das wo möglich schon am 4. November zu eröffnende Nationaltheater ließ. Als erfahrener Kenner der Bühnenwelt erwiderte Lessing, daß um diese Zeit alle tüchtigen Kräfte contractlich gebunden seien und nur die schlechtesten müßig stünden, man möge sich also ohne Überstürzung bis zu dem Advent- oder Fastentermin gedulden; er versuchte trotzdem durch Karl und Andere dem acteurlosen neuen Theater misvergnügte Leute von dieser oder jener Truppe zu werben, keine Sterne, aber sogenannte utilités. Sehr offen meldete er nach kurzer Zeit Schwan und durch diesen dem Minister, daß er weit entfernt sei eine eigentliche Theaterdirection zu übernehmen und gegenwärtig nur ein paar ebenso mittelmäßige wie anspruchsvolle Schauspieler habe auftreiben können, die denn auch entweder misfielen oder mit dem Reisegelde durchbrannten. Bald verbreitete sich die Kunde von Lessings Vollmachten in der deutschen Bühnenwelt. Anfragen und Gesuche häuften sich auf seinem Tische wie bei einem Theateragenten, sogar der „Theatrall Maschinist zu Inßprug in Thiroll" bewarb sich in einem Musterstück unfreiwilliger Komik bei dem Herrn von Lessing um einen Platz an der „Neüen Theatrall Schaupihne". Und da die Schwüre verstimmter Theatermenschen noch windiger sind als die Eide der Verliebten, kehrte auch Lessing trotz allen Hamburgischen Erfahrungen und Vorsätzen als ein echter, darum unheilbarer Theatermensch seine Gedanken sehr emsig der werdenden Bühne zu. Das Tagebuch des Schauspielers J. H. F. Müller, den Kaunitz auf Engagements- und Informationsreisen geschickt hatte und der sowol Ende October als Anfang November in Wolfenbüttel und Braunschweig Station machte, gewährt uns einen aufschlußreichen Einblick in Lessings dramaturgische Wünsche. Auf gemeinsamer Fahrt, im Zwiegespräch, oder wenn Eva, nachdem sie den Gast „auf Wiener Art bewirthet" hatte, an den Reden theilnahm, wurde das Wol und Wehe der deutschen Schaubühne berathen. Lessing bekannte sich jetzt zu einer milderen Beurtheilung des Wiener Theaters und zu dem

Glauben an ernste Reformpläne Josephs, er lobte die dortige Einschränkung des Ballets und verdammte das Singspiel als den Ruin des Theaters, er empfahl Preise für gute Stücke und regelmäßige Benefize für die Autoren, denen der Kaiser dann wirklich nach Müllers Promemoria die dritte Einnahme zuwies. Zornig griff Lessing das Vagabundiren der Truppen an: „Wäre ich ein regierender Herr, ich duldete in meinem Lande den Unfug nicht; diese Zigeunerei setzt die Kunst herunter". Müllers Frage nach dem Mannheimer Ruf beantwortete er mit einer offenen Darlegung der Verhältnisse und einigen Zweifeln an dem Gelingen; die weitere Frage, ob er wol einer Berufung nach Wien folgen würde, protestirend, „doch so, daß ich glauben konnte, er würde ihn annehmen. Seine Gattin, welche zehn (?) Jahre bei uns in Wien seßhaft gewesen war, schien diesen Beruf zu wünschen; o, sagte sie, ich liebe die guten Wiener herzlich! nie werd' ich ihre Güte gegen mich vergessen". Für die im Wiener Theater störende Disharmonie der Mundarten und alle Krankheiten der Schauspielkunst empfahl Lessing eifrigst als einziges Heilmittel die bis auf den heutigen Tag so viel gepriesene und viel bestrittene Theaterschule. „Machen Sie" sagte er dem braven Regisseur „Ihrem Kaiser Vorstellungen, ein Theater-Philanthropin zu errichten, so wie der Churfürst von der Pfalz gegenwärtig eine Singschule gestiftet hat, die viel Gutes verspricht. Jede Kunst muß eine Schule haben".

Während Lessing in seinem jungen Eheglück die Dinge ruhig an sich herankommen ließ und trotz den gefärbten Mittheilungen aus Mannheim den „Sitz des guten Geschmackes" nicht ohne Mistrauen betrachtete, brannten die Pfälzer vor Ungeduld, allen voran der seit Anfang 1775 in der Landeshauptstadt seßhafte Dichter und Maler Friedrich Müller, ein echtes Originalgenie unter den geschraubten Größen zwischen Rhein und Neckar. Er, der gleich anderen ein unreifes, aber von wahrer Begeisterung erfülltes Votum über das Nationaltheater hatte drucken lassen, war durch Wort und Schrift der lauteste und ehrlichste Apostel Lessings. Mit ihm sympathisirte von Ulm aus der derbe Schubart, ohne sich aller Zweifel zu entschlagen: so schreibt er Ende November im kernigsten Schwabenstil an den jungen Freund: „Auf den Fortgang des Theaters bin ich, wie billig, sehr begierig. Wenns nur nicht rasch-aufloderndes Feuer ist, das gleich wieder erstickt,

so bald ein Französlein die Hosenfall aufmacht und drein pißt. Lessing ist nun freilich vor Tausenden der Mann, auf den ihr euch verlassen dürft." Als der Wiener Müller ein paar Wochen später auch Mannheim besuchte, erzählte man ihm, wie Lessing im Genuß eines ansehnlichen Jahresgehaltes sei und alsbald auf Kosten des Kurfürsten drei Monate zur Ordnung der neuen Bühne in der Pfälzer Residenz verbringen werde. Der Minister selbst bestätigte solche Angaben mit der Versicherung, welche Mühe er sich um diese Errungenschaft gegeben, wie sehr er dabei auch auf das Heimatsgefühl der Frau Lessing rechne, und daß Lessing die Vollmacht habe Acteurs unter beliebigen Bedinbingungen mitzubringen. Wie Voltaires Besuch durch die Aufstellung seiner Büste in der Bibliothek verewigt war, so sollte Lessings Medaillon am Theaterportal neben dem des Sophokles erglänzen und der Pfalz sagen: er ist unser; „allein er hat sich diese Ehre verbeten, da er noch nichts für das Mannheimer Theater geliefert habe."

Lessing, in dem man sich schnell den Spiritus Rector und bleibenden Intendanten des Nationaltheaters zu erblicken gewöhnt hatte, trat mit Seyler in Verhandlung um die wolbekannte, ebendamals (December 1776) zu Dresden nicht prosperirende Truppe schleunig für das fertige, aber leere Mannheimer Haus zu engagiren und versah, auf seine Vollmacht hinweisend, einen begabten und gebildeten Schauspieler, Großmann, als Vermittler mit Empfehlungsbriefen an Hompesch, „auf welchen die ganze Sache ankömmt", und an Schwan, „welcher ein sehr rechtschaffener Mann ist, der Ihnen alle sonst nöthige Auskünfte mit Vergnügen ertheilen wird." In dem späten Bericht Karl Lessings über die Mannheimer Abmachungen zwischen Lessing Seyler Großmann einerseits und dem Minister andererseits sind die alten Ideale der Pfälzer Stimmführer und die neuen Verbesserungen so unverständig durcheinandergemengt, daß sich nur feststellen läßt: die Elite der Seylerschen Truppe sollte einen Grundstock bilden, an welchen sich die einheimischen Theaterschüler anlehnen würden. Daß Lessing auch die anderweitige Verwerthung von Seylers doch sehr bedenklichen Geschäftskenntnissen, die Einrichtung der Kinderstücke, die Bevormundung der Bühne durch eine akademische Commission bis ins Einzelne hinein empfohlen habe, scheint kaum glaublich. In letzterer Hinsicht wird er allerdings lieber der Akademie als irgend einem höfischen Censor maß-

gebende Einflüsse gewünscht, seine eigene Mitwirkung eben auf seine Zugehörigkeit zu dieser litterarischen Vereinigung gegründet und damit zugleich unter Berufung auf frühere Willensäußerungen eine unmittelbare Leitung der Bühne abgelehnt haben. „Mich schaudert, wenn ich nur daran denke, daß ich mich wieder werde mit dem Theater bemengen müssen“ schrieb er dem Bruder, ging aber doch am 17. Januar nach Mannheim ab um die Dinge ein paar Wochen hindurch in der Nähe zu prüfen. Schwan empfing ihn mit offenen Armen und bereitete dem Messias der Schaubühne manch angenehme Stunde in seinem gastlichen Hause, wo im nächsten Jahrzehnt der Mannheimer Theaterdichter Schiller liebeselig aus und einging. Der Maler Müller, dies vollsaftige und urwüchsige Talent, das leider nie zu menschlicher und künstlerischer Reife gelangte, kam dem bewunderten Meister enthusiastisch entgegen und gewann Lessings Freundschaft. Ob er ihm Proben seiner formlos dahintaumelnden Rhapsodien oder seiner köstlichen Idyllen, welche das matte Schäfervolk Geßners mit pfälzischem Rebensaft stärkten, von sinnlicher Fülle strotzten und einen landskräftigen Realismus zur Schau trugen, vorlegte, wissen wir nicht; aber eine Faustskizze zog der junge frische Rival heraus, die Lessing, zum ersten Mal mit einem der rheinischen Genies und Strudelköpfe beisammen, als einen hingewühlten ersten Wurf mit leis ironisirendem Wolwollen durchging. Gewiß war ihm der begeisterte Jüngling, der Feder und Radirnadel so originell führte, die interessanteste Erscheinung unter den Bewohnern Mannheims, denn die Collegen von der Akademie, voran der Exjesuit v. Klein, konnten Lessing so wenig anziehen wie vorher den hochmüthigeren Klopstock. Bei aller Artigkeit gelang es Lessing nicht sein Misvergnügen über die neugebackene litterarische Herrlichkeit der Pfalz völlig zu verbergen, und im feierlich stillen Antikensaal war es ihm woler als in dem prächtigen Theater, wo während der provisorischen Vorstellungen das Mannheimer Publicum von Lessings Antlitz das Entzücken über den Sopran der Demoiselle Danzy, das berühmte Fortissimo des Orchesters und die zukünftigen Garricks der Pfalz ablesen wollte. Schade nur, daß man den Ehrengast wie einen beliebigen Touristen das Billet an der Kasse bezahlen ließ! Auch waren die Sonnenfelsnaturen mit ihrer bohrenden Feindschaft gegen alles Höhere in Mannheim mächtiger als in dem gern verehrenden

Wien. Dieses mit dem lieben Ich so zufriedene, selbstgenügsame Gezücht steckte dem Kurfürsten, daß der große Fremdling nicht genug Achtung für die Morgenröthe ihres geistigen Lebens zeige, und Hompesch kehrte, je näher er Lessing als einen stählernen Charakter kennen lernte, desto geflissentlicher nur den Finanzminister heraus. Dieser durch und durch unzuverlässige Mensch fand die Lorbeern eines Mäcen bald zu theuer und versuchte den aus der Ferne herbeigelockten Vertrauensmann mit hohlen Allgemeinheiten und bewußten Unwahrheiten hinzuhalten. Weder Lessings doch schon durch Schwan formulirtes Verhältnis zur Pfalz und das Seylersche Engagement, noch die Geldangelegenheit Frau Evas wurden geordnet. Entrüstet wandte sich Lessing nach Heidelberg. Der Maler Müller ließ es sich nicht nehmen wie in der Stadt so auch in der selbst im Februar reizvollen Neckarlandschaft seinen Begleiter zu machen. Er grub die Wanderungen und die auf Italien, auf Poesie und Religion gerichteten Gespräche mit Lessing unverlierbar seinem Gedächtnis ein. Als er vier Jahre später in Rom von einem Landsmann die Trauerbotschaft empfing, Lessing sei nicht mehr, rannte er nachts wie wahnsinnig am Tiberufer und unter den Ruinen hin und her und schrieb frühmorgens unter Thränen seine Ode „Auf Lessings Tod", worin er nach einem langen stürmischen Eingang die persönliche Erinnerung an die feste Gestalt, die freie Stirn, das blitzende Auge, den reinen Sinn, den frohen Scherz des Abgeschiedenen ausströmen ließ:

> O ihr grünen Neckarthäler! Sitze
> Meiner Fürsten; moosger Mauerring,
> Wolfsbrunn, und du Jettas Felsenspitze,
> Sahts! wie ich an seinem Halse hing.
>
> Wie er mich, ich ihn zum Freund erkoren,
> Daß ichs nicht vergessen soll, noch kann!
> Ach er war so ganz für mich geboren,
> War so ganz, so ganz! ein Mann, ein Mann!

So überwältigend wirkte Lessings Persönlichkeit auf empfängliche Gemüther. Friedrich Müller hatte bald nach jenen Schlendertagen reiche Gelegenheit die geschlossene Manneskraft seines Freundes, der nicht mit sich spielen ließ, zu bewundern, denn er wurde an Stelle des biegsamen Schwan Lessings Vertrauter in den schriftlichen Verhandlungen

mit Hompesch. Lessing, noch bei Evas Heidelberger Verwandten zu Gast, erklärte ihm (1. März 1777) mit herzlichem Dank für alle Freundschaftsdienste, er könne in dieser Sache nichts thun als abwarten und wolle schlechterdings nicht aus dem Gebetenen der Bittende werden. Gleich darauf kehrte er über Göttingen, wo er mit Kästner mehr von Opitzens Studentenversen auf das Neckarthal als vom Mannheimer Theater sprach, heim. Er hatte seine Kunde der deutschen Theaterfatalitäten um eine neue ärgerliche Erfahrung bereichert und nicht die geringste Lust den Minister zu schonen, der in einem auf Schrauben gestellten Brief die spätern Verpflichtungen ignorirte und die alten Anträge unter Verheißung der Curatorstelle an der Universität Heidelberg trügerisch aufnahm, zugleich aber hervorhob, daß, wenn Lessing sich nicht füge, „alle auf ihn gebauten Schlösser auf einmal zertrümmert sein würden". Dieser Brief, „so weit aussehend, so um den Brei gehend, kurz so ministerialisch", stand in perfidem Widerspruch zu den noch einen Monat früher abgegebenen Erklärungen Hompeschs, dem Lessings Abreise aus der Pfalz ein dreistes Biegen oder Brechen zu erlauben schien und welcher den glücklich entwischten Dramaturgen nun sogar mit Vorwürfen über den Miserfolg einiger Mimen belästigte und beleidigte. Am 24. März erließ Lessing zwei Briefe an seine nächsten Mannheimer Bekannten, einen zurückhaltenderen an Schwan, einen sehr rückhaltlosen an Müller: dieser möge sich ja nicht weiter in der albernen Geschichte compromittiren; Hompesch suche in dem Fiasco jener Schauspieler bloß einen Vorwand sich aus dem Staube zu machen; „man sieht ja wol, daß ich von dem Theater nichts verstehe, da ich so elende Leute empfohlen habe. — Doch wenn der Minister sagt, ich habe sie empfohlen: so lügt der Minister." Und Hompesch sollte unmittelbar erfahren, mit wem er es zu thun habe, denn einem anmaßenden Brief desselben voller Ausflüchte setzte Lessings gerechte Empörung im April die wuchtigste und freimüthigste Lection entgegen, die der Herr Minister je in seinem Leben, und zwar wie ein für ungezogene Lügen abgekanzelter Schulknabe, hat anhören müssen. Hompesch verzichtete phrasenhaft auf die patriotische Hoffnung einen Lessing dauernd für die Pfalz zu gewinnen, escamotirte darauf hin die dem auswärtigen Akademiker, nicht dem eingesessenen Intendanten verliehene Pension, setzte sich über alle mündlich oder schriftlich, direct oder indirect

abgeschlossenen Vereinbarungen hinweg, wagte es sogar Lessingen wie einen Schuldner an sein unerfülltes Versprechen zu mahnen und siegelte das rabulistische Schreiben mit dem sauersüßen Ausdruck bleibender Freundschaft und Hochachtung. Seylers war mit keiner Silbe gedacht. Darauf Lessing: „Nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wol; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wol hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemanden beschwerlich zu fallen." Aber er macht die Sache des getäuschten Seyler zu der seinen und warnt Hompesch, den er bitter an das Mitwissen des braunschweigischen Hofes erinnert, fürderhin noch ein öffentliches Wörtlein über seine Verbindung mit Mannheim in Kalendern und Journalen durchschlüpfen zu lassen: „Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles frei heraus. Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wol nur mit mir zu scherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum Besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein." Demgemäß wies er die naive Zumuthung, er möge sich durch irgend eine Leistung für Akademie oder Theater die Pension und die volle Gunst des Kurfürsten wieder verdienen, schroff von der Hand und bat Müller von allen Vermittlungsversuchen abzustehen. „Lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist" schloß Lessing bitter diesen Brief. Die Vergütung der Reisekosten und ein Etui mit kupfernen Gedenkmünzen waren sein Lohn. Wenigstens wurde Seyler nicht bloß mit Vertröstungen auf die Zukunft, sondern auch mit einer leiblichen Geldentschädigung

abgefunden, welche Lessing herauspressen half, seinen eigenen Tanz mit dem „kleinen, kriechenden Minister" vertagend. Er hatte alle Stichkarten in der Hand, aber die Pfälzer hüteten sich wol den gefährlichen Streiter durch einen Bruch des öffentlichen Schweigens zu reizen und alle schimpflichen Kosten dieses Spieles vor der Welt zu tragen. Lessing überließ das Mannheimer Nationaltheater gleichgiltig seinem Schicksal: es sei damit eitel Wind; wenigstens verstehe man in Mannheim — und damit traf er den Nagel auf den Kopf — unter einem deutschen Nationaltheater nur ein Theater, auf welchem lauter geborene Pfälzer agiren; den Schauspielern gelte für ein wahres Nationaltheater allein dasjenige, das ihnen lebenslänglichen Unterhalt verspreche, da ihnen ja Spielstücke genug ins Maul flögen. Ebenso entsagt er in einem Brief an Nicolai auf immer dem berückenden Bühnentraum und spottet: „Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht! siehe, er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!"

Als ein Jahr darauf auch der geschmeidige Wieland, wie sorgfältig er in Mannheim sein verbindliches Wesen als Widerspiel des Lessingschen „Weberbaums" glitzern ließ, ein Opfer der pfälzischen Leimruthen wurde, fand er mit der ergetzlichsten Anknüpfung an ein lucianisches Motiv in dem abderitischen Froschgraben Mannheim die Fortsetzung seiner stockenden „Abderiten" und rächte durch diese Capitel, lustige Meisterstücke carikirender Malice, auch die Freund Lessing widerfahrene Unbill, indem er Lessing-Euripides durch das Theaterabdera Mannheim führte. Dem kläglichen Nachspiel der Lessingschen Erfahrungen, wo der verachtete Prinzipal Marchand, der mit niedrig denkenden Dichterlingen gegen den großen Dramaturgen intriguirt hatte, als Sieger hervorgegangen war, und neuen an Ehren, aber nicht an Gewinn reichen Versuchen Seylers in der Pfalz festen Fuß zu fassen folgte jedoch 1779 unter Dalbergs Regiment eine glücklichere Ära. Hervorragende junge Talente sammelten sich um das Banner des Mannheimer Nationaltheaters. Hier that Iffland als Schauspieler und Dichter seine ersten Schritte. Die Nachwehen des kleinlichen Localpatriotismus in

Kritik und Production und die akademischen Tiraden über die Ziele einer guten Bühne thaten der Lebenskraft des nach langem Kreißen ans Licht getretenen Kindes keinen Abbruch. Auf dem Repertoire erschien Shakespeare neben Lessing, und 1781 drängten sich aus dem Kreise der kleinbürgerlichen Familie, die in Mannheim wie nirgends sonst zu poetischer Herrschaft gelangt war, die genialischen Figuren der Schillerschen „Räuber" hervor. In Hamburg, in Wien, in Mannheim entfaltete die deutsche Schauspielkunst ein freies Dasein. Das Lehrgeld war nicht umsonst bezahlt.

Lessing konnte 1777 seine letzte dramaturgische Enttäuschung um so leichter verschmerzen, als sein häusliches Glück im schönsten Wachsthum begriffen schien. Das Neujahr hatte die Familie behaglich in dem „Schäfferschen" Hause, dem hufeisenförmigen Gebäude neben der Rotunde angesiedelt gefunden, das, im Innern umgestaltet, noch heute den Bibliothekar der Guelferbytana beherbergt. „Was Ihr angewiesenes Haus betrifft: wenn es auf mich ankömmt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubnis verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen" hatte Eva noch als Braut geschrieben. In diesen mit sauberer Eleganz ausgestatteten Räumen begann nun Lessing, ein eifriger Frühaufsteher, seine Tage, die gleichmäßig, aber ohne die dumpfe Eintönigkeit der letzten Wolfenbüttler Jahre, im steten Wechsel kurzer Bibliotheksarbeit, stiller Stunden am Studirtisch und geselliger Freuden mit Weib und Kindern oder willkommenen Gästen verliefen. Mit jugendlicher Frische betrieb er seine großen theologischen Kriegspläne und fühlte trotz Mannheim Lust und Kraft zu neuen dramatischen Schöpfungen. Wer ihn damals im vertrauten Gedankenaustausch und am heitern Familientische sah, bewunderte die elastische Schaffelust und Fröhlichkeit des Mannes und den herrlichen Einklang der Gatten. Mendelssohn und der gute Theophilus hatten Lessing noch niemals so liebreich, so umfangen von innerem und äußerem Frieden, so gesund, so lebensmuthig gefunden. Der junge schwäbische Historiker Spittler, der im Frühjahr einige Wochen zu Wolfenbüttel Lessings bibliothekarische und menschliche Güte in vollem Maße genoß, schüttete sein dankbares Herz vor Freund Meusel aus: „Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen." — Meusel

kannte ihn als Recensenten! — „Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wolwollen irgend anzutreffen als bei Lessing — so wärs bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Mit dem vorrückenden Jahr wuchs die bang beseligende Hoffnung auf ein Unterpfand der Ehe, das Vater und Mutter zu einer noch unlösbareren Gemeinschaft an einander kettet und dem Haussegen die höchste Weihe giebt. Aber das mit so heißen Wünschen, mit so ernsten Gelübden herbeigesehnte Christfest sollte die furchtbarste Katastrophe für Lessings spät und mühselig aufgebautes Familienglück werden: an einem der Weihnachtsfeiertage wurde ihm ein Sohn geboren, der schon vierundzwanzig Stunden nach der schweren Entbindung starb; von der kleinen Leiche blickte Lessing hinüber auf seine vom hitzigsten Fieber befallene Gattin; nach verzweifelten Tagen leuchtete ein trügerischer Hoffnungsstrahl; auch dieser verblich; am 10. Januar 1778 erlosch Evas Leben, und in einem Grabe des Wolfenbüttler Bürgerkirchhofs ist mit Lessings geliebtestem Wesen seine ganze Freude am Dasein bestattet worden. Er brach zusammen und haderte verzweifelt mit dem grausamen Schicksal. Nichts ergreifender, als wie der schmerzlichste Krampf diesen starken Mann schüttelt und Lessing doch, während der Geier sein Eingeweide frißt, die schonendste Mittheilung der Trauerkunde an den ältesten Stiefsohn anordnet; nichts was uns das Herz mehr zusammenschnürte, als dieses thränenlose Stöhnen eines Gewaltigen, diese blutigen Sarkasmen, diese dumpfe Fassung, diese ungeheure Kraftanstrengung aus der Verzweiflungsnacht wieder ans Licht zu tauchen und fortzuleben, fortzulieben, aber auch fortzuhassen und

nicht in siechem Pessimismus oder ermattender Klage, sondern im Getriebe des Kampfes den Lebensrest aufzureiben. Klopstock hat sehr bald nach dem Scheiden Metas aller Welt die tödtliche Entbindung, die letzten Gespräche und seine Wittwerschmerzen haarklein vorerzählt — ein paar großartige Briefe, das Erschütterndste was je aus der Feder eines zagenden und trauernden, verzweifelnden und mit dem Fatum, aber auch mit sich selbst ringenden Mannes gekommen ist, führen uns in das Wolfenbüttler Sterbehaus. Jeder Zusatz würde ihre lapidaren Züge beleidigen.

Den 31. December 1777, an Eschenburg. „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“

Den 5. Januar 1778, an Karl Lessing. „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis ward von der größten Besorgnis so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paar Mal von

ihrem Bette mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird."

Den 7. Januar, an Eschenburg. „Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich herzlich, wenn er das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müssen mich ferner schon so dulden, wie ich bin. — Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen, und eigentlich habe ich itzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen."

Den 10. Januar, an Eschenburg. „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht."

Den 12. Januar, an Karl. „Wenn du sie gekannt hättest! — aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"

Den 13. Januar, an Eschenburg. „Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom Laudano litterarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen." —

Berlin, Druck von W. Bürenstein.

Drittes Buch.

Wolfenbüttel.

II. Capitel. Der theologische Feldzug.

„Ich habe es längst für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum."

„Ärgernis hin, Ärgernis her!"

Des leidenden Mannes vielerprobte Freundin ist die Arbeit. Wie die Göttin ihrem heldenhaften Liebling in höchster Bedrängnis neuen Muth in die Seele haucht, so richtet Thätigkeit den Gebeugten auf und stellt ihm, kann sie auch das Verlorene nicht heimbringen, Werth und Ziel seines Daseins vor Augen; vor ihm der Tag, und hinter ihm die Nacht. Für den unwiederbringlichen Schmuck und Genuß setzt er die fortdauernde Kraft des Wirkens ein, und die edle Resignation wohnt in seiner Brust, daß, wie Schopenhauer es ausdrückt, der Mensch nicht glücklich, wol aber heroisch leben kann. So denken wir uns Lessing nach dem Zusammenbruch seines hart und spät erkämpften Hausfriedens nicht lang in dumpfem Hader mit den finstern Mächten, die es ihm nicht so gut werden ließen wie anderen, sondern über alle wiederkehrenden Anfälle leidenschaftlichster Bitterkeit hinaus bald Herr seiner selbst und mit angespanntester Energie fortfahrend in der Bewältigung großer Aufgaben. Bis ans Sterbelager der lieben Frau folgen sie ihm; in sein stummes Brüten fällt die Ausforderung des Gegners; vom Grab hinweg eilt er die Niederlage seiner Lebensfreuden in geistigen Fehden zu vergessen. Ganz giebt er sich diesem Hauptzweck hin. Seine Schöpferkraft scheint aufs Höchste gesteigert, seine Unruhe weniger denn je zu beschwichtigen. Schlag auf Schlag,

jeder Kriegskunst gerecht, entfaltet sich seine Polemik, und aus der athemlosen Folge dieser kritischen Gänge und ihrer abgebrochenen oder nur gedachten Ergänzungen bringt jetzt, so schonungslos der ungeschonte Mann seine Sache führt, so hagelbicht die Streiche seines Spottes, Hohns, Zorns fallen, so scharf er die Sätze spitzt, ein gewaltiger Herzenston hervor, der in dieser Fülle noch nie bei ihm erklungen ist. Mitten in verschlagener Minirarbeit und offener Zerstörung baut er einen Altar der Liebe und predigt ein mildes humanes Evangelium; beides, den Grimm des Kampfes, wie die Versöhnung mit allem Haber der Menschheit als ein Geprüfter aus der vollen Schale des Leids schöpfend. Mit gewohntem Sarkasmus vergleicht er die Arbeit, die ihn „fortduseln" läßt, dem Schlafmittel des Kranken: „Theologisches Laudanum" heißt nun die Hauptarbeit seiner Wolfenbüttler Zeit, der gleich auf der Schwelle ein bedeutender kirchengeschichtlicher Fund den prophetischen Stempel aufgeprägt hatte und deren theologische Aussaat und Ernte den von Haus aus berechneten Plan eines großen Strategen enthüllt.

Schon im October 1770 sollte die gelehrte, zumal die gottesgelehrte Welt erfahren, daß der neue Bibliothekar der ihm anvertrauten Schätze werth sei und auch Versunkenes zu heben wisse: Lessing überraschte durch die Ankündigung eines längst verloren geglaubten Tractates über das Abendmahl vom „Berengarius Turonensis". Die von Lessing geplante Herausgabe dieser Handschrift des zwölften Jahrhunderts, De cena Domini et transsubstantiatione, ist erst 1834 erfolgt; über die Schrift und den Urheber hat sich durch Sudendorf, Reuter und andere seither helleres Licht ergossen, als Lessings „Erläuterungen und Rettungen" vermocht hatten. Sie geben sich als Briefe an C. A. Schmid, den treuen Genossen aller bibliothekarischen Ausgrabungen, durch seine gründliche Forschung über Adelmann, Berengars Mitschüler und späteren Gegner, auch Anreger dieser Berichte, die nach Lessings Art nicht mit der Thür ins Haus fallen, sondern erst nach längerer Spannung die Freude des Fundes verrathen.

War die Schrift verschollen, ihr Urheber, Berengarius von Tours, gestorben 1088, des Abälard Zeitgenoß, des Fulbert selbständiger Schüler, war es nicht, und er war keineswegs bloß in kirchengeschicht-

lichen Compendien eingesargt, sondern oft und immer wieder genannt in den auf- und abwogenden Abendmahlsfehden vom sechzehnten Jahrhundert an. Luther selbst gedenkt sein misverständlich mit harten Worten, die grimmen Flacianer rühren die leidigen Händel von neuem auf, Zwingli möchte Berengar als Gesinnungsgenossen ansprechen, das folgende Säculum trug der Forschung wichtigen Stoff zu; ja selbst Voltaire interessirte sich für das alte Opfer geistlichen Zwanges und trat im Essai sur les mœurs, in dem Capitel über Religion und Aberglauben, für Berengar gegen Lanfranc ein mit sympathischen Worten: Bérenger n'avait raisonné qu'en philosophe ... cette rétractation forcée ne fit que graver plus avant ses sentiments dans son cœur. Il mourut dans son opinion.

Die „Rettung" des Standhaften und die „Erläuterung" seiner Ansichten, beides beschäftigte Lessing lebhaft. Das erste Moment erregte ihn menschlich, das zweite, an sich kühler, ohne subjective Wärme in der Abendmahlsfrage angefaßt, gewann doch dadurch persönliche Anziehungskraft, daß die pietätvolle Freude, dem armen absterbenden Alten zu Kamenz, der an den früheren Schriften des Sohnes keinen oder nur sehr geringen Antheil hatte nehmen können, eine in sein Fach schlagende dogmengeschichtliche Bescherung zu machen, Lessings Hand führte. Gottholds letzter Brief meldete dem Vater: „Gleich anfangs habe ich unter den hiesigen Manuscripten, deren an sechstausend vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig ist und in die theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem elften Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß; ja, dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geläugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformirten ihrer beikäme. Ich werde das ganze Manuscript herausgeben und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will." Im Sommer 1770 mit Freund

Schmid, der dann eine Abschrift anfertigte, „ganz berengarisch", empfindet Lessing trotz den üblichen Redensarten über Lumpereien, Bettel, thörichte Arbeit große Freude am Werk. Er will im Herbst eine Edition als leichte Mühe erledigen und nennt später noch dieses im würdigen Quart dargebotene Buch dasjenige, bei dessen Abfassung er das größte Vergnügen gehabt habe und die Zeit ihm am wenigsten lang geworden sei.

Wol lohnte Berengar der Mühe näheren Studiums. Zweifel über die giltige Abendmahlslehre hatten seinen kühnen Geist zur aufklärerischen Prüfung der Tradition insgemein fortgetrieben. Die siegreiche Ansicht des Paschasius Radbertus über die Transsubstantiation stieß ihn ab. Prüfend durchlief er die dogmatischen Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte, nicht bloß auf ihre altsanctionirte, sondern auch auf ihre innere Gewähr hin und lehnte sich auf gegen Tradition und Kirche, durch inquisitorische Gewalt geprüft, im Kampfe mit der Autorität gehärtet. Er suchte Stützen in der alten Patristik und verwarf, philologisch aus- nicht unterlegend, die Geltung des bloßen Buchstabens der Bibel, um in so freisinniger Haltung von Concilsentscheiden und einer äußeren Mehrheit an die innere Majorität der Wahrheit zu appelliren, dafür zu disputiren mit Wort und Feder und besonders über die cena domini um die Mitte des Jahrhunderts mit dem gefährlichen Lanfranc ein Duell des Rationalismus mit der Orthodoxie auszufechten, das trotz der Gunst Papst Hildebrands 1079 äußerlich mit seinem Fall endete, indeß er bei seiner freien Auffassung blieb und, klüglich, ja kläglich unterduckend, über die einzelne Frage hinaus doch gegen Concil und Kirche das Freidenkerthum wahrte. „Also" sagt Reuter „ist der zweite Abendmahlsstreit geworden, was der erste nicht war, ein Kampf um die höchsten Kriterien der religiösen Wahrheit, ein Conflict der Tendenz der negativen Aufklärung unmittelbar mit dem damaligen autoritativen Kirchenthum, mittelbar mit dem Christenthum der positiven Offenbarung."

Auf solche weitere Perspectiven aber ist Lessing hier als Kirchenhistoriker nicht eingegangen. Seine mit vielen Textproben belastete Untersuchung rechnet scharfsinnig die Concilien nach, obwol sie auch hierin den Nachfolgern Correcturen offen ließ, und verliert sich mehrfach in dürre und wirre Einzelheiten, wie denn Lessing selbst gesteht, er habe bei der

Eile, seinen Fund zu veröffentlichen, den Hauptinhalt zu wenig herausgearbeitet. Er läßt es an historischem Hintergrund und eingehender Charakteristik der betheiligten Personen fehlen. Er — aber gerade darin liegt der menschliche und auch der schriftstellerische Reiz des Büchleins — er hebt als Retter seinen Helden zu hoch, indem er den behutsamen Sophisten ganz übersieht, der trotz allem Kampfeseifer den Mantel nach dem römischen Winde hängte und als gewandter Agitator auch politische Kniffe und Schliche nicht verschmähte, kurz kein so gerader und unentwegter Streiter war, wie Lessing uns überreden möchte. Denn der objective Archivar und Urkundenforscher stimmt einen sehr persönlichen Brustton an, wo er auf die „Bekehrung" des Berengar, auf die Frage nach der Rückhaltlosigkeit seiner Bekenntnisse, auf den verpflichtenden Dienst der Wahrheit überhaupt zu sprechen kommt. Er kann es schlechterdings nicht glauben, daß ein Mann die mit reifstem Verstand errungene Wahrheit Jahrzehnte lang trotz allen Gefahren beharrlich bekenne und ausbreite, um sie plötzlich, in einem Augenblicke, wo die Schätze der Wahrheit den unveräußerlichsten Werth vor allen anderen behaupten, zu verläugnen. Ein solcher Erweis müßte alle Untersuchung der Wahrheit verleiden. Lessing will das grausame Märchen von dem Rückfall in die flachen Begriffe der Kindheit so wenig hören, wie die plötzlichen Bekehrungen auf dem Todtenbette, wo nicht ein hitziges Fieber oder, was noch schrecklicher ist, Einfalt und Heuchelei dem ruhebedürftigen Kranken zweideutige Worte abpressen. Auch die starke Triebfeder der Ehre eines empfindlichen Geistes setzt der Vertheidiger späterhin in Bewegung, nicht als die edelste zwar für den Wahrheitsfreund, aber doch als wirksame Wasserkraft, die keinen Stillstand des Rades duldet.

Es bedarf keiner Wortverschwendung dafür, daß Lessing hier nicht für Einen Fall im Leben einer fernen historischen Persönlichkeit, sondern ganz allgemein und zugleich vernehmlich genug im eigenen Namen spricht. Aber zwischen geschminkter Wahrheit, Überzeugungsmaskerade, kupplerischer Beredsamkeit und einem aus dem Stoff berechneten und den Zeitumständen angepaßten Vortrag, einer niemals lügenden, wol aber weislich zurückhaltenden, das Esoterische und das Exoterische mischenden Argumentation besteht ein großer Unterschied, und es heißt nicht Lessings Charakter verdächtigen, wenn man den Lobredner der

Wahrheit seinen Tempeldienst vom „Berengarius Turonensis'" an ohne ein beständiges unverhohlenes Auspacken aller und jeder einschlägigen Privatansicht vollziehen sieht. Man sollte nicht über Wunderkritik reden dürfen, ohne mit dürren Worten zu gestehen: ich selbst glaube kein Wunder? nicht über ein Stück alter oder neuer Christologie, ohne im Eingang oder Nachwort den eigenen Unglauben an die Gottheit Jesu auszuklingeln? nicht im dankbaren Gefühl der protestantischen Grundlagen unserer Bildung und in freier Bewunderung menschlicher Größe einen Luther preisen dürfen, ohne darzuthun, welche Kluft unsere Weltanschauung von der seinen trennt? Im gegebenen Fall: Lessing hat über das Abendmahl gewiß glimpflicher geurtheilt als König Friedrich, der „keine abscheulichere und lästerlichere Absurdität als seinen Gott zu essen" kannte, c'est le dogme le plus révoltant, le plus injurieux à l'Etre suprême, le comble de la folie et de la démence (an Voltaire, März 1776) — aber Lessing, unberührt von der Weihe des Charfreitags oder gar vom Liebesrausch der Pietisten, hat für seine Person das Abendmahl weder in dieser noch in jener Form, weder in Luthers noch in Zwinglis Sinn begehrt und das christliche Passah jedenfalls in keinerlei Gemeinschaft mit Mystikern und Christgläubigen, vielmehr aus dem nüchternen Interesse eines historisch-kritischen Betrachters dieses frommen Brauches und der damit verknüpften Lehren gewürdigt. Seine Briefe über Berengar laufen denn auch in ruhige Fragen aus. Sie „betreffen einzig die Geschichte des Dogmas; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte". Ein Bild deckt auch hier Lessings eigene Fremdheit gegen das hochgelobte Sacrament: „Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken." Entschiedener Unionsfreund will Lessing seine Finger nicht in die alte Wunde legen, die immer noch von streng-lutherischen Zwinglihassern offen gehalten wurde, denn ihm heißen die Reformirten „verschieden denkende Brüder". Gleichwol bemüht sich Lessing gar geflissentlich, mit Genugthuung, und kaum dem wahren Sachverhalt entsprechend, Berengars Lehre von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in engen Einklang mit Luthers schleierhafter Auffassung zu bringen. So sehr wird ihm Berengar ein

früher Vorläufer der Reformation, daß er ein neues kirchengeschichtliches Arsenal aufthut zu Gunsten „unserer Kirche", „unseres Glaubens", den strengkatholischen Widersacher Lanfranc wie in eigner Sache angreift, „päpstlichem Misglauben" die Spitze bietet, einem Briefe des Bischof Eusebius den einfältigen unbedingten Schriftglauben nachrühmt und in der Fülle antikatholischer Polemik gegen hohe und niedere Priester, Geschichtschreiber und Dogmatiker selbst für die gelehrten Benedictiner der Histoire littéraire de la France, für Männer vom Rang eines Martene, eines Mabillon, des großen Schöpfers neuer historischer Hilfswissenschaften, kein gutes Wort findet. Was Wunder, daß dieser aus Lessings lebhaftem Temperament quellende, durch den Hinblick auf die armselige Kamenzer Studirstube erwärmte Eifer und die ruhige Theilnahme an dem so bedeutsamen Abendmahlsstreit, verbunden mit ansehnlicher, offenbar mühelos aufgebotener Gelehrsamkeit und dem Reiz eines überraschenden Fundes, nicht bloß die Lobsprüche der wissenschaftlichen Theologie weckten, sondern daß über ein seit der Rettung des Lemnius erregtes Mistrauen hinweg sogar die Orthodoxie diesem Lessing als einem Nathanael freundlich zuwinkte. Aufgeklärte Freunde schüttelten den Kopf. Wer dem Gemunkel über Lessings bevorstehenden Übertritt zum Katholicismus und italienische Ansiedelung ein Ohr geliehen hatte, stutzte nun vor der gegentheiligen Überraschung. Die Gelehrten folgten wie gewöhnlich ihrem eingeschränkten Fachinteresse: Ernesti, der philologische Theolog, ein Anhänger der Lutherischen Abendmahlslehre, erkannte seinen einstigen Schüler des Doctorhutes der facultas venerabilis werth, die profanen Philologen, von denen Reiske eine bescheidene, fast geringschätzige Ankündigung des Berengarfundes aus Wolfenbüttel empfangen hatte, dachten im Herzen: Lessing möge nur nicht tiefer in die Lanfrancos und Berengarios gerathen, denn „den Gang des menschlichen Verstandes in theologischen Ungereimtheiten wissen wir so ziemlich"; was bei Lessing den Nachhall findet: das „schale Lob der Theologen" solle ihn nicht zu weiterer Beschäftigung mit ihren „Quisquilien und Ungereimtheiten" verführen. Aber in Stunden der Bedrängnis hat er es später nicht verschmäht, den Schild dieses „Berengarius" vorzuwerfen.

Daß die Rettung des alten „Ketzers" von vielhundertjähriger Verfolgung und Fälschung, der mannhafte Protest gegen alle Ketzer-

macher, welche von jeher grausame Anklagen für unumgängliche Selbstvertheidigung ausgeben möchten, die bis zur Herzlichkeit gesteigerte Parteinahme für den Einen Freien gegen den Dogmenglauben seines Zeitalters und gegen die gewaltthätig den Widerruf erpressende Kirchenautorität eine große allgemeine Bedeutung habe und schwerer in die Wagschale falle als Lessings vermeintes treues Lutherthum, sprach niemand nachdrücklich aus, auch sein jugendlicher Recensent Johannes Müller nicht, und niemand konnte damals gewahren, wie Lessing in dieser Haltung, theils als objectiver Herausgeber kirchengeschichtlicher Urkunden, theils persönlich mitstimmend, schon auf ein ganz anderes Unternehmen, auf einen ganz anderen handschriftlichen Fund ziele.

Am 1. März 1768 war Hermann Samuel Reimarus aus einem langen Leben stiller Arbeit abgeschieden. Mit der Ruhe eines Weisen hatte er dem Tod ins Angesicht geschaut. Als Lessing ein Jahr später mit Elise und dem Doctor eine dauernde und folgenreiche Freundschaft schloß, konnte er die große Bibliothek vor ihrer Versteigerung nach Lust benutzen, und bei rasch gedeihendem Vertrauen that sich ihm auch das geheime Hausarchiv der Reimarer auf. Er durfte nicht bloß theologische, philologische, dramaturgische Werke entleihen, sondern auch einen Einblick thun in die verschwiegenen Blätter, denen der Alte durch lange Jahre seine tiefsten Zweifel, seine beherztesten Schlüsse aufgeprägt hatte, während die Welt nur den frommen Teleologen sah.

> Genieß der Seligkeit des Christen und des Weisen,
> Der für die Ehre Gottes denkt.

rief Hamburgs Gelegenheitsdichter am Sarge des „unsterblichen Reimar", in dessen Nachlaß doch der Zündstoff einer antichristlichen Empörung glomm.

Sehr langsam war Reimarus' ernster Sinn von einzelnen jugendlichen Bedenken über Bibelstellen, nach einer strenggläubigen Zeit, wo ihn apologetische Werke in eine getroste Sicherheit eingewiegt hatten, zur Skepsis fortgeschritten; aber auch dann suchte er sich noch einzureden, daß Gott uns schwachen Menschenkindern nur ein beschränktes Verständnis erschließe und daß eben nicht jedes Wort der Schrift inspirirt sei, bis sein Glaube an der Klippe der Trinität scheitert, selbst-

quälerisches Gebet keine befreiende Schwinge mehr findet und die Lehre von den ewigen Höllenstrafen, welche die ungeheure Mehrheit der Menschen schuldlos dahinraffen sollen, ihm Mark und Bein durchschauert. Auf der andern Seite entsetzt er sich vor der unbegreiflichen Bosheit und Halsstarrigkeit des auserwählten Volkes. Solchem peinvollen Schwanken steckt endlich der beherzte Entschluß ein Ziel: die Religion, die ihm wie allen Kindern im unmündigsten Alter ohne Wahl und Prüfung von den Vorfahren her aufgedrängt worden sei, mit kalter Wahrheitsliebe zu untersuchen, das Ergebnis möge ausfallen wie es wolle. Er kann nicht auf dem Standpuncte des Kindes beharren, sondern muß mit eigenen Augen zusehen, ob der christliche Glaube als der echte und rechte über die andern, falschen Religionen triumphire. In einem ergreifenden Monolog, worin er sich selbst die innere Nöthigung und Reinheit seiner Absichten lebhaft vorhält, schlägt er jeden Verdacht gehässiger Neuerungssucht nieder. Viele Jahre hindurch hat er seine geheimen Aufzeichnungen, die ein schneidendes Nein zum andern fügen, von neuem geprüft und stichhaltig befunden; darum blickt er der Todesstunde gelassen entgegen: „Ich genieße seit der Zeit eine ungestörte Befriedigung des Gemüths, der ich mich in meinem Busen freue.“ Umsonst mahnten die paar vertrauten Freunde, unter ihnen der deistische Naturdichter Brockes, zu öffentlichem Bekenntnis, das doch dem friedliebenden Wesen des stillen Mannes trotz aller Würdigung der beigebrachten Gründe zuwiderlief. Denn er gesteht, „daß ich stets gerne Streitigkeiten ferne geblieben bin“, und unvergessen war in Hamburg der Trotz mächtiger Glaubensstreiter nach oben und unten, manches Beispiel amtsbrüderlicher Gewaltthätigkeit. Die gelehrte Welt kannte ihn als Gräcisten und Orientalisten, als bewährten Docenten und Schulmann. Er war würdig, in der Vaterstadt Edzardis Professur zu erben und auch den litterarischen Nachlaß seines Schwiegervaters Fabricius zu verwalten; Göttingen bot ihm Gesners Lehrstuhl für griechische Sprache und Litteratur an. Nach der Vita Fabricii und dem vollendeten Dio Cassius kehrte er zu den philosophischen Studien seiner Wittenberger Zeit zurück und zeigte sehr zurückhaltend in den verbreiteten, selbst von der Orthodoxie belobten „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ (1754) nur die maßvolle, Wolffisch gefärbte, aber nicht unselbständig

begründete Verehrung des persönlichen Gottes, der die Welt aus dem Nichts geschaffen und ihren Lauf nach seiner unendlichen Vollkommenheit vorbestimmt habe. Noch Kant rühmt diesen Reimarischen Beweis für das Dasein Gottes als unübertroffen. In diese Theologie und Unsterblichkeitslehre mischten sich freilich schon freigeistige Scrupel gegen alle, der absoluten Causalität Gottes fremden, Wunder nach der Schöpfung, aber der Gegner des Atheismus und Materialismus redete lauter als der unchristliche Philosoph. Hamburg sah ihn mit dem eifrigen Senior Wagner auf gutem Fuß und erfuhr wenig von seiner Bemühung, durch wolinstruirte Freunde den neuen Katechismus zur naturalistischen Pflanzschule zu machen. Seine „Vernunftlehre" (1756) bezeugte den scharfen Logiker, die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere", im Gegensatz nämlich zur Vernunft des Menschen, den denkenden Naturfreund. Wie größere Philosophen des Aufklärungszeitalters sprach er wol von Jesus als einem sittlichen Vorbild, schwieg aber von Christus dem Erlöser, ohne geradezu das Visier des Bibel- und Dogmenfeindes antichristlich zu lüften, denn er fühlte sich nicht berufen, in dieser Zeit der Verhetzung und Verdammung seine und seiner Familie Existenz und Namen zu Markte zu tragen. Reimarus war ein Freier, aber kein Befreier, sein Kampfplatz die einsame Gelehrtenstube, nicht das Forum, und wer die Entwicklungsbahnen der menschlichen Aufklärung auch nur durchflogen hat, wird dem in sich gekehrten, zuwartenden Einsiedler weder Feigheit vorrücken, noch das Martyrium des Schweigens anheften. Ein Latitudinarier wie so viele Zeitgenossen erklärt er: „Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn (obwol es ohne meine Schuld geschehen würde) mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich, des Friedens halber, unter den herrschenden Meinungen und Gesinnungen schmiegen, ducken und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte." Wol beklagt er bitter, das den Türken, Juden, Herrnhutern gegönnte Privileg sei allein dem vernünftigen Tugendfreund vorenthalten, aber er hofft doch auf eine rasche religiöse Gährung und Klärung, und seine Resignation entbehrt der tröstlichen Ausschau in eine ersehnte helle Zukunft nicht. Für diese nahen großen Auseinandersetzungen möchte er in abgelegener Werkstatt

Wehr und Waffen geschmiedet haben: „Bewahrt sie also als einen geheimen Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit auf den Fall der Noth." So will er nicht sowol angreifen, als gegen orthodoxe Vorstöße decken, und bezeichnend genug nennt dieser friedsame Widerchrist sein verneinendes Geheimbuch eine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes".

Das Reimarische Werk ist das starke Glied einer langen, ungleichmäßigen Kette, deren erste Ringe schon im Todeskampfe zwischen Heidenthum und Christenthum geschmiedet wurden und deren Mittelstücke die erstarkte Kritik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammenschweißte. Bei der unmöglichen Vereinbarung zwischen Philosophie und Glaube, wie sie Leibniz und seine Schule inconsequent einhaltend und abbiegend ausführten, konnte Reimarus nicht bleiben; zu sichten und beiderseitig zu befreien wie Schleiermacher war dem irreligiösen Kopfe versagt. Die Wurzeln des Christenthums glaubte er zu durchsägen, wolbelesen in den Urkunden früher und später Aufklärer, welche die Bücher des alten und neuen Bundes mit ihren Fragezeichen und Strichen versehen hatten und immer fort versahen. Hier sei, mit begrenzter Wahl, Weniges angedeutet.

Hat selbst Luther hie und da wider den Stachel des Kanons gelöckt und in der Verlegenheit wol einmal das alte Testament den Juden zugeschoben, so steht die Kritik bei Spinoza auf der hohen, freien Warte des „Theologisch-politischen Tractats": die verschiedenen Bestandtheile der Bibel werden qualitativ gewerthet, ihre Göttlichkeit verneint, der Accommodationslehre gemäß so manche gesetz- und morallose Geschichte aus der Berechnung für die Menge erklärt, mit feinen Winken dichterische Darstellung oder Vorurtheil des jeweiligen Verfassers ins Treffen geführt, die Zwangsheirat zwischen Theologie und Philosophie gelöst, die Sittenlehre auf Elementarsätze zurückgeleitet, die Aufhebung der Naturgesetze im „Wunder" als gottlos mit allgemeinen tiefgründenden Erwägungen, aber auch mit dem Hinweis auf die steten Widersprüche der Zeugen wie der Chronisten abgelehnt, die ursprüngliche Einfachheit biblischer Lehren und Gebote dargethan. Spinoza behandelt die Bibel durchaus wie ein profanes Buch aus verschiedenen Federn. Er rechnet mit der Individualität der Verfasser, fordert und bewährt strenge philologische Schulung und will von der

Entstehung, Urheberschaft und Eigenart einzelner Stücke allmälig zum späten Kanon bringen. Seine höhere Kritik schiebt, nicht als erste, den Moses als Autor bei Seite und verschmäht gelegentlich eine sehr nüchterne Zahlentafel nicht, um die chronologische Verwirrung der Königsbücher klar zu machen, wie auch Reimarus das Rechenexempel in Ehren hält. Dem neuen Testament gegenüber zurückhaltend, zeigt Spinoza doch das Urchristenthum in einer menschlichen, von Parteien bewegten Entwicklung, würdigt Paulus als philosophisch gebildeten Heidenlehrer im Contrast zu den Judenaposteln und nimmt den vier, im Grund aus Predigt und Erzählung erwachsenen Evangelien jeden Anspruch auf göttliches Dictat. Und seine ausdrücklich nicht für weitere Kreise bestimmte, in mehreren Hauptfragen erst vom neunzehnten Jahrhundert fortgeführte Abhandlung wirkte hinüber auch auf die Pariser Bibelkritik eines Richard Simon, den kein Geringerer als Semler noch 1776 in Deutschland gemein machte.

Ungestümer ging nach mancherlei Vorboten, durch Befreiungsacte der Philosophie beschleunigt, Englands Deismus gegen die biblischen Wälle vor, und unser Reimarus hat dessen Hauptkämpen, die Collins, Tindal, Toland, Woolston, natürlich aus erster Hand, schon auf seiner Jugendreise, kennen gelernt, lange bevor der „Versuch einer vollständigen Engelländischen Freydenker-Bibliothek" ihre Schriften den Deutschen vermittelte und auch die riesige Apologetik, voran der große Lardner, in Übertragungen und Berichten auf die Leipziger Messe zog.

Alt war das Bestreben, Religion und Sittlichkeit scharf aus einander zu halten, ohne Würdigung der mächtigen religiösen Impulse, bis Shaftesbury vertiefend, verfeinernd, vermittelnd sein Ideal des Virtuoso aufpflanzte; lang vorbereitet die Ausscheidung einer unhistorisch genug construirten natürlichen Religion, die aller Zusätze und Auswüchse der positiven entledigt werden müsse. Von vielen Seiten her wurde der Glaube an Offenbarung heiliger Schrift durchlöchert, der verdächtige Schatz alttestamentlicher Weissagungen Christi aufs Korn genommen, der mosaische Ursprung des Pentateuch vernichtet und solche Zersetzung des Kanons im Allgemeinen wie im Einzelnen, schlagend z. B. für Daniel, fortgeführt, Wandel und Fälschung des Textes behauptet. Was sich hinter den Puritanerdämmen gestaut hatte, mußte im vollen Strom überfließen, und den französischen Dragonaden

antworteten über den Kanal weg Locke's „Briefe über Toleranz" mit der Forderung freier Kritik, freier Sittlichkeit, freien Bekenntnisses, freier Rückkehr zur ursprünglichen Religion Christi. Im Bibelsturm griffen die minder Radicalen gern zur bequemen Handhabe der so dehnbaren Accommodation, wie man etwa den von der emancipirten Naturforschung mit Kopfschütteln geprüften Schöpfungsbericht allenfalls für eine dem schwachen Begriffsvermögen der jungen Menschheit angepaßte widerspruchsvolle Allegorie gelten ließ, und wie auch Voltaire, in der Heimat der free-thinkers geschult, scheinbar demüthig verzichtete, um sich vor dem Gott, der dies und das in weiser Umhüllung uns darzureichen „geruhte", zu beugen. Sein grenzenloser Haß gegen die infâme und ihre Pfaffenschaft ist eine Brandfackel aus dem englischen Feuer. Die Priester lügen, ruft Collins; des Irrthums und bewußten Betruges dazu zeiht Blount Propheten und Evangelisten. Aber auch Keime Straußscher Mythologie sind im englischen Deismus ausgestreut, der von tale, fable, romance spricht und Sagen aus der aufgeregten Volksphantasie emporsprießen sieht. In England und Frankreich Verachtung der Menge, obgleich die ausschweifende Hoffnung auf ein nahes Ende des Aberglaubens, wie der Urchrist das Himmelreich vor der Thür erwartet hatte, diesem kalten Mundus vult decipi gröblich widerspricht, da die ersehnte priesterlose Selbstherrlichkeit der natürlichen Religion hienieden doch nur nach vollendeter Volksaufklärung walten konnte. Wie Englands religiöses Leben noch jetzt Secten aller Art und Laienprediger aus niederem Stand hervorruft, so fehlt im Deismus nicht die demokratische Stimme. Während der gelehrte Deist einen liberalen Kirchenvater tummelte und trotz dem auch die zuchtlose Kanonkritik treffenden Veto des größten heimischen Philologen den Abgott aller Aufklärer und Popularphilosophen, Sokrates, als Gesinnungsgenossen und atheniſches Prototyp Christi feierte, machte ein wackerer Mann aus dem Volke, Chubb, Jesum zum bürgerlichen Lehrer, dessen unentstellte Religion, schlichten Conventikeln schlicht dargeboten, durchaus mit der natürlichen Religion zusammenfalle; womit der größte religiöse Genius der Menschheit wolwollend auf ein demokratisches Mittelmaß herabgedrückt wurde. Die wichtigsten Probleme, das Urchristenthum und das Alter des Kanons, wurden schief gestellt und mit kecken Misgriffen erledigt, so daß den Toland und Woolston

gegenüber Lardner's vielgepriesene „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" (1727 ff.), 1750 unter Baumgartens Leitung verdeutscht, den stärksten Eindruck machen mußte: eine apologetische Einleitung in das neue Testament, eine kirchenhistorische Rettung des Kanons, eine Bestätigung der Wahrheit christlicher Religion durch die erhärtete Wahrheit evangelischer Geschichte. Ohne schriftstellerische Reizmittel füllte Lardner, darin noch für Walch ein Muster, ganze Bände mit patristischen Zeugnissen, um zu beweisen, daß nichts im neuen Testament der Abfassung durch die heiligen und unabhängigen Augen- und Ohrenzeugen widerspreche und dem Kanon sein ehrwürdiges Alter gesichert sei. In Deutschland war vor allen Mosheim, der die Kirchengeschichte als Forscher und als sauberer Stilist in neue Bahnen lenkte, schriftlich und mündlich mit großem Erfolge thätig. Die Apologetik stand um Lessings Geburt, im dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts, auf einer achtunggebietenden Höhe, von der sie allgemach auf der Rutschbahn neologischer Ansteckung und unpraktischer Beweise in Salbaderei und Gepolter ohne wissenschaftliche Wucht, ohne gemüthliche und sprachliche Wärme sank, bis unter Hamann und Herder die Empfindung gegen die Dictatur des Verstandes vordrang und später ein mit modernem Geist gesättigter Sohn der bildungsfeindlichen, aber an einfachen Dogmen hangenden und in echt religiösem Abhängigkeitsgefühl lebenden Brüdergemeinden den gebildeten Religionsverächtern sagte, was Religion sei, auf welchem Grunde sie wachse.

„Meinen Jesum laß ich nicht" war das A und das O der von der Orthodoxie so scheel angesehenen Stillen im Lande. Aber die schonungslose Behandlung der Patriarchen und Richter, Könige und Propheten, die gleichzeitig von Bayle, dem advocatus diaboli, mit ätzender Schärfe fortgesetzt, von den Encyclopädisten behutsamer aufgenommen, bei Voltaire und Friedrich bis zur Parodie beliebt wurde, mußte über den alten Bund hinaus wirken. Schwärmte Tindal, ein ethischer Mensch, aber kein Historiker, und ein Utopist gleich Rousseau, für die hehre Tugend des uralten Naturalismus, statt wenigstens mit Hume vom Polytheismus anzuheben; verurtheilte Morgan die auf ein Diesseits beschränkte Äußerlichkeit des mosaischen Gesetzes, entkleidete derselbe Zweifler, der aber vor Reimarus einen poetisirenden Zug voraus hat, die alttestamentlichen Ehrenmänner ihrer sittlichen Ansprüche und

erklärte er rationalistisch etwa die Fahrt durchs rothe Meer ohne Hilfe des Wunders; faßten Engländer und Franzosen den Samuel als ränkesüchtigen Pfaffen, David als genialen, aber höchst lasterhaften König — so übertrug Woolston die Methode auf die Wunder der Evangelien, Toland erklärte den Kanon für spät und gefälscht, und mitunter wurde selbst die menschliche Hoheit Jesu nicht verschont. Der Gottmensch war wieder Mensch geworden, für Voltaire nur ein Zimmermannsjunge! Und die ehrerbietiger in ihm, dessen Botschaft eine neue Weltgeschichte aufthat, den rein sittlich Lebenden und Lehrenden anschauten, hielten es doch für keinen Raub, seinen nächsten Anhang zu verdächtigen, als könne den Meister achten, wer die von ihm berufenen Jünger schmäht. Ein Beispiel, das bedeutsamste: da Woolston, scheinbar vermittelnd, seine Stange zwischen die streitenden Parteien zur Rechten und zur Linken warf und das neue Testament als Erfüllung des alten deutete, um zugleich den ganzen Wundernimbus wegzublasen, setzte er den Hebel am kräftigsten an der Stelle an, wo für den Schriftgläubigen wirklich die Gottheit Christi auf dem Spiele steht, bei der Auferstehung. Er erfindet die Zuschrift eines Rabbi, der sogleich unter die Taufe eilen will, wenn jemand ihm dies Wunder beweisen und seine sonnenklaren Gegengründe, das sei eitel Lug und Trug, entkräften könne. Man machte wol die römischen Soldaten trunken, meint der Rabbi und theilt dem Petrus die Rolle eines verwegenen Cavalleristen zu. Die Auferstehung sei nur von Christi Jüngern, also nur von Interessirten, behauptet worden. Diesen Glauben für alle Zeit zu erhalten, habe wieder im Interesse der Priester gelegen. Aber das Märchen werde schon durch die Widersprüche in den vier Evangelien als Märchen erwiesen. Der Rabbi entlarvt die Engel am Grab als zwei aufgestellte Posten und schließt: auch so wackere Gesellen wie die Jünger mochten wol einen Leichendiebstahl begehen, um den Ruf ihres Propheten und ihren eigenen zu retten, den Weibern eine abgekartete Komödie vorspielen und die Auferstehungsfabel durch die flinken, so gern übertreibenden Frauenzungen in Umlauf setzen. Woolston freilich, der verschiedene Wunder auf dem Wege bildlicher Vergrößerung erklärt, in einem Fall echtrationalistisch mit bloßem Scheintod rechnet, im andern zwischen Betrug und Allegorie, dem Feigenblatt für all die aufgedeckten Blößen, wählen läßt, Woolston will

seinerseits in der Auferstehungsgeschichte nicht mit dem bösen Rabbi stimmen, vielmehr statt des Betruges Sage und Dichtung weben sehn. Gleichviel: Christus war nicht auferstanden von den Todten, war also nicht Gottes Sohn, sondern eine verwesliche Creatur; oder er war gar nicht am Kreuz gestorben. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch die englische Kirche, es regnete Gegenschriften, Sherlock's apologetische Gerichtsverhandlung als die beste Zeugenharmonie wurde wieder und wieder aufgelegt, ins Französische und Deutsche übertragen, Annet's geschickte Antwort eröffnete eine neue Phase des Streites, worin dem Deisten der Triumph blieb, daß die gläubigen Harmonisten die Widerspruchslosigkeit der Evangelien sehr widersprechend bewiesen. Unter dem Schwall der Schriften fehlt auch die einer modernen Theologie erhalten gebliebene elende Ausflucht, verschiedene Begebenheiten anzunehmen, und ähnliche Verkleisterung nicht.

Reimarus, der Gelehrte des Bücherzimmers, hat die Vorgänger und Zeitgenossen genau gekannt, Spinozas Tractat wie die riesige Litteratur des englischen Deismus, Bayles Wörterbuch wie die „Encyclopädie", des Holländers Balthasar Becker antimosaische „Bezauberte Welt" wie des Wolffianers Schmidt naturalistische Bibelparaphrase, Dippels zur Forderung einer großen Toleranzgemeinde aller Frommen in der weiten Welt aufsteigende Verwerfung des Kanons, wie die wüsten Herausforderungen des verachteten Edelmann, der zwischen der in einem liebreichen Leben ausgeprägten Lehre Christi und der systematischen Lehre von Christo einen „großen Unterschied" machte, auch die Auferstehungsgeschichte für bloße Fraubasereien nahm und in seinem trostlosen Nomadenleben mit Hamburger Frommen und Unfrommen zusammenstieß. Aber Reimarus wollte kein mit Citaten gespicktes Buch über Bücher schreiben, sondern, frei vom Rüstzeug der theologischen Zunft, sein Privatbekenntnis über das alte und neue Testament, über Judenthum und Christenthum, über den allein giltigen und dem Weisen genügenden Deismus ablegen. Und wenn er einmal auf Bayle anspielt, lehnt er es sogleich ab, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Seine „Schutzschrift" hat zwei Redactionen durchlaufen, deren erste mindestens einige Zeit vor Brockes' im Januar 1744 erfolgten Tod fallen muß, während die zweite mit so manchen Dämpfern, Besserungen und Erweiterungen bis in die letzten Lebensjahre des gründlichen

Verfassers hinaufreicht. Sie zerfällt in zwei Theile von mehr als zweitausend Seiten zu fünf und sechs Büchern, deren Gliederung an apologetische Werke wie das von le Vassor erinnert: der eine ist, nach persönlichem Vorbericht und langen Anklagen gegen die Unterdrückung vernünftiger Religion in der Christenheit, dem alten Testamente gewidmet, der andere steigt von den Wurzeln des Christenthums zum neutestamentlichen Kanon, beide sind von einem rückhaltlosen Radicalismus erfüllt. Kein Engländer, kein Franzose überbietet den Hamburger Professor an verneinender Consequenz, kein Deutscher hat dem alten und dem neuen Bunde so auf Tod und Leben den Proceß gemacht, mit solchem Scharfsinn, solchem Ernst, den auch manche Wiederholung bezeugt, solcher Klarheit des Ausdrucks, der sich gern zu monologischen Ausrufen und gehäuften Fragen belebt, durch sein Lieblingswörtchen „Mein!" ironisches Staunen kundgiebt, den Herren Theologen das Ungereimte fein deutlich und umständlich vorbuchstabirt und gelegentlich einen derberen Spott einflicht, wie zur Addition der Wachtelernte in der Wüste den Tischsegen: „Nun so friß denn, daß du Fleisches satt werdest."

Die lange Einleitung behandelt die Duldung der Deisten, die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, die Offenbarungslosigkeit des alten Testaments, die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung. Reimarus verurtheilt das aufgezwungene und angedichtete Taufgelöbnis, die Katechisation zum blinden Glauben, die lästernden Predigten gegen die Vernunft, den feindlichen Glaubenseifer. Er huldigt dem Kernsatze, daß echte Tugend ihren Lohn nicht mosaisch in zeitlichen Belohnungen oder christlich in Verheißungen für das Glaubenwollen, sondern in sich selbst allein finde. Aus dem „halbjüdischen System" der von keiner Theopneustie erfüllten Apostel will er nur das Gute herauslesen, was Verstand und Willen des Menschengeschlechtes bessern kann, den großen Rest aber in den Wind schlagen, da eine ferne Winkelreligion nicht der Menschheit fromme, vielmehr grobe Unwissenheit, Aberglaube, falsche Sicherheit bei lasterhafter Lebensführung, heuchlerische Werkheiligkeit, fanatisches und schwärmerisches Unwesen, Spaltung und Verfolgung, endlich als nothwendiger Gegenstoß der bare Atheismus die üblen Früchte des Christenthums seien. Dieser unhistorische Eiferer sieht das praktische Liebesgebot und die vernünftige

Religion Jesu alsbald durch die Glaubensgeheimnisse, Streitigkeiten und widerspruchsvollen Schriften des apostolischen Zeitalters verdunkelt; ihm ist die Patristik nur ein Wust von Irrthümern, das Mittelalter eine Brutstätte der Unsittlichkeit und Thorheit, die Reformation eine gesunde, aber halbe Regung der Vernunft ohne Fortgang zu einem Christianisme raisonnable, sondern zu neuer Glaubensblindheit. Wenn nun Lutheraner und Calvinisten stritten, so rufe jeder, des andern Lehre laufe der gesunden Vernunft entgegen — also sei die Vernunft dann gesund, wenn sie ins System passe, aber blind, sobald sie das System regelrecht prüfe. Er haßt die Pfaffen wie Voltaire und spricht es dem jungen Haller nach: „ist auch je eine Bosheit begangen worden, die nicht auch ein Mönch gethan?" Ohne eine Ahnung von dem mystischen Religionsbedürfnis des Individuums steift er sich in allen Dingen auf seine Vernunft; sagt der Gegner: das ist über der Vernunft, so erwidert er ohne Leibnitzens fromme Unterscheidung: das ist gegen die Vernunft, weil es in sich ungereimt und mit allen Wahrheiten der Geschichte, Physik, Moral unvereinbar erscheint. Diesem Rationalismus konnte das alte tiefsinnige Credo quia absurdum nur wie ein Schrei des Wahnsinns oder der Heuchelei erklingen. Die einfache Wahrnehmung, daß bei zahllosen Nebenmenschen sich eine gesunde Vernunft mit einem tiefen Glauben vertrug, also sehr verschiedene Mächte des Geistes und Gemüthes spielten, machte auch Reimarus nicht.

Eine allgemeine Offenbarung, die jeder Mensch auf eine gegründete Art glauben könnte, wird als unmöglich bezeichnet, und diesen Reimarischen Negationen über die Erbsünde und die der Weisheit Gottes widerstreitenden Mängel früherer menschlicher Erkenntnis, über das unausbleibliche Verblassen einer Offenbarung und die nichtige Beweiskraft der Wunder, über den Unsinn der Taufe und die prüfungslose Fortpflanzung des Bekenntnisses entgegnete später Lessings verkleidete „Erziehung des Menschengeschlechts" nur scheinbar im Sinne der Kirche. Der Satz blieb bestehen, so verwegen und so dürr auch vieles in den Gründen ist, und daß eine allzeitige unmittelbare Offenbarung übernatürlicher Erkenntnis an alle Menschen ohne ein ununterbrochenes Offenbarungswunder nicht denkbar sei, hat Kant bestätigt. Reimarus läugnet die Allgemeinheit, den religiösen

Beruf der Juden, die Möglichkeit christlicher Welteroberung, wobei z. B. aller Erfolg von Heiden-, Türken-, Judenmissionen rundweg bestritten wird und der Ausbreitung des Christenthums wie der Bibellectüre die paradoxeste Unbill geschieht. Auch lese jeder aus der Bibel heraus was er wolle, der Christgläubige halte sich an den frommen Betrug eines durchaus ungöttlich zusammengeschmiedeten Kanons und habe für die Offenbarung nichts als die petitio principii, daß die Schrift Gottes Wort sei. Geoffenbart sollte ferner ein altes Testament sein, das im Gegensatze zu andern Orientalen, Griechen, Römern nichts von der Unsterblichkeit weiß und erst nach der babylonischen Gefangenschaft den Übergang aus Vielgötterei und Abgötterei zu strengem Jehovah- und Gesetzesdienst, Bildung und Unterricht meldet?

Der Kritiker des alten Testamentes ist nicht nur ein unhistorischer, sondern auch ein unpoetischer Kopf. Aber man bemerke wol, was auch Lessing in einem Brief an Mendelssohn auseinandersetzt, um die verschiedene Kritik der Profangeschichte und der Patriarchengeschichte zu begründen: daß Reimarus die bekämpfte, welche im alten Testament keineswegs die Denkmäler hebräischen Alterthums, östlicher Kosmogonie, jüdischer Poesie, Mythologie, Heldensage, Geschichte u. s. w. erblickten, also keine Lowth, Michaelis, Herder, vielmehr solche, die dem achtzehnten Jahrhundert diese Bibel als ein verbindliches Glaubens- und Sittenbuch predigend, aus- und unterlegend vor Augen hielten, die Gott mit Abrahams Samen lobten, sich an der Christologie des alten Bundes als einer göttlichen Vorbereitung erbauten, keinen Zweifel an der unbedingten Wahrhaftigkeit des Schöpfungsberichtes, der Arche Noäh, des Gebotes Josuas an die Sonne und all der großen und kleinen Wunder gestatteten. Da mag denn Reimarus wol ein gutes Recht haben, diese Wunder, die er glauben sollte, mit seinen fünf Sinnen zu prüfen, diese Menschen, die er als Muster und als Leuchten des auserwählten Volkes verehren sollte, mit dem Maßstab seiner modernen Ethik zu messen. Und das hat er unerbittlich gethan. Vor seinem strengen Blick kann Altvater Noah nur schlecht bestehen. Faßt er alle Motive der Geschichte Abrahams auf einem Blatte zusammen, so ergeben sich ihm lauter zeitliche Dinge ohne christliche Ideen und göttliche Offenbarung, so ist Sara eine alte kinderbegierige hysterische Madame, der Erzvater ein habsüchtiger

Betrüger, der eine Niederträchtigkeit nach der andern begeht, und ein schlechtes Exempel für die Nachkommen, kurz alles andere denn ein Mann Gottes — „und wir überreden uns von der Kindheit an, daß alles, was von Abraham geschehen, göttlich gethan sei." So ist das Opfer Isaaks keine symbolische Action, sondern der Molochdienst eines unsinnigen Fanatikers. Und nun die folgenden Glaubenshelden: Loth mit seinen sauberen Töchtern! Isaak, dessen verworrene Geschichte so beredt gegen eine Verfasserschaft Mosis zeugt! Jakob, der um die Erstgeburt und um Herden oder Weiber schachert, „als ein Blutigel feist gesogen"! Seine Söhne, selbst Joseph, der im Glück zum ärgsten Leuteschinder und Kronjuden wird! So thürmt der empörte Sittenrichter ein ungeheures Sündenregister gegen die vermeinten Boten einer höheren seligmachenden Erkenntnis auf. Er zerschneidet jede außerordentliche Gemeinschaft Gottes mit derlei boshaften Seelen und erkennt im jüdischen Nationalstolz des Geschichtschreibers den Quell dieser behaupteten göttlichen Privilegien. Eine Scandalchronik soll das christliche System vorbilden? Reimarus analysirt nun in sehr eingehender Paragraphenreihe die Geschichte Mosis, die Unmöglichkeit seiner göttlichen Sendung, mit besonderem Behagen die innern und äußern Widersprüche der ägyptischen Wunder. Er raisonnirt schlagend als Naturkundiger und als Rechenmeister und widmet ein großes Capitel, Ziffer auf Ziffer, Beleg auf Beleg, Trumpf auf Trumpf, mit scharfer Schlußpolemik gegen den wackeren Commentator Clericus dem Durchzug durch das rothe Meer, auch seine geographische Gelehrsamkeit reichlich verwerthend. So ein Fabulist schreibe die ganze Judenschaft auf der Ochsenpost binnen drei Stunden hinüber, spottet er, hat aber gerade hier Kritikern wie Döderlein und Michaelis manche Blöße geboten. Er schöpft aus den Begebenheiten in der Wüste eine neue Fülle von Erweisen, daß Moses, ohne göttlichen Beruf zur Offenbarung einer seligmachenden Religion, nur der anmaßende Stifter einer sogenannten Theokratie gewesen sei, wobei unser Polyhistor seinen Scharfsinn weidlich an den Wachteln und dem Manna letzt und einen zweiten Triumphzug gegen die orthodoxen Vertheidiger des buchstäblichen Thatbestandes zurücklegt. Hier blickt auch flüchtig der Schimmer einer poetischen Auffassung der Sage durch, wie Reimarus beim Sonnenstillstand durch Josuas Gebot einen schwungvollen orientalischen Poeten

„aus dem Gedichte eine Geschichte" machen läßt. Freilich verquickt er moralisch-politische Aberweisheit und den ausschweifenden Judenhaß, der dieser Schutzschrift für die Deisten allenthalben eigen ist. „Die ganze Race taugt nicht", lautet sein summarisches Urtheil, das auch auf die modernen Epigonen losschlägt, wie in einer später gestrichenen Stelle über Lug und Trug, Gewinnsucht und Schinderei der Alten: „Vollkommen würdige Väter der Juden! als welche ihnen in allen Stücken bis auf den heutigen Tag völlig ähnlich sind." Reimarus findet das Wasserwunder in hellenischen Dichtungen wieder: „Überhaupt ist fast kein biblisches Wunder, davon man nicht ähnliche in der heidnischen Historia fabulari aufweisen könnte. Aber bei andern Nationen hat das tempus mythicum doch noch ein Ende, und es folgt bald das tempus historicum, wo man aufgehört hat, Abenteuer aus der Geschichte zu machen. Hergegen bei den Ebräern ist von Anfang bis zu Ende alles mit dem Wunderbaren durchflochten. Und dennoch ist, nach ihren eigenen Urkunden, das Betragen derselben jederzeit so voller Schandthaten und Bosheiten gewesen, daß keine Nation auf der Welt weniger verdient hätte, daß Gott um ihrenthalben Wunder thäte, als eben diese." Endlich erscheint Moses völlig im Lichte des großen Betrügers; man mag sich erinnern, daß die Bibliothek des Reimarus auch „zwei Manuscripta de tribus impostoribus" barg, und auch in der langathmigen Anklage gegen den „unvergnüglichen Habegeist" der Priester die Geistesverwandtschaft mit Voltaire, um nur Einen zu nennen, wiederfinden. So wie es leicht ist, in allgemeinen Tendenzen und einzelnen Erweisen die nahe Berührung mit den manchmal ausdrücklich citirten englischen Deisten zu zeigen. Ihm heißt der Hiob ein unklares Drama und das Hohelied ein fleischliches Epithalamium, der Prediger Salomonis eine weltliche Klugheitslehre und die Sprüche eine Sammlung bürgerlicher Moralia, während die Psalmen den ganzen Schwulst orientalischer Dichtung zur Schau tragen.

Er zergliedert pragmatisch, moralisirend, hie und da mit höherer Kritik des Textes, die Geschichte der Richter und gelangt, nachdem er in Samuel einen pfäffischen Politiker abgemalt hat, bei König David auf die Spur Bayles, um mit tieferem Ernst, ebenso unhistorisch wie triftig gegenüber der orthodoxen Beleuchtung, den meuternden, grau-

samen, straßenräuberischen, geilen König, der noch als alter abgenutzter Fuhrmann nicht zufrieden sei die Peitsche knallen zu hören, seiner vorbildlichen Idealität zu entkleiden und nach weiterer Wanderung durch die Königszeit, wie am Schlusse der Patriarchengeschichte, in einer summarischen Häufung das Facit zu ziehen: auch hier walten keine wahren Gottesdienste, keine reine Tugend, keine selbstlose Frömmigkeit, sondern Misbrauch des Namens Gottes, Gier, Gewalt, Betrug als Triebfedern fast all der Menschen, deren überliefertes Dasein eine göttliche Offenbarung sein soll, und die Blüten echter Gottesverehrung und Menschenliebe sind verloren im Unkraute der Ceremonien, das Wesentliche durch das Unwesentliche erstickt, der Gottesbegriff heidnisch und unwürdig, die Messiaspropheten je nach den Zeitläuften schwankend und keinesfalls „von der angeblichen Verheißung eines geistlichen Erlösers" voll, die Sittenlehre an zeitliches Wol und Wehe gebunden, ohne gute Lehrbücher und Schulen, die Unsterblichkeit erst in so später Zeit unter fremdem Einflusse geglaubt, daß auch hier die göttliche Offenbarung hinfällig wird, der alttestamentliche Kanon ganz allmälig, nicht göttlich, sondern menschlich in seinen Theilen entstanden, das Wenigste darin aus erster Hand auf uns gekommen, vieles unter falschen Verfassernamen und in mannigfacher Verwirrung, manches aus bestimmt nachzuweisender vorgerückter Zeit, die Masse erst sehr spät für kanonisch erachtet. So folgt Reimarus wiederholend, ändernd, erweiternd dem Spinoza und anderen Vorläufern, nicht gemeint auf dem Weg in den neuen Bund hinüber seine Methode zu ändern.

Auch der neutestamentliche Kanon ist spät und in gewissem Sinne zufällig, die — heute so sicher auf Nero bezogene — Apokalypse eine abschreckende Phantasterei, die Evangelien Menschenwerk geraume Zeit nach Christus als unter einander mehr oder weniger abhängige Compendia entstanden, das Johannesevangelium platonisch-mystisch, die Briefe eben Briefe von Menschen an Menschen, kurz das neue Testament kein einheitliches Geschenk göttlicher Offenbarung, sondern ein spät sanctionirtes Corpus von Schriften aus verschiedenen Federn und darum wie alle menschliche Überlieferung jeder Kritik offen. Bot diese Betrachtungsweise nichts schlechthin Neues, so ist Reimarus, nach Strauß' überzeugender Darlegung, bei der zweiten Redaction über die

Lehre Jesu noch von dem akademischen Führer der Kritik des Kanons, Semler, beeinflußt worden, also bis zuletzt nicht müde gewesen zu lernen und zu bessern. Er scheidet die ewigen Elemente der natürlichen Religion, zu der Jesus esoterisch seine Vertrauten und durch sie die Menschheit führen wollte, und die zeitlichen Elemente und Einkleidungen, die nicht der ganzen Menschheit, sondern dem jüdischen Haufen gehörten. Er scheidet ferner, nicht als Erster, die Lehre Jesu und die Lehre der Apostel. Aber Reimarus führt eine revolutionäre Auffassung mit all dem unaufhaltsam vordringenden Scharfsinn durch, der Unklarheiten durch eine neue Prämisse zu heben sucht: der Tugendlehrer Jesus wollte der politische Messias werden, den die Juden ersehnten, das Himmelreich vor der Thür sollte trotz alledem ein weltliches Reich sein. Er faßt später seine Ergebnisse dahin zusammen:

„Die entfernte Veranlassung" des Christenthums „war ein falscher jüdischer Wahn, womit die Propheten das gemeine Volk in seinen Drangsalen hingehalten hatten, daß einmal aus dem Geschlechte Davids ein Messias oder gesalbter weltlicher König zu Jerusalem entspringen, die Juden von aller Unterdrückung ihrer Feinde erlösen und ein großes herrliches Reich unter ihnen aufrichten würde" ...

„Die nähere Veranlassung des Christenthums ist die Unternehmung Jesu von Nazareth, einen solchen Erlöser vorzustellen und sich als einen König Israels mit Hilfe des Volks und seiner Jünger ausrufen zu lassen; als wohin sein öffentlicher Eintritt in Jerusalem nebst der ungestümen Störung des Gottesdienstes und der aufrührerischen Predigt wider die Obrigkeit zielte. Dieses unmächtige Unternehmen ist ihm und den darauf hoffenden Jüngern mislungen und hat sich durch seine Kreuzigung als eitel bewiesen".

Es versteht sich von selbst, daß diese Auffassung jeden Glauben an Gottessohnschaft und Dreieinigkeit, Mittleramt und Gnade, daß sie auch die Freude des Gerechten auf das himmlische Jerusalem und die Pein des Ungerechten in der ewigen Hölle radical verwarf. Reimarus zerpflückte die wolberechneten Wunder Jesu und seiner Jünger als Täuschungen und Erfindungen im Dienst eines Systems und ging, gestützt auf eine kluge Anleitung zur Wunderkritik insgemein, ohne seine Truppen im Kleingefecht gegen alle Heilungen, Erweckungen

und dergleichen zu verzetteln, mit gesammelter Wucht gegen zwei Vesten des Christenthums vor: Auferstehung und Ausgießung des heiligen Geistes. Hier war mehr als Woolston und Annet, deren Vorarbeit Reimarus allerdings trefflich nutzte, als er, ein unerbittlicher Untersuchungsrichter, die Zeugen der Auferstehung in jedem Punkt eines Widerspruchs nach dem anderen bezichtigte und im Laufe des haarscharfen Verhöres wirklich so schlagend überwies, daß diese klaffende Disharmonie der Evangelien seitdem jedes Apologeten spottet, wenn auch den Christgläubigen sein unabweisliches Bedürfnis nach dem auferstandenen Menschensohn über die Kluft reißt und die historische Kritik seit Lessing mit anderen Motiven als dem Leichendiebstahl der Jünger, die einen Staatsstreich um jeden Preis gebraucht hätten, und der „Erdichtung Matthäi" rechnen gelernt hat.

Nach Reimarus ist Jesus als verunglückter „conquérant" am Kreuz gestorben. Bis dahin hatten sämmtliche Apostel nur die Chimäre von Jesu weltlichem Reich und der ihnen versprochenen Mitregentschaft auf den zwölf Stammesstühlen im Kopf; ihr Anhang gedachte, Himmelsactien aus der Heilandscasse zu kaufen. Der Bankbruch ward „die allernächste Veranlassung des neuen christlichen Systems ... In ein paar Tagen, da alle ihre Hoffnung auf das vorige System mit einem Male verschwunden war, satteln sie um und ergreifen das System des leidenden Erlösers; sagen, der Messias habe erst müssen leiden und sterben nach der Schrift, er sei aber vom Tode auferstanden ... Es ist augenscheinlich, daß die Apostel bloß aus Noth wegen fehlgeschlagener Hoffnung von einem falschen System auf ein anderes gleich falsches gefallen waren und ihre vorigen fleischlichen Absichten unter einer andern schmiegenden Gestalt so gut möglich auszuführen gedachten." Dies System war aus der Schrift nicht zu erweisen, denn die angezogenen Stellen zielen sämmtlich anderswohin. Eine Auferstehung hat nicht stattgefunden. Den Auferstandenen hat in den vollen vierzig Tagen bis zur Himmelfahrt außer den Aposteln niemand gesehen. Die Apostel wagten sich mit ihrem Zeugnis von der Auferstehung und den Erscheinungen Jesu erst spät und dann widerspruchsvoll genug hervor. Die Hoffnung der Urchristen — und hier traf Reimarus in seinen Constructionen das Richtige — war auf den nahen Eintritt des tausendjährigen Reiches geheftet, aber Jesus

und dies Reich sind nicht gekommen. Beim Pfingstwunder ging es menschlich, allzumenschlich zu, wie bei jeder religiösen Gründung. Und die Geschichte der jungen Kirche zeigt sie sofort von Parteiungen getrieben; Reimarus aber ist nicht im Stande diese fruchtbare, von Semler bis Baur immer tiefer ergründete Beobachtung einsichtig zu verfolgen. Auch den Paulus thut er ohne Sympathie ab, und indem er seine großen Centraldogmen mit aller Entschiedenheit verwirft, führt er mittelbar Streiche gegen die Lutherische Dogmatik. Das Ergebnis dieser durchaus ehrlichen, unermüdeten und klugen, aber in ihrem Pragmatismus und Moralismus der Geschichts- und Religionsphilosophie baren Untersuchungen war somit ein durchweg negatives. Gezeigt war die Ungöttlichkeit des ganzen Kanons. Grell beleuchtet die vielgepriesene Musterhaftigkeit des auserwählten Volkes Gottes, das Reimarus geradezu unbändig haßt. Vernichtet die Christologie des alten Bundes. Der neue aber, mittelst verwegener Combinationen und durch eine himmelschreiende Geringschätzung der Triebkräfte größter weltgeschichtlicher Ereignisse, als Ausgeburt eines mislungenen judenpolitischen Putsches und Gebilde des Wahns und Trugs herabgewürdigt, seine Wunder wie Staub zerblasen, der Kern der Jesulehre auf Elementarsätze der natürlichen Religion zurückgeführt. Ihnen wollte der vernünftige Verehrer Gottes treu anhangen, alles andre war ihm nur ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Irrthums und priesterlicher Täuschung. Was der Mahometdichter im Oedipe sagt, glaubt auch Reimarus von den „Herren theologis“:

Notre crédulité c'est toute leur science.

Dies das Buch, das im Stillen, wie die Mine des Funkens, nur einer kühnen Hand harrte, um als umfassendstes und unbarmherzigstes Bekenntnis eines Widerchristen die deutsche Christenheit zu erschüttern.

„Er hatte von seinem Vater freilich eine, in diesem Hause gleichsam erbliche Unzugänglichkeit für jede Offenbarung geerbt“, erzählt Rist von dem Sohn, mit dem herzhaften Zusatz, derselbe fromme, ja heilige Mann sei durch selbstlose Wolthätigkeit und demüthiges Gottvertrauen dem Himmelreiche näher gekommen als mancher Wortchrist. Ihm galt bis an sein Lebensende die väterliche „Schutzschrift“ für ein „Panier der Freiheit“, für dessen würdige Erhaltung er im

Stillen sorgte, auf daß man es entrolle, wenn die Gelegenheit es fordre „und besonders wenn Schwärmer die Menschheit wieder in den Katholicismus zu stürzen drohen sollten“. So dachte der Doctor im Grunde über das gefährliche Testament des Alten nicht anders als die ungestümere Elise, deren Briefe — sie sind viel reicherer Mittheilung höchst würdig — von freundlich häuslichem Geplauder und litterarischen Interessen in Liebe und Haß immer wieder den ihr ans Herz gewachsenen großen Fragen der Aufklärung zusteuern und dem Reiche der Vernunft huldigen. Während der Doctor seinen physikalischen und ärztlichen Studien oblag und über die besten Blitzableiter sann, wünschte Elise Blitzstrahlen auf den von ihr recht Voltairisch verdammten Fanatismus herab. Wo Lessing, Mendelssohn, der jüngere Freund August Hennings für die Aufklärung ihre Stimme erheben, in Deutschland wie in Dänemark, da ist sie mit ganzer Seele dabei, hier ungeduldiger als die gereiften Männer, dort frauenhaft mäßigend. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch große Geister der Aufklärung, Voltaire, Friedrich, in falscher Würdigung der religiösen Macht und der ganzen Entwicklung des geistigen Lebens einen rasch und rascher um sich greifenden Eroberungszug des Deismus erwarteten und gleichsam die Herrschaft des Lichtes so nahe glaubten wie Moses das gelobte Land, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Lichtfreundin Elise von Einem kühnen Zug auf gewonnenes Spiel rechnete und gern den „schönen Traum“ unaufhaltsamer Duldung und Aufklärung träumte. Sie glaubte einem Entscheidungskampf zwischen der Vernunft und der Orthodoxie zuzuschauen und möchte durch die „Schutzschrift“ eine Festung aufrichten, woran die Dunkelmänner sich die Köpfe einrennen sollten. Es ist lang ins Gebiet der Fabel verwiesen, daß Lessing insgeheim eine Abschrift erworben oder, mittelst einer bei den Reimarern unmöglichen Durchstecherei, die Blätter hinter des Doctors Rücken von Elise erhalten habe, vielmehr ist von Seiten des Gebers und des Empfängers zu allem Überflusse bezeugt, daß die Aushändigung durch das männliche Familienhaupt erfolgte. Aber der Charakter der beiden Geschwister, dazu die gedruckte und ungedruckte Correspondenz lehrt: Johann Albert Hinrich war bei dem Vertrage zwischen Lessing und den Reimarern der behutsamer zuwartende Theil, Elise der treibende, dessen weiblicher Übereifer

ebenso oft durch Lessings Säumen auf harte Proben gesetzt, als ihr gerader Sinn durch die nothwendigen Schachzüge seiner Politik beirrt ward. Der Doctor wünschte keine Veröffentlichung, da er die Besorgnisse des Vaters theilte und um alles nicht seiner ehrwürdigen Mutter die Pein feindseliger Erörterungen über ein, ihr wahrscheinlich noch unbekanntes, antichristliches Werk ihres Gatten zuziehen wollte. Vergebens erklärt Lessing später, nachdem er schon ein Rudel Füchse mit brennenden Schwänzen ausgeschickt hat, alle Gefahr der umfassenden Mittheilung auf sich allein nehmen zu wollen — Reimarus fügte sich diesem Begehren nicht. „Viel zu furchtsam", dem Freunde das ganze Manuscript, d. h. die gesammte endgiltige Redaction der „Schutzschrift" anzuvertrauen, ließ er es dabei bewenden, daß Lessing, offenbar ohne eine bestimmte Vollmacht öffentlicher Benutzung, allmälig sieben Bruchstücke aus der ersten Niederschrift in Druck gab. Er gestattete nur noch die Vergleichung eines vielbestrittenen Abschnittes nach der Fassung letzter Hand und lüftete, nachdem er das Gerücht, sein Vater sei der Urheber, entschieden zurückgewiesen hatte, erst in seiner letzten Lebenszeit 1814 durch Schenkung einer Copie der beiden Bände, die urschriftlich der Hamburgischen Stadtbibliothek verblieben, nach Göttingen selbst den Schleier, der doch schon lange so durchsichtig war.

„Wegen des Bewußten werde ich auf allen Fall solche Anstalt machen, daß es durch die dritte Hand niemanden als seinen rechten Herren überliefert werden soll", schreibt Lessing in Hamburg, den 10. April 1770, an Reimarus, der dann nach Wolfenbüttel mit seinem, von befreundeten Predigern getheilten, Dank für den wahrheiterkämpfenden Berengar und etlichen Scrupeln über Mendelssohns Bibelexegese die Meldung sendet: „Was Sie aus unserm Codice verlangen, gehet hierbei". Ein Nachtrag oder eine Collation wird gemeint sein, wenn anders „unser Codex" die Schutzschrift bedeutet. Offenbar wollte der Doctor das geistige Testament seines Vaters nicht aus den Händen geben, und nur so begreift es sich, daß die minder geklärte, bündigere erste Fassung dem Vollstrecker Lessing zufiel.

1762 hatte Voltaire im Kampfe gegen die infâme ein verborgenes Werk auszugsweise zu Tage gefördert, das hundert Jahre später gleich der viel gründlicheren und durchschlagenderen Reimarischen Schutzschrift in David Strauß einen neuen zärtlichen Pflegevater fand, das

sogenannte Testament von Jean Meslier. Dieser 1733 hochbetagt gestorbene Landgeistliche der Champagne war bei Lebzeiten scheinbar ein gläubiger Hirt der Gemeinde gewesen, der er nach seinem Tode durch die Widmung politisch und religiös aufrührerischer Denkwürdigkeiten ein Licht über sociale Misstände und die Eitelkeit aller Religionen der Welt aufstecken wollte, um die Lüge seines Daseins durch ein grelles fressendes Feuer wegzubrennen. Das Testament Mesliers ist in seinem volkswirthschaftlichen Radicalismus bedeutsamer als in seinem religiösen Nihilismus und, von Voltaire wie ein abseits liegendes Scheit rasch in die Flamme der Aufklärung geworfen, hat es keine selbständige Wirkung gethan.

Ganz anders Reimarus. Der erste leisere Ruf aus dem Grabe verhallte; die folgenden, gesteigert bis zur unerhörtesten Anklage gegen Jesus und seine Jünger, weckten einen Aufruhr in der gesammten theologischen Welt Deutschlands, über die verschiedensten Parteien der Kanzel und des Lehrstuhls hinaus auch die Laienwelt erfassend, in der Heimat des Deismus von Coleridge, der selbst an eine Übertragung dachte, als eine Summe Voltaireschen Witzes, Humeschen Scharfsinnes, Lardnerscher Gelehrsamkeit angeschaut. Unter denen, die statt bloßer Fragmente das Ganze des Bibelstürmers begehrten, erscheint auch Herder: an Lessing selbst wandte er sich mit einem Verlangen, das, damals unerfüllbar, den Schreiber später, als Lessings nachgelassene Briefwechsel hervorkamen, zwar nicht gereute, aber möglicher Misverständnisse wegen ängstigte.

Lessings erster Plan war allerdings darauf gerichtet, alle Truppen des alten Reimarus mit einem Schlag ins Feld zu werfen. Er besprach das kühne Unternehmen mit seinen Berliner Freunden, ja Moses, dem hinterdrein ein albernes Scharteckchen antisemitisch die Urheberschaft zuschob, bekam im Herbst 1770 die Handschrift auf den Heimweg mit. Und gerade der Hinblick auf Mendelssohn mußte ebendamals Lessings Eifer, die Schutzschrift auszusenden, kräftig schüren. Vor kurzem hatte der fromme Genfer Bonnet aus einem größeren Werk über Palingenesie einen besonderen Theil gelöst und erweitert, die Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme (1770). Sein Übersetzer Lavater forderte, während Bonnet selbst die Zumuthung eines derartigen Entweder-Oder verläugnete, den jüdischen

Plato öffentlich auf, diese „Beweise“ zu widerlegen oder unter die Taufe zu gehen. Mendelssohn, der vor allen Zusammenstößen mit streitbaren Theologen so weit als nur möglich auszubiegen liebte, befand sich diesem „Friß Vogel oder stirb“ des ungestümen Bekehrers gegenüber in einer peinlichen Lage, da es für ihn, den Israeliten und Führer der freieren deutschen Judenschaft, doch große Bedenken hatte, von Berlin nach Zürich hin die „Beweise“ für das Christenthum zu bestreiten. Er war anfangs dem jungen Propheten arglos entgegengekommen und mußte sich nun aus dieser gefährlichen Umarmung loswinden, ohne den zudringlichen Täufer, den Lessing als Schwärmer und Wunderthäter ins Tollhaus wies, nach Verdienst züchtigen oder in der Weise Lichtenbergs auslachen zu können. Wenn nun Lessing vorsprang und die „Beweise“ sammt der Lavaterschen Einladung mit dem Schilde des Reimarus auffing, wenn er durch die Reimarischen „Beweise“ gegen das Christenthum nicht bloß seinen Freund aus der ungemüthlichen Bedrängnis löste, sondern eben jetzt, wo wieder einmal der apologetische Weizen blühte, den Hagelsturm aus dem Schlauch entließ? Mendelssohn selbst fand „zu viele Bitterkeit“ in der Schutzschrift, und wenn er nach Lessings Tod gegen den wahren Thatbestand brieflich behauptet, er habe sie nie gelesen, wie er Lessings Zänkereien überhaupt nie um der Sache, sondern nur um der eigenthümlichen Art und Weise willen angesehen habe, so kann man sich denken, daß der zaghafte Mann 1770 und 1771 mit solchen Wagnissen nichts zu schaffen haben mochte. Nicolai wies auf äußere Schwierigkeiten hin; denn wie schlaff auch der erzrationalistische Oberconsistorialrath Teller die Zügel der Censur anzog, in diesem Falle würde er doch kaum den Passirschein ausgestellt haben. Darum bot Lessing zwar bei Geldangelegenheiten im Dezember 1771 das Manuscript seinem Verleger Voß für seinen Todesfall als sicheres Nachlaßstück an, bedachte aber drei Jahre später, wo es sich nur um ein Bruchstück handelte, die nöthigen Geschäftsrücksichten und war, schon weil die Reimarer sich all dem widersetzten, 1778 nicht in der Lage einem mehrmals gestellten Antrag des Gothaer Ettinger auf Druck des „bewußten Werkes“ zu folgen.

So begnügte er sich denn mit einzelnen Geschossen, und die Wirkung war nicht geringer. Fragen wir aber, warum Lessing über-

haupt die Reimarische Geheimschrift aus dem umschattenden Gewahrsam herauszog, obwol er selbst unmöglich ohne starken Vorbehalt im Ganzen und Einzelnen dem Alten beipflichten konnte, so bietet sich mehr als ein Beweggrund. Er besaß aus der Feder eines durch gelehrte und populäre Schriftstellerei berühmten, mit reichen Bürgertugenden geschmückten Mannes ein antichristliches Werk von der äußersten Consequenz, nur in wenigen Partien mit Allegaten belastet, faßlich, lebendig, durchaus angethan jeden, der ein Interesse für oder wider die Sache des Christenthums hatte, aufzuregen; ein starker Gährstoff für eine Zeit, wo die alte Orthodoxie abzusterben, die Apologetik auf eine schiefe Ebene gedrängt, die Neologie der Professoren und Prediger selbstgenügsam mit den brennenden Fragen im Reinen schien. Alle Probleme des Deismus, auch seine Duldung im politischen und gemeinen Leben, der Offenbarung, des ganzen Kanons, der Christologie mußten, wenn diese Bombe platzte, von neuem durchgesprochen werden. „Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth", sagt Lessing einmal im Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, „gerathen sie alle in Gährung". Eine solche „Fermentation", die zur Aufklärung und zum Wachsthum beiträgt, sollte von der geheimen Füllung des Reimarus ausgehen. War doch Lessing stets bereit, diese Gährung, ohne welche es keinen hellen Trank giebt, auch durch die Zufuhr minderwerthiger Stoffe zu fördern und zuzureden, wenn etwa Bruder Karl den Dolmetsch irgend eines französischen Libells für den Naturalismus machen wollte. Er selbst gewann durch Veröffentlichung der rücksichtslosen Fehdebriefe eine Handhabe, seine eigenen lang vorbereiteten und durchgearbeiteten Ansichten, sei es in unmittelbaren Beilagen, sei es in der Folge von Antworten auf die unausbleiblichen und gewiß mannigfaltigen Erwiderungen an den Mann zu bringen. „Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben. Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen ... Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte ... Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte

kann niemand als das Publicum sein." Auf jede Miene, auf jedes Wort, womit man seinen lichtscheuen Gast empfangen würde, wollte er achten und seinen Spruch dazu sagen. Und in Scherz und Ernst bewegte ihn während dieses Feldzuges eine Prophezeihung des Cardanus, der so nochmals seinen Retter beschäftigte, es werde gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr große Veränderung in der christlichen Religion erfolgen. „Was der Schwärmer ohne Überlegung vorhersagte, kann des Ungefähr ohne Absicht erfüllen", heißt es in Lessings nachgelassenem Bruchstück über diese Weissagung, und natürlich zielt er dabei auf die Reimarische Umsturzbewegung und ihre Folgen.

Lessings eigene Theologie war bis zum „Berengar", abgesehen von den der Kirchengeschichte angehörigen „Rettungen" und den ohne seinen Namen ausgegangenen Litteraturbriefen gegen den „Nordischen Aufseher", im Stillen geblieben. Nur ein paar Freunde wußten um jene alten Entwürfe über das praktische Christenthum bei Gelegenheit der Herrnhuter, über die freie Vergeistigung der Dreieinigkeitslehre und der Dogmatik insgesammt im „Christenthum der Vernunft", „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" ohne Offenbarung durch conventionelle Zusätze zur natürlichen Gottesverehrung, über die geschichtliche „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", worin Lessings pragmatische Erklärung sich wol bis zur wörtlichen Wiederholung der hämischen Anklagen englischer Deisten gegen das Urchristenthum verlor.

Nicht daß er nachher sein Damascus gefunden und in der Auffassung des ethischen Gehaltes, deß Dogmas, der historischen Entwicklung wesentlich andre Bahnen eingeschlagen hätte; aber im Bekennen von gleicher Kühle, ward er, seit Breslau und nun während der einsamen Zwiegespräche mit dem Schatten des Reimarus, im Begreifen tiefer. Der einstige Radicalismus, der das Christenthum nur durch das Ansehen eines Stifters, welcher „vorgab", seine Satzungen kämen von Gott, geweiht und nicht zuletzt durch Neugier und Rottenwesen fortgepflanzt sah, war abgethan, sein Ohr taub für die ungeheuerlichen Verdächtigungen des Reimarus. Nichts anderes besagt das Geständnis (an Moses, 9. Januar 1771): er besorge nicht erst seit gestern beim Wegwerfen gewisser Vorurtheile ein wenig zuviel mit weggeworfen zu

haben, das er werde zurückholen müssen; aber, fügt er so schroff wie möglich gegen jeden Gedanken einer Bekehrung zum positiven Glauben hinzu: „daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen“. So unumwunden erklärt sich Lessing in all seinen Briefen für einen Nichtchristen, der aber das Christenthum und in ihm den Protestantismus ganz anders verstand als der landläufige Rationalismus, wie er sich ohne zuzulernen in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ breit niederließ. Launig antwortet Claudius dem Japaner, der ihn nach Lessings Sitz fragt: der brauche seinen eigenen Stuhl, denn die gewöhnlichen Bänke paßten nicht für ihn oder vielmehr er passe nicht für sie, er sei unparteiisch. Wenn Lessing also nicht mit der Orthodoxie hausen konnte, deren Untergang er herbeisehnte, so lehnte er zugleich die Neologie ab, deren laue Halbheit er verachtete. In jungen Jahren, da er alle Schriften für und wider das Christenthum heißhungrig verschlang, hatte der beweisende Apologet seinen selbständig prüfenden Sinn in die Arme des Zweifels gestoßen und der triumphirende Läugner ihn wiederum angestachelt das Christenthum als Herzenssache zu erhalten. Vor allem verhaßt war ihm das Schaukeln zwischen Orthodoxie und „vernünftiger“ Religion. Er selbst stand nach seinem witzigen Vergleich unter den Gläubigen und den Rationalisten, wie er als Dichter der „Minna“ unter den Sachsen und den Preußen gestanden, für sich allein, mit eigenen Augen forschend: quid liquidum sit in causa Christianorum. Ein decidirter Nichtchrist, wie Goethes Bekenntnis an Lavater lautet, gesteht Lessing mit aller wünschenswerthen Offenheit, Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen, und bezeichnet es demgemäß als seinen Endzweck, den Zweifel an der Evidenz einer positiven Religion im Busen ihrer Anhänger zu schüren. Der radical verneinende Reimarus war ihm lieber als der kalt und warm blasende Makler, der Theologie und Philosophie verkuppelte, der radical bejahende Orthodoxe lieber als der über den verschiedenen Überzeugungsgrund hinwegschauende Orthodoxist, der dem Verstand aufzudrängen suchte, was das Gemüth begehren und umfangen muß. Da er selbst, ohne auf seinem deistischen Standort die Gottessohnschaft des reinen Tugendlehrers Jesu zu postuliren, doch das Bedürfnis anderer

Seelen verstand und einsam davon überzeugt war, welche gewaltige Geistesarbeit auch in der neuerdings so hochnäsig verachteten Nachfolge Luthers das Gebäude der Dogmatik aufgebaut habe, konnte er nur mit Verdruß den rührigen Nicolai und seine Mannen ihr Spülicht ergießen sehen. Die Beziehungen wurden immer lockerer, und nur die treue Bruderliebe, die den Verödeten zu reicherer Mittheilung antrieb, ließ sich die allzuoft in leeres Geschwätz verlaufenden Aufklärungstiraden Karl Gotthelfs gefallen. Der alte Berliner Genosse, der sich einmal im „Sebaldus Nothanker" den Spaß machte, Lessingsche Anklagen gegen die inconsequenten Neuerer einem Orthodoxen in den Mund zu legen, Nicolai zuckte wol die Achsel und meinte, Lessing sei eben stets auf Paradoxien erpicht gewesen und verfolge auch jetzt eigenwillig eine excentrische Bahn. In der That ist nie eine Partei unduldsamer und so innig von dem hohen Bewußtsein, die alleinige Wahrheit erfaßt zu haben, durchdrungen gewesen, als die Aufklärung gemeinen Schlages. Lessing erklärte brieflich (20. März 1777), daß er „nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können". Das Vertragen freilich konnte nur einen zeitweiligen Waffenstillstand bedeuten, der die andre Partei aus ihren Schanzen rief.

Lessings eingehendste, jedes Misverständnis beseitigende Erklärung über seine Stellung und Taktik liegt vor in dem vielberufenen Brief an Karl vom 2. Februar 1774: „Ich sollte es der Welt misgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Subeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mist-

jauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Stückwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen."

Um dieselbe Zeit, wo Lessing dergestalt für Orthodoxie und Rationalismus das drastische Bild von unreinem Wasser und Mistjauche wie das Gleichnis vom einstürzenden Haus und der Flickarbeit gebrauchte, mag er den kleinen köstlichen Dialog über ein Gemälde „Hercules und Omphale" geschrieben haben, kein Fragment, sondern ein rundes satirisches Stücklein gegen die Philosophie, die als Hercules im aufgezwängten, in den Nähten platzenden Purpurkleide den Wocken der mit Demonstrationen behangenen und dem drohenden Knotenstock Sorites bewaffneten Omphale-Theologie abspinnt. So hat Lessing später als scherzender Kirchenhistoriker den arianischen Philosophen — und er nennt einmal das arianische System noch unsinniger als das

orthodoxe — auf dem Concil zu Nicäa vorgeführt, um das ganze Aufgebot von siegreichen Ausflüchten und Sophismen endlich am einfältigen Glaubensbekenntnis eines ungelehrten Mannes zerschellen zu lassen.

Es ist natürlich, daß ein Geist, der alle Sectenstifter von Grund des Herzens haßte und dessen Neigung, im Disput allerdings auch paradox dem allgemeinen Opfer beizuspringen, etwas Verblüffendes haben konnte, selbst von den Nächsten leicht misverstanden wurde. Und Lessing war vielgewandter Odysseus genug, um den Kriegsplan mit aller Vorsicht zu entwerfen und schon an der Kriegsführung an sich seine Lust zu haben. Er gab in der Reimarischen Gemeinde, wenn Elise berichtete, wie tapfer der junge Hennings einem orthodoxen Landpastor die Wahrheit gesagt habe, sein Urtheil dahin ab, es schade der Person und der guten Sache mit Meinungen dieser Art so frei herauszugehen, erwartete also den Erfolg von einer gedeckten Stellung, während Reimarus in solchen Zeitläuften ganz im Verborgenen bleiben wollte. Endlich bestätigen Lessings Briefe, was schon der Feind witterte ohne den Meister des Stils packen zu können, „daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμναστικῶς schreibe, auch δογματικῶς schreiben würde".

Nachdem der Plan, die ganze „Schutzschrift" in Druck zu geben, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen war, entschloß sich Lessing sie stück- oder gruppenweise, mit einer berechneten Steigerung in der Auswahl der Geschosse, an den Tag zu fördern. Der „Berengarius Turonensis" hatte bewirkt, daß die theologische Welt keines feindlichen Überfalles von ihm gewärtig war. Aber, seinen stummberedten Reimarus vor Augen, schrieb Lessing schon im Spätherbst 1770 an Frau Eva die ironischen Worte: „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern Lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiben möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren."

Unbedenklich würde ihm auch ohne die Berengarischen Lorbeern die 1772 erbetene Censurfreiheit für seine Wolfenbütteler „Beiträge" gewährt worden sein. Dies Privileg gleich anfangs zu Reimarus'

Gunsten auszunutzen und aufs Spiel zu setzen, verbot sich um so mehr, als in der herzoglichen Zusage die übliche Bedingung, man nehme an, daß nichts der Religion und den Sitten Nachtheiliges gedruckt werde, enthalten war. Auch wurde das Erscheinen dieser „Beiträge" durch allerlei Umstände hinausgeschoben: „Emilia Galotti" drängte zum Abschluß, das Unbehagen in dem neuen öden Ort lähmte die Arbeitsfreudigkeit, und die endlich flott gewordenen beiden ersten Stücke brachten 1773 im Januar und October neben dem uns schon bekannten philologisch-historischen „Mischmasch" immer noch nichts von Reimarus, wol aber zwei Aufsätze, die, im stillen Gegensatze zu der neuesten den theologischen Wocken abspinnenden Philosophie, Leibnizens Stellung auf dem Grenzgebiete so geflissentlich objectiv behandeln, daß noch neuerdings wegwerfend von Lessings Scholastik gesprochen werden konnte: „Leibniz von den ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit."

Im ersten Fall galt es dem Ernst Soner, einem Altdorfer Socinianer um 1600, dessen allgemein für sehr scharfsinnig anerkannte Schrift von der Endlichkeit der Höllenstrafen als überaus seltener Druck im Finstern schlich und manchmal als unwiderleglich erwähnt wurde, bis Leibniz einen Neudruck rüstete und eine, schon von Mosheim benutzte, von Lessing veröffentlichte Vorrede dazu schrieb. Der „große Mann" — „der", fügt Lessing bei, „wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben" — erklärte sich freimüthig und sicher über die Verbreitung einer heterodoxen Schrift: sie schade, nur Wenigen zugänglich, um so mehr, denn die Menschen seien geneigt alles Unbekannte zu überschätzen, und die Herausgabe fromme am meisten, wo eben das Lesen zur Widerlegung genüge. Pagenkopen aber huldigte dem gemeinen Wahn, daß Leibniz die Demonstration Soners, weil er sie herausgeben wollte, auch gebilligt haben müsse; was für Lessings Fall eine durchgängige Übereinstimmung mit der Reimarischen Schutzschrift bedeuten würde. Diesen Wahn zu streifen und das gute Recht freier Editionsthätigkeit hier zu berühren war dem Hüter der Schutzschrift eine willkommene Gelegenheit, doch nur Nebensache gegenüber dem Leibnizschen Beispiel aus jener großen Reihe von Versuchen, wie sie seit den ersten Jahrhunderten bis auf Hegel und weiter angestellt worden sind, um christliche Dogmen speculativ

zu vergeistigen, geoffenbarte Wahrheiten in Vernunftwahrheiten auszubilden. Lessing selbst wandelte schon lang auf dieser Bahn. Wenn er jetzt im Eingang die Hoffnung aussprach, der neu entbrannte Streit zwischen Zeloten und Vernünftlern über die Ewigkeit der Höllenstrafen möge endlich entschieden und beigelegt werden, so konnten nur blöde Augen darin und im Folgenden Lessings Glauben an Hölle und Teufel nach dem groben Sinn etwa des sechzehnten Jahrhunderts lesen, denn es bedarf gar nicht seiner brieflichen Ausfälle gegen die abgeschmackten sinnlichen Begriffe von der Beschaffenheit der Hölle, sondern bloß eines etwas schärferen Zusehens, um Lessings Hölle nur in der Sphäre des Gewissens zu finden.

Leibniz, wie er in der Theodicee das Übel an das Böse knüpfte, erklärte die Unendlichkeit der Strafe aus der Unendlichkeit der Sünde, nicht aus der Ewigkeit Gottes. Lessing sagte nun, ihm komme es hier nicht sowol auf die vertheidigte Wahrheit als auf den Vertheidiger an, dessen Gesinnungen und Gründe misdeutet und verkannt worden seien. Darüber setzte er sich mit Mosheim und viel eingehender mit dem trefflichen Aufklärer Eberhard auseinander, der nach Lessings kühler Kritik gerade in einem Buch über Sokrates, also trotz dem Gorgias, die Ewigkeit der Strafen nicht hätte bestreiten sollen. Der Berliner Rationalismus fand es ungerecht, daß Lessing, während er selbst in orthodoxer Tonart zu sprechen schien, einem gefährdeten Prediger keine Hülle verstattete. Manche dieser subtilen Darlegungen bietet ein großes allgemeines Interesse, voran die gegen schiefe Urtheile über Leibnizens Schmiegsamkeit gerichtete Unterscheidung zwischen Exoterisch und Esoterisch: „Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand." Und später: „Aber wozu dieses Alles? Will ich Leibnizen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? Oder will ich ihn in allem Ernste bis zum Ärgernis unsrer Philosophen orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch

ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den Letztern zu wenig."

Das lange Citat ist ein unschätzbarer Fingerzeig, auch in Lessings an das Überkommene und Zeitverwandte angelehnten Lehren seiner letzten Epoche durch den exoterischen Vortrag in den esoterischen Kern zu bringen. Wie er selbst hier, Eberhard im Verständnis des Leibnizschen Gedankenzusammenhanges nach allen Seiten überbietend, aus Leibnizens Hypothese über Wachsthum und Vollkommenheit, aus seiner großen esoterischen Wahrheit, nichts in der Welt sei „insulirt" und ohne ewige Folgen, des Philosophen Vertheidigung der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammnis ableitet und seinerseits eine verinnerlichte Auffassung von Himmel und Hölle, Lohn und Strafe esoterisch mittheilt, exoterisch aber der alten Kirchenlehre vom Fegefeuer als einem Mittelzustand auf der unendlichen Stufenleiter der beiden Reiche das Wort redet, um endlich, mehr zuspitzender Epigrammatist als demüthiger Diener, zu fragen: „O, meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?"

Desgleichen verkündigte Lessing nicht sein eigenes Credo, wenn er den socinianischen Sätzen des Wissowatius Punkt für Punkt die halbvergessene Defensio Trinitatis per nova Reperta logica, von Leibniz an Boineburg gerichtet, beidruckte und zeigte, daß den waffenkundigen Philosophen die Syllogismen des Gegners nicht schreckten, aber ihn keineswegs zur Rettung der Dreieinigkeitslehre durch neue philosophische Gründe, sondern zur Abwehr des Vorwurfs, diese Lehre sei mit sich selbst und unläugbaren Vernunftwahrheiten in Widerspruch, herausforderten. Ganz richtig fühlte sich Moses an seines Freundes älteren Entwurf über das Christenthum der Vernunft erinnert. „Completer Nonsens", antwortete Lessing, müsse dieser Beitrag erscheinen, aber auch hier denke und handle Leibniz als Leibniz, denn es sei unstreitig besser eine unphilosophische Sache sehr philosophisch zu vertheidigen, als unphilosophisch zu verwerfen und zu reformiren. Dieselbe Tendenz wie oben: Leibniz sollte auch hier um des Systems, nicht der Wahrheit willen der Kirche nach dem Munde gesprochen, den Orthodoxen geheuchelt, einen ungeglaubten Glauben simulirt haben! Da vielmehr die Seele seiner ganzen Philosophie sich gegen die Abgötterei des Socinianismus empöre, daß ein bloßes Geschöpf vollkommen genug sei um neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden. Unparteiisch weist Lessing auf den Grund aller natürlichen und jeder geoffenbarten Religion hin. Oben hieß es, man könne über die verschiedenen Christushypothesen urtheilen ohne zu glauben; nun wird ohne Bekenntnis gefolgert: ist Christus nicht wahrer Gott, so sorgt der Muhammedanismus viel eifriger und echter für die Ehre des einzigen Gottes als Christus, der, mochte er sich auch nie für Gott ausgeben, doch hundert Zweideutigkeiten sagte. Aber wenn Lessing nicht bekennt und nicht zu bekennen braucht, was er glaube, so erklärt er aufs unzweideutigste, wie er über Glauben und Beweis in der modernen Theologie denke. Nachdem er die Seichtigkeit des Geistes gescholten, die in der Theologie ebenso leicht als in der Philosophie auf halbem Wege Halt mache, knüpft er an die gangbare Meinung, Leibniz sei von der Orthodoxie gleich entfernt wie vom Socinianismus gewesen, weil er von der ganzen Sache nichts „glaubte", die nachdrückliche Mahnung an eine für und wider die positive Religion mit Beweisen eifernde Gegenwart: „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit

diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuen Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit zwanzig, dreißig Jahren in der Erkenntnis der Religion so große Schritte gethan, daß, wenn ich einen älteren Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben so viel dringende Gründe des Glaubens, so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten." Alles was einst Vermuthung, Abwehr, Ermahnung an Nichtchristen war — „alles dieses haben so viele unserer neuerern Gottesgelehrten zusammen so in einander gekettet und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Blindheit, nur die vorsätzlichste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der heilige Geist nun noch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm; aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es ebendas? Sie haben bewiesen, und so scharf bewiesen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas wird auszusetzen finden". Leibniz freilich, fährt Lessing ironisch fort, sei so weit noch nicht gewesen und habe allerdings weder an Dreieinigkeit noch an sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt, wenn glauben gleich bedeutend sei mit: etwas aus natürlichen Gründen für wahr halten. Für Leibnizens altväterische Meinung gab es vielmehr immer zweierlei Gründe für die Wahrheit unserer Religion, menschliche oder erklärbare, göttliche oder unerklärbare. So ist, abgesehen von dem historischen Gewinn dieser Lessings eigene Stellung zur Trinitätsfrage ignorirenden Abhandlung, ihr Hauptergebnis in dem zweischneidigen Satze zu suchen, daß Religionswahrheiten nicht vernunftmäßig bewiesen, aber auch nicht durch Gegenbeweise zerstört werden können. Das ruft er einer Zeit zu, wo Orthodoxie und Rationalismus ihre Beweise hin und her schossen, und man versteht, warum Lessing an Kästner schrieb, er habe seine besondern Gründe zu einem Neudruck der Leibnizschen Defensio. Für den Argwohn der Berliner, daß er der Orthodoxie den Hof mache, mußte ihn der Beifall einiger Wenigen, unter ihnen der Erbprinz, trösten. Auf Eberhards bescheidene Antwort über die Höllenstrafen hat er im Sturmjahre 1778 nicht

erwidert, modernen Arianismus nur noch gestreift in theologischen Bruchstücken.

Während in den beiden, Leibniz gewidmeten Aufsätzen der Vorrang nicht dem ketzerischen Neuerer, sondern seinem Bestreiter zufällt, theilt ein vierter mit dem ersten, dem „Berengarius Turonensis", die Tendenz einer kirchengeschichtlichen Rettung, dies Mal ohne jeden Schein des Pactirens. Das im Herbst 1774 ausgegebene dritte Stück der „Beiträge" brachte nämlich den Aufsatz: „Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten". Der unruhige und unselige Mann, dem hier nach langer Verunglimpfung zu seinem Rechte geholfen werden soll, ein Schwarmgeist des sechzehnten Jahrhunderts, war vom Lutherthum zur reformirten Kirche übergegangen und als Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg zusammen mit dem Ladenburger Inspector Johannes Sylvanus nicht bloß in hitzige Kämpfe um die Kirchenzucht, sondern auch in gefährliche Zweifel über die heilige Lehre von der Dreieinigkeit und Gottheit Christi gerathen. Die Pfälzer Hoftheologen waren rasch bei der Hand, nach dem berühmten Beispiel der von Calvin an dem Antitrinitarier Servet vollzogenen Henkerjustiz Folter und Block für die ketzerischen Frevler zu verlangen. Friedrich der Fromme willigte nach langem Zaudern in ihr grausames Begehren, und Sylvan fiel am 23. December 1572 als abschreckendes Opfer der Heterodoxie. Neuser aber entrann in demselben Zeitalter, das allenthalben gegen den türkischen Bluthund donnerte, vor der Verfolgungswuth der heimischen Amtsbrüder, nachdem er auf dem Sprunge zur Flucht sogar einen Brief an den Sultan entworfen, aber nicht abgeschickt hatte, um den Erbfeind gegen Deutschland zu empören. Er fand nach langer Irrfahrt in Constantinopel ein friedliches Asyl, ward Muhammedaner und starb in der Fremde. An den Namen des zum Islam entlaufenen Pfarrers heftete sich alle Schmach des Renegatenthums. Dafür gab es keine mildernden Umstände, und noch Jöcher konnte den Apostaten nicht schwarz genug abmalen, — „doch Jöcher ist ein gar zu elender Compilator", fügt Lessing geringschätzig bei. Ihm war ein höchst interessantes ausführliches Schreiben Neusers an einen Landsmann in die Hände gefallen, das treuherzigen Tones die Odyssee des Flüchtlings erzählt und seinen Versuch in Siebenbürgen festen Fuß zu fassen wie die Verhandlungen mit dem Pascha zu Temesvar

so dramatisch darstellt, daß Karl Lessing, immer ruschelig, nach der ersten Lectüre den Neuser zum Helden eines Schauspiels machen wollte. Man vernimmt, wie der ausgestoßene Ketzer dem vornehmen Türken seine mit dem Alkoran getheilte Verehrung des einigen Gottes beweglich vorträgt. Da, wo die ersten Streitigkeiten über die Trinität ausgebrochen, wolle er aus der Quelle schöpfen. Jenen unbedachten Brief habe er doch zurückbehalten und was er darin dem Großtürken gegen Deutschland geschrieben, sei deshalb so ungiltig wie ein widerrufenes Testament. Auf eine gedruckte Rechtfertigung verzichtet er und genießt, da ihm die ganze weite Welt von England bis Polen keine Stätte vergönnt hat, durch Gottes Fügung in Constantinopel Schutz und Schirm des großmüthigsten Kaisers, dem er mit rührender Dankbarkeit anhängt, des pfälzischen Gefängnisses ledig und weit vor dem Schuß der Ketzerrichter, die inzwischen den Sylvanus aus dem Leben geräumt hatten und, zumal auf Grund des vorgefundenen Sendbriefes, mit ihm selbst nicht glimpflicher umgesprungen wären. In seinem Gewissen ist er ruhig und vertraut, ein hartnäckiger Arianer, dem Einen Gott. Der Arm der Widersacher kann ihn nicht mehr fassen — warum sollte er dem Freunde jetzt an diesem fernen sichern Orte die lautere Wahrheit vorenthalten? „Was für einen Nutz hab ich, daß ich solches schreib? Keinen, sondern allein, wie ich gemeldt hab, der Wahrheit zu gutt".

Und nun bringt Lessing 1774 das 1574 abgefaßte Rechtfertigungsschreiben des alten Schwaben oder Pfälzers in Wolfenbüttel an den Tag, mit hinreißenden Begleitworten. Bene est, so hätten 1701 die reformirten Herausgeber der Monumenta Palatina über die Lutheraner geäußert, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint. „Bene? Ich sage, schlimm ist es, daß es nicht geschehen! Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der Erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Christenheit hinaus verfolget hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er sich hinaus verfolgen ließ, hat er darum in nichts Recht? Hatten seine Verfolger darum — ich will nicht sagen gewonnen Spiel — denn das haben sie leider! — sondern in allen gutes aufrichtiges Spiel gegen ihn, weil sie ihn endlich zu einem Schritte brachten, den freilich niemand vertheidigen kann? Wenn der Ausgang

die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll, so wäre es ebenso gut, wir hätten gar keine Geschichte". Er bittet um Revision des Processes und entfaltet eine glänzende Meisterschaft der Vertheidigung, die uns lebendig in die Vorzeit zurückführt und fortwährend Reflexe auf die Gegenwart wirft. Nichts Wuchtigeres als diese Ausfälle gegen jede zum weltlichen Schwert greifende Orthodoxie, die „Wütherei gegen Irrende", die „blutdürstigen Bedenken gehässiger Theologen". Als Sylvan wegen vermeinter Mitschuld an jenem Briefe hingerichtet werden sollte, stimmten die Juristen gelinder — aber „die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut". Ihr Votum ist noch vorhanden. Lessing schlägt es auf, um — unmittelbar bevor sein Reimarus den „Herrn Theologen" unter die Augen treten soll — warnend zu rufen: „Welch ein Bedenken! Wem müssen nicht die Haare zu Berge stehen bei diesem Bedenken! Nein, so lange als Ketzergerichte auf der Welt sind, ist nie aus einem eine sophistischere, grausamere Schrift ergangen". Damals wurde nur aus dem Grund uneingestandener, vielmehr zurückgegebener Gotteslästerung entschieden und dann, wie das Calvinistengericht, ohne Raum für Reue und Besserung, sich im Namen Gottes ausdrückte, die von Gott eingesetzte Strafe standhaft exequiret. Höhnisch wirft Lessing ein: „Also nur erst den Kopf ab; mit der Besserung wird es sich schon finden, so Gott will!"; aber er läßt es nicht bei dem blutigen Spott bewenden, sondern fährt, immer mit stiller Rücksicht auf Neusers Nachfolger im „Beitrag", voll tiefer Leidenschaft fort: „Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! Daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wiederkommen könnten!" Vorklänge der Anti-Goezen. Es ist zu jedem im Vollbesitz des ausschließlich Echten und Rechten schwelgenden Kirchenregiment gesprochen, was Lessing beim Entscheid des Kurfürsten fragt: ob er denn einen andern heiligen Geist gehabt habe als den, der aus Genf wehte?

Wie viel war bis zur Gegenwart über die Asche Servets geschrieben worden! — „muß man schlechterdings ein Ausländer sein, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen?" Mit klarer, scharf zwischen

Zeugnis und Nachrede scheidender, auf historische Wahrheit oder doch wenigstens Wahrscheinlichkeit gerichteter Kritik rettet Lessing den Neuser, bis er, bei seinem Lebensende angelangt, das nach elendem Klatsch nicht die Ruhr, sondern die Syphilis herbeigeführt haben sollte, mit einem verächtlichen: „Mich ekelt, gegen alte Weiber zu streiten!" die Feder wegwirft. Nicht auf die von Lessing untersuchten, zuletzt durch Häusser und Kluckhohn weiter verfolgten und von Taylor-Hausrath romanhaft aufgegriffenen Einzelheiten der Neuserschen Händel kommt es hier an, sondern auf die allgemeinen Gesichtspunkte und den Faden, der zwanglos zu Reimarus hinübergesponnen wird. Da giebt es den schmählichen Begriff „Ketzer" nicht, und in Neusers ruhigem Brief kann der Leser kein wundes und peinigendes Gewissen entdecken; aber wenn Lessing den Anklägern zuruft „Apostat und Mameluke so vielmal, als man will", findet doch auch er, dem ein thörichtes Gerücht die Erbschaft Winckelmanns auch im Sinne des Abfalls zum Katholicismus zugemuthet hatte, strenge Worte über das Renegatenthum. Die Scham, welche in Neusers Brief an den Freund das Geständnis seines Übertrittes unterschlagen hatte, weiß er nachzuempfinden und zu allgemeinem Ausdruck zu bringen, um endlich Lavater und anderen Proselytenmachern den Abschied zu geben mit dem Satze: „Recht wol, daß sich die Religionen unter einander den Übertritt selbst so erschweret haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird." Seine durchgeführte Abwehr aller theologischen Verfolgung schlägt zugleich Brücken von einem Lager ins andre, seine Beschirmung des einen kleinen „Ketzers" gilt allen, die ehrlich auf andern Pfaden als dem gemeinen nach Wahrheit suchen, und in eigener Sache thut er über Erastus, den „intimus" Neusers und zugleich den Freund eines strengen Orthodoxen, die Äußerung: „Ein Anderes ist, der Vertraute irriger Lehrsätze sein, und ein Anderes, solche Lehrsätze selbst hegen."

Ein unmittelbarer Übergang, als würde nur ein neues Capitel des gleichen Stoffes begonnen, führt zur Mittheilung: „Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten." Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser leite, habe ihn, so erklärt Lessing, an Bruchstücke eines sehr merkwürdigen Werkes unter den jüngsten Handschriften der Wolfenbütteler Bibliothek

erinnert, besonders an eines, das er nun als Probe vorlege. Und Lessings Fiction stellt den „Ungenannten“ — so hieß Reimarus fortan, wie seiner Apologie seitdem der Name „Fragmente“ geblieben ist — als ein Opfer der wilden Orthodoxie dar, gleich Neuser, aber im Gegensatz zu Neuser geschirmt von einem duldsamen, gütigen Fürsten aus dem Hause Braunschweig. Das Fragment selbst schrie auf jeder Seite gegen die Verfolgung in der ganzen Christenheit, zumal bei den Protestanten, die einst Neuser ins Elend hinausgejagt hatten. „Gehe nur!“ rief der Ungenannte dem Glaubenslosen zu. „Wohin? Zu den Juden, Türken und Heiden?“ — wieder taucht das Bild Neusers auf, der als vernünftiger Verehrer Gottes vom Kreuze zum Halbmond geflüchtet war, zu demselben Alkoran, aus welchem auch der Ungenannte das Vornehmste der natürlichen Religion herauslas.

Wer war nun dieser Ungenannte? Lessings kurzes Vorwort sucht den neugierig forschenden Blick seiner Leser auf einen verschrieenen Mann abzulenken, den sogenannten Wertheimer Schmidt. Johann Lorenz Schmidt hatte 1735 als junger Informator im Dienste der freigeistigen Grafen von Wertheim in einem wüsten Quartanten von über tausend Seiten, betitelt „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus“, eine unerträglich weitschweifige, das Klarste platt beschwatzende, das Hohe, Wunderbare, Geheimnisvolle herabdrückende und abstreifende Paraphrase geliefert, zu der er, ein tapferer Wolffianer, den Anstoß durch Wolffs Begehren nach einer deutlichen Bibel empfangen haben will. Seit Locke's unglücklicher Umschreibung der paulinischen Briefe war diese Litteratur in Schwung gekommen, und den mit antideistischen Anmerkungen gepanzerten Testamenten Englands und Deutschlands setzte Schmidt sein aus dem Bibelwort, der wässerigen Paraphrase und dem entsetzlichen Schwall der Fußnoten zusammengebrautes Pentateuchwerk entgegen, ohne in der Weise Bahrdts feuilletonistisch zu modernisiren, aber schwunglos wie der redliche Damm. Eine wahre Sintflut ist in diesem keineswegs sehr dreisten Commentar über die fünf Bücher Mosis ergossen und eine eherne Geduld erforderlich, um nicht schon gleich am Eingang „Alle Weltkörper, und unsere Erde selbst, sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft“ die ungefüge Last gähnend bei Seite zu stoßen, sondern von Abham zu Jizchak und zu Mosche, nach den Regeln der

Wolredenheit und der Grundsprache der Jisraelen, sich durchzuringen. Die langathmige Vorrede führt mit Nennung etlicher Deisten in eine gährende Zeit religiöser Kämpfe gelassen ein. Sie verräth überall eine consequente Wolffsche Schule und gipfelt im Wunsche, das, auf diesen ersten Theil beschränkt gebliebene, Bibelwerk möge eine gründliche Erkenntnis Gottes und die Ausübung rechtschaffener Gottseligkeit befördern. Dafür steckten die Theologen den unreifen Wertheimer ins Loch und confiscirten sein übereiltes, trotz aller Vorsicht und Langweiligkeit dem Wunder- und Prophezeiungsglauben gefährliches Buch. Eine mannhafte Beschwerde vermochte in Regensburg nichts als die Anweisung eines anderen Kerkers, dem Schmidt entsprang. Er wurde ein Märtyrer seines unerfreulichen, aber ehrlichen Rationalismus. In der Zeit, da er unter einem fremden Namen in Altona weilte und u. a. Tindals Hauptwerk sammt Fosters Widerlegung, Spinozas Ethik nebst Wolffs Entgegnung verdeutschte, gewährte ihm auch Reimarus Unterstützung, obwol er 1736 den Wertheimer in einer Zeitung wegen ungeschickten Schaukelns zwischen Deismus und Orthodoxie von der Bibel weggejagt hatte. Früh gebrochen, fand Schmidt in Wolfenbüttel ein Asyl; hier ist er 1751 gestorben, und die handschriftliche Umarbeitung seines deutschen Pentateuch soll, wie Lessing in den Collectaneen notirt, dem Herzog verblieben sein. Die Wolffsche Bildung, die — übrigens sehr anfechtbaren — orientalistischen Kenntnisse, den Wolfenbütteler Aufenthalt nahm Lessing für seine Fiction, die Fragmente möchten von Schmidt stammen, in Anspruch, wobei er insgeheim auch eine ableitende Verwerthung der Hamburger Beziehungen überlegt haben wird. Die Zeit, das fünfte Jahrzehnt, stimmte etwa zur Abfassung der ersten Reimarischen Redaction; doch braucht man nur eine Seite des Wertheimers gelesen zu haben, um die bare Unmöglichkeit des Lessingschen Spieles zu erkennen. Der Erfinder selbst gab, als Mascho und andere ihn bestritten, seinen „Einfall", seine „übereilte Vermuthung" preis und griff nach einer neuen Deckung, indem er mehrmals den Umlauf vollständiger Handschriften behauptete, während er selbst nur Bruchstücke einer älteren Fassung vor sich habe. An Reimarus dachte zunächst niemand. Das Fragment, ein allgemeines Vorspiel und durch eine längere Ausführung zugleich ein Beleg für die Gelehrsamkeit des Ungenannten, blieb überhaupt ohne jeden irgend erheblichen Widerhall, denn solche

Beschwerden über den schlimmen Stand der vernünftigen Deisten inmitten einer unvernünftigen, unduldsamen Christenheit waren nichts Neues und den Gestrengen gar nicht so unangenehm zu hören, da sie ihre Macht bezeugten. Auch Lessings Zugabe machte kein Aufsehen. Er hatte zunächst die Fragmente rühmlich charakterisirt: „Sie sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgends" — das war wol zu viel gesagt — „nirgends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung geradezu und verschmähet alle kleine Hilfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen". Dann fügte er nur, um den Ungenannten nicht ganz ohne Geleit abtreten zu lassen, ein paar lose Seiten hinzu, die das Verhältnis des alten und des neuen Ketzers zum Muhammedanismus streifen, die einzelne Frage der altjüdischen proselyti portae, d. h. der von Reimarus für Deisten erachteten Judengenossen, theils einschränken, theils mit Anwendung auf die Gegenwart berühren, und endlich in raschen Sätzen, nicht ohne die Genugthuung, daß heute im protestantischen Deutschland alle bürgerliche Verfolgung von Schriften und Schriftstellern aufgehoben sei, das sogenannte vernünftige Christenthum herausfordern, von dem man leider so eigentlich nicht wisse, wo ihm die Vernunft, wo ihm das Christenthum sitze.

Dieser Epilog zielte mitten in die theologische Bewegung der Zeit. Das Fragment erschien, als Damm 1772 mit seinem altfränkischen Testament die Trinität wegraisonnirt und rationalistisch aus Kreuzestod und Auferstehung eine bloße Ohnmacht herausgeklügelt, als Bahrdt 1773 seine neumodischen Fratzen geschnitten hatte, als auf den Höhen der akademischen Gelehrsamkeit der Neuschöpfer alttestamentlicher Wissenschaft, Michaelis, und der Vater der modernen Kanonkritik, Semler, die Blicke der gesammten theologischen Welt auf Göttingen und Halle gerichtet hielten.

Unter dem starken Einfluß der von ihm gern überschätzten Engländer errang sich Michaelis die Befreiung aus der Enge seiner Hallenser Studienzeit und das große epochemachende Vermögen: orientalische Urkunden orientalisch zu erklären, wobei auch die Analogie

reichlich verwerthet, hebräische Alterthumskunde ausgebreitet, grammatische Sicherheit als Grundlage aller Interpretation für klare Paraphrasen ohne Stilkunst aufgeboten wurde. Behutsam, aber doch unbekümmert um die Forderungen des Lutherischen Schriftprincips, ging er mit den Bestandtheilen des neuen Testamentes um, indem er der Inspiration nur ein kleines Gebiet einräumte und unter den „Göttlichen Büchern des neuen Bundes" sichtete, strich, anzweifelte. Für seine Person mußte er gestehen, daß er den inneren Beweis des heiligen Geistes nie gespürt habe, und er freute sich, nicht Professor der Theologie zu heißen, da trotz seinem Glauben an die „Hauptsache unserer Religion" eine Unterschrift der Symbole ihm „viel Unruhe verursacht" hätte. Lessing bewunderte die historisch-philologische Meisterschaft des Göttinger Gelehrten, war aber dem Menschen, seinem ehemaligen Gönner, abhold, nicht bloß, weil zwischen Michaelis und dessen Schul- und Fachgenossen, dem lieben Reiske, eine böse Spannung bestand, sondern auch, weil persönliche Begegnung an der Leine 1766 nur entfremdend gewirkt hatte. Der leidige Professorenhochmuth und Lessings freier Stolz waren auf einander gestoßen. Michaelis in seiner Lebensbeschreibung vergleicht misgünstig die Leutseligkeit britischer Gäste mit dem absprechenden, „sehr hoch einherfahrenden" Wesen seines berühmten Landsmannes und schildert die Verlegenheit des guten Dieze, der Lessingen eingeführt hatte. Wichtiger als dieser äußere Verlauf ist das von dem Ohrenzeugen Schulz in seinen „Bemerkungen über J. D. Michaelis litterarischen Charakter" berichtete ergebnisreiche Gespräch des zünftigen und des unzünftigen Theologen. Lessing gab geradezu den Anlaß zu Michaelis' erläuternder Übersetzung des alten Testaments (1769 ff.), indem er sich ironisch darüber beschwerte, daß die Christen so wenig von dem erführen, was die Schriftgelehrten in ihren Studirzimmern ausmittelten, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren lateinischen Werken bekannt machten. Lessing wollte also die Scheidemauer zwischen der kritischen Universitätstheologie und dem Publicum niederreißen, den Gewinn der neuen Kritik popularisiren, den Zustand, daß diese Kritik sich hinter der spanischen Wand einer todten Gelehrtensprache wie eine ängstlich behütete Geheimlehre vor der lebendigen Antheilnahme der Laien verbarg, beseitigen. Es war nothwendig diesen scheuen Professoren ein weiteres Auditorium aufzuthun

und Muth einzublasen: denn wie seiltänzerisch rettete der profane Göttinger Deuter der Genesis die Inspiration wenigstens für den Schöpfungsbericht, der ihm doch nur ein urzeitlicher Mythus war; wie vorsichtig verschloß Reiske seinen Hiobcommentar im Pulte; wie grundsätzlich beharrte Ernestis zurückhaltende Theologie hinter den lateinischen Schanzen; wie streng schied Semler zwischen der vielgestaltigen Privatreligion der stillen Kammern und der öffentlichen, von geistlichen Beamten geleiteten, keinen Bahrdtschen Neuerungen auszusetzenden Staatsreligion. Diese große, aber verschwiegene Theologie auf einen offenen Markt mit lauter Resonanz zu locken, zu rufen, zu zwingen, war Lessings vornehmste Absicht. Er selbst hat im Kampf um die Reimarischen Waffen die Ergebnisse Semlers jedem eingeprägt, der Ohren hatte zu hören. Es galt der Erkenntnis, die später Eichhorn kurz also formulirte: „Die Schriften des neuen Testaments wollen menschlich gelesen und menschlich geprüft sein."

Johann Salomo Semlers Hauptwerk, die „Abhandlung von freier Untersuchung des Canon", 1771—75, übte eben damals, noch unvollendet, aber in Tendenz und Resultat klar, die stärkste Wirkung, so daß der Wertherdichter 1774 allen verständlich war, wenn er in der Caricatur einer Frau Pfarrerin den Zug anbrachte, der dürre, kränkliche Blaustrumpf melire sich in die Untersuchung des Kanons. Semler, von den fleißigen deutschen Stubengelehrten der alleremsigste, nur zwischen Katheder und Schreibepult rastlos und zugleich formlos getheilt, bot hier die Summe seiner Kritik. Aus einer gedrückten Jugend, deren treue Spiegelung in der Autobiographie Gustav Freytag zum Gemeingute gemacht hat, war seine Bahn allmälig angestiegen. Nun saß Semler in Halle auf dem Lehrstuhl des dankbar verehrten Baumgarten und durfte befreit und befreiend im Verfolg seiner ungeheuren Schriftstellerei und Lehre der Zeiten gedenken, wo die jungen Theologen die Lectüre eines Grotius und anderer Bibelstürmer nur mit schweren Strafen erkauften. Auch er hatte in den sanften Banden des Pietismus gelegen; seinem schwachen Bruder war darin alle Lebenskraft erstickt, ihm dagegen blieb eine schlichte Ergebenheit gegen den gütigen Gott, ohne alle Schwärmerei für das Jesulein der Gemeinde, und pietistische Scheidung zwischen Kirchlein und Kirche, Privatreligion und Theologie trieb ihn an, weitab von den Pfaden Mosheims, die Ent-

wicklung der Religion Christi in den Parteien, Büchern, Dogmen der christlichen Religion mit „Modestie“ im Ausdruck, aber aller Strenge kritischer Methode zu prüfen. Die Ausbildung des Lutherthums war seiner riesigen Belesenheit bis in alle Winkel bekannt. Wie Gottfried Arnold durchsuchte er die gesammte Ketzergeschichte. Als Philolog begrüßte er in Erasmus den Vater der neutestamentlichen Kritik, als Historiker sah er sich durch Basnage gefördert. Er wollte seine Facultät nicht länger durch einen Zaun von den Werkstätten der weltlichen trennen lassen, denn die Wissenschaft sei nur Eine und der Anspruch nichtig, daß von der Theologie „immer so sehr groß und prächtig geredet“ werde. Er hielt es mit dem Reformator Luther gegen die kleinen „Päpste“ der Orthodoxie, mit den Helmstädtern gegen Calov und seine Enkel. Kein lauter Rufer im Streit — und woher sollte diesem allzeit eingeengten, in kleinlichen Verhältnissen schleichenden Dasein der heroische Pulsschlag kommen? — ist er doch trotz dem anschwellenden Geschrei der empörten Rechtgläubigkeit, die dem Braven satanische Bosheit, dem Unbefangenen greuliche Irrlehren vorwarf, fürbaß geschritten, bis ihm endlich bange wurde vor den Geistern, die er hatte rufen helfen.

Semler protestirte dagegen, die Theologie, die wie jede Wissenschaft fortschreitende Veränderungen durchlaufe, festzunageln. Er verlangte protestantische Lehrfreiheit, nach allzulanger Knechtschaft unter dem „Handgewehr“ der Compendia und der „orthodoxen Routine“ theologischer Ober- und Untergerichte; „gern lasse ich mich widerlegen, aber überschreien, verketzern, anathematisiren lasse ich mich nicht.“ Das lutherische Schriftideal entthronte er: die christliche Religion ist nicht die Bibel, und in der Bibel sind keineswegs alle Bücher gleich unentbehrlich zur Heilswahrheit. Ja, er gleitet wirklich dem Naturalismus zu, dessen man ihn so oft zieh, wenn er schon 1759 behauptet, daß der größere Theil der Bibel bloß die natürliche Religion wiederhole, die auch ohne Bibel den Menschen bekannt sei, während der kleinere Theil die sehr wenigen Sätze vortrage, welche die heilige Schrift von der natürlichen Religion unterschieden. Sein positives Glaubensbekenntnis über das Christenthum ist schwer zu fassen, nicht sowol, weil nach Michaelis' collegialem Tadel was Herr Semler sagt oder sagen will überhaupt dem Verständnis trotzt, als weil Semler zwar

seine Meinung von der Gnade mit offener Heterodoxie ausdrückt, seine Christologie aber auf den vagen Satz beschränkt, christgläubig sei wer an Christum als befreienden Heiland glaube. Moralische Ausbesserung ist auch ihm wie der ganzen Aufklärung die Hauptsache, der „Gehalt" des Christenthums. Und so viel Semlers Erledigung der urchristlichen Probleme der Forschung unsers Jahrhunderts seit Baur übrig gelassen hat, die Inspiration des Kanons war zu Ende geträumt, eine neue geschichtliche Betrachtung eröffnet. Für Semler heißt Kanon nicht Maß, Norm, Regel, sondern einfach Reihe. Diese Reihe für gottgegeben zu erachten gehört nicht zur christlichen Religion. Die christliche Religion in ihrem Grund und ihrer Fortpflanzung hängt nicht von einem hebräisch-griechischen Kanon ab. Im Einzelnen haben Stücke wie Ruth, Esther, Chronica, das Hohelied u. s. w. mit unserer Religion nichts zu schaffen. Andre Zeiten, andre Leser: darum sind die historischen Schriften des alten Bundes für die Juden von höherer Wichtigkeit als für uns, die wir nicht an ein auserwähltes, um Geschichte und Cultur der übrigen unbekümmertes Volk glauben. Nur die abgethane altjüdische Denkart kann in den Thaten Simsons und der Könige Göttlicheres als in den Begebenheiten anderer Nationen entdecken. Die Lehren des alten Testamentes sind nach dem besonderen göttlichen Plan „in Regierung des menschlichen Geschlechts" dem kindlichen Standpunkt der ehemaligen Juden angepaßt, z. B. durch die Einkleidung des Sündenfalls oder den Schöpfungsbericht, den nur „ganz einfältige Leute" in Bausch und Bogen festhalten könnten: „Die Hauptsache ist, Gott ist als Urheber von den andern Dingen außer ihm zu unterscheiden. Dieser Lehrsatz wird in dieser Einkleidung beschrieben, um ihn diesem Volke bekannt und eindrücklich zu machen. An physikalische, astronomische, mathematische Untersuchungen, zu denen Menschen aufgelegt sind nach ihren ganz andern Umständen, ist in jener Zeit, unter diesem Volke der Juden, gar nicht gedacht worden. Wer solche Untersuchungen anstellen kann, hat keine Verbindlichkeit, sie hintanzusetzen." So führt Semler den Grundsatz durch, daß die Bibel neben ihrer Religionslehre eine Menge Elemente enthält, die, ohne unlöslichen Zusammenhang mit der Religion, jeder wissenschaftlichen Kritik offen stehen.

Wie Semler gern einen gediegenen Auszug aus dem alten

Testament zu christlichem Hausgebrauch und Unterricht sähe, mit Ausscheidung des Specifisch-Jüdischen, so ist ihm weiter die alttestamentliche Vorbereitung auf Christus zu „undeutlich". „Die alte vorüberseiende Haushaltung Gottes unter den Vorfahren der jetzigen Juden" konnte nicht die Basis einer Juden und Heiden vereinigenden Christenlehre sein, und die Heiden kamen ohne das ferne Licht des Judenthums zu Christus. Hier nun liegt der Schwerpunkt der Semlerschen Erweise: Jesus kleidete seine Lehre für die Juden in eine „morgenländische Vorstellungsart", und seine Wunder, für unsere Gegenwart deshalb von geringerer Bedeutung und zum Theil aus einer biblischen Dämonologie als Nichtwunder zu erkennen, zielten auf die Bekehrung der damaligen Juden. Es gilt also das „Judenzende" der christlichen Frühzeit temporär und local als „Particularia" zu betrachten, diese Schalen, welche den Kern umhüllten, als unwesentlich zur Religion historisch zu verstehen und besonders im heidenchristlichen Paulinismus die fortschrittliche Religion des Geistes zu umfassen. Wir müssen uns vom Buchstaben befreien. Schon der Umstand, daß kein genuiner Text vorliegt, verbietet die Annahme einer wörtlichen Inspiration. So wird Semler, indem er der göttlichen Inspiration nur die neuen Begriffe von Gnade und Vergebung sparsam überläßt, Griesbachs Vorfahr in der Recension des orientalischen und des occidentalischen Textes. Er scheidet Glosseme aus. Er achtet philologisch auf den Sprachgebrauch und bricht einer heute unendlich verfeinerten Methode die Bahn. Hatte Luther, als er kühn das „Deuterokanonische" in den Hintergrund schob, eine Sonde in die apostolischen Briefe gesenkt, so verwarfen Michaelis und Semler den paulinischen Ursprung des Hebräerbriefs. Die Kritik erkannte z. B. im Schluß des vierten Evangeliums einen fremden Nachtrag, und stellte mit aller Schärfe den Satz auf, daß das Evangelium Johannis und die, von Semler wahrhaft gehaßte, Apokalypse nicht denselben Verfasser haben könnten. Sie prüfte die Evangelia menschlich als die Erzeugnisse gewisser Individualitäten aus gewisser Zeit. Dem geschriebenen Wort war das mündliche vorausgegangen, also war ein Christenthum vor den Schriften der Apostel. Diese folgten ihrer Eigenart, beobachteten als Erzähler eine ungenaue epische Zeitfolge und hatten bestimmte Kreise im Auge, wie denn manche Stellen der paulinischen Briefe nur den jeweiligen Verhältnissen der

angeredeten Gemeinde galten. Es gab eine größere Zahl von Evangelien, und die erhaltenen stimmen nicht überein. Während Matthäus so vernehmlich „judenzt", um durch Wunder und Figuren seinen Zuhörern gerecht zu werden, setzt Johannes geistigere Leser voraus. Kurz, Parteiungen und Strömungen wirkten in der alten Kirche, deren Glieder nicht unsere vier Evangelia in Händen hielten, geschweige den ganzen allmälig aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengefügten und von der Kirche geheiligten Kanon. Mochte Semler in seiner Kritik der Quellen manchmal unschmiegsam falsche Maßstäbe des achtzehnten Jahrhunderts anlegen, mochte auch er mit der ganzen Aufklärung die Geburt der christlichen Dogmatik aus der Religion Christi äußerlich entwickeln, mochte seine Scheidung der „Sachen" und der zeitlich-örtlichen Formen mancher absichtlichen und mancher unabsichtlichen Unklarheit zu zeihen sein — eine Reihe zukunftsfroher Sätze hat der ernste, schwerfällige Gelehrte, dessen Hermeneutik den Studenten „wirklich ein ganz neues Land in der theologischen Gelehrsamkeit" eroberte und auch für Laien den Zugang nicht ganz verrammeln wollte, als dauernde Errungenschaft aufgepflanzt: Religion und Theologie sind zweierlei; die Dogmen sind allmälig am Baum der Kirche gereift und zur Privatreligion, der Frömmigkeit des Individuums, nicht wesentlich; das Christenthum zeigt deutlich die Stufen seiner Entwicklung; die apostolischen Urkunden sind menschliche Werke mit menschlichen, landschaftlichen, temporären Eigenthümlichkeiten; die Religion Christi wurde mündlich gelehrt, später unter dem Einfluß verschiedener Strömungen, messianisch-jüdischer, allegorisch-essenischer, griechischer, gnostischer, niedergeschrieben; die Bibel enthält vieles was keinen Stempel der Göttlichkeit trägt; sie regt eine Menge Fragen reinhistorischer, dem Gebiete des Glaubens fremder Art an; die Wunder haben ihre Beweiskraft eingebüßt; der Kanon ist der für uns unverbindliche Abschluß jahrhundertelanger Bemühungen in der Kirche; die freie Forschung, nicht die „eiserne Reihe" eines theologischen Systems verbürgt das Heil des Protestantismus.

Die Jenaer und Göttinger traten gegen diese Kritik und ihre unausbleiblichen Consequenzen ins Gewehr, orthodoxe Pastoren nahmen den Mund voll gegen diesen Wolf im Schafstall, carikirten Semlers sachtes Vorgehen als einen Handstreich des Naturalismus und schrieen

nach der Polizei. Lessing aber dachte den Hallenser mit seinem Wolfenbütteler Ungenannten zu übertrumpfen: „Eine noch freiere Untersuchung des Kanons Alten und Neuen Testaments" wollte er, eben da Semler seine „freie Untersuchung" beschloß, mit einer Vorrede zu Berlin drucken lassen (an Karl, 11. November 1774), um die Gährung zu befördern. Es blieb aber bei dem Gedanken, und Lessing verschwand für drei Jahre vom theologischen Schauplatze. Die furchtbare Unruhe seiner Werbe- und Wartezeit und die Reise in den Süden schob alle Arbeit, die einen freien Kopf forderte, zurück. Erst als er gewiß ist, Eva bald die Seine zu nennen und an ihrer Seite aufzuleben, greift er, und diesmal reichlicher und tiefer, in den Vorrath der Fragmente. Im Juli 1776 sind die an die Reimarer gesandten Aushängebogen des vierten „Beitrags" eilige Vorboten seiner eigenen Hamburger Reise: „was geschehen soll, muß bald geschehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erst dann abprallt, wenn das Ziel verrückt ist?" Die Theologen, die sich inzwischen ein wenig über Semlers Schüsse beruhigt hatten, sollten in Athem gehalten werden. Elise, die noch jüngst, als Abt Chapuzeau in Hannover um die Schutzschrift des Vaters bat, die Misachtung der Lessingschen Bibliotheksschätze als bloßer Antiquitäten beklagte, sprach freudig ihren Segen: so möge es denn darauf losgehn, bis das Ziel so durchlöchert und verrückt sei, daß es gar kein Ziel mehr abgeben könne! Im Januar 1777 trat das vierte Stück der „Beiträge" ans Licht:

„Es ist ganz theologisch, und ich bin begierig, zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit meiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedner sein werden." Und doch war die „dreisteste und stärkste" Ladung noch unverschossen.

So erschienen die fünf Fragmente: „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln", der grimmigste Protest gegen die Orthodoxie, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten" und „Daß die Bücher Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren", zwei Todesurtheile gegen die christliche Weltreligion und ihre göttliche Voraussetzung im alten Bunde, dazwischen die zersetzende Kritik des „Durchganges der Israeliten durchs rothe Meer", am Schlusse jene feindseligen Bedenken „Über die Auferstehungsgeschichte".

„Und nun genug dieser Fragmente!“ ruft Lessing im Eingang der von ihm beigefügten Gegensätze, die den durch den Ungenannten ausgebreiteten panischen Schrecken sogleich ein wenig dämpfen wollen. Niederschlagen, so tröstet der Herausgeber, könnten sie vielleicht den gelehrten Theologen, der für seine Stützen und Strebepfeiler, seine Hypothesen und Beweise fürchte, nicht aber den Christen, der sein Christenthum beseligt fühle. Und in einem Bilde faßt Lessing hier unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges die Religion als ein im Innersten scrupellos Empfundenes. Dies Gefühl versteht er und tastet es nicht an, wie wenig sein eigenes Herz von den Strahlen des frommen Glaubens vibrirte: „Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat.“ Was Semler so weitläufig und mühsam auseinandergesetzt hatte, nimmt Lessing in knappen, jedem Leser mundgerechten Formeln zum Grundtext aller künftigen Kampf- und Friedenspredigten: der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion; folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion; denn die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört und ist in diesem Mehrern nicht gleich unfehlbar; auch war Religion vor der Bibel, Christenthum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel; auf diesen Schriften, die spät zum großen Kanon anwuchsen, kann also die ganze Wahrheit der Religion nicht beruhen; sondern die Religion, welche von Evangelisten und Aposteln gelehrt wurde, weil sie wahr ist, nicht aber wahr ist, weil sie gelehrt wurde, könnte nach Verlust jedes Buchstabens bestehen, wie sie vor dem Buchstaben bestand durch ihre innere Wahrheit, die ihr, wenn sie keine hat, alle schriftlichen Überlieferungen nicht geben können. Nach diesem inhaltschweren Vorspruch tritt Lessing in die Mitte der Bestreiter und Vertheidiger, um nach beiden Seiten vor der bloßen Verzerrung des Widerparts zu warnen, mit einer durchaus dem Kampf entlehnten Bilderkette das noch nicht erschienene Ideal eines Gesammtangriffs und einer Gesammtdefensive dem Streit um einzelne Bastionen entgegenzuhalten und den Anfang des großen neuen Turniers abzuwarten. Was er selbst, nur scheinbar dem christlichen Apologeten vorarbeitend, an Fragezeichen und Widerlegungen auf den Rand der Fragmente

schrieb, die „Maulkörbe", die er ihnen nach Claudius' witziger Bezeichnung anlegte, das war keineswegs bloß eine raffinirte, larventragende, sophistische Politik, wie der gerade Sinn Elisens manchmal wähnte, obgleich den theologischen Schriften Lessings die „Feinheit" und die Halbmaske nicht fehlt. Der Wunsch der Reimarischen Gemeinde, ihr Freund möge sich damit begnügen einfach den ganzen Brocken hinzuwerfen, verkannte den nothwendigen inneren Drang ungesäumter eigener Stellungnahme. Auch Lessing schwor zu dem ethischen Ideal des Ungenannten, auch Lessing war des positiven Glaubens bar. Er verwarf die Offenbarung des biblischen Wortes und die Ansprüche des Christenthums auf alles Heil in der weiten Welt. Er sah im Durchzug durchs rothe Meer eine wunderbar ausgeschmückte Sage, in den Auferstehungsberichten eine Reihe unvereinbarer Widersprüche, und es konnte seine geistige Gymnastik wol einmal vergnügen, sehr reimarisch „Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind" vorzurechnen. Auch er schied überall, am klarsten in einem nachgelassenen Fragment, die „Religion Christi", des erhabenen Menschen, und die Christum vergöttlichende „christliche Religion", die weit ungewisser als die erstere in den Evangelien enthalten sei. Aber nichts lag ihm ferner als sich mit den Zielen und Wegen des Fragmentisten einverstanden zu erklären oder durch Stillschweigen einen solchen Verdacht zu nähren. Also, um mit einer Einzelheit anzuheben, Lessing vergeistigt das mosaische Märchen vom Sündenfall zu der Erfahrung des Sündigenmüssens, oder er ertheilt dem Orthodoxen den Rath, das Wunder jenes Durchzugs, wenn der Bericht wirklich einer, auch von Lessing, wie von Michaelis und vielen andern vorher und nachher versuchten, natürlichen Erklärung spotten sollte, allen Scrupeln gegenüber eben für ein Wunder zu erklären, weil er über die Macht des Beweises anders denkt als Reimarus. Wiederum lehnt er die neue Mode des Glaubens als bekräftigter Vernunft, der Vernunft als raisonnirenden Glaubens ab und antwortet auf Reimarus' allgemeine Kritik der Offenbarung mit Reflexionen über die Vernunft, die sich gefangen gebend ein Bekenntnis ihrer Grenzen ablege, auf seine pädagogischen Beschwerden erstens mit dem Satze, daß die geoffenbarte Religion die vernünftige in sich schließe, und weiter mit denselben Gedanken über den schwierigen pädagogischen

Übergang von Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten, die einst seine Litteraturbriefe dem Schüler des Reimarus, Basedow, schroffer zu Gemüthe geführt hatten. Dem zweiten und vierten Fragment aber erwidert Lessing, nachdem er den Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sei, in seiner Strenge anerkannt hat, dahin: mag eine solche Offenbarung unmöglich sein — sollte Gott deshalb gar keine ertheilt haben? Nein, die höchste Weisheit und Güte wählte den kürzesten Weg, um die meisten Menschen zum Genusse der Offenbarung zu befähigen. Und wirklich habe das jüdische, „unendlich mehr verachtete als verächtliche", Volk wie kein anderes in der Geschichte mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert. Er hält dem Ungenannten den gefährlichen Mangel einer Unterscheidung zwischen Offenbarung und Offenbarungsbüchern, Christenthum und christlichem System, Unkenntnis der Offenbarung und Ausschluß von der Seligkeit, mühsamer Erforschung und herzlicher Annahme beredt vor und giebt der ganzen Frage eine andere, unendlich tiefere, positive Wendung, indem er, von den Reimarischen Beschwerden über den Mangel des Unsterblichkeitsglaubens im alten Testament aus, einen Blick wirft in das, was er exoterisch mit den Theologen die Ökonomie des Heils nennt: Gottes Offenbarung ist eine weise, von Stufe zu Stufe hinanführende Pädagogik. Aus seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" theilt Lessing hier, ohne sich als Urheber zu bekennen, die Folge der ersten dreiundfünfzig Paragraphen mit, einen entwickelnden Überblick über den unteren Cursus der Offenbarung oder Erziehung im alten Bund, in der Kindheit der Menschen, bis Christus erschien und eine neue Weltära eröffnete. Hier bricht Lessing ab. Er hat einen genügenden Vorschmack seiner eigenen, von des Reimarus Rechnungen und mörderischen Raisonnements unabhängigen Religionsphilosophie gegeben, und in der sicheren Ahnung, auf welches Ziel die herausgeforderte Apologetik zunächst rennen werde, scheidet er mit knappen, unübertrefflich klaren Sätzen zur Fragstellung über die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte: kein einziger Evangelist war bei allen Erscheinungen gegenwärtig; man trenne Widersprüche unter den Zeugen und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Zeugenaussagen; es ist nach aller Erfahrung nur scheinbarer Widerspruch, wenn Zeugen in mehreren Berichten über dieselbe Sache sich selbst und

einander widersprechen; wir wissen auch gar nicht, ob unter den ersten Zeugen wahre Widersprüche vorhanden waren, aber der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage der Zeugen abhing, ist gewonnen, denn das Christenthum hat über Juden und Heiden gesiegt, und es wäre ungereimt den Proceß heute nach den unvollständigen und widersprechenden Geschichtsnachrichten von jenen, durch den Erfolg beglaubigten, Zeugnissen zu revidiren. Nun jedoch kehrt Lessing den Spieß gegen die Götzendiener des Buchstabens und behauptet, mit einer sehr unorthodoxen Wendung über die Wirksamkeit des heiligen Geistes, daß nicht die Zeugen, aber allerdings die Geschichtschreiber einander widersprechen und daß ohne ein fortdauerndes Wunder solche Ausartungen einer jahrzehntelangen mündlichen Erzählung unvermeidlich waren. Wer dies Wunder durchaus schaffen will, der muß alle Widersprüche begleichen, nicht nach dem ungenügenden Verfahren der bisherigen Harmonien, nicht mit den abgenützten Waffen der englischen Apologeten, aus deren Schaar Lessing drei Typen herausgreift. Wer die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, „versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle! Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt, keinen beantworten."

Dies Mal drangen die Theologen von allen Seiten herbei, um den Handschuh aufzunehmen. Vielstimmiger Widerhall antwortete; aber, wie es zu gehen pflegt, die Berufensten und darum in den weit aufgethanen Schranken des Fragmentenstreites Willkommensten prüften gemächlicher, von der Bedeutung dieses Waffenganges durchdrungen, den Gegner und ihre eigene Rüstung, während kleinere Leute rasch entbrannten und mit hastig aufgeraffter Wehr herbeiliefen, um den ungenannten Feind des Christenthums zu strecken. Das Beispiel des Ersten rief den Zweiten und Dritten, dann regnete es Artikel, Broschüren, Bücher, so daß Massenrevuen wie die lahmen Berichte des Berliner Predigers Lüdke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" einen Erntesegen, der seit Tindal's Tagen unerhört war, nicht bergen konnten und der Geschichtschreiber, schon wegen der Überzahl dieser rührigen Federn, gern der Regel folgt, nicht alle gemeinen Soldaten, die am Feldzuge theilgenommen, herzuzählen, sondern sich wesentlich

auf die Namen zu beschränken, die durch seinen Helden der Nachwelt übermittelt oder mit hervorragenden Leistungen verknüpft sind.

Wer wüßte ohne Lessing ein Sterbenswörtchen von dem Hannöverschen Lyceumsdirector Johann Daniel Schumann, der im September 1777 ein Heft „Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion" abschloß? Wolmeinend und brav, breit und seicht, ohne gelehrtes Rüstzeug, stellt er sich trotz Lessings Gegensätzen auf den Standpunkt, das Christenthum müsse in allen Dingen, auch für die Laien, demonstrirt werden. Er „beweist" also und glaubt felsenfest an die durchschlagende Kraft seiner „Beweise". Ihm sind die geschriebenen Nachrichten der Jünger die einzige Quelle der christlichen Religion, Lehre und Nachricht eins, die Bibelworte ein Gefüge, aus welchem nicht Ein Stein gezogen werden darf, ohne daß alles dahinsinkt. Er kann nicht mit gewissen englischen Apologeten und Herrn Lessing die Schwierigkeiten durch Unterscheidung zwischen Offenbarung und Geschichte der Offenbarung lösen, denn das Evangelium muß seinen übernatürlichen Beistand behalten, sonst büßt die Lehre Jesu ihre Zuverlässigkeit ein. Also Beweise her! Den Kanon hat ja Lardner gerettet; aber Schumann sieht wol, daß die bloßen Anleihen bei den Vorgängern nicht ziehen, seit die Gegner soviel gescheiter geworden sind. Er beschimpft den Ungenannten, einen „Mann von Kenntnissen", nirgends und erklärt, mit einer achtungsvollen Verbeugung vor Lessing, gegen Ende: „Ich hielt es um so viel nöthiger, mich aller bloß beredenden, nicht ganz überzeugenden, Gründe zu enthalten, nachdem wir in diesem Jahr einen Gegner bekommen haben, der sich nicht bei Nebendingen aufhält, nicht auf Voltärisch lacht und witzelt, sondern die Hauptstützen angreift. In der That ist seine Schrift nicht nur wegen des gelehrten Tons und der allenthalben durchscheinenden Wahrheitsliebe, sondern auch wegen des großen Gewichts, welches der in seinen Verdiensten glänzende allgemein verehrte Herausgeber in den Zusätzen darauf legt, der bedeutendste Anfall, der unsere Religion je getroffen hat." Das zweite Fragment des „Beitrags", über die seit Rousseau (im Vicaire Savoyard nämlich) noch nie so abschreckend dargestellten Schwierigkeiten einer allgemeinen Offenbarung, beschäftigt ihn vornehmlich. Von den Rechenexempeln des Ungenannten wird abgesehen; sie hätten ungedruckt bleiben sollen.

Gegen die Vorstellung politisch intriguirender und trügender Apostel werden vernünftige Einwürfe beigebracht. Die Hauptwaffe aber liefert die *ἀπόδειξις πνεύματος καὶ δυνάμεως*, der „Beweis des Geistes und der Kraft", den Origenes einst aus Paulus (1. Kor. 2, 4) geschöpft hatte: der Geist wirkt in den Weissagungen des alten Bundes, die so klar und deutlich sind, daß sie jeden überzeugen müssen; die Kraft in den Wundern, die Christi Lehre bestätigen und auch von den Ketzern der ersten Jahrhunderte geglaubt wurden; aus den erfüllten Weissagungen und den erhärteten Wundern, welche beide nur von Gott kommen können und dem Christenthum den Sieg über jede andere Religion sichern, ist die unmittelbare göttliche Offenbarung unfehlbar zu erschließen. Ein Beweis, den Origenes und Irenäus noch durch fortdauernde christliche Wunder ihrer Zeit befestigen wollten, den aber auch neuere Theologen von Huet bis Michaelis trotz manchen Einwänden ins Feld führten, während etwa Damm sagte, mit Wundern sei für die damaligen Juden geläutet worden, Semler ganz ähnlich unsere Erkenntnis durch „erzählte miracula" nicht gefördert sah und der spätere Rationalismus sie weginterpretirte. So schämt sich Schumann der Verlegenheit, in die ihn anfangs das „gefährlichste" dritte Fragment und des Herausgebers „unglaublich wundervoller Ausweg" gebracht hatten, und fordert getrost das Erscheinen der übrigen Fragmente, die im Dunkel nur größere Verwirrung stiften würden, mit dem beliebten Wunsch, dergleichen Aufsätze möchten aus billiger Nachsicht für die Schwachen in fremder Sprache bekannt gemacht werden.

Anonym erließ Lessing zwei Antworten: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft" nebst den friedlichen Blättern „Das Testament Johannis". Längst hatte er den kirchenväterlichen Vertheidigungen des Christenthums gegen heidnische Angriffe die Beweiskraft für die Gegenwart aberkannt und auch öffentlich schonungslos die neuesten Fortschritte in der Religionserkenntnis aufgedeckt, wodurch die einstigen Aufforderungen zu einer ernsten Prüfung des Christenthums in ausgefeilte und zugespitzte unumstößliche Argumente in einander gekettet waren, daß nur muthwillige Blindheit und vorsätzlichste Bosheit sich nicht überführt bekennen konnte. Jetzt bezwang ihn die „Evidenz" des aus dem Origenes erneuerten Beweises mit Nichten. Nachdem er in einer halbironischen Zuschrift voran seinen Hunger nach Überzeugung

ausgesprochen hat, widmet er den Bogen einer durchlaufenden Antithese zwischen der historischen Überlieferung und der eigentlichen Erfahrung, wie sie so präcis und unbesiegbar noch keinem englischen Prüfer der evidence entfernt gelungen, aber doch namentlich von Butler (1736), allerdings mit einem versöhnenden Rückblick auf die durch achtzehn christliche Jahrhunderte erfüllten Weissagungen, vorbereitet war. Der Beweis des Geistes und der Kraft habe jetzt weder Geist noch Kraft mehr: denn ein anderes sind erfüllte Weissagungen und mit eigenen Augen gesehene und geprüfte Wunder, ein anderes solche, von denen ich nur historisch durch ein Medium weiß, daß andere sie wollen erlebt, gesehn, geprüft haben. Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Von diesem Hauptsatz, den wolfeile Hinweise auf dies oder jenes Beispiel absoluter historischer Gewißheit, aber auch Kants tiefere Gegensätze nicht umstoßen können, gelangt Lessing zu sehr kühnen Folgerungen: kann ich historisch nichts dagegen einwenden, daß Christus einen Todten erweckte — muß ich deshalb glauben, Gott habe einen Sohn, der mit ihm gleichen Wesens sei? Oder kann ich historisch die Auferstehung Christi nicht bestreiten — ist damit die Gottheit des Auferstandenen bewiesen? Lessing war ein zu guter Logiker, um nicht solche Sprünge aus historischen Wahrheiten in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten als *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, nach dem aristotelischen Ausdruck, entschieden abzulehnen. Und will ihm sein Gegner über den „garstigen breiten Graben" hinüberhelfen, indem er mahnt: derselbe Christus, dessen Auferstehung du historisch gelten lassen mußt, sagt, er sei Gottes Sohn — so wird er folgerichtig antworten: daß Christus das gesagt hat, ist auch nur historisch gewiß; nein, betheuert der andere: inspirirte unfehlbare Schriftsteller zeugen dafür — daß sie inspirirt waren, ist auch nur historisch gewiß. Diesen der orthodoxen Beweisführung tödtlichen Streitsätzen nimmt Lessing durch seinen alten Schluß die Spitze für den Christen: der weiß, daß einst durch Weissagungen und Wunder die Menge aufmerksam gemacht wurde, aber er hält sich an die reifen Früchte der alten Saat. Nicht verneinend, sondern versöhnend scheidet Lessing: „Möchte doch alle, welche das Evangelium

Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich." In allen Kirchen am augenfälligsten Orte möchte er das Testament Johannis mit goldenen Buchstaben verzeichnet sehen, sagt Lessing in dem kleinen innigen Dialog, der aus Hieronymus und Augustin die sanfteste Botschaft liest und als Seele des Christenthums die Liebe predigt. Das lateinische Motto vergegenwärtigt den Lieblingsjünger, „der am Busen des Herrn ruhte und das Bächlein der Lehren aus dem reinsten Born schöpfte", das Gespräch selbst den Greis zu Ephesus, der nur noch ein Gebet sprechen kann „Kindlein, liebet einander", dies aber, als seine Hörer endlich nicht immer das Gleiche vernehmen wollen, für gottbefohlenes Genügen erklärt. Nie ist Lessings Rede so gelind erklungen wie hier, wo er die christliche Liebe über die christlichen Glaubenslehren emporhebt und den rührendsten Glanz der Verklärung über das kindliche Vermächtnis des alten schwachen Johannes ergießt. Nur Ein ironischer Ton darf sich leis hervorwagen, um dem aus tiefster Seele gesprochenen Wort „göttlich", das Klopstocks Zeitalter durch Hyperbeln an die Schöne verschwendet und abgenutzt hatte, seine ernste Weihe zu retten. Und trotz allem Kampfe blieb Lessings Seele der Caritas ergeben; ihr sollte der volle reine Ausklang nach so vielen Dissonanzen gehören.

Schade, daß Schumann den johanneischen Gruß der Liebe zwar mit Höflichkeiten für den Geist und Freisinn, die Eleganz und Würde des Anonymus heimzahlt, aber seine im December 1777 verfaßte „Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft" recht untriftig mit kleinen Nachträgen zu der Origenesstelle und armseligen Abweisen der unverstandenen Werthschätzung von Geschichtswahrheiten anfüllt. Jetzt überhebt er sich, sieht die „strengste Vernunft" auf seiner Seite gegen das „Pamphlet", spricht von nöthigeren Pflichten, die ihm den Abbruch dieses Briefwechsels gebieten, und gedenkt, mit einer Wendung falscher Bescheidenheit, anderen das letzte Wort zu überlassen. Lessing fand die Antwort unter aller Erwartung schlecht, wollte aber doch den offenbar harmlosen Mann schonen und lieber nichts erwidern, als ihn lächerlich machen. Seine Replik, die freilich Schumanns unglücklichen Satz, er habe ja den Spruch bloß als unschuldiges Pförtchen benutzt um mit

einiger Manier auf die Laufbahn zu treten, nicht ohne einigen Spott durchschlüpfen läßt, ist leider nur eines der vielen Bruchstücke von dem Scherbenberge geblieben: sie sollte den „Beweis" bei Paulus und bei Origenes noch klarer stellen und dem zuversichtlichen Erben vollends aus der Hand winden.

Mittlerweile wetzten andere Strenggläubige ihren Degen. Da sandte der Wolfenbütteler Superintendent Johann Heinrich Reß anonym seine mit allen Gebresten verkleisternder Harmonistik behafteten Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" aus einem Haus ins andere hinüber, lendenlahme Dialoge jener kläglichen Art, wo ein schwachköpfiger und mattherziger A die Irrlehre vertritt und ein wackerer B ihn so überwältigend ins Gebet nimmt, daß der Herr A nach ein paar Tagen in allen Punkten klein beigiebt und sehr befestiget dankbar abgeht. Reß führt seine Sache bescheiden als ein unberühmter Mann, mit pastoralem Bedauern, selten mit heftiger Rede gegen den fälschenden Schwätzer der Fragmente, und ohne Lessing auch nur zu nennen. Sein Stil ist kraus, seine Logik macht sonderbare Sprünge. Da die Evangelien keine Protokolle in re praesenti, sondern unter Gottes Einfluß niedergeschriebene, je nach der Absicht der Verfasser verschiedene, spätere Erzählungen seien, so „folge hieraus", daß unter ihnen kein Widerspruch bestehen könne und der Ausleger nur den einen Bericht aus dem anderen zu ergänzen habe.

Lessing verspürte keine Lust den A in solchen Dialogen zu machen und auch der neuesten frommen Entdeckung, daß der Auferstandene die vierzig Tage bis zur Himmelfahrt ununterbrochen mit seinen Jüngern verlebt habe, Beifall zu nicken. Seine eigenen Hypothesen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons, deren erste Ausarbeitung in den November 1777 fällt, wollte er zur Vertiefung, Verschärfung und Verallgemeinerung der Disputationen aufpflanzen, mit dem Nachbar aber spielte er eine theologische Komödie in der „Duplik" und parirte die „unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien" nochmals im ersten und elften Anti-Goeze. Die glimpfliche Geduld, die Schumann erfahren, wird dem geistes- und sprachverwandten Reß nicht mehr zu Theil, und wer von seinem schleichenden Dialog zu Lessings fliegenden Dialogpartien kommt, muß sich fragen: warum diese Hitze und dieser Hohn? Gewiß pflegt andauernder Streit einem temperamentvollen

Mann das Blut in raschere Wallung zu treiben und die Rede gegen den Zweiten über die Rede gegen den Ersten hinaufzuschrauben; gewiß hatte Reß der gewichtigen Warnung am Schlusse der Lessingschen Zusätze gar nicht geachtet und ohne jeden neuen Gedanken ins Gelag hinein geredet; aber das war es nicht allein und nicht vornehmlich, was in Lessing einen solchen Strom von Galle entfesselte. Die theologischen Händel brachen aus, als das Ehepaar ein Pfand seines Glückes sehnsüchtig erwartete. Dann kam die furchtbare doppelte Katastrophe! Mitten in den Nachrichten vom Krankenbett und von der Bahre geben die Briefe Kunde von erfolgten Angriffen, geplanter Abwehr. „Mag er alsdann immer ein bischen bitter sein", schrieb im Verlaufe dieser Händel die einsichtige, treue Elise, die aus all den heftigen Worten Lessings Klage um die verlorene häusliche Seligkeit heraushörte. So ist „das haut-comique" der dramatischen Polemik, von dem Lessing sagt, es mache ihm die andern theatralischen Arbeiten so schal und wässerig, mit einer Lebenstragödie verflochten, und der gute Reß wurde das erste Opfer dieses erbarmungslosen Zorns. Die „Duplik" ist vor Evas Entbindung begonnen, nach ihrem Tode beendet worden. Sie setzt mit einer launigen Begrüßung des schwachen, abgelebten Nestor ein, der sich an Statt jüngerer und stärkerer Griechen dem ausfordernden Hektor stellen will, und führt zum Motto den Spruch, hier werde mehr gestritten als etwas durch die Rede gewonnen; sie bricht mit dem Versprechen ab, nie wieder wolle Lessing es sich auch nur vornehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben. Erschüttert meint man die Stelle, ja das Wort zu treffen, wo Lessing nach der Heimkehr ins verödete Zimmer fortgefahren ist. „Ich fühle es sehr wol, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgiltig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich Vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines eigenen Halses zu sprechen."

„Duplik", nicht Replik, sagt der Titel, denn Lessing erklärt jene seine Zusätze für eine Vertheidigung der angeklagten Evangelisten, Reß' falsche Harmonie für eine die Evangelisten nur auf andere Weise als

der ungenannte Ankläger schädigende Replik — „Also Duplik!" Diese Duplik baut sich in meisterlicher Gliederung auf: eine kurze, mit Lessings Namen unterzeichnete Zuschrift, dann die dreifache Einleitung, der Haupttheil mit einem Einschnitt zwischen den beiden Hälften der zehn, Stück für Stück durchgenommenen Widersprüche, und der vom zehnten Widerspruch zum Eingang zurückbringende Epilog als ein „unwillkürlicher Ausbruch meiner innigsten Empfindung". Eine neue Bilderfülle beleuchtet das Ganze. Eine polemische Figur nach der andern wird aufgeboten, und wo bleibt der träge Trott des Reßschen Dialogs gegen diese machtvollen Reden, diese sprühende Unterhaltung mit dem Leser, diese unerbittlichen Verhöre der Evangelisten und ihres übel berathenen Vertheidigers, diese grausamen Farcen, die Lessing mit dem immer wieder einnickenden Nachbar aufführt! Zwischen biblischen, patristischen, moderntheologischen Citaten stehen Scherze aus Moliere, Verse aus dem „Messias". Hier ein derbes, ja ein lästerliches Wort, da ein poesievolles Gleichnis; hier eine polemische Parade des Fechtmeisters, da ein tiefes Bekenntnis, das sich der ganzen Nation eingeprägt hat und auch dem theilnehmenden Ausländer im Ohre tönt, sobald er sich Lessings erinnert. Auf den ersten Seiten, wo er der Person des Ungenannten die Gerechtigkeit zollt, die seine Sache darum noch nicht habe, und den Mann, der aus Überzeugung und guter Absicht scharfsinnig und bescheiden die Unwahrheit durchzusetzen suche, dem Manne, der die beste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung des Gegners alltäglich vertheidige, unendlich vorzieht, wo er schlechterdings nicht zugeben will, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe, sagt er die goldensten Worte über den ewig strebenden und im rastlosen Suchen, nicht im ruhigen Halten beseligten Dienst der Wahrheit:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit

dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Die Orthodoxie aber, blind für den Tiefsinn der Parabel, nahm es wörtlich, daß Lessing die Wahrheit aus der göttlichen Rechten verschmähte, und bejammerte seine Verstocktheit, die allerdings für ihre harmonistischen Kunststücke so unempfänglich war. Lessing will von seinem Nachbar nicht schonungsvoll aus dem Spiele gelassen sein und interpretirt ihm die Zusätze. Verschiedene Geschichtschreiber derselben Ereignisse bleiben glaubwürdig auch ohne unsere harmonischen Paraphrasen ihrer Widersprüche; wer einen Livius frank behandelt, aber die Evangelisten um jede Silbe auf die Folter spannt, verficht nicht die Auferstehung, sondern die Theopneustie, nicht das Evangelium, sondern die Dogmatik. Lessing schickt den Orthodoxisten mit seiner Annahme eines heiligen Geistes, der „anscheinende Widersprüche" der Evangelienschreiber zulasse, heim und erklärt von neuem, unter stillschweigender Replik auch für Schumann, seinen Standpunkt: die Auferstehung hängt nicht bloß von jenen Aussagen ab; die Güte eines Hausfundamentes wird durch den sicheren Bestand, nicht durch Aufwühlen des Grundes erwiesen; die Religion ist da, und das fortdauernde Wunder der Religion selbst bestätigt die Überzeugungskraft der begründenden Wunder Jesu und seiner Jünger für die Zeit des ersten Christenthums; die historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion gehören in den Winkel des Zeughauses zurück. So hat Lessing freie Hand gegenüber den Widersprüchen der Evangelisten und mit mehr als Reimarischem Scharfsinn zerpflückt er des Nachbars harmonistischen Kranz Blatt für Blatt. Es thut nichts zur Sache, daß wol jemand in diesen peinlich genauen Vernichtungsurtheilen über die vertuschende, da verdoppelnde, dort zwängende, jetzt den Matthäus, darauf den Marcus mishandelnde Harmonistik doch noch ein geringes sachliches Misverständnis oder eine anfechtbare Interpretation (ὀψὲ σαββάτου) aufstechen konnte. Noch weniger dürfen die Klagen über manchen höhnischen Ausdruck, der Lessingen über Dinge und Menschen der Evangelienharmonie, nicht der Evangelien, entfahren war, seinen Triumph einschränken, welcher, ohne die

Folgerungen des Ungenannten und ohne Rettung all seiner „Widersprüche“, die Manoeuvres der Orthodoxisten als „engbrüstig, lahm, schielend, Thersitisch“ dem Untergang preisgab.

Als Michaelis nach langem Bedenken 1783 seine „Erklärung der Begräbnis- und Auferstehungsgeschichte Christi nach den vier Evangelisten“ vorlegte, wußte er sich die „wissentliche Chicane“ und die „grobe Unwissenheit“ des Fragmentisten, die wol zum Wertheimer passe, mit der anerkannten Gelehrsamkeit des Mannes, den die Welt hinter dem Ungenannten erblickte, schlechterdings nicht zu reimen. Er hält ihm eine langwierige und ungnädige Lection; mit Lessings Gesichtspunkten aber verträgt sich der berühmte Kritiker fast durchweg, nicht gesonnen den „seligen Lessing“ für seine Beurtheilung der menschlichen Evangelien unter die Ungläubigen zu verstoßen, sondern gleich ihm davon durchdrungen, die Lehre von der Inspiration sei unhaltbar. Er wendete auch nichts dagegen ein, daß Lessings antiorthodoxe Polemik die Überzeugung, der christlichen Religion geschehe durch den Fall der göttlichen Bibeloffenbarung kein Schade, einmal mit einem großen Citat aus der Michaelisschen „Einleitung“ verschanzt hatte. Er verstand, daß und warum Lessing „den Harmonien nicht recht gut war“, und soviel Entgegenkommen in allen Fragen der historischen Kritik macht den Einwand unerheblich: Lessings Gebot, der Vertheidiger müsse allen und jeden Widerspruch befriedigend lösen, sei zu straff gespannt. Aber Michaelis kam, nicht ohne Absicht, zu spät. Unberufenere, auch Ritter von der traurigen Gestalt, haben bei Lessings Lebzeiten zuerst das Wort ergriffen.

Seine Mahnung, es genüge nicht die Fragmente in die eine und die Bibel in die andre Hand zu nehmen, um kurzweg jene aus dieser abzutödten, und die ganze zermalmende Wucht der „Duplik“ schreckte dennoch fromme und ehrgeizige Herren nicht ab, an dem Ungenannten zum Meister zu werden. In keiner Litteratur ist das Sprichwort vom aufgewärmten Kohl triftiger als in dieser. Dem einen Braunschweigischen Superintendenten folgte 1778 ein zweiter, der Hauptpastor J. Lüderwald zu Vorsfelde und bewies, ebenfalls Lessing völlig ignorirend, „Die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi“, indem er das Fragment stückweis einrückte und widerlegte. Er harmonisirt behutsamer und etwas kritischer als Reß und läßt den

heiligen Geist aus dem Spiele. Er stellt die Übereinstimmung in **allen** Hauptsachen dar, um die Verschiedenheiten theils zu heben, theils für unbedeutend zu erklären, und faßt seine Meinung endlich in einem pedantischen Gleichnis zusammen: „Dies tetrachordon lässet sich so gut in Einstimmung bringen, als eine vierstimmige Instrumental-Musik, worin bisweilen dissonantien und hart klingende halbe Töne sich finden, worin das eine Instrument bisweilen ein oder etliche Tacte, ja wol gar ein ganzes Stück mehr spielet, die andern, oder ein Paar aber pausiren, oder wenn diese wieder pausiren, die andern mehr spielen, im Ganzen aber und nach den Regeln der völligen Composition doch sehr wol und zum Vergnügen der Zuhörer concertiren und einstimmen." Ihm, den er einst in der Vossischen Zeitung flüchtig recensirt hatte, antwortete Lessing nicht. Über die Geschichte der Auferstehung brauchte er kein weiteres Votum abzugeben.

Nicht bloß dem Fragment über die Auferstehung, sondern der ganzen Reihe, und nicht bloß dem Ungenannten, sondern auch dem Herausgeber und seiner Duplik meinte 1778 G. C. Silberschlag, Lutherischer Pastor in Berlin, im „Antibarbarus oder Vertheidigung des christlichen Verfahrens des evangelischen Lehramtes im Religionsunterrichte gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten. Erster Theil" die Spitze bieten zu können. Was diesem trivialen und langweiligen Buch an Kenntnissen und Gründen abgeht, macht es an manchen Stellen durch Schmähungen wett. Aus den Wolfenbütteler Schätzen habe man ganz anderes erwarten dürfen, und es sei erstaunlich, daß Herr Hofrath Lessing sich mit der Veröffentlichung des elendesten aller antichristlichen Werke bemüht habe, da doch des Fragmentisten Wissen und Sitte, Denken und Methode von der schlimmsten „Barbarei" zeuge. — „Barbaren haben die Philosophie erfunden. Von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her. Wer sollte nicht gern ein Barbar heißen?" beginnt Lessing einen offenen Brief an Silberschlag, und in jedem Satze wirft er ihm das Trotzwort „Barbar" erst im griechischen, darauf im Silberschlagschen Sinn ins Gesicht. Dann schiebt er das Blatt wie so manches andere bei Seite, dahin wo auch der Entwurf gegen des Herrn Mascho „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion" oder vielmehr gegen die „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion des Herrn Mascho" liegen blieb.

Der Vorsatz, einen jeden Kritiker des Ungenannten zur Rede zu stellen, erschien unausführbar, und der Rector emeritus von Ruppin, zur Zeit Kinderlehrer in Hamburg, war ein nichtssagender Schreier und Hetzer, der den Fragmentisten theils wie einen Schuljungen abkanzelte, theils als „jüdisch grollichten Naturalisten", als einen von jüdischem Zaubertrank berauschten Kostgänger jüdischer Giftbuben mit pöbelhaften Faustschlägen zudeckte, und wiederum diese aus den Fingern gesogenen antisemitischen Liebenswürdigkeiten dadurch selbst erstickte, daß er in der Knappenrolle dem erzorthodoxen Vorkämpfer mit allerlei Gemunkel über den wahren Urheber der Fragmente zur Seite ging. Es genügte den entworfenen Anti-Mascho im elften Anti-Goeze zu verwerthen. Doch diese leeren Salbadereien und Ränke, an deren näherer Darlegung die Kritik erlahmt und ohne Schaden vorbeistreichen darf, führen schon ins Jahr 1778 und darüber hinaus. Wir kehren in den December 1777 zurück, wo gegen Lessing selbst noch keine Feder sich gerührt hatte.

Da trat aus den Reihen der bedrängten Orthodoxie ihr unermüdlichster Kämpe beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des christgläubigen Lutherthums als treuer Vogt zurückzuschlagen, der Hamburgische Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht sein gleich den stummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, sondern ein geistlicher Soldat auf seinem Posten, wie er es in ungestümer Erneuerung jenes alten Ideals vom apostolischen Krieger so oft bekannt hatte. Daß er, der keine Menschenfurcht spürte, den antichristlichen Unbekannten und seinen minirenden Erwecker nicht ruhig in den Schafstall einbrechen lassen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieser Jahrzehnte großer theologischer Abrechnungen eine Herausforderung an die Christenheit erging, hob Goeze den Handschuh auf. Sollte er hier schweigen, weil er einst Lessings „ehrlicher Goeze" gewesen war und trotz einer kleinen bibliothekarischen Verstimmung den alten geistreichen Besucher noch im Herzen trug? Seine ganze Vergangenheit im Dienste der streitbaren Kirche und seine felsenfeste Überzeugung von den Pflichten eines evangelischen Priesters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Goeze ist der letzte Orthodoxe, der starr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Tüttelchen des göttlichen Buchstabens vertheidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgischen Confession, auf dem die nächstfolgenden Geschlechter in harter Gedankenarbeit ihr dogmatisches Gebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrscht die innerste Überzeugung, daß der Protestantismus allein im Beharren, nie und nirgends aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einer Pastorenfamilie entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallenser Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Scrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe in Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, theils auf gelehrte lateinische Bibelerklärung, theils auf heilsame, von Haus aus mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit" gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im Stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit" trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rethorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewol: „wir genießen die unaussprechliche Wolthat der völligen Geistesfreiheit ... wir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen lässet". Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob fridericianischer Kirchenpolitik klang seine Antrittsrede in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehnte Goezes Schau- und Kampfplatz wurde. Er betrat eine noch strenglutherische Freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melanchthon (den „Patriarchen aller Aufklärer" schilt ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllenfahrtshändeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodoxie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Gemeinwesen, wo Katholiken und Reformirte nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor

mit gewaltigem Bekenntnis gegen das Joch des Papstthums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, welches Lissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheurem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem dreißigjährigen Kriege kein Redner Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begrüßte als schnöden Misbrauch des Friedens zur Versündigung befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruthen, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluten und tausend andre Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten, und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen". Was den Goezischen Predigten, von denen, außer den nach Hamburger Brauch zuvorgedruckten und verkauften Blättchen „Text", eine große Last uns vorliegt, den eigenen Stempel giebt, ist und bleibt im Ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eifers, der nicht tröstet sondern schreckt, nicht belehrt sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzliches Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unversieglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüths, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stilideale nach: er lehrete gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf! Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Liebe und Hoffnung weihte, fand Goeze sanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschröckliche Rechenschaft" am jüngsten Tage zu eröffnen und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Centnersteinen, Blitzstrahlen und höllischem Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!" ins Ohr zu rufen. Im Stil des sechzehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Belialssöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmuth ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledeit er faule

Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falscher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den rasenden Jesufeinden, den gottlosen Sittenlehrern, frechen Bibelstürmern und Zeitungschreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verseuchten Gegenwart aus innerster Überzeugung zu triumphiren, daß der allerunwidersprechlichste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion, die Auferstehung des Heilands, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wol lehrt auch Goeze die Christenpflicht liebreicher Hilfe ohne Unterschied der Confession und die nöthige Erfüllung des Bekenntnisses durch werkthätige Übung, aber nie unterläßt er es dabei laut gegen den neumodischen Satz zu protestiren: Gott sehe nicht sowol auf den Glauben als auf Zeichen der Nächstenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Mensch die Feinde Jesu als Menschen liebe, doch als die Verfolger Jesu hasse, und daß auch dem tugendhaftesten unbekehrten Heiden das Himmelreich verschlossen sei. Wenn er, dessen Bewußtsein der Erbsünde jedes ruhmredige Pochen auf Christentugend abwies, des öfteren den Juden das schlimme Verhalten der Christen zu Gute rechnete, so wollte er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelssohns die jüdische Verstocktheit befestigen helfen. Mit dem Unchristen giebt es kein Pactiren; wer nicht für mich ist, der ist wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt gar nichts — und Goeze betet: „Unsre Seele komme nicht in ihren Rath, und unser Ende sei nicht wie ihr Ende!“ In diesen dunklen Tagen, wo ein ausgeschmücktes Heidenthum auf den Thron begehre, gelte es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Angst davor, daß die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit vom Feind aus persönlicher Rachgier hergeleitet werde, ohne falschen Glimpf: denn, so sagt er höchst charakteristisch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Ansehen einer wirklich feindseligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe sein, oder wenigstens mit derselben gar wol bestehen“. Dergestalt hat der Hauptpastor, so lang er den Athem zog, nicht abgerüstet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geistlichen Hamburgs oblag, wollte er halten und forderte ein Gleiches ohne Abstrich von den Amtsbrüdern und Candidaten Ministerii.

Nicht bloß Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des ältesten zu Leipzig studirenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit seinem Gottlieb, für den er Münzen sammelte und die reiche Bibelcollection mehrte, entzog ihn den geselligen Zerstreuungen. Er war kein Weltkind, als strenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerst mäßig in seinen Bedürfnissen, ein eiserner Arbeiter, der zur Erholung und stillen Meditation seinen vorstädtischen Garten aufsuchte, aber wissenschaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße seinen besonderen Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitschriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; selbst was frecher Klatsch und sinnloses Fabuliren ausheckte, um es weiterhin trätschenden Reisebeschreibern oder gar litterarischen Vereinen zur Verbreitung preiszugeben, war dürftig und mit einem Hauche wegzublasen; mußte doch der dreisteste Witzling zuguterletzt dem alten Manne das Zeugnis der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze sich mit der mühsamen Verwaltung seiner Ämter begnügt, daneben sein Bibelstudium gepflegt und die allzurasche Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, so würde er in Hamburg das Ansehen eines harten, ehrenfesten Zuchtmeisters und exemplarischen Seniors behauptet, in Deutschland, außer dem gegründeten Ruf des asketischen Popularschriftstellers, auch für seine, von einzelnen Irrthümern über die Handschriften nicht freie, glückliche Vertheidigung der complutensischen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geschaffenen „Versuch einer Historie der niedersächsischen Bibeln" (1775) dankbaren Beifall von Fachgenossen und Bibliophilen eingeheimst haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und sein überaus streitbares Temperament schuf sich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menschenfurcht und ohne jeden Schaden der Kirche schweigend bei Seite treten durften. Auf der ganzen Linie und ohne Waffenstillstand sollte für Altar und Herd des Evangeliums gefochten werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engstes Lutherisches Vermächtnis. Schon 1766 stemmte er sich dem Gelüst der reformirten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wol mag er den scharfen Eifer der Frühzeit

nicht völlig rechtfertigen, aber er stellt die Gegenfrage, ob denn Zwingel und der Genfer Papst etwa heilige Engel gewesen seien, erstreckt seine unionsfeindliche Polemik unberufen bis nach Worms hin, schließt ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Orthodoxie zu Frankfurt, schickt auch ein handfestes Andachtsbuch mit geharnischter Widmung in die Goethestadt und blieb in Wort und Schrift bis an sein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Reformirten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die paulinische Mahnung „Lasset uns Gutes thun an jedermann, sonderlich aber an des Glaubens Genossen" faßte Goeze so eng, daß gelegentliche Verpönung des abscheulichen Religionshasses allenthalben überschrieen wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und den unseligen Bruderzwist im Hause der Reformation. Denn freisinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregister von den Autodafé bis zum Justizmorde des Jean Calas empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte und neueste, endlich die Ehe mit der Frauen Schwester setzen seinen Kiel zu Protesten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerstörenden Kritik, den Klotzianern und Berlinern wirft er sich entgegen und schreibt seinen Namen in die Actenstöße eines theologischen Processes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Asche des friedfertigen Melanchthon vor diesem Epigonen keine Ruhe hat, so muß die sanfte Heterodoxie des Göttinger Leß von ihm festgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter sittenrichterliche Ausfälle gegen den „Werther" sein Siegel und setzt sie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Misgeburt der Finsternis, die höllische Anpreisung des Selbstmordes noch spät, als die Genesung der Jugend vom Wertherfieber seine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüstung und seine unästhetische Cur längst überflüssig gemacht hatte; sowie er, bloß in Gellert und Lessing etwas genauer eingelesen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anstößigeren leidenschaftlichen Wirren der „Stella" nur eine Einladung zur Bigamie erblicken konnte.

Goezes erste Feldzüge, gegen benachbarte und fernere Neologisten, sind seine glücklichsten und rühmlichsten, wieviel Haß und Schimpf sie

ihm auch zuzogen. Seit 1760 Senior des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehn, wie der täppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwol Goezes „väterliches" Pastoralschreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingscher Litteraturbriefe in anderer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Trescho; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, wobei sie auch Ziegra, den Herausgeber der Hamburgischen „Freiwilligen Beiträge", der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonte. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet verleiten: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch lutherischen Autodafé." In diesem Zerrbild hielt es einer unsrer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der Execution, des brandlustigen Seniors „fette Wange" dem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes einschlägige Predigten und die wuchtige Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafte Polemik zwar klotzig, aber nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „lutherisches Autodafé" schlug durch — denn wer wollte nicht einstimmen in die Abwehr aller Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast niemand nach, und die „Christ-herzliche Danksagung" eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst

sprach dann gelassen über Abbt und betheuerte, ihm werde durch solche Unbill kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf gestört. Der Vergleich aber mit den spanischen Mordbrennern war eingebürgert, und noch 1784 tummelte Cranz, diesmal zum großen Ärger des in seiner Geduld erschöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenwust durch die abgebroschenen Redensarten seiner Gegner wett gemacht werden.

In Abbts „Erfreulicher Nachricht" erschien der widerwärtige C. F. Bahrdt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieser Wildling sollte, nachdem er sich aus frommem Puppenstand mit den „Neuesten Offenbarungen Gottes" zur ödesten Neologie aufgeschwungen hatte, in Goeze seinen Mann finden. Sicherlich war es gescheiter, dem Schwätzer, der da erfunden klug: die Bibel sei ein schlechtes Buch, ein paar Jagdhiebe aufzumessen, wie sie Goethes köstlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gießner Professors und Dr. theol. niederfallen ließ — Goeze konnte dergleichen nicht humoristisch nehmen und den geschmacklosen Testamentfälscher auslachen, sondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Bahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Übersetzung, sondern eine vorsetzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey, aus dem Augenscheine geführt." Erst scheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrthümer eines Dolmetsch von dem „schröcklichsten" crimen falsi, dann feiert er in hohem Ton seinen Lutherus, der zwar nicht aus unmittelbarer Inspiration, doch unter besonderem Beistand des heiliges Geistes gearbeitet habe. Hier spricht Goeze ganz vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, als Ganzes unantastbare Bibelwerk des Reformators, von dem modische Witzlinge die Hand lassen möchten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegossen worden sei. Der „vollkühne Giesische Schriftverderber" wird darauf derb abgefertigt von einem sehr bibelfesten Diener am Wort, der sein Lutherisches „Selig sind, die da Leid tragen" nicht vertauschen wollte gegen das neue Gewäsch „Wol denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen", das „Himmelreich" nicht gegen die „Religionssocietät", das „Hosiannah in der Höhe" nicht gegen den Toast „Er lebe! er lebe" („Mich wundert, daß er

nicht Vivat! Vivat hoch! übersetzet hat"). Ihm mußte die neu entdeckte „Grazie" Jesu viel ärgerlicher sein als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock getadelte dichterische Vorstellung des jünglinghaften Jesus oder der Herrnhuter Cultus des Bruder Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Bahrdts „täppisches Modernisiren", Bahrdts „galante Bibel" verdiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre z. Th. erbärmlich schönen Geister" zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu ernst, indem er ihn zornig nicht bloß mit dem „groben Irrgeist" Damm, sondern auch mit den alten Socinianern zusammenspannt, Bahrdts kirchengeschichtliche Irrgänge eingehend verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer straft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in gerechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß in den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Consequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen den Wertheimer Schmidt ruft Goeze die Häupter der Christenheit auf gegen den „allerverwegensten Falsarium, dergleichen noch nie in der Kirche aufgestanden", wie „sie ehemals die Verwegenheit des Wertheimischen Übersetzers zu dämpfen, nöthig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein, mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doctor, Professor und Prediger war." Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spuckte aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein verwegener Bootsknecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteten, sondern auch den von Basedow her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens" stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe Hendekasyllaben 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen tauften.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder in dem Hannoveraner Julius Gustav Alberti, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich lang an

einem Strange ziehen konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistliches Duell, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwälende oder offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhetzung durch Artikel und Scharteken aus, aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene und Unberufene warfen ihr Urtheil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wolbeleibte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und zu Zeiten auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedow einzustimmen; keineswegs ein lieberlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse, der ein Spielchen nicht für Sünde hielt, in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie vergaß, und zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Possen trieb. Seinen losen Mund ließ Alberti, dem einmal auch Klopstocks Freundschaft verloren ging, unvorsichtig laufen, und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satyrspiel zum kirchlichen Kampf gegen den Hauptpastor. Wenn er, ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des Hamburgischen Bußgebetes parodirte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene Bußgebet aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung" aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch,

als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen, der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wol aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geiste dictirten Gebetes. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes", eine gesinnungstüchtige, aber schriftstellerisch schwache „Freymüthige Prüfung", worin er zur Duldung und Milde mahnte und betonte, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und frönte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „alten bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen". Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann".

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästersucht sowie durch Reclame für aufklärerische Schriften „Vom falschen

Religionseifer" herausforderte und, paulinisch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geschrei laßt ferne von euch sein", mit dem Zeigefinger auf Goeze hindeutete, als er an der Hand Semlers Wesentliches und Unwesentliches in der Bibel schied und Köhlerglauben sammt Verfolgungsgeist aus der Kirche wies, da erfuhr er einmal über das andre, daß dem Feinde Goezes „der Ketzer am Halse sitzt, ehe man sich's versieht". Goezes „Predigt von dem wahren und falschen Frieden" griff weit zurück in die Zeiten des unvergessenen Wagner, seines gottseligen Vorfahren im Seniorate; sie führte wiederum den Basedowschen Hagelschlag vorüber und schwor auf die apostolische Berufung „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi." Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geist beruhe im rechten alleinigen Glauben, und die nichtorthodoxen Prediger, mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformirten als unsre protestantischen Glaubensbrüder, seien Wölfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul stopfen." Daß Alberti gar, in einer auch Lessing wenig anmuthenden Weise, wie einst die Reimarisch-Basedowsche Partei den alten Katechismus bei Seite schieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Gespräch über die Religion", schlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt und nicht warm, bemüht den nöthigen Schein der Orthodoxie zu wahren und sich doch an Trinität und Gottheit Jesu schweigsam vorbeizuschleichen, mußte einen herzhaften Orthodoxen in Harnisch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!" rief Goeze seinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die gute alte Lehre verfocht gegen eine gewisse neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann sagte: heut hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsschreiben" an Goeze, welcher „des Herren Kriege führet", aber auch an Alberti, eine „Gewissensrüge für den Sünder", der Goeze den händelsüchtigsten Mann in der ganzen Christenheit schalt, eine offene „Frage" an verkappte Feinde Albertis, ernste Bedenken, Prüfungen Albertischer Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von prophetischen Warnungen des sel. Gottesmannes und lauteren Katecheten Wagner vor dem Neuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergossen sich in wüstem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimüthiger Satz, lieber wolle er in zwanzig Lehrpunkten irren als durch seinen Lebenswandel ein einziges

Laster predigen, löste dem Privatklatsch vollends die Zunge. Das galt als äußerste Verwegenheit eines antichristlichen Wütherichs und reizte gelehrige Jünger, im Tone des Meisters einen siechen Mann zeternd an das letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Grausamkeit der Goezischen Secte gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben ihrerseits Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont.

Im Streit über das Bußgebet warf sich Lessing schalkhaft gegen Alberti zum „distinguirenden" Vertheidiger des Segens und des Fluches auf und schrieb, um die Wette zu gewinnen, rasch ein humoristisches Meisterstück im Stil seines geliebten Sterne, das in ein paar Exemplaren gedruckt wurde, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nacherzählung des Anlasses bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt." Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Korporal Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten French dog! Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund, und Trim giebt einen zweiten Penny, er giebt einen dritten, vierten, endlich die ganze Baarschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt, und sagt jedesmal sein French dog! Das letzte Mal leise, mit thränendem Auge. So erzählt Shandy zu Hause, und Yorick sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jedes liebenswerthe Individuum aus dieser Nation liebt. Darauf schreibt Yorick seine Predigt über zwei Texte, voll Laune und Humanität, Scharfsinn und Güte; ihr Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenminsch" griff Claudius, schelmisch im Ton, ernsthaft in der Sache, gegen Goeze ein: die knechtischen Straf- und Teufelslehren möchten nur wegbleiben, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelste und kräftigste Trank aus der Quelle, ohne den Unrath am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St. Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbecker Boten" den

ihm angesonnenen Pasquillantengang nicht thun, vielmehr gerieth 1772 eine daselbst veröffentlichte Correspondenz zwischen dem Druckherrn Bode und dem allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vortheil des Hauptpastors. Sein „Text", eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb confiscirt. Der Senat, des langen Haders müde, beobachtete allen beweglichen Klagen Goezes zum Trotz die Politik des Schweigens. Und Alberti that seinem Amtsbruder vor der Welt den größten Tort, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grabe gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Todten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinah während die Glocken zu Albertis Begräbnis läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, aber sein Gift fraß fort an den Seelen.

Tantaene animis caelestibus irae? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Todtenrichter; ja, wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anklagenden Mythus, daß Goezes wüthige Kanzelrede eine tödtliche Wirkung in die Ferne hauchen könne. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!" wurde geraunt und gerufen, obwol Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie Alberti ohne Farbe zu bekennen freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verclausulirte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Basedowischen Irrsale" nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als häßliche Kundgebungen, bis in die Gotteshäuser hinein, und journalistische Katzbalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bewiesen: daß Goeze eben noch der alte war, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici das zweite Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, ja selbst mit seinem duldsameren Bruder, dem Quedlinburger Hofdiaconus, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor

Sturm, wegen leichter aufklärerischer Wallungen in Schrift und Rede, vor seinen Stuhl forderte. Die alten Bahrdtschen Witze („Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine ‚Betrachtungen‘ sind keine norma fidei") hatten ihn nicht angefochten, die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erst in der allerletzten Zeit seines kriegerischen Erdenlaufes macht sich hie und da eine Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freisinnige, vom Ruf verklärte Geistliche zu Tode gepredigt haben sollte, wie die landläufige Formel lautete, reimten schon bei Lebzeiten anonyme Spötter die schnödesten Epicedien. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf seine Bahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Goeckingks „Grabschrift auf den orthodoxen ***"

> Der Papst H[ammonia]s liegt unter diesem Stein.
> Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
> So wenig als den Ketzer A[lberti] leiden.
> Giebt Gott ihm keinen Himmel allein,
> So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging seit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Kl. Schmidtschen Titel nicht mehr los. Er selbst hängte die Grabschrift niedriger, indem er sie im „Reichspostreuter" mit Ergänzung der Namen aus dem Musenalmanach abdruckte und vor Ärgernis warnend ironisch sagte, es werde ihn freuen im Himmel auch Sokrates und Alberti zu finden, endlich aber mit Lutherischen Wendungen erklärte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabst, sondern Diener des göttlichen Wortes in Hamburg, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich diese läppische Grabschrift fast gern und frölich gelesen habe, doch aber die Versündigung beklage, deren sich der Verfasser, die Herausgeber und der Verleger damit schuldig gemacht haben. Es thut mir sanft auf der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß meine Feinde, Verfolger und Lästerer nichts anders, als solche handgreifliche Lügen von mir auszusprengen wissen. Gott bekehre sie". Immer von neuem bemächtigte sich die Caricatur seiner als eines Typus, im Süden wie im protestantischen Norden. Dort travestirte ihn Blumauers niedriger Witz als den Pfaffen, der die Weihrede über das unheilschwangre trojanische Pferd spricht; hier mußte er in Nicolais „Nothanker" 1773 als Ehren-Stauzius am Pranger stehn, und mit über-

hitztem satirischem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück seiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben" ein Gericht über „Die Schafpelze", sicherlich zur lebhaften Genugthuung Vossens, der als Candidat auch dem Ehren-Goeze hatte hofiren müssen. „Zu Katharinens Kirche laß uns gehn", so fordert der Graf seinen Begleiter auf; der aber wendet sich mit Grausen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Entrüstung vor:

„Kennst du den argen Pfaffen nicht?
Den Gözen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelchs,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt,
Und wütend angebrüllet, bis zulezt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern schwindend starb.
Wie strömts ihm von der Quelle wenn er fleht:
Herr schütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nazionen welche dich
Nicht kennen!" So? ist das der Ehrenmann,
Der wo ein Leuchter der Gemeinen stralt,
Die Brandklock Zions läutend, Feuer! ruft?
Nun denn, zur Lieben Frauen laß uns gehn!

In diesem Licht erblickte selbst ein norddeutscher Adeliger von angestammter Frömmigkeit den unermüdlichen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; aber die heiße Fehde mit Lessing konnte weder Goezes Streitlust brechen, noch seinen alten Ruf als orthodoxer Klopffechter und allzeit fertiger Correspondent „von Todesstunden und jüngstem Gericht" verschlimmern. Sie hat ihn unsterblich gemacht. Er ist ein Typus der crassesten und verfolgungssüchtigsten Orthodoxie, sein Name, wie Gervinus sagt, ein Schandname geworden, und ein solches durch Misbrauch der großen „Anti-Goezen" auch den flachsten Freigeistern eingeprägtes Urtheil mag unausrottbar sein; es mag, eben weil der vorlängst Begrabene nicht als Individuum, sondern als Repräsentant einer verhaßten bildungsfeindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Eingeweihteren nur in den vernichtenden Streitschriften

des Meisters aller deutschen Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuchs einer „Rettung" spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne in Fragen, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschlag zu wahren. Es ist gar zu wolfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des gewaltigsten voran, ins Grab zu rufen; aber es war andererseits ein Irrthum, wenn der hochverdiente Röpe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu plaidiren, den verlorenen Proceß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Lutherthum hat abgehauft.

Mitte December 1777, in den reactionären „Freiwilligen Beiträgen" Hamburgs (Nr. 55 f.), die damals noch Canonicus Ziegra leitete und die nach seinem im nächsten Januar erfolgten Tode bald erloschen, eröffnete Goeze das Feuer. An Evas Sterbelager empfing Lessing die beiden Zeitungsblätter, und er dankte Eschenburg für die Abschriften mit der prophetischen Anmerkung, diese Materien seien die einzigen, die ihn zerstreuen könnten (7. Januar). Goezes zweiter Artikel (Nr. 61—63) erschien Ende Januar. Sechs weitere kamen erst unmittelbar vor Ostern dazu in der Anklageschrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Leßings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift." So heftig, wie dieser bloße Titel anzeigt, hatte Goeze nicht von Anfang an geblasen, als er seine Herde vor den Fragmenten und den Gegensätzen des „Herrn Herausgebers" — Lessings Name bleibt ungenannt — warnte; aber daß seinem in Religionshändeln geschärften Blick von vornherein der Beiträger ungleich gefährlicher schien als der Fragmentist, tritt schon klar genug zu Tage. Ein paar kräftige Schlußzeilen nur sind den Lästerungen des Verfassers gewidmet, die den verstockten Juden noch bessere Dienste thun würden als ihre feindseligen Toldos Jeschu, und dessen schwarze, stumpfe Seele die Jünger zu den ärgsten Verbrechern und Lügnern stemple. „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müste, daß von der Ausbreitung dieser

boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen, und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze, die Rechenschaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas bessers liefern möge, als Gift und Ärgernisse". Und im zweiten Artikel überläßt er in riesigen Auszügen dem unbekannten vortrefflichen Vertheidiger, Reß, die Widerlegung der höllischen Beschuldigungen, „wodurch der Verfasser den Matthäus zum ärgsten und dummsten Lügner, die Apostel zu den ärgsten Bösewichtern und Betrügern macht", mit der lauten Herausforderung: nun müsse Herr Lessing, da er sich zum Pflegevater der hinterlassenen Misgeburt aufgeworfen, entweder die im Fragment gerügten Widersprüche aufrecht erhalten oder stillschweigend das Bekenntnis der Scham ablegen, er habe die Fragmente überschätzt und die Früchte der Finsternis mit Unrecht aus dem Dunkel gezogen. Ein Ausblick auf „jenen Tag" darf bei Goeze natürlich nicht fehlen. Aber wie Goeze im dritten Stück den belobten Behn nur kurz zu Worte kommen läßt, um seinerseits die „Chikaneurs", die „temerarii litigatores, auf deutsch: frevelhafte Zänker" Lessing, Semler, Bahrdt wegen ihrer Bibelkritik zu berennen, so mußte er schon vorher in der schwarzen Zeitung, wo er hinter Reß' A und B zurücktrat, das Geständnis ablegen, er habe die Gegensätze Lessings mit viel größerer Betrübnis gelesen als die frech und grob lästernden Fragmente. Goeze schwört auf das Schriftideal. Sein Bekenntnis lautet: „daß die Evangelisten in jedem Worte untrüglich gewesen", seine Losung: „das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben". Von der vollen Eingebung des heiligen Geistes läßt er kein Jota streichen, und seine innerste Überzeugung liegt in dem Lutherischen Motto besiegelt: „Darum heißt es rund und rein, ganz und alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Die heilige Schrift läßt sich nicht trennen oder theilen, daß sie ein Stück sollte wahrhaftig, und das andere falsch lehren und glauben lassen." So hatte Calov und seine Wittenberger Schule gelehrt, die Schrift sei von Irrthümern und Fehlern jeder Art, auch topographischen, physikalischen, stilistischen, völlig frei, ein heiliges Dictat, zu dem die Schreiber nur die Hand geliehen.

Auf diesem Standpunkt] gab es kein Vertragen mit den Neuerern, die Wesentliches und Unwesentliches, Lehre und Geschichte im Gotteswort schieden. Keinen einzigen Satz Lessings will und kann Goeze einräumen. Sagt Lessing „Der Buchstabe ist nicht der Geist", so betheuert Goeze das gerade Gegentheil „Der Buchstabe ist der Geist, und die Bibel ist die Religion", womit natürlich alle Folgerungen Lessings zu Boden fallen. Also sind Einwürfe gegen den Buchstaben eben auch Einwürfe gegen den Geist, wie Einwürfe gegen die Landesordnung zugleich Einwürfe gegen die urkundliche Landesverfassung sind; ein schiefer Vergleich, der erste, den Goeze im Wetteifer mit der verhaßten Bildersprache aufbringt, ihm aber besonders lieb, weil er erst leise, dann unverblümt, ja unter ausdrücklicher Anwendung auf die Braunschweigischen Herrschaftsrechte, zu Winken an die Obrigkeit benutzt werden konnte. Ihm sind die inspirirten Apostel wie die Schreiber einer Verfassungsurkunde, sie dürfen schlechterdings nichts Unrichtiges aus ihrem eigenen Hirn einfließen lassen, darum enthält auch die Bibel nicht mehr als zur Religion gehört, keinen minder unfehlbaren Überschuß. Ebenso kann Goeze zwar einräumen, was selbst die äußerste Wittenberger Orthodoxie schon willig zugegeben hatte, daß nämlich das Christenthum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel da war und daß eine sehr beträchtliche Zeit bis zum Abschluß des ganzen Kanons verlief, aber „unsere Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften", denn die mündlichen Lehren und die Thaten Jesu und der Apostel können wir nur aus ihnen wissen. Dieser Lutheraner wehrt sich mit Händen und Füßen gegen eine historische Entwicklung des Christenthums ohne Schrift und wittert, ohne es ausdrücklich zu sagen, in Lessings kühnen Sätzen über den vor der Schrift und bei Verlust der Schrift gesicherten Bestand des Christenthums einen gefahrdrohenden Kryptokatholicismus; wie denn seit der Romantik wirklich, z. B. noch von Clemens Brentano, eifrige Versuche gemacht werden sollten, Lessings dem engen Schriftprincip des Lutherthums widerstrebende Behauptungen als Wasser auf die römische Mühle der Tradition zu treiben. Goezen ist in der ganzen Bibelsperre vom neunten bis ins fünfzehnte Jahrhundert die christliche Religion des großen Haufens nur ein verwandeltes Heidenthum. Ihm fällt — und man sieht, wie alles was er

in seinem felsenfesten Glauben an das geoffenbarte Bibelwort sagt, sich immer um dieselbe Achse dreht — ihm fällt innere Wahrheit und Überlieferung schlechthin zusammen, und Lessings vermeinte Rettung durch die von der Schrift gelöste innere Wahrheit ist für Goeze nur ein Strohschild gegen die feurigen Pfeile der Fragmente. Er sah richtig, daß Lessing einen „Plan" hatte, wenn er seinen Ungenannten trotz alledem mehr deckte als durch Gegensätze schwächte, daß Lessing die Herausgabe nichts weniger als aus bibliothekarischem Pflichteifer oder gar aus apologetischer Absicht vollzog, daß Lessing geschickt mit allerlei Gedanken hinter dem Berge hielt, und er wollte nicht sowol erforschen, was Lessing über das Christenthum behaupte, als was er vom Christenthum glaube. Er las die beiden Schriften gegen Schumann und drängte, mit Wittenberg vereint, Lessing möge das Visier lüften, die Blätter verläugnen oder auf sich nehmen; denn da stand ja, wenigstens für Goeze, in einem hypothetischen Satzgeflecht zu lesen, daß des Verfassers ganze Vernunft sich gegen die Gottheit Jesu sträube! Er ist entsetzt. Als er aber im „Testament Johannis" den ironischen Satz über ein gewisses dumpf gewordenes Salz der Erde, will sagen die Orthodoxie, las, da wurde er grob und trumpfte Lessings Wort, dies Salz schwöre jetzt auf das Evangelium Johannis, mit unholden Gegengeschenken von Meineiden der Bankbrüchigen und Arsenik ab. Lessings Friedenswunsch, das Testament Johannis möge vereinigen, was das Evangelium Johannis trenne, ist ihm ein neues gotteslästerliches Zeichen, denn Johannes schrieb sein Evangelium aus unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes, und wie kann der wahre Gott die Christen trennen?

Bald fällt ihm auch die „Duplik" in die Hände, und, mit Lessings Namen ausgestattet, gießt sie Oel in Goezes Feuer. Jetzt wirft er dem Ehmalsgeliebten die allergrößeste Leichtsinnigkeit, den blauen Dunst seines Theaterwitzes und seiner zweideutigen Bilder, das Verfahren eines schlechten Sachwalters gegen den lieben Nachbar vor, spannt Lessing ohne weiteres mit „seinem, ihm so ehrwürdigen Fragmentenschreiber" zusammen und ruft: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt! sagt der, der an jenem Tage den Ungenannten, Hrn. L., mich und uns alle richten wird." Er schreit und überschreit sich, aufs Äußerste gereizt durch Lessings Hartnädigkeit

gegen Reß und die Drohung der „Duplik“, die Herren möchten auf der Hut sein sich nicht ganz lächerlich zu machen, wenn man endlich erführe, wer der ehrliche und unbescholtene Mann sei, über den man so christmilde gespottet, wer der unstreitige Gelehrte sei, den man so gern zum unwissenden und muthwilligen Laffen erniedrigt hätte. Also hatte Lessing mit dem Gerede über den Wertheimer nur gespielt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen? Man begreift die Aufregung: der Fragmentist sollte nun gar ein Muster von Tugend und Weisheit sein! er, dessen Auferstehungsfragment doch eine neue Auflage von Wagenseils „Feurigen Teufelsgeschossen“ eröffnen müßte! der mehr als jüdische Verleumder des Erlösers! Goeze will Lessing geradezu mit diesen grimmigen Anfällen reizen, daß er, ihn lächerlich zu machen, den Verfasser nenne. An Lessing selbst aber richtet er, um ihn, wie er sagt, des Papillonfluges müde bei einem Punkt festzuhalten, die Gewissensfrage: ob er die von Matthäus erzählte Geschichte der Grabwache u. s. w. für wahr halte? Kaum hat er „diese demüthigen Bitten“, die reine Bahn schaffen sollten, formulirt, so wird ihm der Hamburgische Correspondent auf die Stube gebracht, und er liest, daß in der Bohnschen Buchhandlung unter den Neuigkeiten der Ostermesse Lessingsche Schriften gegen ihn aufliegen. Auch Goeze erfaßt in seiner Polemik die dramatischen Momente, und wer seinen Stil mit Verachtung straft, der kennt ihn nicht; es fehlt dieser Rede keineswegs an Lebendigkeit und Steigerung. Hier giebt sich der Hauptpastor, nachdem er im Allgemeinen die bittersten Angriffe Lessings gleich den Lästerungen der Dippel und Edelmann für Ehrentitel eines rechtschaffenen Theologen erklärt hat, die Miene hochgemuther Gleichgiltigkeit: vor dem Feste sei wichtigeres zu thun, meint er und wiederholt das in der Vorrede; nach den Feiertagen solle ihn eine müßige Stunde belehren, ob es der Mühe werth sei sich weiter einzulassen. Aber er hat doch wol dem streitlustigen Kitzel nachgegeben und die Bogen ungesäumt durchflogen, denn, abgesehen von der Parenthese vorn „so weit ich solche gelesen habe“, schmeckt der Epilog mit seinen Vermuthungen über Lessings Ton, Lessings wahrscheinliche Rache für die Mahnung an die Todesstunde, Lessings theologische Ohnmacht nach der Quelle. Noch einmal schüttet er die sattsam aufgetischten Proteste gegen die „Zusätze“ und die „Duplik“ aus und ruft: Christen! laßt

euch nicht verführen. Herrn Lessing wird die bestimmte unbildliche Erklärung abgefordert, was er unter christlicher Religion begreife und was in der Bibel göttlich oder menschlich sei. „Christen!" ruft er, als stehe er schon zur Osterpredigt auf St. Katharinen-Kanzel, „werdet ihr euch eure euch von Gott gegebene Bibel von Herrn Lessing abnehmen lassen? Eine schlechte Komödie kann er abwürdigen, aber an unsrer Bibel muß er anlaufen und zu Schanden werden." So ist Goeze eigentlich mit dem Gegner fertig, ohne dessen Libelle der Einsicht zu würdigen, denn er behauptet — und wieder bricht der Ärger über jene Stelle im „Testament Johannis" durch —, Lessings Salz sei nach der „Emilia Galotti" etwas dumpf geworden. Ja, er greift in der Fußnote bis zur alten „Rettung" des Lemnius zurück. In Poesie und schönen Wissenschaften läßt er ihn gelten, ein Bewunderer des „Laokoon", der „Antiquarischen Briefe", „vornehmlich aber seines unnachahmlichen Meisterstückes, der Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet", doch der Übergang ins Feld der Philosophie und Theologie ist ihm wahre μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, die Herausgabe der Fragmente das Grab des Lessingschen Ruhmes. Doppelte Klage wird in der den Titel erläuternden Vorrede erhoben: über die mittelbaren Angriffe auf Christenthum und Bibel durch den Druck der Fragmente und die „Advocatur des Verfassers derselben", über die unmittelbaren durch die beigefügten Scheingründe, besonders den Rath, die Wahrheit der christlichen Religion auf das bloße possidemus quia possidemus zu gründen. Es lag ja nahe, und diese gefährlichste Consequenz ist auch von Goeze, wenngleich nur flüchtig, anderswo gezogen worden, zu fragen, ob nicht der Muhammedaner denselben Beweis des siegreichen und fortwirkenden Bestandes, ohne Alkoran und die historischen Wunder des Propheten, für den Islam beanspruchen könnte. Goeze mußte den Läugner des Beweises vom Geist und der Kraft viel ärger fürchten als den ungenannten Offenbarungshasser. Er redet Lessing um seines ewigen Heils willen ins Gewissen, das innere Zeugnis des heiligen Geistes durch die Kraft der Schrift reiflich zu erwägen. Er verweist ihm die „Theaterlogik", die Überraschung der Phantasie durch das beständige Spiel mit Gleichnissen, Instanzen und Antithesen, die Blendung blöder Augen durch „Sophismen, Equivocen und Fallacien", und verspricht seinen Lesern, zum Spaß Lessings Bilder nach

dem Alphabet in ein Regiment zu sammeln, damit diese irregulären Truppen und Marodeurs vor dem gesunden Menschenverstande Spießruthen liefen. So geladen ist diese, vom 7. April datirte, Vorrede, so oft nimmt sie, keine Wiederholung scheuend, einen neuen Anlauf gegen den „Chineser", der sich allein zwei Augen, dem Ungenannten eines, allen andersgläubigen Maulwürfen gar keines zutraue, daß niemand Goezes Bedenken, ob er für den Verirrten nur desto herzlicher beten oder auch „nach dem Feste" auf die ihm besonders geltenden Schriften erwidern solle, ernst nehmen kann. Goeze durfte nach seiner ganzen Vergangenheit und nach seiner tiefgefühlten Berufung nicht „ohne Nachtheil der Wahrheit" schweigen.

Die Hand auf seine blutende Wunde pressend, hatte Lessing zur „Zerstreuung" im Januar die Antwort auf Goezes ersten Zeitungsartikel entworfen, die sich nach der zweiten Reihe zu dem Ostergeschenk abrundete: „Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg." „Friedliche Blätter" dürfen die beiden ersten Stücke wol heißen, wenn man sie an dem dritten und seinen enggeschlossen andringenden Nachfolgern mißt. Aufrichtige Erinnerung an den vortheilhaften Verkehr in Hamburg, ironischer Dank für die neue Verbindlichkeit, daß Goezes Wächterstimme noch den Namen Lessings habe verschonen wollen, kühle Ablehnung einer freundschaftlichen Titulatur ergeben die Anrede „Ehrwürdiger Mann", die allmälig in einen schneidenden Gegensatz zu dem Stoff und Ton dieser Unterhaltung tritt. Eine Parabel macht den Schluß aller religiösen Botschaften Lessings, eine Parabel — „nicht das Schlechteste, was ich geschrieben" — den Anfang seiner langwierigen Händel mit Goeze. Die christliche Religion, die in der Bibel als Vaterhaus, in der Lutherischen Kampf- und Erbauungslitteratur so gern als Burg angeschaut wird, erscheint hier als Königspalast von unermeßlichem Umfang und sonderbarer, allen Regeln der Architektur widersprechender, doch gefälliger, zweckmäßiger Bauart, innen überall licht und zusammenhängend, außen befremdlich durch die wenigen, zerstreuten, mannigfaltigen Fenster und die vielen Thore. Geistreich erklärt Lessing die Helle der vornehmsten Gemächer aus dem Oberlicht, das in sie fällt, und seine so durchsichtige Construction, daß statt eines Portals auf

jeder Façade die zahlreichen kleinen Pforten den kürzesten Weg für alle Bedürftigen öffnen, trifft unbewußt mit dem weisen Sofi zusammen, der die Frage des persischen Sultans, welche der vier Secten des Islam auf der rechten Bahn wandle, dahin beantwortet:

> Du thronest hier in einem Saal,
> Zu dem geöffnet sind vier Thüren,
> Und deinen Thron sieht allzumal,
> Wen du durch eine lässest führen.

Nun stellt Lessing mit überaus feinen Streiflichtern die Spaltungen im Christenthum als Zwistigkeiten vermeinter Kenner über alte Grundrisse des Palastes dar und erzählt, wie die große Mehrheit nur noch ihre verschiedenen Grundrisse, nicht mehr den Palast mit all seiner gütigen, segensreichen Weisheit anschaute, sich aus den alten Plänen neue nach Belieben zusammensetzte, die Wenigen aber, die am Palaste selbst ihr Genügen hatten und einmal einen solchen Grundriß beleuchteten, für Mordbrenner nicht der Grundrisse, sondern eben des Palastes ausschrie. Der Wächter ruft: Feuer im Palast! Sofort läuft jeder — nach Hause, seinen Grundriß zu retten. Der Palast aber stand gar nicht in Flammen, die Feuersbrunst war ein Nordlicht. Die Anwendung auf den Fragmentenstreit ergiebt sich von selbst, doch der Sinn der Parabel hat einen die ganze christliche Kirche, ja alle Religion umspannenden Gesichtskreis. So weitet Lessing den Horizont und ruft, unbekümmert um alles Pochen und Schwören auf Grundrisse, sein „Tretet ein", bevor er den ersten Spruch gegen Goeze thut, der vor anderen den Grundriß schwang.

„Ein andres ist ein Pastor, ein andres ein Bibliothekar", der eine ähnelt dem Schäfer, der zweite dem Kräuterkenner. Mit diesem witzigen Vergleich deckt Lessing Recht und Pflicht der Herausgabe jener sehr unchristlichen Fragmente nach dem sehr christlichen Berengar. Er will alles lieber als Stockung im Christenthum und erklärt die christlichen Secten nur für Phasen. Seine Bitte aber geht dahin, Goeze möge im nächsten Stück der „Freiwilligen Beiträge" die Entstellung zurücknehmen: Lessing habe die Einwürfe gegen die Bibel für schlechterdings unbeantwortbar erklärt, was zu sagen er sich allerdings gehütet, Goeze jedoch in der Hitze des Gefechts und immer mit der Alternative, Alles oder Nichts, ihm zuschob. Hatte die Parabel die rechthaberische

selbstsüchtige Systemtheologie und die frommgläubigen Gottesverehrer, hatte die Bitte zwischen einem jener Palastwächter und einem freien Laien unterschieden, so liegt der Schwerpunkt des Absagungsschreibens in der Charakteristik des wahren und des falschen Lutherthums. Was konnte Lessing, wenn er nun die Stimme gemäß der gesteigerten Tonart des Pastors höher erhob, dem Gegner Schlimmeres anthun, als seine Ansprüche, der treue Eckart und Reichsverweser des wahren Lutherthums zu sein, vernichten? Mit Keulenschlägen traf er die Spätlinge einer mehr als Lutherischen Orthodoxie. Goeze trotzte auf das erstarrte Glaubensprincip „Alles oder Nichts"; Lessing nahm sich, da der Hauptpastor unermüdlich über Ärgernis schrie, das tapfere Wort des freien Reformators zur Losung „Ärgernis hin! Ärgernis her!" Treu seiner Scheidung zwischen Buchstaben und Geist und seiner Gewißheit, daß wie alles in der Welt, so auch die christliche Religion, ohne Stillstand und trotz allen Versuchen sie zurückzuschrauben, sich fort bewege und weiter entwickle, rief er Luthers Geist auf gegen das Wittenbergsche Schulsystem und seine Compendien und deutete in der berühmten pathetischen Stelle schon über Luther und Christus das Evangelium einer neuen Aera an: „Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, aber wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!" Solche Worte haben alle angefeuert, welche seither dem Protestantismus im Sinne der freien Forschung und der vorwärts schreitenden Bewegung dienten. Den Lutherischen Pastoren, die als Päpstchen dem Forschen und der Mittheilung des Erforschten Halt gebieten wollen, zieht Lessing den Einen Papst vor. Da er den Reformator als eine geschichtliche Figur ansah, groß aber doch durch sein Jahrhundert bestimmt wie jeder Mensch, so scheute er sich nicht den höhnischen Wendungen über Wittenberger Orthodoxie kühne und kaum durchweg zutreffende Gedanken über Luthers Bibelwerk und Schriftideal beizufügen, die noch unholder das Ohr der Epigonen berührten, und in wichtigen Fragen den Katholiken entgegenzukommen.

Es war nur eine rhetorische Figur, daß er Goezen in der Absagung fragte, ob nicht dieser Strauß der erste und letzte bleiben sollte. — „Ich schreibe auch", lautete das Valet. Und Lessing schrieb zuvörderst seine dem Inhalte nach gewichtigsten antigoezischen Blätter, die, weil Goeze ein paarmal von den zuversichtlichen Axiomen des Gegners ironisch gesprochen hatte, den Titel führen: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt." Es sind die bekannten Gegensätze in veränderter Ordnung mit Belegen, Verstärkungen, Erklärungen, polemischen Excursen, von dem Satz an „Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört" bis zum letzten Schluß über das Verhältnis der inneren Wahrheit und der schriftlichen Überlieferung. All diese Fundamentalartikel, an denen Goeze umsonst rüttelte, vertritt Lessing in maßvollem, Punkt für Punkt erörterndem Vortrag; nur eine Frage, die: ob denn die Religion vor der Offenbarung gewesen sei, lehnt er als windschief und bloße Störung ab. Sonst bleibt kein Vorwurf und keine Frage unbeachtet. Lessing hat Goezes Artikel neben seinen Schreibblättern liegen und schaut nach jedem Absatz wieder hinein. In der „Duplik" und in einem besondern Entwurf macht er sich den Spaß, die Citate aus Goeze zu einer neuen Gesprächsgattung zu verwenden, dem Kanzelbialog, wo der Eine wie eine aufgezogene Uhr abläuft, ohne dem Andern im geringsten zuzuhören. Aber auch hier ist Lessings Ton ein sachlicher. Er, der nur als freier Liebhaber der Theologie und armer Laie auftritt, gebietet über seine reichen patristischen Kenntnisse und führt den Zunfttheologen durch den Beweis ab, daß in der alten Zeit der Wunder und Erleuchtungen das Verlangen nach der Schrift zum Glauben, den der Bischof forderte, sogar für ein Verbrechen galt, da die Schrift als Bestätigung, nicht als Quelle des Glaubens diente. Er präcisirt seinen angefochtenen Satz „Christenthum ohne Bücher" durch die selbstverständliche Einschränkung „nicht ohne den Inhalt dieser Bücher" und tritt von neuem für die Kraft mündlicher Überlieferung ein, mag er auch damit den Katholiken näher rücken als der Mehrheit unter den Protestanten, deren Schriftprincip schließlich den Spott erfährt, demnach scheine zum Christenthum das Lesenkönnen so nöthig wie die Taufe. Wolverstanden, Lessing ist nicht so parador, die erhaltende und befestigende Macht der Schrift, die später Kant so stark betonte, zu

läugnen; nur ihre alleinige Geltung gegenüber der Fortpflanzung von Mund zu Mund, den Symbolen, der Aufbewahrung durch secundäre Bücher im Falle des Verlustes will er brechen, Bibel- und Dogmenstudium des Gottesgelehrten, kurz Theologie nicht für Religion nehmen, dem Gefühl des frommen, aber theologisch unbeschlagenen Laien die Beruhigung des christlichen Lehrbegriffes wahren, eine Wirkung durch achtzehn Jahrhunderte nicht an ein Buch fesseln. Die Frage, ob ohne Abfassung und Erhaltung der neutestamentlichen Bücher eine Spur von Jesu Thaten und Lehren in der Welt übrig geblieben wäre, war von Goeze unumwunden verneint worden. Nun wallt Lessings Empörung über: „Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe?" Da Lessing selbst immer ein Freund war von Geschichten, gut erzählt, wie sein Sultan, so illustrirt er die Folge der Axiome über die Unabhängigkeit der Religion vom Buchstaben mit einer episch-parabolischen Fiction, die ihm durch den patriarchalischen Christenstaat der „Insel Felsenburg" und ähnliche Dichtwerke nahe gelegt sein möchte. Ein hessischer Feldprediger wird an eine Insel verschlagen und findet da ein frohes Völkchen, Abkömmlinge einer vor hundert Jahren gestrandeten Predigerfamilie, deren einziger Bücherschatz nach dem Schiffbruch in Luthers Katechismus bestand. Seitdem ist der Katechismus aufgebraucht bis auf den Einband, aber die Guten reden lutherisch, glauben lutherisch, und für sie, die nicht lesen können, steht noch immer alles zwischen den Deckeln — „unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo." Diese Leutchen können für Goeze keine Christen sein, für Lessing sind sie es. Man bemerke wol, daß unser Geschichtchen zugleich auf die langathmigen Beschwerden des Offenbarungsfragments über blöden Köhlerglauben und papageienmäßiges Nachsprechen irgend eines auswendig gelernten Katechismus

antwortet. In demselben Jahrzehnt, wo neue Propheten erstanden und Faust vor dem kindgläubigen Gretchen Schall und Rauch des Namens in den Wind schlug, denn „Gefühl ist alles", hat Lessing, der kein Prophet und kein Schwarmgeist war, eben das auf seine Weise gesagt, was der Sturm und Drang der Empfindung den vernünftigen Aufklärern entgegensprudelte: der fühlende Christ bedarf nicht theologischer Hypothesen und Beweise. Sein Liebling unter den Kirchenvätern, Irenäus, hat es schon gewußt, daß die Religion ohne unmittelbaren Bibelgebrauch bestehe: cui assentiunt multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Darauf, nicht auf die Richtigkeit aller Lessingschen Ausführungen über Copien, Drucke und Gebrauch der Bibel kommt es an, und die Umschwünge, die sich an Luthers Bibelwerk und Schriftprincip knüpften, Umschwünge, die Lessing nicht läugnen konnte, thun dem Axiom keinen Schaden: die Bibel ist nicht die Religion. Politisch erhält *Michaelis* in einem langen Citat das letzte Wort zur Bekräftigung, daß die christliche Religion nicht mit der Frage nach der göttlichen Eingebung des Testamentes stehe oder falle.

Mit den „Axiomata" hatte Lessing sich zur Genüge gründlich ausgesprochen und die Arme frei gemacht, um diesen Gegenstand *erst* in den Briefen an Walch wieder aufzunehmen. Nun kamen die persönlicheren Händel zum Austrag in dem Schwarm der elf „Anti-Goezen", denen endlich nach dem erzwungenen Abstrich am Dutzend die „Nöthige Antwort" und ihre Fortsetzung als die vierzehnte und fünfzehnte Schrift gegen einen und denselben Mann folgten. So *löste* Lessing, in der Lust des Zweikampfes Vergessenheit und frischen Muth suchend, das Wort ein, überschreien möge ihn der Pastor, überschreiben solle er ihn nicht. Auch das war lutherisch gesagt.

Die Reihe der „Anti-Goezen" hat, wie oft große und kleine Männer ihrem Stil und ihren Wendungen nachgegangen sind, ihresgleichen nicht in der deutschen Litteratur und findet in der gesammten ausländischen Polemik ein Seitenstück nur an Pascals Provinciales, welche inneren Gegensätze auch den Heiligen des Port-Royal und den freien Sohn der Aufklärungszeit von einander trennen. Hat Lessing an Pascal das Interesse genommen, das Kopf und Herz dieser großen

Individualität jedem Leser der Briefe und der Pensées mit dem ersten Satz abgewinnen? Hat er sich gefragt, was Bartholomäusnacht, Jansenismus, Widerruf des Edicts von Nantes für das französische Geistesleben bedeuteten? Wir wissen es nicht, und wenn für Lessing wenigstens die Lectüre des ersten Bandes von Gibbon's Geschichtswerk über Roms Niedergang bezeugt ist, ohne jeden urkundlichen Aufschluß, mit welchen Eindrücken er etwa das berühmte zweite Capitel über den glücklichen Religionsfrieden und die nur von Christen und Juden nicht getheilte Duldsamkeit unter den Antoninen gelesen hat, so fehlt selbst der bloße Name Pascals in allem, was aus Lessings Feder auf uns gelangt ist. Aber die Nachwelt hat in den Schriften großer Männer nur Bruchstücke ihrer geistigen Antheilnahme überkommen, und so zweifelhaft es sein mag, wie Lessing sich mit der Verbindung des schärfsten Denkens und des ergebensten Glaubens in Pascal abgefunden habe, vorbeigeeilt ist er auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Wißbegier an dem Franzosen sicherlich nicht und neuerdings wol durch Kleukers treffliche Übersetzung und Erläuterung der Pensées (1777), nicht zum ersten Mal, dem Einsamen genähert worden. Zwischen den Ausschreitungen des Unglaubens und dem Glauben aus Aberglauben sieht Pascal die wahren Christen. Er glaubt, er dürstet nach Gnade. Sein Geist, fähig auch das Fremdeste zu durchdringen, weicht vor keinem Problem zurück und berührt ohne Entrüstung mit klarem Blick die stärksten antichristlichen Behauptungen. Ihn können sie nicht beirren in der Gewißheit seines Gemüthes: das Herz, sagt er, hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt; das Herz fühlt Gott, nicht die Vernunft, denn was ist der Glaube? Gott ist dem Herzen fühlbar, nicht der Vernunft. Dieser mathematische Kopf, dies fromme Herz, dies der Tugend rein ergebene Gemüth unternimmt in den „Provinzialbriefen" den Kampf gegen die unsittliche Casuistik der Jesuiten; der Kranke führt ihn mit unerschöpflicher Productivität zu Ende. Keine Fäulnis läßt er im Verborgenen um sich fressen, keine Lüge weiterschleichen. Nirgend vermag ihn ein Machtspruch zurückzuschrecken, die beschworene Thatsache muß er mit eigenen Sinnen erhärtet finden, eh er sie für erwiesen nimmt, das Buch mit eigenen Augen gesehen haben, eh er glaubt, dies oder das stehe darin, und kein römisches Decret kann ihm Galileis Entdeckungen umstoßen. Er

zerfasert das sophistische Geflecht der Gegner, um sich auf den Schwingen des herzlichsten Pathos in den Aether der Liebe, der charité, welche die Seele und das Leben der christlichen Tugenden ist, zu erheben, nachdem seine Beredsamkeit allen Schlichen und Kniffen der Verhaßten nachgegangen ist. Wo er spottet und höhnt, blickt immer der ernste, unantastbare Mann durch. Sein Stil wirkt mit der größten Unmittelbarkeit durch das lebendigste Plaidoyer, das regste Gespräch, die dramatischsten Scenen. In seinem Munde wird die höfliche Anrede „Mein Vater" vernichtend, und die Frage des Erstaunens hat ein Sturzbad anaphorischer Zurufe „Ihr" „Ihr" „Ihr" im Gefolge. Bald jagt er die Feinde auf einen Haufen, bald treibt er sie auseinander, so daß die gröblichen Widersprüche dieser Leute von allen Seiten mistönig zu Gehör kommen, oder zeigt, wie im Handumdrehen was unlängst noch abscheulich hieß heute im Gewande der Unschuld einhergeht. Auch er liebt parabolische Einkleidung und entwirft ein Gemälde der Kirche frei nach dem Gleichnis vom Samariter, auch er kehrt gern bei den Kirchenvätern ein und labt sich im heißen Gefecht an köstlichen Worten des Tertullian. Fragt man ihn aber, warum er die Verfasser so schändlicher Dinge mit ihren Namen vor das Publicum geschleppt habe, so dient ein Bild zu seiner Rechtfertigung: „Befände ich mich in einer Stadt, wo es zwölf Brunnen gäbe, und wüßte ich sicher, einer von ihnen sei vergiftet, ich wäre verpflichtet, alle Welt anzuweisen, daß sie kein Wasser aus diesem Brunnen schöpfe; und da man glauben könnte, es sei eine reine Einbildung meinerseits, so wäre ich verpflichtet, lieber den Giftmischer zu nennen als eine ganze Stadt der Vergiftung auszusetzen". Nicht so aufrichtig verglich Lessing gegen Goeze die verborgenen Fragmente einem geheimen Gift oder einer schleichenden Pest, sich selbst aber dem Gesundheitsrath, der die Gefahr zur Anzeige bringt. Er braucht Finten und Deckungen, die Pascal nicht kennt, aber unerschöpflich und variationsreich wie dieser, weiß er auch den tiefen Brustton anzuschlagen, den die vollkommenste dialektische Kunstfertigkeit sich nicht geben kann, weil er nur von der Natur verliehen wird; dann ist's, als schwinge in den mörderischen „Anti-Goezen" aller Seelenschmerz und alle mannhafte Läuterung des persönlichen Wehs gleich einer tiefen Glocke mit. Es gewährt einen seltenen Genuß, ein paar Blätter Pascals neben einem

„Anti = Goeze“ zu lesen, wie es erfrischt, nach dem abgestandenen Einerlei der Antifragmentisten sich Pascals prägnante Sätze über die apôtres trompés ou trompeurs zu vergegenwärtigen.

Ein unmittelbares sachliches Ergebnis konnte den Waffengängen mit Goeze nicht entspringen, denn der Orthodoxe hatte über den Ungenannten und was an ihm hing eine so felsenfeste Meinung wie über die Offenbarung; darum ließ er sich nicht nach gegnerischen Kampfregeln stellen und bei der Stange halten, achtete der feinen Unterscheidungen Lessings kaum und blieb, schwach im Beweis, stark im Bekenntnis, wirklich der Rolle treu, die ihm Lessings Kanzelbialog zugetheilt hatte. Über diese Unmöglichkeit, Goezen irgend ein Zugeständnis zu entwinden, ist Lessing sich ganz klar gewesen, als er durch die „Anti=Goezen“ sein Schnellfeuer gegen den orthodoxesten Widersacher eröffnete und lächelnd zu dem Titel „Anti = Goeze. D. i. Nothgedrungener Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Hrn. Past. Goeze Erster“ ein „Gott gebe, letzter!“ fügte. Ein drastisches Bild im zweiten verspricht, den Eimer faulen Wassers, worin ihn Goeze ersäufen wollte, tropfenweis auf den entblößten Scheitel des Gegners fallen zu lassen; an einer andern Stelle sagt Lessing, er rücke dem Herrn Hauptpastor Schritt vor Schritt auf den Leib, bis er ihn ganz umzingelt und in dem Winkel habe, wo er nicht entwischen könne.

Mitten hinein aber warf er, eben als Mascho die Jagd nach dem Ungenannten in ein neues, gefährliches Kesseltreiben gebracht hatte, Ende Mai als besondere Schrift das stärkste und dreisteste Fragment „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger“ und lieferte somit die Vordersätze zu der Krik der Auferstehung. Nun erst ließ sich verstehen, warum Reimarus die Apostel in ein solches Ränkespiel verwickelt und was das „neue Systema“ im Eingang jenes früheren Bruchstückes zu bedeuten hatte. Lessing selbst, in der kurzen, auf Schrauben gestellten Vorrede, ermahnt achtungsvoll die berufeneren Gegner zu dieser Aufklärung Stellung zu nehmen, während er auf Goeze und Genossen zielt mit dem Sprichwort, Krüppel wolle überall vortanzen und jeder Homilet, der sich getraue eine Osterpredigt zu halten, getraue sich mit dem Ungenannten anzubinden. Grob und dummdreist fand auch Herder, dem „das Buch vom Zweck Jesu in

den Eingeweiden weh that“ und schwierige Zweifel schuf, die meisten Antworten.

Am 7. Juni kennt Karl Gotthelf schon dies selbständige Fragment und sieben „Anti-Goezen“, Doctor Reimarus bezeugt am 16., daß Stück Fünf, Sechs, Sieben binnen wenigen Tagen mit Geschwindschüssen abgefeuert wurden, am 30. sind neun heraus, Anfang Juli elf, am 18. muß Lessing die zwölfte Flugschrift mit dem fulminanten Motto aus Cicero abbrechen: Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum! ..

Die erste antwortet auf eine Reclame für Mascho in den „Freiwilligen Beiträgen“, die aber nicht von Goeze stammte, was im Grunde gleichgiltig ist; auch hatte Lessing sich durch den Ausdruck „Goeze und Compagnie“ den Rückzug offen gehalten. Die andern haben es in erster Linie mit „Etwas Vorläufigem“ zu thun. Das Thema, welches mit Unterbrechungen, doch nach vorbestimmter Gliederung abgehandelt wird, ist Lessings Verhältnis zum Ungenannten und Goezes Kritik dieses Verhältnisses. Überflüssig zu sagen, daß der erwähnte vorgeschobene Vergleich mit dem Gesundheitsrath ebenso eine taktische Wendung ist, wie im Fragment gegen Töllner der Vergleich mit dem Arzt, der die ausgebrochene Seuche nicht alsbald zum Schrecken der Gesunden für die Pest erklärt, wol aber seine Vorsichtsmaßregeln trifft; und solcher an sich bewundernswerthen, für Lessings eigenste Politik aber gar nicht unbedingt rückhaltlosen Wendungen sind viele in diesen Bogen und in den übrigen Entwürfen, keine poetischere als das Vorspiel zur „Bibliolatrie“, wo Lessing, wie des Euripides junger Jon auf den Stufen des Apollotempels, die Schwelle des Hauses Jesu fegt als frommer Diener. Und die Anklage, Goeze wolle ihn aus seines Vaters Hause hinauswerfen, ist wiederum mehr wirksam als im innersten Grunde gerecht, denn unter den vielen Wohnungen in unsers Vaters Hause, das für den christlichen Pastor nur eine christliche Herberge sein und bleiben konnte, stand einem Streiter, der ja alles Positive von sich ablehnte, keine zu. Er war für seine Person ausgeschieden, wenn er auch viel besser wußte, wie das Haus aufgebaut, eingerichtet, verwaltet sei, als der geistliche Gegner, der Unrath witterte, aber den großen Dialektiker nicht mit seiner Faust erwischen konnte. Wer möchte eine Seite der „Anti-Goezen“ missen

und wer wiederum sich gegen die unbefangene Wahrnehmung verschließen, daß Lessings so blankes wie scharfes Schwert manchmal zu heftig gemäht und auch einige Hiebe geführt hat, die von der einen Seite trotz alledem nicht verdient, auf der andern zum mindesten entbehrlich waren. Nicht genug, daß Goezes Glimpf und Unglimpf im ersten und zweiten Artikel das prachtvolle Doppelbild von der Katze, die um den heißen Brei geht, und dem Eber, der auf den Spieß rennt, herbeiruft, daß Goezes Pastoralton ihm einen Schwarm böser Anspielungen auf Polterpredigten „alle acht Tage — Sie wissen wo", auf Postillen und „des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo", auf den Katechismusstreit und andere Hamburgensia zuzieht, daß ihn die furchtbare Antithese der „Axiomata" trifft „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!" oder in niedrigerer Sphäre der Vergleich mit einer frommen Hure. Nicht genug, daß er in dieser schonungslosen Gerichtsverhandlung „Blut und Verdammung wiehert" und sein leises Blinzeln nach der Behörde als „pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit" entlarvt wird. Nicht genug, daß Lessing auf seinem glorreichen Siegeszug es nicht verschmäht, das Wörtchen „Equivocen" aus Goezes Schrift zu einem billigen Wortspiel aufzuraffen, um dem Gegner ja nichts zu schenken. Kurz, nicht genug, daß hier von Bogen zu Bogen alle Stiche und Schläge der Polemik von der leichten Abfertigung des Einwurfs bis zum höchsten Pathos und dem verächtlichsten Hohn ausgetheilt werden — selbst Albertis Schatten wird noch einmal aus dem Grabe beschworen mit der schlimmen Wendung, daß Goeze gern seine Herren Collegen ewig schlafen mache, und Lessing wußte doch, was diese feindselige Auslegung in Wahrheit auf sich hatte. Die zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat soll der Hebel der Goezischen Umtriebe sein, und Lessing wußte doch, daß der Senior aus innerem Zwang von einem einflußreichen Posten zurückgetreten war, um seinem Pflichtgefühl nichts zu vergeben. Man wird es Goezen nicht zu tief ins Kerbholz schneiden, wenn auch ihn nach derartigen, bis zur persönlichsten Beleidigung getriebenen Anfällen Zorn und Wuth übermannten.

Hat es der erste Anti-Goeze noch mit den losen Zeitungsblättern zu thun, so beginnt mit dem zweiten die wohldisponirte Zurückweisung des zusammenfassenden Libells „Etwas Vorläufiges". Lessing legt hier

sein ausführlichstes Stilbekenntnis ab, das ihm durch Goezes unabläßige Querelen über Theaterlogik und Bildertand abgefordert war, und die folgenden Bogen lehren deutlich genug, daß der Meister einer Sprache, die im Bild Erleuchtung, keine dichterischen Zierrathen sucht, auf diesen Reichthum nicht verzichten kann und mag. Der Vertheidigung seiner Form folgt die Geschichte seines Verhältnisses zu Reimarus, die geschlossene Reihe der Vertheidigungsreden gegen die Anklage auf mittelbaren und unmittelbaren Religionsfrevel, so zwar, daß meistens der neue Bogen in einem Athem an den vorigen anknüpft und ein Mittelstück die früheren Erweise vorläufig summirt. Der dritte zeigt. welche Vortheile die Religion objectiv aus Zweifeln und Einwürfen ziehe und wie verschwindend dagegen der mehr befürchtete als vorhandene subjective Nachtheil sei. Allenthalben greift Lessing in seine patristische Belesenheit hinein, wie er geradezu Tertullians Schrift De praescriptione haereticorum mit Anmerkungen über die Analogien der modernen deistischen und naturalistischen Ketzereien auszustatten begann und auch auf diesem Gebiete die Schätze der Guelferbytana sich nutzbar machte. Fast kein theologischer Entwurf Lessings entbehrt solcher weislich vorgeschobenen Forts aus den Kirchenvätern. Also war es kein sündhaftes Unterfangen den Pflegevater der Misgeburt zu spielen, wie Goeze sagt, oder ein ausgesetztes Geisteskind in das große Findelhaus der Druckerei zu bringen, wie der Bibliothekar die Schmähung wendet. Die Kirche selbst, so lehrt der vierte Anti-Goeze, läßt es sich im wahren Verständnis ihres Besten nicht einfallen, die Freiheit der Religionsbestreitung zu bekämpfen; darum will Lessing von der beliebten Forderung, der Zweifler solle wenigstens die Gelehrtensprache reden, nichts wissen. Und immer wieder vertritt er sein vornehmstes Credo, daß die Bewegung die Seele alles Seins ist; wenn auch nicht mit den geheimnisvoll wogenden Urworten des Erdgeistes über Geburt und Grab, so doch in diesem Sinne heißt es: „Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?" Und wenn ich auch unvorsätzlich keinen Wurm zertreten soll, so dürfte ich mich überhaupt nicht mehr rühren ... Das war zugleich die gesunde Antwort an die empfindsamen Werther, die das

Würmchen auf dem Wege beseufzten und vor dem verzehrenden Ungeheuer dieses Erdengetriebes verzweifelten. Doch mußte Lessings Kampf gegen allen Stillstand und alle Einschnürung ihm die Sympathie aller Werdenden und Fordernden eintragen, da was hier specieller für die Theologie so tapfer und frei verfochten ward, jedem Gebiete menschlicher Bethätigung zum Heile gereichte. Auch der politischen Ermannung, ja dieser ganz unmittelbar durch die entschiedenste Ablehnung des Polizeistaats, dessen Gewalt ein geistlicher Wächter bei jedem Flammenzeichen lärmschlagend anrief. Eine Stelle, im fünften, ist sogar die directeste Abfertigung der Mahnrufe Goezes gegen die revolutionären Regungen der rheinischen und Göttinger Genies: „Witz und Landessprache", so citirt er den Hauptpastor mehr als daß er ihn parodirt, „sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac und Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet." Vor drei Jahren hatte Goeze die Obrigkeit angefleht, das bellettristische Gift munter zu confisciren und den leichtsinnigen Zeitungsschreibern Zaum und Gebiß anzulegen, denn „Schriften von der Art, wie die Leiden des jungen Werthers sind, können Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens werden." „Etwas Vorläufiges" aber brachte neuestens, an den Haaren herbei gezogen, einen kleinen Epilog über jüngst erschienene staatsgefährliche Tiraden zu Ehren von Brutus und Consorten; niemand konnte einen Augenblick zweifeln, daß damit der unreife Lobredner Klopstocks, K. F. Cramer, dem Augenmerk einer hohen Polizei empfohlen wurde. Der Protest gegen die theologische Censur war der Protest gegen die Censur überhaupt, die, zwar in Berlin und Braunschweig ohne Knebelung gehandhabt, in Wien mehr Bücher verschlang als der römische Index. Lessing kennt hier keinen Vorbehalt; in dieser principiellen Frage tritt er, ebenso wie Schlözer, offen und ohne eine Silbe des Tadels für Bahrdt gegen den aufgehetzten Reichshofrath ein, und wie bedenklich seine Zusammenstellung des treuen Dolmetsch Luther und jenes ekeln Wiederkäuers sein mag, in der Sache konnte der Herausgeber des Reimarus keinen anderen Schritt thun. Es ist auch ganz gleichgiltig, ob man Goezes perfide Anspielungen auf das Braunschweigische Haus und dergleichen für halbe oder ganze,

verschämte oder unverschämte Begrüßungen der Obrigkeit und demnach Lessings empörte Worte, der Pastor hetze den Reichshofrath zu einem Schritte, der uns vor zweihundertfünfzig Jahren um alle Reformation gebracht hätte, für unzutreffend oder für voreilig oder für eine ungerechte Vermengung Goezes und Wittenbergs nehme — die Warnung war am Platze. „Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt." Auch hier heißt „Goeze" dasselbe wie oben „Goeze und Compagnie", und schließlich hat Lessing nach den Anti-Goezen beide Männer zusammen genannt: „ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat".

Goeze wird in diesen ungestümen Heften als Typus und als Individuum behandelt. Als Typus schließt er die gesammte reactionäre Orthodoxie in sich, als Individuum hat er bestimmte Gesellen. Darum wird neben Rector Mascho an zwei Stellen der Lübecker Behn abgefertigt, den Goeze im „Vorläufigen" mit vollen Backen als einen gründlichen und selbstdenkenden Gelehrten gelobt hatte. Ehemals Docent in Jena, war dieser Schulmann ein seichter Vielschreiber, ebenso bereit Gedanken über die Dreieinigkeit wie philosophische, mathematische, naturwissenschaftliche Tractate aus dem Ärmel zu schütteln. Sein dickleibiger Torso „Vertheidigung der vornehmsten Wahrheiten der Christlichen Religion vornämlich gegen die neuern Angriffe" (1778), ein positiver Sprößling des zahmsten Wolffianismus, hat mit den Fragmenten noch gar nichts zu schaffen, sondern begnügt sich den „elenden Voltaire" als „kriechendes Insect", „habsüchtiges Monstrum" und „Abschaum der niederträchtigsten Wollust" zu brandmarken. Es berührt komisch, daß der ärmliche Phrasenmacher seine Wassersuppe mit einigem Fett aus Lessings „Laokoon", ohne die Bezugsquelle zu nennen, und aus den „vortrefflichen Büchern des großen Weltweisen" Reimarus schmälzt. Er ahnte nicht, daß seine Autorität, die den Cartesius „nach Gewohnheit, d. i. sehr gründlich", widerlegt habe, und der bestochene Fragmentist, dessen Schlingen er nun in der „Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu" mit schwacher Hand zerreißen will, eine und dieselbe Person sei: „Schmidt, oder wer er sein mag." Von Lessing meint er bloß, seine Vertheidigung der Bibel gegen Reimarus habe ein

„sonderbares Ansehen“. Da das nichtige Büchlein und der schale Stil so gar nicht zu der Aufgeblasenheit stimmten, mit welcher sich Behn vorweg als Subrector seiner Vaterstadt in Positur setzt, durfte Lessing ihn sehr von oben herab striegeln, als er die Frage der lateinischen Tarnkappe behandelte und allerdings, was Behn in der Schwebe gelassen, sein Lobredner aber ohne weiteres als Behns Meinung festgestellt hatte, für ein Gebot des Lateinschreibens nahm. Der „Anti-Lessing“ war die unglaublich leere Antwort. Nachdem der unbedeutende Mensch sein großes Buch mit bedientenhafter Schweifwedelei vor den erhabenen Lübischen Magnificenzen eröffnet hatte und den anonymen Anti-Lessing mit einem Wortschwall über die Unbill, daß Lessing auf seiner Hofrathshöhe ihn als Subconrector, da er doch wirklicher Subrector sei, verachte, war der lustige Willkomm an den verkappten Ritter und seinen „Hochzeitbitter-Beweis“ über die Ranggleichheit eines reichsstädtischen Subrectors und eines hofräthlichen Bibliothekars verdient, obwol der Anti-Lessing so sanft lispelte. „Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wol nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector?“

Grimmiger als dieser Gruß und die folgenden Personalwitze klingt Lessings Hohn gegen den Journalisten der „Freiwilligen Beiträge“ und des Altonaer „Reichspostreuters“, Licentiat Albrecht Wittenberg, einen Wühler und Klopffechter schlimmster Sorte, der nach allerlei Gezänk mit nordischen Schriftstellern und dem vorstürmenden Jungdeutschland seine freche Zunge auch gegen Lessing wetzte. Nicht gar lange stand er zu Goeze; wenn auch der Spötter, der von handgreiflichen Balgereien erzählte und „auf der Brust des Senioris des Licentiaten Knie“ erblickte, nur Lügen ausheckt, so hat Wittenberg doch erst 1774 seine antigoezische Haltung im Theaterstreit widerrufen. Goezes Klagen über die von Lessing übernommene „Advocatur“ des Ungenannten secundirte der Reichspostreuter (1778 St. 34) durch das Epigramm An Doctor Schrill:

> Ein großer Advocat ist Schrill,
> Processe lenkt er, wie er will,
> Vom Rechte weiß er zwar nicht viel
> Und meistens trifft er weit vom Ziel;

Doch jeden kann er überschrein,
Und braucht er mehr, ein großer Advocat zu seyn?

und durch eine hämische Guerilla. Den Wertherfeind Wittenberg hatte die Satire der rheinischen Genies längst in Wort und Bild als den Reichspostreuter ohne Kopf dem Gelächter preisgegeben, und wer das Epigramm des Exadvocaten hörte, summte wol zur Antwort die drolligen Verslein des Wandsbecker Boten vor sich hin:

Es war einmal ein Reuter,
Der hatt' ein schönes Pferd;
„Gut das, und was denn weiter?"
Er aber war nichts werth.

Nun warf Lessings achter Anti-Goeze den Schwager vom Gaul und ließ sich, vielleicht zu gründlich für ein schnurriges Intermezzo, in ein Gespräch mit dem „edlen Houynhnhnm" ein: das Scheckchen, nicht der Reiter hatte ja jenes Epigramm verfaßt. Aber der Reiter wollte seine Sattelfestigkeit ausgiebig beweisen; Wittenberg trug Anfang Juli alten und neuen Unrath auf einen Fleck zusammen im „Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing". Wie eine handwerksburschenmäßige „Epistel an den Hochehrwürdigen Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg von'n Layen" Lessings unschuldigen Freund Moses bei den Haaren herbeischleppt oder 1779 fade „Episteln eines Antiquars und seiner Frau an den Herrn Hofrath Lessing", die vielleicht aus der Seifersdorfer Pfarre stammen, ihr qualmiges Lichtchen bis auf Lessings Frühzeit zurückwerfen und mit dreister Indiscretion Mittheilung aus einem Trauerbriefe Gottholds an Theophilus machen, so rächte sich Wittenberg, indem er Zweideutigkeiten in Lessings alten Jugendepigrammen aufstach und den untersten Schlamm des Hamburger Theaterklatsches aufwühlte. Sein ironischer Beweis, die Anti-Goezen könnten unmöglich von Lessing stammen, gipfelt in dem frommen Wunsche: andernfalls wäre es besser, „daß Sie, als Sie an Ihrem Hochzeitstage in die Elbe, oder in einen zur Elbe führenden Graben stürzten, Ihr theures Leben vielmehr eingebüßt hätten". Weiter konnte die blinde Niedertracht sich nicht verirren, als dieses Gift auf Lessings offene Wunde zu streuen. Wittenberg trägt in der That die eherne Stirn, die ihm das Motto des achten Anti-Goeze nachsagt, zur Schau, wenn er höhnisch vorrechnet, wie dankbar Lessing einst für seine An-

zeigen der „Minna", des „Laokoon", der „Emilia" gewesen sei. Jetzt sollen alle Seiten durch falsche Schlüsse, seichte Einfälle, unerträgliche Witzelei, Grobheit, niedrigste Pöbelsprache den Bierbruder und Stallknecht verrathen, und wegen der Schnurre über den Gaul heißt Lessing gleich viermal auf einer Seite ein Schurke! Nun schreit dieser rabulistische Winkeladvocat Mordio über all die strafbaren Frechheiten, die das verehrungswürdige Tribunal des Reichshofraths, auf Grund dieser und jener angeführten Patente, unmöglich ungeahndet lassen dürfe. Er hatte auch, nach Maschos tastenden Anspielungen, dem Gerücht, Reimarus sei Verfasser der Fragmente, seine Zeitungsspalten aufgethan, zum großen Unbehagen des Doctors, der nicht umhin konnte der Redaction einen abläugnenden Brief zu schicken, mit dem Elise sehr unzufrieden war, und gleichzeitig in der Correspondenz mit Lessing sowol seine Verstimmung als den dringendsten Wunsch nach Ruhe kundzuthun. Jenen Brief schwenkt Wittenberg in der Hand: jetzt müsse auch Lessing dem verleumderischen Gerücht öffentlich widersprechen, und als der zehnte Anti-Goeze alle Personalien abwies, rückte Wittenberg im Nachwort seines Pamphlets mit der perfiden Enthüllung heraus: Lessing selbst sei im Privatschreiben eines Freundes nach Hamburg als Gewährsmann der Reimarischen Verfasserschaft genannt worden. Lessing versicherte die „Gemeine" seiner strengen Verschwiegenheit; trotzdem ging im Februar 1779 aus der Stockholmer Lärda Tidning vom Vorjahr das, wie Elise sagt, „ärgerliche Gerede" in Schlözers weitverbreiteten historisch-politischen „Briefwechsel" über, „daß Hr. Lessing ohnlängst in Hamburg selbst geäußert haben solle, Reimarus sei der Verfasser der Fragmente." Übrigens stellt schon im October 1777 Hamann, in einem Schreiben an Herder, diesen Ursprung als bekannt hin.

Langsam rückten die Anti-Goezen auf den unumgänglichen Punkt, wo nach manchen inquisitorischen Fragen ein Wort über den großen Unbekannten gesprochen werden mußte. Der Doctor hatte bereits im März, als Mascho allein sich regte, Lessing, dem Goezicus oder Goeziomastix, für seine edle Vertretung des Ungenannten herzlich gedankt; dann schien ihm das ungestümere Nachfragen thöricht, da Goeze den Vater doch nicht mehr verbrennen lassen könne; als Lessing die Hypothese der Schmidtschen Urheberschaft fallen ließ, das Gerücht einer

Berliner Abschrift auftauchte und Wittenberg immer deutlicher wurde, wuchs sein noch dazu durch den ohne sein Wissen, gegen sein Wollen erfolgten Druck des letzten Fragments gesteigerter Unmuth so hoch, daß Lessing um keinen Preis den Schleier lüften durfte. Die Fama schwieg dann auch oder deutete ohne Namensnennung umschreibend auf Reimarus, wie Jerusalem, als Michaelis ihn 1781 vergebens um die beseitigte Schutzschrift anging. Kleuker suchte 1778 den Verfasser in Damm; Paulus empfing 1787 die Bestätigung des Reimarischen Ursprungs mit den falschesten Angaben über die Handschrift verquickt; ja selbst nachdem durch den Sohn endlich jeder Zweifel aufgehoben und sogar 1815 im Anhang zur Autobiographie des Doctors die Herkunft offen eingestanden war, konnte noch 1839 Illgen die Fragmente unter mehrere Federn vertheilen. Lessing aber ließ sich keinen Namen abpressen. Schon die principielle Darlegung von Nutzen oder Schaden, Freiheit oder Verbot religiöser Revolutionsschriften baut klüglich der gemeinen Neugier vor, indem sie dem Fragmentenstreit einen weiteren Hintergrund giebt. Das feige Gebot des Lateinschreibens war im vierten Stück niedergeschlagen; das fünfte gilt der Sache, dem Inhalt: nur eine theologische Memme könne dem forschenden Zweifel die Berührung gewisser Dinge verwehren und durch solche Schranken das Vorhandensein wunder Stellen und heikler, schonungsbedürftiger Schwächen der Religion zugestehen. Es ist nicht zu läugnen, daß Lessing hier, soweit der Ungenannte vertheidigt wird, neben guten Gründen auch sophistische Hilfen herbeigeholt hat, denn mochte Reimarus die ihm von Goeze in den Mund gelegten Schmähworte wie „Leichenräuber“ oder „Betrüger“ auch nicht so unverblümt gebraucht haben, es war doch zweifelsohne der Sinn, und die Erläuterung, selbst die ältesten und angesehensten Kirchenväter hätten den Aposteln ihre eigene Anschauung über einen in guter Absicht gethanen Betrug zugeschrieben, verliert sich doch zu weit in Casuistik. Gewiß ist die alte Kirche, wenn man citirte, heilige Bücher auf würdigste Verfassernamen taufte und Beweise beibrachte, von den Pflichten historisch-philologischer Kritik oft weit entfernt, aber solche Menschlichkeiten gehören auf ein ander Blatt als die Reimarischen Wahngebilde der apostolischen Geheimverschwörung. Um so schlagender setzt der sechste Anti-Goeze den allgemeinen Beweis fort: die altchristliche Kirche selbst verschmähte das Recht,

häretische Schriften gewaltsam zu unterdrücken. Lessing erörtert nach den **patristischen** Belegen ein paar Fälle, in denen er selbst verschollene **Ketzereien** so gut wie die Fragmente ans Licht ziehen würde, und läßt Goeze mit seinem Schreckensbilde der Toldos Jeschu, die doch der fromme Wagenseil schaudernd herausgegeben hatte, ablaufen. Im Anschluß daran behandeln die Bogen Sieben bis Elf die „Advocatur des Ungenannten", mit dem Zwischenspiel gegen den „Advocaten" Wittenberg. Der Fragmentist selbst erhält das Wort, und hier zuerst, nach all dem Gezeter über sein gotteslästerliches Seelengift, hört die Welt jene scheuen Bekenntnisse des Einsiedlers, der die „Schutzschrift" für spätere Zeiten verschloß, um niemand zu verwirren, und den Lessing, nicht nur ohne, sondern gegen seinen Willen aus dem Dunkel zog. Die Advocatur, wenn damit durchaus ein völliges Übereinstimmen mit dem Clienten gemeint sein soll, durfte Lessing von sich weisen, aber je hitziger der Gegner den Unbekannten geschmäht hatte, um so nachdrücklicher betont Lessing seine Tugenden und, allzu verächtlich auf Goezes Bibelgelahrtheit herabschauend, die alte Rechnung, sieben Goeze machten kein Siebentel des Fragmentisten, wiederholend, seine Gelehrsamkeit: den weiten Blick des selbstdenkenden Kopfes im Gegensatze zu den Stäubchen aus der Litterargeschichte. Jetzt, da er eben mit Mascho und seinem Hamburgischen Herold abrechnen will, drückt ihm Wittenberg, kraft jenes Briefes, die Pistole auf die Brust, aber Lessing hält sich den Klätscher, oder besser: Mutter Else, die Klatsche, vom Leibe, wieder im gegebenen Fall nicht ohne unvermeidliche Finten, wieder, was die allgemeine Frage angeht, mit der Vornehmheit, welcher die Sache höher steht als ein Name und was mit ihm Gutes und Böses für Mit- und Nachwelt zusammenhängt. Die „Phantasie", dem Ungenannten möge etwa herostratische Ruhmsucht sein Zerstörungswerk dictirt haben, benutzt Lessing zu einem höchst rhetorischen Abschluß: wollt ihr den Namen auf ewig unterdrücken? fragt er als Stimmensammler die patres conscripti des Lutherthums, alle stimmen für Ja, nur Einer, Einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt für Nein. „Nein! donnert er, und nochmals Nein! nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu, Amen!" Denn, schließt Lessing den elften Bogen zur Rechtfertigung seines Tones, Goeze

verschreie ihn als Lästerer Gottes und des Christenthums, Goeze komme mit diesem Dolch auf ihn eingerannt, und er solle sich mit dem Hut in der Hand vertheidigen, um den Firniß elender Tugenden eines weibischen Zeitalters nicht aus den Augen zu setzen? Goeze wolle ihm die Nase abschneiden, „und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern?" —

Nach diesem Sturm kann niemand erwarten, der Hauptpastor werde seinem Widersacher mit einem linden Gesäusel friedselig entgegnen. Bombardirt ihn Lessing mit „Stinktöpfen" — ein Lieblingswort der Goezischen Polemik — so hat er nunmehr jede Schonung verwirkt. Am 24. April 1778 beginnt Goeze in den „Freiwilligen Beiträgen" mit einer Recension Lüderwalds seinen zweiten Feldzug; während der Anti-Goezen bindet er im Mai den stachligen Strauß „Leßings Schwächen, gezeigt von Johan Melchior Goezen. Das erste Stück", das Elise am 21. Mai, Lessing laut seinem achten Bogen „eben itzt", da er den Wittenberg fällt, empfängt; nach dem letzten Fragment und diesem Anti-Wittenberg erscheint das zweite Stück der „Schwächen", das dritte erst nach Lessings „Nöthiger Antwort".

„Lieber Herr Hofrath!" hebt Goeze, Vertraulichkeit mit Vertraulichkeit heimzahlend, an; „Lieber Herr Hofrath" sagt er beichtväterlich an einer Stelle, die, so verächtlich Lessing dies Flehen und Bedrohen auch ansehen mußte, doch mit ihrer einzig dastehenden Liebeserklärung nicht als grotesk belacht, sondern als ein letzter ehrlicher Spruch an das Gewissen des einst Verehrten ernst genommen sein will. Sie finde hier Platz und diene zugleich als Stichprobe Goezischer Beredsamkeit.

„Lieber Herr Hofrath! Erbittern Sie sich nicht, wenn ich bei dieser Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige bisher gewesen ist, den Sie mir abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die schönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geschenket hat, auch nicht die vorzüglichen Einsichten und Kenntnisse, die Sie sich durch rechte Anwendung derselben in manchen Theilen der sogenannten schönen Wissenschaften erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt und meiner Gemeine, zum unwissenden

und dummen Laffen zu erniedrigen, und das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebentheile von Ihrem Fragmenten-Schreiber das Gleichgewichte halten könnten: aber eben diese Liebe, eben diese Achtung beweget mich, Sie vor dem Angesichte Gottes zu bitten, folgendes in einer stillen Stunde, da Ihre Leidenschaften nicht brausen, in reife Betrachtung zu ziehen. Sie erklären sich — und mein ganzes Herz bebet vor dieser Erklärung — daß Sie um des Druckes der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei gethan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Ach! verschließen Sie sich den Weg zur Buße nicht selbst auf diese Art, Sie möchten ihn hernach nicht wieder finden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Thränen zu suchen. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der HErr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, dessen Wort Sie so tief unter elende menschliche Schriften herunter zu setzen suchen, an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung, von Ihnen fordern wird. Fragen Sie Ihr Gewissen, ob es eine lebendige Überzeugung habe, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung desselben itzt vorwenden, und mit welchen Sie die Augen schwacher Christen, noch leichter aber der Freigeister verblenden können, auch vor dem einen Werth haben werden, dessen Augen heller sind als Feuerflammen? Stellen Sie sich vor, daß an jenem Tage, nicht einer, sondern Hunderte gegen Sie auftreten, und sagen werden: Herr! wir sind im Unglauben gestorben, aber wir glaubten entweder schon an dich, oder wir würden doch zum Glauben an dich gebracht sein, denn unser Herz war noch nicht völlig verstockt, und wir hatten noch zu Zeiten starke Rührungen durch dein Wort; allein der Mann da, ist Ursach, daß wir deinem Geiste hernach beständig widerstrebt haben .... HErr! sei Richter zwischen uns und ihm!"

Das Goezische Kernlied, sein Dies irae dies illa, ließ Lessing ungerührt, wie Elise sogleich erwartet hatte, als sie den Priester zum Beichtkinde sprechen hörte. Auch von dem ehemaligen Verkehr der beiden wird das Publicum auf eine Weise unterrichtet, die unzweideutiger für Goezes „Liebe" zeugt: „da ich bei seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen

lernen, da er mir einigemal die Ehre erwiesen, mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis anderen mitzutheilen — er war damals noch nicht Hofrath — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde." Ein unliebsamer Vorfall hatte lang vor dem Fragmentenstreit Goeze, den Bibliophilen, gegen Lessing, den Bibliothekar, verstimmt, und Sammler sind stets empfindlich, wenn sie auf einen Mann mit zugeknöpften Taschen zu stoßen meinen. Der Historiker der niedersächsischen Bibeln war auf die kleine Bitte, Lessing möge ihm einige Stellen des Lottherschen Neuen Testamentes von 1523 im Wolfenbütteler Exemplar nachschlagen, da das Hamburgische defect sei, ohne jede Antwort geblieben und nach ungeduldigem Harren erst durch ein Gesuch an Knittel, von diesem aber umgehend, über seinen Lotther aufgeklärt worden. Diese Ungefälligkeit, richtiger Vergeßlichkeit, Lessings wurmte ihn tief. Nicht im „Vorläufigen" zwar, aber schon in Ziegras Zeitung lieh er dem Verdruß Worte (2. Aug. 1774, 9. Sept. 1777), indem er ganz gerechter Weise forderte, eine große öffentliche Bibliothek dürfe kein Bibelgrab, ein Bibliothekar kein βιβλιοτάφος sein, und das zweite Mal in der ausführlicheren, zuletzt noch weitläufiger den „Schwächen" einverleibten Erzählung von „einem berühmten Bibliothecario" redete, der es sich zum Gesetze gemacht habe, auf keine Anfrage auswärtiger Gelehrten zu antworten. Zu derselben Beschwerde fügt Goeze selbst in einem gleichzeitigen Brief an den hilfreichen Generalsuperintendenten Knittel die sehr nöthige Einschränkung, Lessing halte ja andere Gelehrte durch die Antworten in den Wolfenbütteler „Beiträgen" schadlos. Im Grund eine Lappalie, liegt die Sache doch so, daß Lessing in einer müßigen Stunde Goezes Bitte gleich dem Kleinkram philologischer Anfragen hätte erledigen können und daß erst Goeze, dann aber auch Lessing bis zum sogenannten Kanzeldialog „Ob die Bibel von dem gemeinen Mann zu lesen", unnöthig viele Worte darüber verloren hat. Und da weder die emsigen Studien Goezes ohne Frucht, noch das Schweigen Lessings ganz ohne Schuld war, brauchte der erste Anti-Goeze, mit Rücksicht auf die versteckten und

vergessenen Beschwerden, wol nicht die Stichelei vorzubringen: Lessing würde der Welt freilich statt mit den Fragmenten aus der Guelferbytana besser damit gedient haben, „wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte.“ Es ist kein Grund zu der von Lessing selbst erst angedeuteten (A. S. 7), dann im „Märchen von 1000 Ducaten“ festgestellten Annahme, die bibliothekarische Ungefälligkeit habe Goezes Zorn gegen den Advocaten der Fragmente geschürt, das war nicht nöthig; aber der höhnische und für Bibliothekare, die keine Lessinge sind, bedenkliche Satz der „Kleinen Bitte“: „Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein möchte, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt“, dieser Satz hat Goezes volle Wuth erregt, und ein Strom von bittrer Galle fließt daher durch die Erörterung in „Leßings Schwächen“.

Lessing behält auch in der Hitze, die seine Sprache befeuert, den hellen Feldherrnblick und die taktische Gliederung; Goeze, keineswegs ohne Wucht des Kanzelstils und selbst in seinem feindseligen Wetteifer mit Lessings Bildern und Gleichnissen nicht immer unglücklich, geht blindlings drauf los, wirft Altes und Neues kunterbunt durcheinander und erschöpft sich und die Geduld des Lesers durch seine Wiederholungen, nicht im Stande, dem Gang des Gegners zu folgen. Er sieht wol, daß es auf die „Axiomata“ ankomme, viel mehr als auf die „Antigoezischen Blätter“, aber seine Argumente sind bald erschöpft, zudem verlegene Waare. Daß die „Parabel“ eben eine Parabel ist, geht ihm in seiner Polemik gegen diese „Mondkälber“ eben so wenig ein, wie daß mit den triumphirend aufgedeckten Widersprüchen unter Lessings Bildern für die Fragmente: Nordlicht, Hauptsturm, Seuche u. s. w. die Schlacht nicht zu gewinnen sei. Lessings herrliches Wort über die Wahrheit in Gottes Hand heißt ihm „Unsinn“ und eine „schröckliche, zur Verzweiflung führende Lehre“, der danach zum Verzicht gezwungene Mensch ein Tantalus, und einem Schwall von Bibelsprüchen folgt die orthodoxe Parodie: „Wenn Gott mir in seiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschröcklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte und sagte: wähle! so würde

ich mit Zittern in seine Linke fallen, und sagen: Vater, vernichte mich!" Goeze besitzt, das ist sein Glaube und seine Zuversicht, die volle Wahrheit in der Schrift, die da macht, daß wir nicht irren. Das „Joch des Buchstabens" sichert ihm das uns von Christo bestimmte Erbtheil.

Im gerechten Schauder vor der Verleumdung des „Zweckes Jesu und seiner Jünger" stellt er die schiefe Frage, ob denn ein Regierungssystem erst nach dem Druck aller erdenklichen Lästerungen gegen Herrscher und Minister Beifall verdiene oder die Keuschheit erst nach der allgemeinen Verbreitung aller unflätigen Schriften? Er aber weicht auch vor den neuen Stinktöpfen keinen Fuß breit zurück. Da wird ihm der achte Anti-Goeze gebracht — „Ich las diesen Bogen, aber mit innigster Wehmuth meines Herzens, welche aus einem aufrichtigen Mitleiden mit Herr Leßings dadurch nun völlig geäußerter Gemüthsfassung entsprang. Ach! dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten. Wie sichtbar ist hier das gerechte Gericht Gottes. Röm. 1, 21. *φάσκοντες εἶναι σοφοὶ, ἐμωράνθησαν.*" Die forcirte Schnurre gegen Wittenberg, der zuerst ohne Goezes Wissen eingegriffen hatte, stemple Lessingen zum neuen Lucifer; aber Goeze bezwingt sich, empfiehlt Lessings Seele der Gnade, die aus einem Saul einen Paulus machen konnte, und kehrt beruhigt in die ausgetretenen Geleise zurück. Es ist unergiebig seine Schritte nachzuzählen, auch wo sie das Feld der eigentlichen Anti-Goezen stampfen und er die ferrea frons jenes Mottos dem Manne zurückgiebt, dessen Schimpfworte keinen Rechtschaffenen in seiner Ehre schmälern könnten. Derlei Ausbrüche erfolgen periodisch zwischen der Widerlegung der älteren Schriften, bis der Hauptpastor seine Kräfte endlich gegen den unablässig anbringenden Schwarm sammelt. Gewiß ist es ihm gelungen, dieser Lessingschen Anklage die unbedingte Sachlichkeit abzustreiten, jenem Lessingschen Bilde, dem vom Gesundheitsrath besonders, die Zugkraft zu nehmen, seinen eigenen Schwur auf die Symbole als kein Muß von außen und seine Sprache als keine dictirte zu erhärten, sowie in Sachen Bahrdts und Luthers einige Brückenpfeiler Lessings zu sprengen; doch seinen Hauptschlag führt eine Frage, auch sie nicht neu, nur mit stärkerem Accente gestellt. „Ich werde mich nicht eher in die Beant-

wortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Leßing die gerechte Forderung erfüllet hat, die ich in dem Vorläufigen S. 50 an ihn gethan habe, bis er mir sein vollständiges Glaubensbekenntnis vorlegt, bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite ... hier erfordert die Natur der Sache, daß ich erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort ‚christliche Religion' verstehe, und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu sein, er sich rühmet." Diese „Erklärung, die Erklärung, mein Herr" heischt Goeze so dringend wie Beaumarchais bei Clavigo. Er schließt: „Für dieses Mal keinen Schritt weiter, bis Herr Leßing erst die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Giebt er sie, so wird solches unserm Streite erst die rechte Richtung geben. Bleibt er sie schuldig, so werden verständige Leser selbst wissen, was sie daraus schließen sollen."

Die Frage, eine echte, aber seitens der mistrauischen Orthodoxie doch nicht unberechtigte „Inquisitorfrage" — um den Ausdruck zu brauchen, den Goeze selbst gleich anfangs Lessingen vorweggenommen hat, ist klärlich eine doppelte: was verstehst du unter christlicher Religion? wozu bekennst du dich? Das Bekennen war schwierig; Lessing bog aus und hörte nur den ersten Satz. „Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht." schreibt er an Elise „Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe, so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium". Er ließ Ende Juli zugleich in Hamburg und in Berlin drucken die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" und schickte, als Goeze Mitte August der „Schwächen" drittes Stück gegen die Summe der Lessingschen Streitschriften aussandte, es mit Versen Klopstocks und Gellerts umrahmte, Lessings Christenthum für ein bloßes Spiel, seine halbe Antwort für papistisch erklärte und die schweigsamen Doctores Theologiä mit beredtem Hinweis auf Luthers Heldenkampf an Eid und Pflicht mahnte, der „Nöthigen Ant-

wort ... Erste Folge" nach, seine letzte antigoezische Schrift, die er schon Anfang September vollendete und in Hamburg herausgab. Beide Broschüren hat der Unermüdliche, dessen „Steckenpferd" diese Streitigkeit nun einmal geworden war, bald nach dem Druck revidirt, hie und da erläutert und mit kirchengeschichtlichen Excursen befestigt, die sich zum Theil gegen den milden Apologeten Leß in Göttingen richten.

Endlich komme Goeze vor die Klinge! Nach Goezes Forderung erwidert er ohne alle Bilder, Gleichnisse und Anspielungen, in kurzen Thesen: „die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken", wie Lessing später an Walchs Adresse schreibt. Er versteht „unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind", was die ältesten Väter regula fidei nannten. Diese regula fidei, früher als Schrift und Kirche, habe den Urchristen und überhaupt jenen Jahrhunderten für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gegolten, da die neutestamentlichen Schriften, wie sie allmälig aufkamen, nicht den Erweis der christlichen Religion, ja nicht einmal den authentischen Commentar der älteren und authentischeren regula bildeten, sondern nur Belege der Glaubenslehren mit einem zur Seligkeit nicht nothwendigen, wahren oder falschen, so oder so zu verstehenden Mehr gegenüber der regula. Diese Antwort, die Lessing aus wiederholter sorgfältiger Lesung der Kirchenväter gezogen hat und über welche er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die strengste Prüfung einlassen will, traf das extreme Schriftideal der Lutherischen Orthodoxie ins Herz und lenkte den „Fortgang der Controvers" aus der bisherigen „Katzbalgerei" auf die bedeutsamsten Fragen der Dogmen- und Kanongeschichte, die seit Grotius (1639) gestellt waren. Das Axiom „Christenthum ohne Bibel", die Angel des ganzen Goezestreites, so weit er nicht persönlicher Natur ist, schien nun erst unzerstörbar gegründet, und als Goeze nach Lessings Trutzwort, auch der Belesenste könne keine patristische Quelle mehr beibringen, triumphirend einen Satz des Irenäus hinzutrug, um Lessings „Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen zwanzig Sätze auf einmal niederzuschlagen", bewies der gewappnete Gegner in der „Ersten Folge" aus dem Irenäischen Zu-

sammenhange, Goeze habe nicht ausgelegt, sondern den bestechenden Worten des Zeugen den Sinn Lutherischer Polemik untergeschoben, und las ihm weiter ein rasches Collegium publicum über die in der Kirchenversammlung von Nicäa siegreichen Waffen.

Dies waren die Abschiedsworte, die Lessing als kriegerischer „Liebhaber der Theologie" im Fragmentenstreit öffentlich gesprochen hat, wenn man von der sachlichen Berichtigung einer Lüge und von dem Nachhall in der letzten Poesie und Prosa absieht. Der Pastor hatte Lessings Antwort in den Anti-Goezen zu lesen erwartet; aber eben da der rechte Tanz beginnen sollte, ging die Saat der lauten und leisen Denunciationen auf: Zwangsmaßregeln suchten die Flamme zu ersticken und die, welche so kräftig hineinbliesen, zu knebeln. Schon im Januar bat ein Hamburgischer Priester von der Kanzel herab seine Obrigkeit, sie möge nicht weniger Eifer für die wahre Religion bethätigen, als der Kaiser, der jetzt auf den Verfasser der Fragmente fahnde. Dann, während Wittenberg agitirte, meldeten die Correspondenten Lessings, daß Goeze die fromme Göttinger Facultät dränge und dem kaiserlichen Residenten wegen eines gegen Lessing zu erlassenden Schreibverbotes in den Ohren liege. Sogar in Kopenhagen wurden die Hebel angesetzt: der Goezianer Schönheider, ein Dorn im Auge der Reimarer und Hennings', schämte sich nicht, als Herzog Ferdinand bei Hofe zu Gast war, dem redlichen Hauptprediger Münter anzusinnen, er möge beim Herzog die Verjagung Lessings aus Wolfenbüttel betreiben! Münter erwiderte: da Gott diesen Lessing auf Erden dulde, müsse ihm ein ruhiger Fleck gelassen werden, sei es in Wolfenbüttel, sei es anderswo. Es gab also wirklich noch Gottesdiener, die in der Jagd auf die Neuser und Wertheimer ein löbliches, nachahmenswerthes Beispiel des Religionsschutzes erblickten. In Berlin war die Reaction, so lange zwei große Augen noch Aufklärung ausstrahlten, ohnmächtig; erst 1788 sollte Wöllners famoses Religionsedict das von dem schwachen Nachfolger des Philosophen von Sanssouci beinah an Friedrichs Grabe gegebene Versprechen wider alle deistischen und naturalistischen Bibelverächter und Zerstörer der Religion Jesu vollauf einlösen, die Geistlichen auf starre Vorschriften verpflichten und mit Absetzung bedrohen, peinliche dogmatische Verhöre einführen, einer Censur, die unter Teller weitherzig der Nöthigen Ant-

wort Beifall geklatscht hatte, den Garaus machen. Vorher war der Minister Zedlitz lax genug, um sogar den Hallenser Ankömmling Bahrdt voll Hochschätzung und Hoffnung „in unsern glücklichen Staaten herzlich willkommen zu heißen", was denn doch über Duldung und Höflichkeit hinausschoß.

Als Lessing vor dem letzten Fragment die Worte niederschrieb, Goezes Ton komme dem Racha in der Bergpredigt gleich, „nur freilich, daß der Große Rath nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll", war er versichert, das von Goeze wiederholt angestachelte Haus Braunschweig werde seinen Bibliothekar nicht in die Fäuste des „Hohepriesters", wie er mit Elise sagte, ausliefern. Das wäre aller Tradition dieser stolzen Welfen zuwidergelaufen. Herzog Carl hatte 1753, als der mächtige Cardinal Quirini ihn „in Demuth anflehte, auch meiner Nächstenliebe den Beistand Eurer Durchlaucht landesherrlicher Gewalt zu bewilligen", d. h. zwei entsprungenen Mönchen den Schirm der Helmstädter Universität fortan zu versagen, diese Zumuthung der Eminenz so entschieden wie hochsinnig abgewiesen und von den ärgerlichen Zweifeln des Einen, eines Philosophen, edel gesagt: „Gott ist die Hauptsache dabei, und da ich weder die Ansicht des Ewigen über diese Einzelheit, noch die verborgensten Falten der Herzen kenne, so lasse ich unsern Mann in voller Freiheit zu kommen oder zu gehen. Und wenn er sich, wegen meiner Kälte oder wegen des Eifers Eurer Eminenz, in seinen Ansichten im Geringsten änderte, würde er dann nicht der größte Taugenichts, entweder Eurer Kirche oder der meinigen sein?" Wer den armen Professor Rothfischer so fürstlich beschützt hatte, konnte, auch im matten Alter, „seinen lieben Lessing" nicht ohne den unwiderstehlichen Zwang höherer Gewalten preisgeben. Der Erbprinz war trotz Anwandlungen von Blasirtheit ein Lichtfreund, ja er kannte seit 1771 durch Moses und Lessing die Handschrift des Ungenannten und hatte noch 1778 Stücke davon in seiner Verwahrung. Und der biedere alte Soldat Ferdinand, wie würde er die Schönheider und Genossen abgefertigt haben: ein Ritter und ein Pfaffe!

Lessing erfreute sich bekanntlich seit sechs Jahren Braunschweigischer Censurfreiheit, während in Wolfenbüttel die Censur von Knittel liberal geübt wurde, und er berief sich einfach auf sein gutes Recht, wenn er

dem Director der Waisenhausbuchhandlung, Professor Remer, der dann 1778 als freisinniger Censor für Braunschweig bestellt ward, ein heikles Manuscript einhändigte. Schon der bloße Gedanke, die Censurfreiheit entbehren zu müssen, selbst in der unfühlbarsten Art, wäre ihm unerträglich gewesen, schreibt Lessing, als er dem verehrten Knittel seinen ersten „Beitrag" ins Haus schickt. Er hatte im „Laokoon" zwar mit den Alten dem Gesetzgeber einen Entscheid in Kunstsachen eingeräumt, aber jede angemaßte Gewalt über die Wissenschaften abgewiesen, denn der Zweck der Wissenschaften sei Wahrheit, und der geringste Zwang werde Tyrannei gegen die wahrheitsbedürftige Seele. Die Herrschaften dachten nicht daran, ihrem berühmtesten Diener plötzlich jene Formel über Religion und Sitte befehlerisch vors Gesicht zu halten. Aber wie Carl August nachmals widerwillig liberale Flaggen streichen mußte, wie sich die freisinnigen Theologenfacultäten seines und anderer Kleinstaaten späterhin kaum einer Hengstenbergschen Ächtung erwehren konnten, so wurde der alte absterbende Herzog überrumpelt und behauptete nur dadurch seine Unparteilichkeit, daß er mit gleichem Maße maß und das Gebot des Schweigens auch auf die einheimischen Apologeten, die Reß und Lüderwald, ausdehnte, Lessing aber durch eigenhändige Correcturen der Schlüsse seines Geheimrathscollegiums vor weiterer Unbill schützte. Der fremdem Einfluß schwer zugängliche Erbprinz war verreist, als das Fürstliche Consistorium, an der Spitze v. Praun und der allzeit lavirende Jerusalem, der selber vor Goezes Bannstrahlen nicht sicher war, in Sachen der Fragmente vorstellig wurde. Dies geschah am 6. Juli, nachdem schon Ende Mai der Leiter der Waisenhausbuchhandlung sich wegen des Buches „Vom Zwecke Jesu" und auch des sechsten Anti-Goeze verantwortet hatte, da man den Reichsfiscal fürchtete. Das Consistorium hielt sich in seinem Gewissen verbunden, durch Auszüge aus dem letzten Fragment das gegebene Ärgernis grell zu beleuchten und weiterer Veröffentlichung zu steuern. Umgehend wurde Remer angewiesen, den Verkauf einzustellen, von Lessing aber kein Wort mehr ohne ministerielle Genehmigung zu drucken. Lessing wendete sich den 11. ausführlich an den Herzog, um durch eine lebhafte, ja leidenschaftliche Schilderung seiner Streitigkeit mit Goeze, die er als der Angegriffene unmöglich abbrechen könne, die censurfreie Fortsetzung der Anti-Goezen zu retten. Er stellte Goezen

auch hier als den isolirten Theologen hin, der nur für seine persönlichste Religion mit wüthender Bitterkeit fechte, und unterstützte seinen Appell an den gnädigen Herrn auch mit dem, auf den „Berengarius" bezüglichen, „Zeugnis von ganz Deutschland, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Vertheidiger der Lutherischen Lehre bewiesen habe", was freilich 1778 der Harmloseste nicht glauben konnte. Umsonst; der Herzog unterzeichnete zwei Tage darauf ein schroffes Rescript, das mit Androhung „schwerer Ungnade und schärferen Einsehens" jede fernere Publication „dieser Fragmente und anderer ähnlicher Schriften" untersagte und die Auslieferung der Handschrift befahl. Das Buch „Vom Zweck Jesu" wurde confiscirt; wie es zu gehn pflegt, war der allerletzte Absatz ein reißender geworden.

Erst 1787 gab ein Pseudonymus C. A. E. Schmidt (Canonicus Riehm?) mit der Vorspiegelung, er habe eine der vielen Handschriften von Lessing selbst in einer seiner verdrießlichen Stunden erhalten, die erste Redaction der Kritik des alten Testamentes als „Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten" heraus, ohne ein lautes Echo zu finden; 1851 blieb Kloses Abdruck der endgiltigen Fassung in der „Zeitschrift für historische Theologie" schon im Pentateuch stecken; zehn Jahre später rundete Strauß einen sehr geschickten Auszug aus der „Schutzschrift", mit Benutzung beider Redactionen und reichen eignen Beigaben, zu einem Denkmal für den „vernünftigen Verehrer Gottes", seinen unzünftigen Vorfahr im Evangeliensturm. Und auf dem Hamburgischen Standbilde durfte das Profil des lichtscheuen Fragmentisten nicht fehlen.

In Lessings Selbstbetrachtungen steht zu lesen, wie ihn die Spitzbübin Irascibilität übermannte und der Schatten seines Vaters selig ihn mit treuer Warnung vor der angeerbten hitzigen Übereilung soweit beruhigte, daß er sich nach Nicäa zurückversetzen und im Gelasius fortfahren konnte. „Es war Abends um sieben Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen XII. antigoezischen Bogen auf das Papier zu werfen, als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, daß ich es damit nur anstehen lassen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann (Goeze) triumphiren! Doch er mag triumphiren. Ich, ich will mich nicht ärgern, oder mich geschwind,

geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um dessen Erhaltung ich besorgter bin als um alles in der Welt.“ Er schrieb unter solchen Monologen weiter. „Heute, den 18. Julius 1778“ führt er, fast im Vademecumstil, ein Gespräch mit dem senex Abcdarius über die Wolfenbütteler Bibeln und Goezes jüngste kirchengeschichtliche Schnitzer; übermorgen aber liefert er dem Herzog das verlangte Manuscript aus, wiederholt die alte Behauptung, es laufe in mehreren Abschriften um, schilt die Unbedachtsamkeit des confiscationslustigen Consistoriums und stellt nochmals die Bitte um Censurfreiheit seiner eigenen Werke, vor allem der Anti-Goezen, deren Beschlagnahme nichts fruchten werde, da er sie dann zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung auswärts nachdrucken lassen und auswärts fortsetzen müsse. Remer selbst wollte Lessings Schriften ausgenommen sehen. Im ersten Drang zeigt sich Lessing entschlossen für den Fall, daß man die Anti-Goezen einziehe, Amt und Land zu räumen. Elise, die ihren Freund kennt, spricht ihm herrlich zu, indem sie nichts beschönigt, aber ein heitres Fortwirken zum Besten der Menschheit trotz aller Lumpenverlegenheit verheißt; auch sei Confiscation von jeher nur ein stummes Zeugnis der Wahrheit gewesen. Es ist, als kühle diese echte Tochter ihres Vaters die Stirn, die um Reimarus' willen so brennt. Die Nachricht vom Einschreiten der Behörde fliegt rasch umher. Man weiß nicht gleich, ob Braunschweig selbständig oder ob das Corpus Evangelicum, d. h. die Regensburger Gesandtenconferenz der evangelischen Reichsstände unter sächsischem Vorsitz, das Machtwort gesprochen habe. Moses will einen offenen Brief an Lessing über ein solches „Verbot, in geistlichen Sachen zu schreiben“ erlassen und schickt ihn zur Prüfung ein; der Druck unterbleibt. Am 3. August bestätigt eine neue Resolution durchweg die frühere, obwol der Herzog, Lessingen entgegenkommend, censirten Druck weiterer Anti-Goezen hatte gewähren wollen, was offenbar Praun nicht für gut fand. Ja zur Rüge wegen ungebührlicher Beschuldigung des Consistoriums trat noch das Verbot, ohne ministerielle Genehmigung eine auswärtige Presse zu benutzen. Lessing, der seine oft furchtbare Verstimmung immer wieder bemeisterte und „den Stall für sein Steckenpferd“ im Braunschweigischen schon behalten wollte, wartete nur, bis er die „Nöthige Antwort“ aus Berlin und Hamburg in Händen hatte, um

dann, als habe er nicht recht verstanden, die Frage zu stellen: das Verbot erstrecke sich doch nicht auf auswärts Gedrucktes? Allerdings, gab ihm eine dritte Resolution zurück, die wiederum den guten Herzog gerechter zeigt als seine Räthe, denn er merzte eine Verdächtigung Lessings aus; und man tadelte, daß „Wolfenbüttel" als Druckort auf das Titelblatt gesetzt war.

Eine schwüle Ruhe trat ein. Die Unterdrückung griff in den scandinavischen Norden hinüber. Die Sachsen setzten eine erkleckliche Geldstrafe auf Lesung und Verbreitung der Fragmente, die in Österreich längst verpönt gewesen wären, wenn man sich dort auf dem Laufenden der protestantischen Theologie gehalten hätte. Und erst im November 1780 ward dem Herzog aus Regensburg gemeldet, der sächsische Gesandte habe in der letzten evangelischen Conferenz sich sehr misliebig über die Fragmente geäußert — die offenbar der Sachse wie der Vertreter Braunschweigs nur vom Hörensagen kannte — und einen üblen Eindruck in Wien befürchtet, da die christliche Religion darin noch viel anstößiger als in der Schrift des Doctor Bahrdt angetastet sei. Jetzt saß Carl Wilhelm Ferdinand auf dem Thron, der, wenn auch kein Freund populärer Aufklärung, „doch immer ein edler Mann" war, „der sich von Keinem vorschreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufbringt, als sich abbetteln läßt". Der rief Lessing zu einer persönlichen Besprechung, worin Lessing trotzig rieth, der Herzog möge sein Ministerium gewähren und ihn selbst die Sache allein austragen lassen. Zwei Tage später erging die Antwort nach Regensburg in einem andern Tone, als ihn die ältern Resolutionen anschlugen, denn diese Rechtfertigung der Braunschweigischen Regierung war zugleich eine Rettung Lessings, ohne Schmähworte gegen den Ungenannten, und verbat die Parallele zwischen dem vorliegenden Fall und dem des Doctor Bahrdt.

Während Lessing zur Ruhe kam, erging es Goezen übel. Verdienter und unverdienter Haß überschwemmte ihm Haus und Kirche; er war doch mürber geworden nach den Lessingschen Bogen und dürfte sich kaum noch mit seinem drastischen Spruch getröstet haben: wenn ein schlimmeres Stück Ärger kommt, „so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dorthin ab, wohin es gehört". Was half ihm das Lamento des guten Pfeffel über die Herrn Fragmentenschreiber, die

lieber Straßenräuber werden sollten, wenn die Heiden von allen Seiten wider den Papst Hammonias tobten. Als z. B. Gleim, das alte Kind, „des schändlichen Priesters zu Hamburg Ausgespieenes" sah, nämlich „Leßings Schwächen", da mußte er sich Luft machen: Priester-Ungeheuer, Giftspeier, pfaffiger Pfaff! Aus niedrigeren Regionen wäre gar Vieles zu holen, das aber besser im Dunklen bleibt. Nach dem dritten Stück der „Schwächen" schwieg Goeze, und es ehrt ihn, daß er fortan kein böses Wort über Lessing hat verlauten lassen. „Nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt." Seine ultralutherische Kanzelbravade, daß weder Papist noch Calvinist erhörlich beten könne, zog ihm schwere Conflicte mit den Behörden zu, beinahe die Demüthigung eines förmlichen Widerrufs in St. Katharinen; Elise berichtet über diese Vorfälle an Lessing, der dazu meint, nur beharrliche Vertheidigung alles Unsinns, den er je geschrieben und gepredigt, könnte Goezen bei kümmerlicher Ehre erhalten, durch eine Widerrufspredigt würde er vollends ein Dummkopf und Schurke.

Lessings letzte Kundgebung in Sachen der Fragmente betrifft ein Zeitungsgerücht, dessen Niederträchtigkeit nur durch seine Albernheit überboten wird. An zwei Stellen der „Schwächen" hatte Goeze behauptet, die Herausgabe des Ungenannten sei für Lessing eine affaire de finances, da ein solches Unternehmen größeres Honorar verspreche als die bei Seite geschobene Edition des Berengarius, deren Vorläufer allerdings so dürftigen Absatz gefunden hatte, daß Eschenburg den posthumen „Beitrag" nicht mit Schmids längst bereit liegender Copie zu belasten wagte. Wie man nun lange vor unsern Tagen judenfreundliche Urtheile gern in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem jüdischen Mammon brachte, so ist in jener kriegerischen Zeit, da Goeze die Geldfrage stellte, nicht bloß über den Ungenannten, diesen erklärten Antisemiten, gemunkelt worden: der Kerl ist ein Jude, oder gar: haltet euch nur an Moses Mendelssohn, sondern auch die dummdreiste Verleumdung ausgegangen: Lessings Lohn für den Druck der Fragmente habe in jüdischen Silberlingen bestanden. Mit unglaublicher Naivetät brachte das „Wiener Diarium", dessen Leiter offenbar nicht die leiseste Ahnung von den Fragmenten hatte, am 23. October 1779 ein Ein-

gesandt, „daß Herr Leßing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nöthig haben, durch unseren schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmenten, von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Dukaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Überzeugung wirken, daß ächte Verdienste, und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen." Schon in der nächsten Nummer druckte der klägliche Officiosus einen Widerruf, nicht etwa des von seiner groben Unwissenheit nachgeschwätzten Gerüchtes, sondern des moralisch-politischen „Lobes des Lessings", da man „durch eine noch bessere Hand" über die Anstößigkeit der Fragmente aufgeklärt worden sei und „Aufsätze, welche das Heilige der Religion antasten, sie mögen auch mit dem schönsten Prunke der Gelehrsamkeit prangen, nicht lobens-, nein, sondern im höchsten Grade verabscheuungswürdig sind." Wenn's für den „Nathan" wäre! scherzten Lessings Freunde; denn er hätte sie brauchen können, diese tausend Ducaten, auch um wackere jüdische Gläubiger zu befriedigen. Wittenbergs Journalismus aber sorgte für die Verbreitung der beiden Wiener Artikelchen. Darauf ließ Lessing, der erst spaßhaft die Summe dem Reichspostreuter zum Ankauf eines besseren Gauls anbieten wollte, unter dem Namen seines damals in Wien beschäftigten Stiefsohnes Theodor im Januar 1780 die zu Regensburg (?) gedruckte „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten" ausgehen, einen wolberechneten tendenziösen Auszug aus den Acten Lessing-Goeze, bestimmt das Synedrium noch weiter zu spalten, denn Goezes, erst jüngst von neuem bestätigte, antikatholische Gesinnung und Lessings dem Katholicismus genehme Verwerfung der Schrift als des alleinigen Glaubensgrundes sind hier zum Contrast in den Vordergrund geschoben. Die ihn dem Reichsfiscal überantworteten, sollten mit ihrem eigenen Stricke gewürgt werden. Elise schüttelte den Kopf zu diesem politischen Schachzug: das hieße Goezen mit Goeze bezahlen. Und was mußten erst die protestantischen Lichtfreunde Norddeutschlands davon denken, denen Katholisch- und Verrücktwerden Synonyma waren und das „Jesuitenschnopern" zum edelsten und dringendsten Waidwerk der Aufklärung

wurde, obgleich die Wenigsten den Katholicismus im Allgemeinen und die Gesellschaft Jesu im Besonderen anders als vom Hörensagen kannten.

Es geht doch wol nicht an, Lessings Rückzug auf die Confinien des katholischen und des protestantischen Bekenntnisses lediglich aus einer geschickten Tagespolitik zu erklären. Er war auch dem Katholicismus gegenüber Partei für sich; hat er doch sogar, als Clemens XIV. 1773 den Orden Loyolas aufhob, in seinen Collectaneen, also ohne jeden streitsüchtigen Drang zur Paradoxie, diese Maßregel mit der Vergewaltigung der Tempelherrn gepaart und, indem er an einen ältern Geschichtschreiber, der den Jesuiten die göttliche Nemesis vorhersagte, anknüpft, die bedeutsamen, aber wenig beachteten Worte hingeschrieben: „Es ist nun geschehen, was er prophezeihte, und nur unsern bessern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine ebenso ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ausgeführet worden.“ Dabei kann er über die Casuistik und Ränkespiele der Jesuiten nicht nachgiebiger geurtheilt haben als Pascal oder als Voltaire und Diderot, der Verfasser des durch seine trockene Chronologie so wirksamen Aufsatzes der „Encyclopädie“, aber er verabscheute auch hier Zwang und Gewalt. Ihm mußte es am Herzen liegen, das Testament Johannis auch den beiden großen Parteien des Christenthums als ideale Forderung ins Gedächtnis zu rufen — „oder sind die Katholiken keine Christen?“ fragte er die lutherischen Päpstchen, denen seine Ansicht von der Tradition und andere Ketzereien so widrig waren. Andrerseits schlummerte in Lessing kein Fünkchen der romantisch-künstlerischen Vorliebe für die Kirche und Marienminne des Mittelalters, die Vielgötterei und den mystischen Cultus der katholischen Mythologie, noch konnte ihm in einer Zeit, die einen einzigen Tempel aufthun wollte, die auch heute dem norddeutschen Protestanten selten erschwingliche Überzeugung von dem gewaltigen Machtbestande des Katholicismus und seiner Priesterschaft im rechten Umfang zu eigen sein. Aufmerksam verfolgt jedoch hat er die katholische Unionsbewegung, die zeitlich dem Fragmentenkrieg ungefähr parallel läuft und von „Febronius“, dem Trierer Weihbischof Johann Nicolaus v. Hontheim, ausging. Schon 1763 war der Liber singularis über die Lage der Kirche und die gesetzliche Macht des Papstes erschienen, worin der

katholische Ungenannte Unfehlbarkeit, weltliche Gewalt und andere vom römischen Stuhl angemaßte Rechte bestritt und die Fürsten, voran den Kaiser, aufrief, sie sollten ohne Concil und Curie die Kirche wieder dem Zustande der ersten Jahrhunderte zuführen, ad reuniendos, wie gleich der Titel sagte, dissidentes in religione Christianos. Dies Buch von löblicher Grundgesinnung, aber ebenso bedenklich wie unpraktisch in seinen Reformvorschlägen, machte großes Aufsehen durch ganz Europa. Es hat in Wien den Acker für die josephinische Saat bestellen helfen. Gegenschriften und Repliken schossen während der ersten siebziger Jahre ins Kraut. Ein Jahr nach dem Febronius abbreviatus von 1777 nöthigte die Curie, längst über Hontheims Verfasserschaft im Reinen und auf ein leises Vorgehen klug bedacht, den Greis zu einem, mit dem stärksten innern Vorbehalt abgegebenen, Widerruf, dessen spätere Rechtfertigung keinen Zweifel darüber bestehen ließ, wie unfreiwillig diese „freiwillige Retractatio" gewesen. Als dann Johannes Müller in den „Reisen der Päpste" die Febronischen Forderungen an Staat und Kirche kritisirte, stellte F. H. Jacobi 1782 Lessing als Gesinnungsgenossen des Historikers dar. Seine Broschüre „Etwas das Lessing gesagt hat" buchte folgende mündliche Äußerung des großen Todten: was Febronius und sein Anhang behaupteten, sei eine unverschämte Schmeichelei für die Fürsten, denn all die Gründe gegen die Rechte des Papstes seien entweder nichtig oder doppelt und dreifach auf die Fürsten zu erstrecken, wie jedermann begreifen müsse; daß noch niemand dies mit aller nöthigen Bündigkeit und Schärfe öffentlich gesagt habe, erscheine, je mehren der Beruf dazu obliege, seltsam genug und als ein äußerst schlimmes Zeichen. So hielt Lessing allenthalben die Meinung fest, die religiösen Fragen müßten ihren freien Lauf ohne clericalen oder weltlichen Hochdruck nehmen.

Als im December desselben Jahres 1780 das Consistorium eines protestantischen Reichsstandes beim Regensburger Corpus ein „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche" einreichte, der Herzog aber vertrauensvoll das schriftliche Urtheil Lessings verlangte, da sprach er seinen alten Grundsatz von den heilsamen „Fermentationen" nachdrücklich, ohne der eigenen Sache unmittelbar zu erwähnen, aus und verglich die benachbarten Religionen mit gährenden Fässern im Keller, deren eines das andere ansteckt: nie

bewegt sich Eine allein, die gewaltigen Schritte der Reformation trieben **den Katholicismus vorwärts**, „der Einfluß des Papstthums auf den **Staat** ist jetzt nicht minder wolthätig als der Einfluß der evangelischen **Kirche**.“ Kein anderer Aufklärer theilt diese äußerste Unbefangenheit.

In dem Schauspiel der brausenden theologischen Gährung, die Lessing mit Hilfe des Ungenannten erzeugt hatte, traten, von brieflichem und mündlichem Beifall abgesehen, wenige Männer offen auf seine Seite, und in die Tiefen hat doch nach vereinzelten Beschauern erst die Romantik den Blick gesenkt, voll Bewunderung und auf ihre Art voll tendenziösen Misbrauchs. Der Vergleich mit der einsamen Mühle, den Lessing in den Klotzischen Händeln so ergreifend durchgeführt hatte, stellt sich für die theologische Aristeia wieder ein. Wol mußte es ihn heiter anmuthen, daß Goezes Nachbar, der treue Wandsbecker Bote, seine Kampfstellung munter würdigte und die „Gegensätze“ in ein spaßhaftes Japanisch-Deutsch übertrug, weil er Lessings Kopf hochschätzte, ob er gleich sein Credo nicht annehmen konnte. Wol erfreute ihn manche Zustimmung aus Weimar, der neuen geistigen Hauptstadt Deutschlands, dem Superintendentensitze Herders, wo auch Wieland entbrannte, durch Freund Merck für die Anti-Goezen „Lessing, der doch wahrlich ein ganz herrlicher Kerl ist, ein Jo triumphe zuzurufen“.

Er selbst aber hatte im Motto eben diese Streitschriften triumphlose Kriege genannt:

Bella geri placeat nullos habitura triumphos.

und sie, von denen Moses meinte: es werde „zu viel scharmützelt“, nur als die leichten Truppen vor der Hauptarmee ins Feld geworfen. Mit Goeze kam man nicht weiter, denn er verharrte störrisch auf dem gleichen Fleck und zwang durch seine Wiederholungen und Gewissensreden den Gegner zu Variationen derselben Weise, worin zwar dialektische Kunst ihre siegreiche Machtfülle entfalten, die Hauptprobleme aber nicht zum Austrag rücken konnten. „Text“, so spricht der Hauptpastor in Lessings Parodie des Gerippes einer „nicht gehaltenen“ Predigt, „Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt, so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt“. Darum erklärte Lessing schon im Anfang

der Fehde, der Ungenannte scheine ihm noch nicht in die rechten Hände gefallen zu sein, und strebte weiterhin durch namentlichen Aufruf der patres conscripti die vornehmere wissenschaftliche Theologie aus dem Verhau ihrer akademischen Zurückhaltung zu locken. In wolbedachter Würdigung des Rufers im Streite nahm sie sich lange Muße, theils aus Unbehagen, theils zur ernsten Sammlung. Keiner von den theologischen Führern band gern mit Lessing an. Michaelis ließ sich erst nach Lessings Hingang über eines der Fragmente aus und versuchte durch Jerusalem die ungedruckten Theile der Handschrift kennen zu lernen. Der Hoftheolog antwortete, das sei unthunlich, und erging sich in schiefen Deuteleien über Lessings theologische Wandelungen. Persönlich wolwollend und dem pietätvollen Freunde seines unseligen Sohnes verpflichtet, hatte er sich den leidigen Fragmentenstreit durch jenes Consistorialgebot des Schweigens vom Halse schaffen wollen. Der Göttinger Leß sprach Beschwörungsworte in den Sturm, wie das seine Art war, und wurde von rechts und links übertönt. Sein College Walch wandelte langsam mit einem schweren Packen kirchenhistorischer Gelehrsamkeit heran, die jede Wirkung auf den Tag und das Laienpublicum verschmähte. Rascher und populärer trat der junge Döderlein 1778 f. mit „Fragmenten und Antifragmenten" hervor, ein kritischer Kopf, der in seiner vortrefflich geschriebenen Arbeit nicht kleinlich der Person des Ungenannten nachfragt, den für scharfsinnig und gelehrt erkannten Mann nie beschimpft und Lessingen dankt als dem „wahren Kenner von Gelehrsamkeit, durch dessen Veranstaltung aus den Schätzen der Weisheit jene Schätze der Spötterei und Feindschaft gegen die Religion ans Licht gezogen worden". Er druckt die Stücke vom Rothen Meer und der Auferstehung ab und erhebt sich beim zweiten von den rationalistischen Gegengründen auch zu allgemeinen Erwägungen, wie sie der ungleich gewichtigere Gegenstand fordert, wobei er mannigfach mit Lessing übereintrifft. Auch für ihn, den künftigen Lehrer der Theologie, beruht der Glaube an Jesus nicht auf der Wahrheit des biblischen Buchstabens, einer unmöglichen Evangelistenharmonie, der Evidenz aller erzählten Wunder. Und dem Fragment über die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung setzt er unter vielen triftigen Ausführungen den Fortschritt, die innere beseligende Wirkung des Christenthums, die dem Gang der Menschheit entsprechende

allmälige Entwicklung der Religion entgegen, wobei auch er dem Gedanken einer göttlichen Erziehung huldigt. Er rettet die Bibel gegen die umstürzende moralisch-pragmatische Kritik, denn eine aus lauter Heiligenleben zusammengesetzte Weltgeschichte würde ein Roman sein, aber er scheidet gelehrte Theologie und Religion wie Lessing und findet das Axiom, die Bibel sei nicht die Religion, sondern enthalte nur die Religion, so richtig, daß auch er an die Orthodoxie Lessings witzige Frage stellt: ob niemand gefunden könne, der nicht die Arznei sammt der Schachtel verschlucke? Mit diesen verständigen, wenngleich nicht sonderlich originellen Betrachtungen konnte sich Lessing stillschweigend vertragen. Dagegen ignorirte er J. F. Kleukers Buch „Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer und Auferstehung Christi von den Todten" u. s. w. (1778), das sich mit allen Fragmenten zu schaffen macht, den Durchgang theils rechnerisch, theils als ein Wunder zur Glaubensstärkung erklärt und auf die Disharmonie der Auferstehungsberichte das neue Pflaster streicht, der eine Evangelist folge einer griechischen, der andre einer hebräischen Wortfügung. Auch Lessings Zusätze und Duplik werden kritisirt.

Anders ging Semler zu Wege. Das unwillige Staunen des großen Gelehrten über die wilde Kritik, die der Ungenannte an Jesu und den Jüngern verübt hatte, wurde zu maßloser Bitternis gewiß durch die Furcht hinaufgetrieben, nun werde die theologische Rechte gen Himmel schreien: seht hier die giftigen Früchte der modernen Wissenschaft, seht hier die Forschung der Semler in ihrer nackten Verruchtheit! Zu solchen Unkenrufen lag zwar ein ehrlicher Anlaß nicht vor, aber ihm graute, welchen Nährstoff die Feinde daraus schöpfen möchten, wenn etwa im dritten Anti-Goeze sein Name zwischen den Namen Basedows und Bahrdts paradirte. Gewährsmänner wie Sulzer und Zimmermann wollten sogar wissen, Semler habe in Berlin die Unterdrückung des Lessingschen Fragmentenstreites heimlich betrieben, wie er denn dem neuesten Offenbarer Gottes ein elendes Hallenser Dasein zu zerstören strebte. Ostern 1779 erschien sein unerfreuliches und nach der, von Semler stets vernachlässigten, schriftstellerischen Seite ganz ungenießbares Buch „Beantwortung der Fragmente eines Ungenanten insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger", für das er sich sogar

die vorläufige Approbation der in besserem Glaubensgeruch stehenden Amtsbrüder zu Göttingen erbeten hatte. Nicht ohne kleine collegiale Spitzen stellte ihm Miller das gewünschte Zeugnis aus; er war darauf gefaßt gewesen, es möchte der Kritiker des Kanons betreffs der Thatsachen des Christenthums, besonders der Wunder, in einige Verlegenheit gerathen, fand sich aber enttäuscht und auch die Stellen von der Gottheit Jesu und der heiligen Dreieinigkeit „sehr vorsichtig und unanstößig" erklärt. Semler ist kein Freund des öffentlichen Radicalismus, mit dem am besten eine stille Correspondenz in einem zu gründenden, und wirklich alsbald gegründeten, Religionsmagazin gepflogen werden sollte. Er bezeugt die ungeheure Wirkung der Fragmente. Ihre Voraussetzungen, Wege und Ziele mit methodischer Gelehrsamkeit zu überfluten, dem bösen Naturalisten Fehler über Fehler, Trugschluß über Trugschluß nachzuweisen, konnte einer Kennerschaft wie der Semlerschen nicht schwer fallen. Das sei mit Einem Worte zugestanden, denn die Kreuz- und Quergänge durch diesen Urwald von Paragraphen abzuschreiten ist unmöglich, der Kreis der leitenden Gedanken aus Semlers Hauptwerke bekannt. Nirgends polemisirt er gegen Lessing, mit dem er vielmehr in einer Reihe von Axiomen, in Erörterungen der Beweiskraft von Wundern und Weissagungen, in der Schätzung der regula fidei nah übereinstimmt. „Ganz recht", lesen wir einmal, „hat Herr Hofrath Leßing schon angemerkt, der Glaube war eher als diese Bücher". Um so straffer hat er die Sehne gegen den Fragmentisten gespannt. Der heißt ihm ein unverschämter, unwissender, lahmer, seichter, eilfertiger, mürrischer, keifender Wäscher, seine Kritik ein Witz von Schlaraffenland, und er sieht kein gutes Haar an dem „Deisten", so daß schon Leß außer den vielen Abschweifungen die ungünstige Behandlung des Gegners tadelt.

Nach dieser über fünfthalbhundert Seiten ausgedehnten Streitschrift, die den Urheber des ganzen Krieges ungeschoren ließ, erscheint geradezu verblüffend ein von Semler eingeleiteter Anhang „Von dem Zwecke Herrn Leßings und seines Ungenanten. Ein Paar Fragmente eines Ungenanten aus meiner Bibliothek. Herausgegeben von A — Z." Semler rühmt den Anonymus oder seinen Herausgeber als einen sehr gelehrten, verdienten und tugendhaften Mann, der aus dem Studium der Theologie längst mit großem Erfolg in einen Kreis „festerer

Wissenschaften" — „vermuthlich handfesterer". spaßt Lessing — übergegangen sei. Die Maske ist nie gelüftet worden; an Semler selbst darf man schon dem Stil nach durchaus nicht denken, vielleicht an einen alten Klotzianer? Als Herder im April den Band empfing, schrieb er seinem Hamann: „Semlers Buch gegen den Ungenannten ist hier ... ich habe aber noch nichts, als Vorrede und die Beilage am Ende gelesen. Jene ist, ganz außer Semlers Ton, demüthig und fast furchtsam; die letzte, ohne Zweifel von einem Preußischen Offizier, schnippig, doch nicht untreffend". Dies Urtheil überrascht aus dem Mund eines Mannes, der gleich darauf sein reges Interesse an Lessings Anti-Goezen und seine Verachtung gegen die erst so schweigsamen, nun so kläffenden berühmten Theologen, „diese illustria capita voll Mohnsamen", bezeigt. Denn die Beilage enthält ein Vorwort voll ironischer Complimente an den Accoucheur des Ungenannten, ein, von Semler allein hervorgehobenes, Rechenexempel für den Durchgang durchs rothe Meer und ein satirisches Mittelstück „Fragment eines Gesprächs" zwischen dem Lord Mayor von London und einem Brandstifter Sir John Bowling. Dieser Narr hat, als er auf dem Nachbarboden ein brennendes Licht bemerkte, schnell etliche Bünde Stroh draufgeworfen und die Luken geöffnet, um der Flamme Luft zu machen, weil — so verantwortet er sich — die Feuerfestigkeit des Hauses, die Unerschrockenheit des Besitzers, die Zuverlässigkeit der Feuerwehr ihm wolbekannt war und solcher ehrenvollen Probe werth schien. Sir John wandert dafür nach Bedlam. Und hat Lessing, wie nun ein Hamburgischer Kaffeehausdialog über diese lächerliche Geschichte ergiebt, nach seinem Satze „Dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll" bei Herausgabe der Fragmente den „perfekten Sir Bowling" gespielt, so ist wol auch er ins Tollhaus zu verweisen. Diese Folgerung überläßt der anonyme Witzbold dem Leser und wirft lieber noch ein paar bösartige Streiflichter auf Lessings geheime Absichten: den Orthodoxen wehe zu thun „und die übrigen Gottesgelehrten, die bisher die christliche Religion von den Zusätzen der Theologen zu reinigen gesucht haben, zu zwingen, noch weiter zu gehen", was in erster Linie nur auf Semler gemünzt sein kann.

Der nicht unwitzige Hohn, der sich so perfid an eine bloße Einkleidung heftete und, obwol Semler dieses parodistischen Kerns weder

in der allgemeinen noch in der besondern Vorrede Erwähnung that, unter der offenen Flagge des berühmten Theologen ausging, rührte Lessing die Galle auf. Den Kritiker des Fragmentisten wollte er den Orthodoxen überlassen, dem Herausgeber des Anhangs, dem „Schubiack", der „impertinenten Professorgans", aber selbst heimleuchten mit einem „Brieschen aus Bedlam." Ende August wird es auch öffentlich angekündigt, doch nur ein winziges Bruchstück liegt vor, worin Lessing, auf ein bekanntes Gedicht seines Kleist anspielend, den Spott zurückzahlt: „Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wol bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten". Das Motiv hat er noch im Vorbeigehn angeschlagen, nachdem sich der Plan einer Zusammenfassung älterer und neuerer Entwürfe zu einem Denkmal des zweiten, nachgoezischen, Actes dieses kriegerischen Schauspiels in ihm befestigt hatte. Schon Ostern 1780 sollte ein Band „Briefe an verschiedene Gottesgelehrten" erscheinen und Walchs Adresse den Reigen der „einseitigen Dialoge" eröffnen, aber vergebens sehnte Herder einen Geist herbei, der ihm diese Correspondenz zutrüge. Im Herbst meldet dann Jacobi, Lessing gedenke bald eine Reihe von Sendschreiben an alle seine Angreifer im Fragmentenstreite herauszugeben, um nachher mit kirchengeschichtlichen Excerpten seine theologische Laufbahn zu beschließen. Der jäh abfallende Pfad des Lebens hat keinem dieser mannigfachen Entwürfe die Vollendung gegönnt.

Da sollte Reß noch einmal vor die Klinge, da sollten Teller und Töllner über alten und neuen Arianismus ausgefragt und berichtigt werden, da sollte Semler zu seiner peinlichen Verlegenheit rund heraus erklären: erstens, worin die allgemeine christliche Religion bestehe; zweitens, was das ausscheidbare Locale der christlichen Religion sei; und was drittens das so vag gepriesene Moralleben des Christen ausmache. „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung", der schon im Sommer 1778 aufgerufen wurde, als Lessing mit der „Nöthigen Antwort erster Folge" abtreten mußte, hätte die jüngsten Streitigkeiten im Spiegel des Concils von Nicäa aufgefangen, und neben dem neutestamentlichen Kanon wäre auch die höhere Kritik des alten Testamentes nicht ganz leer ausgegangen, da es galt die lang und viel

besprochene Frage nach Esras Thätigkeit am Pentateuch mit Abt Jerusalem achtungsvoll wieder aufzunehmen. Der hohe Wogengang der Anti-Goezen hat sich beruhigt, wo nicht Zwang oder Lust den Verhaßten anzurennen Sturzwellen des alten Zorns über die geglättete Fläche dieser sachlicheren Polemik emporjagt. Seltener ertönt das Pathos der früheren Streitrufe, und das schöne Bekenntnis „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" ist nur bestimmt ein launiges theologisches Familienmärchen, frei nach Swift, zu eröffnen, wie jene Verse aus dem „Jon" des Euripides nur die Pforte kränzen, die zu den streng wissenschaftlichen Disputationen mit C. W. F. Walch führt. Woran Goeze nur tappte, das suchte die profunde, schwerfällige Gelehrsamkeit des Göttinger Professors 1779 in der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" mit aller Beherrschung des patristischen Materials und aller schleppenden Breite, deren die damalige Theologie sich im rechten Gegensatze zu Lessings leichtgeschürzter Bündigkeit und Eleganz ungern entschlug, festzustellen: alleinige Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehren war schon während der ersten Jahrhunderte die heilige Schrift, nachdem der apostolisch-schriftliche Unterricht den ersten mündlichen ersetzt hatte. Die alten Christen haben als Hörer, durch Vorlesen und Predigt, und mittelst eigener Lectüre, die Semler willkürlich auf die Lehrer beschränke, die Bibel als einzigen Grund der Überzeugung und Religionsübung angesehen, und die Symbola wurden aus der Schrift bewiesen. „Seht" oder „Leset" rufen all die Zeugen, aus deren Sätzen Walch eine riesige Mauer ohne Mörtel aufbaut, erst in historischer Folge, dann nach Rubriken. Seine Vorrede ist gegen die Neuerer gerichtet, die uns von dem rechten evangelischen Sinn, nur durch die Bibel weise, christlich tugendhaft und selig zu werden, ganz andre Begriffe beibringen wollen, und sie verurtheilt vor allem die Pest der unbewiesenen Behauptungen auf kirchengeschichtlichem Gebiete: viel weiter als Semler gehe Herr Hofrath Lessing in den Paragraphen der „Nöthigen Antwort", von denen Walch die meisten abdruckt, um Lessings versprochene Beweise zu der schärfsten Prüfung abzuwarten. Kleinere und umfangreiche Bruchstücke, die an mehreren Stellen auch die Absicht einer Gliederung nach einzelnen Kirchenvätern andeuten und durch Aufnahme der Tertullian-

studien gerundet werden sollten, bezeugen, wieviel Scharfsinn, Wissen und Sorgfalt nach innen und außen der Liebhaber der Theologie für die große Verhandlung mit einem hochansehnlichen Oberhaupte der Zunft angestrengt hat. Schon bei den Vorboten im December 1778, schrieb er, nach einer lustigen Wendung über den abgethanen Goeze sich aufreckend, an die treue Theilnehmerin all seines Strebens Elise: „Endlich lassen sich die großen Wespen doch auch aus dem Loche sterlen. Die Göttingsche (Leß) sumset nicht so arg, als sie zu stechen drohet".

„Bibliolatrie", im weitesten Sinne des Bibelgebrauchs und der Schriftverehrung unter den Christen, betitelte Lessing seine ersten Entwürfe, die noch die Nabelschnur tragen, welche sie mit ihrer Mutter, den antigoezischen Schriften, verbindet. Sie sind zur gleichen Zeit wie die Revision der „Nöthigen Antwort" entstanden und versprechen einen dreistöckigen Aufbau, nämlich den „historischen" Bericht über den Goezestreit, die „thetische" Lieferung von Beweisen für seine Sätze, die, weil unbewiesen, unbeweisbar gescholten wurden, die „epanorthotische" Unterstützung und Rettung dieser Beweise gegen Walch. So holt Lessing weit von seinem jugendlichen Zwiespalt zwischen Apologetik und Verneinung aus. Auch die späteren „Briefe" beginnen mit einem Rückblick auf Goezes Einwürfe gegen die „Axiomata" und erheben fortschreitend an den „competentesten Richter in dieser Sache", dessen Gelehrsamkeit von Lessing alle Ehre erfährt, die Forderung, er solle Lessing nicht aus Goeze, sondern aus ihm selbst verstehen, um dann zu bekennen, daß Lessing weder in den Tag hinein plaudre, noch feindselige Angriffe auf die christliche Religion thue, wie jener Schreier ihm so hämisch Schuld gebe. Er behauptet seinen Posten der Tradition und fertigt eine Reihe von Scheinzeugen des Göttinger Kirchenhistorikers mit geschärfter Interpretation ab, wie auch der erbauliche Leß mit seinem Ignatius zwar respectvolle Aufnahme, aber keinen Glauben bei diesem Prüfer fand. Am Faden der Geschichte geht er von Justinus zu Irenäus, hier recht „epanorthotisch" verweilend, zu Clemens, der pädagogisch Tugend- nicht Glaubenslehren aus der Schrift, dieser disciplina, nicht regula fidei, zog, von solchen Wort für Wort peinlich untersuchten Stellen des schwer zu packenden alexandrinischen Rhetors zu Tertullian, dem eine größere

Rolle vorbehalten war. Ein Excurs über die regula fidei unterbricht nur scheinbar das Zeugenverhör, in dessen Verlauf Walchs Buch immer mehr zusammenschrumpft; der Arianismus sollte wieder zur Sprache kommen, die Bibelauslieferung unter Diocletian in einem vorläufigen Sendschreiben „Von den Traditoren" gegen zwei Excurse Walchs erledigt sein. Diese Studien, denen die moderne Theologie viel zu widersprechen, abzudingen, zuzusetzen hat, aber in den leitenden Gedanken gegen Walchs akademische Autorität beipflichtet, drängen fort und fort auf die Frage nach der Geschichte des Kanons, auch wo „meiner Hypothese über Entstehung des Neuen Testamentes" nicht so ausdrücklich erwähnt wird wie einmal beim Hermas.

Mit einer selbständigen Kritik des Kanons hoffte Lessing am Schlusse des bewegten Jahrzehnts, über dessen Eingang Semler seinen Namen geschrieben hatte, sein theologisches Gebäude zu krönen. Die Balken waren längst zugehauen und erwarteten die letzte Hand des Meisters. Daß die Religion Christi, die er als Mensch erkannte und übte, anders in den Evangelien enthalten sei, als die christliche Religion, die ihn selbst als Übermenschen anbetet, stand so fest wie das unüberwindliche Axiom „Die Bibel ist nicht das Christenthum". Unter anderem sollte eine skizzenhafte und in mehreren Punkten sehr anfechtbare Einleitung in die Apokalypse den Beweis für die planlose Bildung des Kanons verstärken. Doch schon im Winter 1777/78 dachte Lessing die „Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet" zum Vorschmack eines „seit vielen Jahren", sagen wir: seit Breslau, geförderten Buches für den engern Kreis derjenigen Theologen, „deren Geist ebenso reich an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurtheilen ist", auszuarbeiten und Ostern bei Voß herauszugeben. Lessing, im Eigenlob so sparsam wie Einer, freute sich des fruchtbaren Keims seiner Entdeckungen und meinte nichts Gründlicheres, nichts Sinnreicheres dieser Art geschrieben zu haben. Hätte er damals abgeschlossen, sein Eingreifen wäre in der Entwicklungsgeschichte der theologischen Kritik sofort ungleich kräftiger gespürt worden, als ein nachgelassenes Stückchen die Forscher auf- und anzuregen vermochte; aber auch so ist eine nachhaltige Wirkung von der „Neuen Hypothese" ausgeströmt.

Der erst durch Baur und seine Schule zur vollen Bedeutung erhobene Satz, daß die urchristlichen Nazarener in ihrem dogmenlosen Messiasglauben nicht aufhörten, Juden zu sein, steht bei Lessing an der Spitze. In diesem Kreise, dieser Urphase einer späterhin durch Paulus der weiten Welt gepredigten Religion, sucht er die ersten schriftlichen Nachrichten über Jesu Leben und Lehren, geschöpft aus mündlicher Überlieferung glaubwürdiger Leute, die mit Jesu verkehrt hatten, und gemäß dem Mehr oder Weniger solcher Mittheilung in stetem Fluß begriffen, einem bald wachsenden, bald abschmelzenden Schneeball oder einer von jedem Besitzer nach Lust behandelten Familienchronik vergleichbar. Auch die vertrauten Frauen trugen ihre kleinen Anekdoten herbei; da jedoch selbstverständlich die Apostel als vornehmste Gewährsmänner nachwirkten, hieß diese flüssige Sammlung das Evangelium der Apostel, wenn man es nicht nach denen, die es brauchten, Nazarener- oder Hebräerevangelium nannte. Lessing setzt die Schrift unter den ἄνθρωποι ἀγράμματοι gewiß zu früh an, betritt aber die Pfade richtiger Erkenntnis, wenn er der mündlichen Geschichte die Sammlung biographischer Denkwürdigkeiten und Lehren Jesu, wolverstanden: ohne den dogmatischen Charakter der christlichen Religion, folgen läßt, wie ja heute λόγια κυριακὰ für die erste Urkunde evangelistischer Schriftstellerei gelten. Von diesem Nazarenerevangelium war, auf Grund der Kirchenväter, lange vor Lessing und oft die Rede gewesen. Auch der Ungenannte hatte damit zuversichtlich hantirt, Semler die Priorität vor unserm griechischen Matthäus stets verfochten, während Lardner im Gegentheil einen hebräischen Auszug aus dem Matthäus annahm, denn er deutet das Zeugnis des Papias um und dictirt: Origenes hätte dies Urevangelium finden müssen, wenn es ein solches gegeben hätte. Heute sind die Fragen der Evangelienkritik so unendlich vertieft und verfeinert, die Fäden der Vermuthung auf einem Gebiete, wo erste Denkmäler und Mittelglieder fehlen, so ineinander geschlungen und geknotet, daß jeder Nadelstich in das Testament ein Nest von Hypothesen trifft und in vielen Punkten die Resignation des Nichtwissenkönnens und eine beherzte Vereinfachung der Fragstellung platzgreifen muß. Für Lessing und seine Zeit lagen die Dinge bei weitem nicht so schwierig und verwickelt, als sie in Wirklichkeit sind. Er sieht in dem chaldäisch-syrischen Nazarenerevangelium des vierten

Jahrhunderts das urchristliche Apostel- oder Hebräerevangelium, das auf die natürlichste Weise entstanden in abweichenden Abschriften umlief. Scharfsichtig bemerkt Lessing, daß die älteste Nachricht von Jesu nur so lange in der Landessprache bleiben konnte, als das Christenthum palästinisches Judenchristenthum blieb. Matthäus machte aus dem hebräischen Text den ersten griechischen Auszug, und wenn Papias sagt „Matthäus verfaßte in hebräischer Sprache die Reden, es übersetzte sie aber jeder, wie er es konnte", so hat er nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original, das Matthäus als erster Dolmetsch in Umlauf gebracht hatte, gemeint. Hier ist die Voraussetzung der aramäischen Schrift vor den griechischen Evangelien und der zeitliche Vorrang des Matthäus vor den andern Evangelisten sowie die Quelle des judenchristlichen Matthäusevangeliums richtig erkannt, wenn auch die Verfasserschaft des Matthäus heute auf einem ganz andern Blatte steht. Das Urevangelium macht Lessing weiter zur Quelle der dem Matthäus nachschreitenden Lucas und Marcus und gewinnt so eine neue Erklärung, die in Marcus nicht den Epitomator des Matthäus, sondern den Benutzer derselben Vorlage, nach einem minder vollständigen Exemplar, sieht. Alles ist rein menschlich zugegangen: Matthäus befriedigte mit seinem Buch nicht alle, das Bedürfnis wuchs, Lucas traf eine andere Wahl und Anordnung und schrieb ein besseres Griechisch, Marcus machte von dem allgemeinen Rechte Gebrauch die Geschichte Jesu zu bearbeiten „so wie jeder es vermochte", die Schreiber thaten das mit würdiger Hingebung und Vorsicht, getrieben von einem guten Geist, welchen den heiligen nennen mag, wer dazu den Drang hat. Lessing hat ihn jedenfalls nicht. Kühn setzt er, nachdem ganz richtig, nur ohne die subtilen Filiationen der Gegenwart, die Drei, die man seit Griesbach Synoptiker nennt, zusammengerückt sind und die Hypothese ihre Übereinstimmungen aus dem hebräischen Urevangelium erklärt hat, den Fuß weiter zu dem Vierten, Johannes. Die hebräische Urkunde des Matthäus und die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia lehrten nach alter nazarenischer Auffassung Jesum als den ehelichen Sohn Josephs und Marias kennen oder näherten sich wenigstens einer höheren Idee nur von fern. „Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Secte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den

Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben"; das Evangelium des Geistes für die ewige Zeit, da es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, nach dem durch Matthäus repräsentirten Evangelium des Fleisches. Die Kluft zwischen beiden füllte die Kirche mit den Evangelien des Petrusschülers Marcus und des Paulusschülers Lucas. Lessings 1780 geschriebener knapper Auszug, die sechsundfünfzig „Theses aus der Kirchengeschichte", führt über dies letzte Motiv hinaus in die weitere Geschichte des Kanons, die erst so spät die Geltung von nur vier Evangelien kennt und so lang den Bischöfen eine gleich dem Apostelwort maßgebende mündliche Entscheidung beimißt. Schlagend ist von Lessing für immer festgestellt worden, daß der zufällige Platz im Kanon kein chronologisches Zeugnis liefert. Heute wissen wir, daß der neutestamentliche Kanon erst um das Jahr 200 in seinen Hauptstücken, erst um das Jahr 400, mit der katholischen Kirche herangewachsen und befestigt, in seinem jetzigen Umfang dastand. Hilfsmittel, von denen Lessing nichts ahnen konnte, wie das älteste Verzeichnis im Muratorischen Fragment, sind aufgetaucht. Die Betrachtung des Urchristenthums und seiner Parteiungen, des Judenchristenthums und des vom Gesetz erlösten Heidenchristenthums, des Essenismus und der Gnosis, der Sagenbildung und der ersten Schriften, die mehr als ein Niederschlag aus den Wolken christlicher Mythologie, sondern die Denkmäler bestimmter Strömungen und individueller Schriftsteller waren, der Daten, der Verfasser, der Zusammenhänge hat sich seit Lessings Tagen gewaltig erweitert. Die Sonderstellung des speculirenden Johannes, die Lessing, ohne Paulus zu streifen, so lebhaft betonte, ist geblieben, aber die Kritiker lassen dem Johannes die antineronische „Offenbarung", um das πνευματικὸν εὐαγγέλιον ins zweite Jahrhundert zu verlegen. Die Hypothese des Urevangeliums in der Landessprache als gemeinsame Quelle der Synoptiker lebte bei Professor Paulus fort und wurde 1804 von Eichhorn neu und nachhaltig zur Verhandlung gestellt, indem er erst wie Lessing unmittelbar die aramäische Vorlage, dann aber eine griechische Mittelstufe annahm. Noch Strauß steht der Hypothese Lessings so nahe, daß sie diesem Aufrührer der neutestamentlichen Kritik „ein Schriftchen von zwei Bogen" heißt,

„welche aber die fruchtbaren Keime aller späteren Forschungen über diesen Gegenstand enthalten". Und ein Fackelträger bleibt Lessing mit seinen allzu bündigen Schlüssen auch auf diesem schwierigsten Arbeitsfeld, wenngleich zur Zeit das Urevangelium, das schon für Lessing im ersten Grund ein mündliches war, nach der unter F. A. Wolffschem Einfluß ausgebildeten Theorie Schleiermachers von kleinen, ins Legendarische hinüberspielenden Niederschriften (Diegesen), dem Kern einer Spruchsammlung gewichen ist.

Was er über das Evangelium Johannis im Sinn hatte, war der Welt lang entzogen, aber sein Testament Johannis, das auch Gleim als Friedensbotschaft an alle deutschen Kirchenthüren schlagen wollte, tauchte in siegreichem Glanz aus jeder Verfinsterung des Fragmentensturmes hervor. Es bleibe dahingestellt, wie und wo Lessing all die Entwürfe des zweiten Feldzugs an den Mann zu bringen gedachte, ob auswärts trotz dem Verbot oder mit Remers gelindem Visum; keiner ist zur Vollendung und Mittheilung gekommen, und erst 1784 erfuhr ein engeres Publicum aus dem „Theologischen Nachlaß", daß Lessing unter äußerem Zwang zwar seinem „Steckenpferd", den antigoezischen „Schnurren", aber nicht dem freien Bemühen, unablässig die religiöse Gährung zu fördern und die Forschung vollends aus den Banden des Wahns und der Halbheit zu lösen, entsagt hatte.

Seine „Hauptarmee" war mobil gemacht, als der Befehl kam, sie dürfe nicht ausrücken. Lessing ließ den Muth nicht sinken und sann auf einen Ausweg. Die Nacht des 10. August 1778 bescherte ihm eine plötzliche Erleuchtung. Warum sollte ihm misglücken, was Voltaire mehr als einmal angestrebt hatte: den Schauplatz der Aufklärungskämpfe auf die Bretter zu verlegen und sein „Kindlein, liebet einander" statt in Flugschriften durch den lebendigen Mund der Bühne auszurufen? „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen".

Der zwölfte Anti-Goeze heißt „Nathan der Weise".

III. Capitel. Nathan der Weise.

Introite, nam et hic dii sunt. Motto aus Gellius.

Schon in seiner ersten dramaturgischen Zeitschrift, 1750, hatte Lessing als feuriger Lobredner einer erhöhten und erweiterten Schaubühne auf Voltaire zurück und zugleich prophetisch vorwärts blickend behauptet: „Ja selbst die Streitigkeiten verschiedener Religionen können auf das Nachdrücklichste darin vorgestellet werden"; und wenn der Forschung eine bestimmtere Antwort auf die Frage, zu welcher Zeit und an welchem Orte die Motive und Gestalten des „Nathan" ihre ersten Umrisse empfingen, versagt bleibt, so sind uns doch die Anregungen und Tendenzen geläufig, aus denen die jugendlichen Keime dieses Werkes hervorsproßten, um nach langsamem Wachsthum im Geiste des reifenden Dichters und Denkers endlich wie edle Pflanzen den letzten Schuß zu thun und die volle Blütenkrone in der Luft zu wiegen. Wir kennen die religiösen Kämpfe der Lessingschen Frühzeit, seine Verwahrung gegen das Gebot einen Glauben von den Eltern her gedanken- und zweifellos hinzunehmen, seinen Bruch mit der positiven Religion. Wir sahen ihn auf die christliche Liebe und die Übung humaner Pflichten alles Gewicht legen und der Übereinstimmung im tugendhaften Handeln das Meinen und Vernünfteln kräftig unterwerfen. Seine emporstrebende, auf neuen Gedankengehalt bedachte Dramatik erzog den ungläubigen und verbitterten, aber guten Jüngling nicht durch Predigten, sondern durch edle Thaten eines geistlichen Freundes. Sie suchte modernes christliches Vorurtheil im Anblick wackerer Handlungen eines Juden zu besiegen und segnete den geistigen Bund des Griechen und des Persers. Halbdramatisch ließ die Rettung des Cardan Muhammedaner und Juden ihre Sache führen. Auch

Lessings Dichtung wählte mit Deutschen und Franzosen den Orient zum Schauplatz, und in der Geschichte des Islam leuchtete ihm früh Saladins Bild entgegen, wie es namentlich Voltaire durch einen glänzenden Firniß aufgefrischt hatte. Derselbe Saladin forschte bei Boccaccio den klugen Juden nach den drei Religionen aus, deren Gründe und Ansprüche, deren Sittenlehre und positive Unterscheidung immer wieder Lessings helles Auge fesselten.

„Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat", schreibt er im November 1778; zu seinen alten dramatischen Versuchen zählt er den „Nathan" schon in der öffentlichen Ankündigung. Die Skizze aber, die jetzt im Hause Mendelssohn wie ein urväterlicher Ehrenbrief gehütet wird, scheint aus dem Februar 1776 zu stammen, wo Lessing, unmittelbar nach seiner italienischen Reise, das Stück vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollte und auch mit Schmid und Eschenburg dies Vorhaben besprach. Unzweifelhaft ist das Heft im Wesentlichen die saubere, fast correcturlose Reinschrift einer Vorlage, die außer dem Grundstock des auf die einzelnen Seiten vertheilten und in einem Zuge geschriebenen Scenariums schon kleine Dialogstückchen enthielt; hinzu kamen auf diesen von vornherein für spätere Einträge berechneten Blättern, deren gesammter Inhalt nur durch sehr geringe Pausen geschieden sein kann, Erweiterungen während der Copie und skizzenhafte Zusätze nach ihrer Vollendung. Im August 1778 ergriff Lessing seinen Entwurf als Text für den rasch beschlossenen Versuch, ob man ihn wenigstens auf der alten Bühnenkanzel ungestört predigen lassen wolle, und Anfang September sah Schmid den Freund „über dem Propheten Nathan schwitzen und brüten". Noch war trotz der Vollständigkeit des Gerüstes auch am Grundriß wie an den theils zu flüchtig, theils zu derb skizzirten Trägern der Handlung manches umzugestalten. Da ferner die Absicht eines Flankenangriffs auf den Feind in den älteren Plan eindrang und die Polemik nun entbinden half, was Lessing schon vor dem eigentlichen Fragmentenstreit und vor allem antigoezischen Krieg in sich getragen hatte, so trat zu dem Bedürfnis des ausbauenden und rundenden Künstlers auch der Wunsch nach stärkeren Accenten in lehrhaften Partien und nach einer zeitgemäßen Zuspitzung der Patriarchenscene.

Anfang November sind diese Veränderungen festgestellt, am 14. beginnt die Versification, am 1. December wandert die erste Jambenreihe nach Berlin, bis Weihnachten soll alles „geflickt" und „polirt" sein. Aber so rasch ging es doch nicht von Statten: zum Fest waren erst zwei Acte endgiltig abgeschlossen, und im Januar meldete der Wolfenbütteler von Döring, begeistert durch die Lectüre des ersten Aufzugs, Lessing hoffe Anfang Februar „mit seinem Nathan ganz fertig zu sein. Alle Morgen macht er dreißig Verse." So begann er am 2. Februar den vierten, am 7. März den fünften jambischen Act. Im Mai 1779 war Deutschland um eine classische Gabe der Kunst und Weisheit reicher.

Ein Vorwort, worin Lessing mit erhobenem Zeigefinger auf die Tendenz hinwies, dem christlichen Pöbel darzuthun, daß von Alters her unter allerlei Völkern gute Menschen ohne positive Religion gelebt hätten und daß geschichtliche Betrachtung der Kreuzzüge ihn zu solchen Juden und Muhammedanern hingeführt habe, entfiel, weil das mittelbar und unmittelbar lehrende Gedicht weder der didaktischen Einführung noch des streitbaren Vorklangs bedurfte. Mochte es nun ohne Geleitbrief ausgehen und die Leser fragen, ob neben der eigenthümlichen Tendenz auch genug eigenthümliche Schönheit gewonnen sei; mochte es nun ohne einen Zuruf an den glücklichen Ort, der zuerst die Freiheit einer Aufführung besitzen würde, sein Heil versuchen.

Als Lessing am 8. August 1778 zur Subscription aufforderte, verschmähte er jeden Lockton des Werbers. Ironisch leitet seine Einladung den theologischen Feierabend aus dem Mangel an der nöthigen frommen Verschlagenheit her und antwortet dem Argwohn, ob denn Augenblicke des Verdrusses wol die schickliche Zeit zur Vollendung eines Dichtwerks abgeben möchten, mit ein paar ruhigen, geistreichen Sätzchen über die beste der Welten. Das Publicum erfährt nur den Titel des „etwas ungewöhnlichen" Versuchs, aber nichts von dem Inhalt: „genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein", fügt Lessing, dem Strenge gegen sich selbst einen so stolzen Ton erlaubte, hinzu. Nur die Vertrautesten durften schon im Voraus wissen, daß die alte Parabel von den drei Ringen den Rumpf des begierig erwarteten Dramas bilde.

Wo immer verschiedene Bekenntnisse auf einander stoßen, nachbarlich ihren Göttern Altäre bauen und ihre religiösen Eigenarten mit Waffen weltlicher Macht oder innerer Kräfte des Geistes und Gemüthes zur Geltung bringen, muß alsbald eine Vergleichung des Trennenden und des Gemeinsamen Platz greifen. Dann werden fremde Heiligthümer zu Gunsten des allein seligmachenden umgestürzt oder man lernt im Hinblick auf einen anderen Glauben und die sichtliche Gnade, den achtungswerthen Wandel seiner Anhänger die Evidenz des eigenen preisgeben, um sich entweder zu unterwerfen oder außerhalb confessioneller Schranken im Bund einer höheren freiern Andacht oder im Zweifel an jedem Glaubensmonopol das Heil zu suchen. Hellenischer Nationalstolz trennte die Weltbewohner in Griechen und Barbaren, aber die Stoa lehrte, alle Menschen seien Brüder. Die Kirchenväter machten, da die alte Welt in allen Fugen krachte, den Abgöttern des Heidenthums den Proceß, aber ein milder Irenäus tröstete, daß auch multae gentes barbarorum durch den heiligen Geist zur Seligkeit eingehen könnten. In seiner Zuversicht schwankend, huldigte der Athener zu Paulus' Zeit auch dem unbekannten Gott, wie nachmals der Sultan des Islam durch eine Vertheilung seines letzten Schatzes an drei göttliche Nebenbuhler sicher zu gehen hoffte. Und wenn die Scholastik alle Verläugner Christi mit unermüdlicher Beredsamkeit bedrängte, so ließ doch Abälard (falls das Gespräch von ihm herrührt) den Streit zwischen Christen, Juden, Philosophen vor dem Tribunal seines Richters in der Schwebe.

Eine neue Wendung brachten die Kreuzzüge. Nicht in akademischen Dialogen, sondern leibhaft auf dem heiligen Boden, der dem Volk Israel zu eigen gewesen und um den nun Kreuz und Halbmond rangen, trafen Christen, Muselmänner, Juden zusammen. Die Geschichte meldet von religiösen Disputationen, welche im Waffenstillstand zwischen Abendländern und „Ungläubigen" stattfanden und, wiewol ohne greifbaren Erfolg, doch dem Kreuzfahrer nach der erprobten Tapferkeit des Gegners auch seine unverächtliche geistige Rüstung zum Bewußtsein brachten. Bald erschien der fromme Saladin als ein hoheitsvolles Muster jeder Ritter- und Herrschertugend. Auch mit dem Vertreter des Talmud verschmähte der Anhänger des Evangeliums einen friedlichen Gang nicht, so daß, bei zunehmenden Niederlassungen

und Mischheiraten, bei Wechsel und Kreuzung der Bekenntnisse, sowol eine kühle Confessionslosigkeit als auch mitten in einem intoleranten Zeitalter von Religionskriegen und Judenhetzen hier und dort eine sanfte Stimme der Duldung laut wird. Bis Friedrich II., mehr als Namensvetter des freigeistigen Preußenkönigs, ein verfrühter selbstherrlicher moderner Mensch, der mit Juden und Muhammedanern mündlich und schriftlich die letzten Fragen verhandelt und jedweden positiven Glauben über Bord geschleudert hat, das frevle Wort hinwirft, das ihm eine päpstliche Bannbulle nachsagt: Moses, Christus, Muhammed die drei Betrüger! Im 16. Jahrhundert hat ein unbekannter Rebell durch das Pamphlet De tribus impostoribus den Wahrheitsbeweis für dieses ungeheure Kaiserwort angetreten und nach einer langen nihilistischen Einleitung hurtig seine Lauge über die Bücher Mosis gegossen. Noch Friedrich dem Großen ist das Schlagwort für den Juif imposteur und Mahomet, nicht aber für Christus, ganz geläufig.

Jenes schneidende Nein des Staufers — mag er nun selbst seinen Unglauben in ein so scharfes und schroffes Epigramm gepreßt haben oder nicht — wurde kaum von irgend einem Zeitgenossen nachgesprochen. Unter den Dichtern der mittelhochdeutschen Blüte ist der einzige Gottfried einer zersetzenden Auffassung göttlicher Dinge hingegeben, während Wolframs Tiefsinn in weihevoller Andacht einen Familienbund internationaler Ritterschaft vereinigt und unsre poetischen Herolde der Kriegsreisen über Meer solche Fahrt zur Reinigung und Heiligung der Seele preisen, ohne den Islam zu schmähen. Schlicht gewahrt Walther überall da Einen Quell des Segens von oben, wo der Kaiser den gleichen Ausfluß trügerischen Menschenwitzes sah, und verkündigt: Christen, Juden, Heiden dienen alle einem Gott. So lehrt der geistesverwandte Freidank, daß Gott in Christen, Juden, Heiden dreierlei Kinder besitze, deren jedes seinen besonderen Zustand aus Gottes Hand zu haben bekenne:

> Si wellent alle haben reht.
> waz got mit den kinden tuo,
> dâ hœrt niht tôren vrâge zuo.

Die Entscheidung über die Rechtstitel der Kinder des Hauses steht allein beim Vater; und mehr als einmal warnt der weise Spruchdichter

davor, das Heer des Teufels durch Zuweisung aller Ketzer, Juden, Heiden, über denen doch Gottes Sonne leuchte, zu vergrößern.

Was der Deutsche im unverblümten Vortrag des Lehrgedichts einfältig darlegt, das kleidet der bilder- und märchenfrohe, scharf- und spitzsinnige Geist des Hebräers in das schillernde Farbengewand einer Parabel, wie ja der weite Orient im Judenthum, Buddhismus, Islam überall und immer seine Weisheit und Lebensklugheit zu bedeutsam unterrichtenden und ergetzenden Fabeln auszuprägen weiß und die reichen Gleichnisse des Neuen Testamentes einem von Alters gepflegten morgenländischen Mutterboden entsprießen. Die Ringparabel des Juden Nathan ist, wenn nicht alles trügt, um das Jahr 1100 von einem spanischen Juden recht im Geiste seines Volkes erfunden und schon in mancherlei Fassungen durch die Lande getragen, auch handschriftlich festgehalten worden, bevor gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Rabbi Salomo ben Verga, Altes und Neueres zusammenraffend, im Schebet Jehuda die erste und einfachste jüdische Gestalt für uns aufbewahrte:

Pedro von Arragonien versucht eines Tages auf Rath seines Ministers den im Rufe großer Weisheit stehenden Juden Ephraim Sanchus durch die Frage, ob Judenthum oder Christenthum die bessere Religion sei, in die Enge zu treiben. Eine heikle Frage das; denn mit christlichen Königen ist für den ohnmächtigen Juden, der Zwangstaufen und andere Gewaltthaten als bündigen Abschluß solcher Religionsgespräche wol kennen mag, schlecht disputiren. Hält er's mit seinem Moses, so schmäht er den gebietenden Fragsteller — giebt er Christus den Preis, so verläugnet und verliert er den Glauben seiner Väter; drum darf er keine positive Antwort ertheilen, sondern muß vor der schlau gestellten Falle als vielgewandter Hebräer mit überlegener Schlauheit ausbiegen. Er sucht sich zunächst durch eine persönliche Nutzanwendung zu salviren: unser Gott hat uns aus Ägypten in die Freiheit geführt, euer Gott hat euch die Herrschaft beschert, so haben wir beide allen Grund zufrieden zu sein ... Aber Pedro läßt sich so nicht abspeisen, sondern fragt wieder: welche Religion ist an und für sich die bessere? Ephraim erhält dreitägige Bedenkzeit, die ihm nicht fruchtlos verstreicht. Eine wolüberlegte Komödie soll ihn decken. In scheinbarer Verwirrung eilt er vor den

Thron und begründet diesen Zustand mit folgendem Geschichtchen: vor einem Monat habe sein Nachbar, ein Juwelier, im Begriff eine weite Reise zu thun, die beiden Söhne durch Schenkung je eines kostbaren Steines getröstet; heut Morgen nun hätten die Brüder ihn, den Ephraim, über Werth und Unterschied der Kleinode befragt und auf seine Erklärung, man müsse die Rückkehr des allein competenten Vater-Juweliers abwarten, geschmäht und geschlagen. Pedro meint, dies schnöde Benehmen der Söhne verdiene Strafe. Darauf der Jude: Möge dein Ohr hören, was dein Mund sagt; auch die Brüder Esau und Jacob haben jedweder einen Edelstein, doch willst du wissen wem der bessere gehört, so schick' einen Boten zu dem großen Juwelier im Himmel droben, der allein den Unterschied kennt. Mit solcher Antwort zufrieden, entläßt Pedro den Juden geehrt und beschenkt.

Ob gerade dieses weise Märchen und seine Einkleidung ein sonderliches Zeugnis spanischer Toleranz abgiebt, wofür man es angesprochen, möge dahingestellt bleiben; doch die Geschichte lehrt, daß lange Jahrhunderte hindurch die Juden in Spanien am ruhigsten und glücklichsten lebten und ganz vereinzelte Verfolgungen sie im Ansammeln weltlicher und geistiger Schätze, im doppelsinnigen Speculiren und in melodienreicher Poesie, im Genuß mancher Freiheiten und Ehrenstellen störten, bis endlich das Verbannungsedict der katholischen Isabella, gleichzeitig mit der Inquisition, diesen Frieden in Wuth und Haß verkehrte. Trotzdem werden auch früher Juden und Gojim ihre Religionen eifersüchtig bewacht haben, und Ephraims so echtjüdische Parabel, List wider List, mit ihren kostbaren Steinen als Glaubenssymbolen und ihrem auf Handlungsreisen ziehenden Vater-Juwelier, ihrer immer engeren Schürzung der Schlinge und ihrer geriebenen Dramatik, die den Juden eine Verlegenheitskomödie spielen, dann die Achsel zucken und endlich heil und bereichert abziehen läßt, Ephraims Parabel drückt kein Toleranzsiegel auf die kluge Abwehr der Religionsfrage. Aber das Schwebenlassen der Entscheidung, die allein dem Vater gebührt, hält doch ein Pochen auf Privilegia und ein herrisches Menschenurtheil fern. Zwischen dieser Ringparabel, der durchsichtigsten und einfachsten, und der Lessingschen Gestaltung, als der reichsten nach innen und außen, liegen viele Mittelglieder und Varianten, von denen zwar nur ein Theil auf uns gekommen ist, doch erschallt ein vielstimmiger Chorus

des Glaubensstolzes und der Geistesfreiheit, der ausschließlichsten Zuversicht und der schonungslosesten Skepsis, der umfassendsten Menschenliebe und des engherzigsten Hasses. Leicht mochte gerade in Spanien schon früh zu den zwei Religionen des fragenden Christen und des ausweichenden Juden die maurische als dritte in die Erzählung eingedrungen sein. Das non liquet der Parabel konnte in Geltung bleiben, aber auch, indem man ihrem Gesicht einen tendenziösen Ruck nach rechts oder links gab, entschiedener Bejahung ‚ein Glaube ist der wahre‘, entschiedener Verneinung ‚alle Glauben sind falsch‘ weichen. Die frühe christliche Umbildung hat die Klarheit der spanisch-jüdischen Anekdote bald getrübt. Wir stoßen zunächst auf ein verworrenes kreuzfahrerisches Gedicht, das in der Provence um 1185 gereimt und gleich durch den Titel Li dis dou vrai aniel als Tendenzwerk gekennzeichnet ist. Der reisende Juwelier hat sich in einen ägyptischen Biedermann verwandelt, der einen Ring von wunderbarer Heilkraft besitzt und vor seinem Ende zwei täuschend ähnliche anfertigen läßt. Die falschen giebt er den nichtsnutzigen älteren Söhnen, den echten ebenso verstohlen, aber mit ausdrücklicher Bekräftigung, seinem Liebling, dem tugendreichen Jüngsten. Er stirbt. Die Echtheit wird natürlich rasch entschieden, wie nach einer frommen Legende nur eines der von der Kaiserin Helena auf Golgatha gefundenen Kreuze sich als Siechentrost erweist oder wie in der an zauberischen Steinen nicht armen Poesie des Mittelalters der heilige Gral allein dem Beschauer ein jugendfrisches Leben schenkt. Der unbekannte Verfasser kann sich kaum genug thun, die älteren Brüder (will sagen: Juden und Muhammedaner), deren Religionen keine Heilkraft innewohnt, mit Schmähungen anzufallen, um alles Licht über den edlen Busensohn und seinen wundermächtigen Ring zu spreiten. Dieser Ring aber bedeutet nicht bloß den christlichen Glauben, sondern im mühsam angeschweißten zweiten Theil auch das heilige Land, das die Fürsten von Frankreich, Artois und Flandern dem rechtmäßigen Erben gewinnen sollen. Die Rolle des Erblassers, hier so schief, ja thöricht angelegt und überhaupt gefährlich, die Bestellung gleicher Ringe, der Erbstreit unter den Brüdern blieb seit dem ungeschickten altfranzösischen Gedicht oder einer entschwundenen früheren Umprägung der ersten Parabel im Schwange.

Wie häßlich hat gleich um 1250 des Dominicaners Etienne de Bourbon Sammelwerk über die sieben Gaben des heiligen Geistes unser „Beispiel zur Erweisung des wahren Glaubens“ eingeleitet! Ein Reicher, der unter andern Schätzen auch einen Ring mit einem heilkräftigen Stein besitzt, übergiebt das Kleinod seiner ehelichen Tochter, denn die jüngeren sind von der verführten Frau in schnöden Liebesverhältnissen geboren. Das Testament weist die Erbschaft der Besitzerin des Ringes zu, die illegitimen Töchter bestellen sich ähnliche Ringe, aber der weise Richter entscheidet nach der Wundermacht des Steines.

Nur die fabulösen Gesta Romanorum, die seit 1300 eine europäische Beliebtheit durch Jahrhunderte genossen, haben es dem französischen Mönch einmal an Gehässigkeit gleich gethan und die nichtchristlichen Religionen als Hurenkinder aus dem Vaterhause gejagt. Die alte, weit verbreitete Geschichte von dem Wettschießen nach der Leiche des Vaters muß, wie später noch engherziger bei Pastor Rinckhart, zu einem confessionellen Bruderzwist herhalten. Einem König gebiert seine Gattin drei außereheliche Söhne, aufrührerisch und dem Hausvater völlig unähnlich, und aus des Königs Samen einen vierten, der dann allein den Schuß nach dem theuren Körper wehklagend verweigert und darum die Krone erbt, während die Bankerte, jeder Würde und Habe beraubt, fortgejagt werden. Die übliche Auslegung sagt, der König sei Gott, die drei Bastarde Heiden, Juden, Ketzer, der jüngste echte Haussohn der bonus Christianus. Und alle edlen Qualitäten auf den Ehrenscheitel des „guten Christen“ zu häufen ist die vornehmste Aufgabe des confusen mönchischen Sammelsuriums. Von der obersten Staffel jeder Stufenleiter der Tugend und Gnade, die hier aufgerichtet wird, schaut er triumphirend herab auf die Lastertypen der Menschheit, auf Juden und Saracenen. Von den drei Königssöhnen, die nach altem Brauch sich einen Gott auslesen sollen, wählt er am besten, weil er sich nicht den reichen und mächtigen Juppiter, nicht den klugen Saturn, sondern den frommen und mitleidigen Mercur erkiest. Von den drei Königssöhnen, die sich in das Erbe, einen heilkräftigen Baum, theilen sollen, erbt er allein oder doch am besten, denn die ältern Brüder sind illegitim oder der Sohn Marias obsiegt über Adam und Moses. In solchem Bereich darf die Ringparabel nicht fehlen; sie behauptet durch mannigfachen Wandel unverbrüchlich das

christliche Privileg. Der König, der drei Söhne und einen Ring hat, „liebt einen Sohn vor den anderen", diesen giebt er falsche Glasringe, „dem Sohn den er liebte" den besseren, der dann seine Wundermacht erweist: „und so lag offen zu Tage, daß der Vater ihn mehr geliebt hatte", und die mystische Erläuterung dieser frommen Farce fügt hinzu: „es ist klar, daß Gott die Christenheit mehr liebt, deshalb hinterließ er ihr den Ring, der die Blinden erleuchtet, die Kranken heilt, die bösen Geister verjagt und die übrigen Tugenden wirkt. Dieser Ring ist der katholische Glaube". Oder der Ritter vermacht dem Erstgebornen das Erbgut, dem Zweiten den Schatz, dem Dritten einen Ring, der kostbarer ist als aller Gewinn der Brüder; doch auch diesen gab er ganz ähnliche Ringe — nur Einer erprobt sich als Panacee. „Ihr Lieben, dieser Ritter ist unser Herr Jesus Christus", so setzt die Moralisatio fast immer und oft höchst absurd ein, „der drei Söhne hatte, nämlich Juden, Saracenen und Christen. Den Juden gab er das Land der Verheißung, den Saracenen den Schatz dieser Welt in Macht und Reichthum, den Christen den kostbaren Ring, nämlich den Glauben, denn durch den Glauben können die Christen die verschiedenen Gebresten und Schwächen der Seele heilen". Wie ungereimt auch die Auszeichnung eines Lieblings und eines echten Rings im Gegensatz zu minder geliebten Söhnen und minderwerthigen Gaben den ganzen Erbgang erscheinen läßt, so ist doch ein Aufstieg zu geistigerer Erklärung des Rings nicht zu verkennen, und eine letzte Fassung verdient um so regere Aufmerksamkeit, als Lessing ein sehr genauer Kenner der Gesta war und, laut einem Briefe vom November 1776, alle Ausgaben seit geraumer Zeit in eine Ecke zusammengetragen hatte. Jene letzte Fassung hat mit der zuvor erwähnten die eigenthümliche Theilung, doch ohne Bezug auf Juden und Saracenen, gemein: der kluge König Darius, der drei geliebte Söhne besitzt, vermacht, als es zum Sterben kommt, dem Ersten das Erbgut, dem Zweiten allen zeitlichen Gewinn, dem Jüngsten drei Kleinode, einen goldenen Ring, ein Halsband, ein kostbares Tuch. Die Geschichte schweift dann in das Märchenland Fortunats hinüber, aber die sinnige Erklärung der alten deutschen Version „das Fingerlin hette die tugend, wer es an der hant trug, dem must aller mengklichen holdt und genädig sein" wird in der Moralisatio vertiefend ausgeführt: die

Kleinode des guten Christen sind echte Tugenden, das Tuch die Liebe, das Halsband die herzliche Zuversicht, das goldene Fingerlein der Glaube, der seinem Träger solche „Gnade und Liebe bei Gott und den Menschen" zusichert, daß ihm kein Wunsch versagt bleibt. So wird der Liebling Christi und der Mutter Kirche mit den Cardinaltugenden Glaube, Liebe, Hoffnung ausgestattet.

Lange Zeit blieb der deutsche Christ seines einzig echten Erbrings froh, und einsam steht der duldsamere Dialog des Baseler Gengenbach „Von drien Christen" da. Ein Fastnachtspiel, wo die allegorischen Figuren Synagoge uud Ecclesia streiten, weiß nichts von Verträglichkeit, der herausgeforderte Türkenhaß des sechzehnten Jahrhunderts nichts mehr von Saladins Lichtgestalt, und wenn im abenteuerlichen Amadisroman Christ, Muhammedaner und Jude erst stählerne, dann geistige Klingen kreuzen, mag der Muselman zwar für einen Ritter gelten, muß sich aber gleich dem Juden das Bad der Taufe gefallen lassen. Ein Zeitalter, das „des Papsts und Türken Mord" zusammenspannte, die Christenheit in zwei feindselige Lager sprengte, um innerhalb des einen wiederum Lutheraner und Reformirte auf einander zu hetzen, konnte höchstens einen einsamen Schwarmgeist über allumfassende Duldung oder über die Nichtigkeit jedes Glaubens speculiren lassen. Die parabolische Prüfung der Religionen ward immer schärfer und spitzer auf dem Amboß einer harten Polemik, die allgemach ohne weitere Umschau von Christen gegen Christen geführt wurde. Der bonus Christianus des Mittelalters war vom Beil der Reformation zerspellt. Ein geistreicher Humanist sogar machte aus dem Abendmahlstreit eine Komödie, worin Zwingli die jämmerlichste Rolle spielt (N. Frischlins Phasma). Und die Pastoren! Auf Meilenferne getrennt von dem persischen Sofi, der die Secten des Islam durch verschiedene Pforten in den großen Thronsaal des einigen Gottes eingehen sah, verquickt 1613 Martin Rinckharts wüstes Drama „Der Eißlebisch christlich Ritter" ein Stück Lutherschen Lebens mit der oben erwähnten Parabel vom Wettschießen auf die väterliche Leiche: hier die verworfenen Antichristen Pseudopetrus und Johannes, dort das helle Gegenbild zu Petri Nachfolgern und Jean Calvin, der nach dem theuren christlichen Ritter benannte Martinus.

In den Nöthen des großen Kriegs hat wol auch ein braver Soldat wie ehedem sein Sprüchlein gegen die Sondergelüste der Confessionen gesagt und geradaus den Schritt zum Herren Jesus Christ, der für mich und meine Sünde gestorben ist, gelenkt; Logau hat, während das freisinnige Helmstedt mit der Veste Wittenberg kämpfte, tief bekümmert ein Christenthum über den hadernden Bekenntnissen gesucht:

> Luthrisch, päpstisch und calvinisch, diese Glauben alle drei
> Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei?

Dann erstrebte Brandenburgs großer Kurfürst eine Union und, allem Dogmenstreit abhold, senkte der stille Pietismus den Samen der Liebe in das blutgedüngte Land. Herzhaft betonte Elisabeth Charlotte in ihren urgesunden Briefen immer wieder das Eine, das noth sei (22 I, 4 III 1697, 13 XII 1701, 23 XII 1706): „Es ist eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müßen. Die 3 christliche Religionen, wenn man meinen Raht folgte, solten sich vor eine halten und sich nicht informiren, waß man drinen glaubt, sondern nur ob man nach dem evangellion lebt ... Ich bin persuadirt, daß die rechte religion die ist, so ein Christ in seinem Hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet ist; daß überige seindt nur pfaffen=geschwätz. In welcher religion es auch sein mag, man kan allein durch die wercke von rechten glauben judiciren; wehr woll thut, liebt gott und seinen negsten, daß seindt die gesetz und prophetten, wie unßer herr Christus unß lehrt ... Es ist nur eine gutte undt rechte relligion in der Welt undt die kan sich in allerhandt religionen undt sprachen finden, nehmblich die von den ehrlichen leütten, aber daß heüfflein darvon ist klein." So trifft die kernige Frömmigkeit der Pfälzerin mit der englischen Aufklärung überein, die, weil einer den andern des Irrthums zeihe, eine höhere Warte besteigen und auch bei Juden, Muhammedanern, Heiden, also unter jedem Himmelsstrich und in jeder Religion, reine Sittlichkeit finden wollte.

Derweil die starren Kämpen der christlichen Bekenntnisse so von friedliebenden Gemüthern und freien Geistern zu duldsamer Liebe ermahnt wurden, rief ihnen die Satire höhnisch zu: worauf ihr pocht, ist nichts als Lug und Trug. Fontenelle carikirte in der „Geschichte

von Mero und Enegu" (1686) Katholicismus und Calvinismus, mit leichter Buchstabenversetzung ihre Residenzen bezeichnend, als abscheuliche Schwestern, Bayle gab diesem Spott weitere Verbreitung, und Dechant Swift nahm seinen ganzen Witz und seine ganze Galle zusammen im „Märchen von der Tonne" (1704), einem Meisterstück gehässigster Parodie, das Tabula rasa macht, ohne auf dem Trümmerfeld einen neuen Tempel zu gründen. Alle Ringe sind falsch! Alle Dogmen und frommen Bräuche nur eines bitteren Gelächters werth! Ein Vater vermacht seinen Drillingen, deren Reihenfolge beim Eintritt in diese Welt selbst der Wehmutter unbekannt ist, testamentarisch je ein Kleid, das ordentlich gehalten immer ganz und neu bleibt und mit dem Träger wächst. Nach sieben Jahren aber wandelt Übermuth, Gier und Weltlust die Brüder an. Sie wollen nach der Mode Achselbänder tragen und entlocken durch Buchstabenklauberei dies Wort dem Testament. Sie wollen Spitzen tragen und berufen sich auf ein mündliches Testament, d. h. die Tradition. Sie wollen feuerrothen Atlas tragen, und Peter findet ein diesem Gelüst holdes (apokryphes) Codicill. Sie wollen Silberfranzen tragen, und Peter, stets der durchtriebenste, beseitigt das ausdrückliche Verbot eines solchen Schmuckes durch die Interpretation, im Testament bedeute „Franzen" soviel wie „Besenstiel", „Silber" aber sei allegorisch zu nehmen. Oder man steckt die Nase gar nicht mehr in das leidige Testament, das endlich in eine feste Truhe gesperrt wird. Immer höher steigen Peters Ansprüche. Die Brüder müssen ihn Mylord tituliren. Er führt den dreifachen Hut und den Fußkuß ein und verjagt mit seiner Gattin auch die Frauen der Brüder. Diesen verriegelt er die Thür zum Weinkeller und präsentirt ihnen grinsend ein Abendmahlsbrötchen als Rebhuhn mit Burgunder, während er Freibriefe für Spitzbuben austheilt, bis die Übertölpelten eines Tages das Testament ans Licht ziehen, im Keller Labsal suchen und ihre Eheweiber heimrufen. Durch eine regelrechte Dragonnade Peters hinausgejagt, studiren sie emsig das Testament und beschließen demgemäß die Rückkehr zu den alten, in ihrer Einfachheit so herrlichen Kleidersatzungen, wollen sich aber fortan durch die Namen Martin und Hans unterscheiden. Bänder, Tressen, Franzen müssen nun wieder verschwinden: Martin trennt sie behutsam ab, ohne ins Tuch zu reißen; Hans fährt mit blindem Zerstörungseifer drein und

hat kein Ohr für Martins Bitte, er möge nicht zu weit gehen und immer noch ein wenig Verträglichkeit für Peter erübrigen, der denn doch ihr Bruder sei. Der arglistige Hans sucht im Gegentheil Martin mit sich fortzuzerren; als dies mislingt, schwört er ihm unversöhnlichen Haß. Damit nun der bornirte Martin nicht länger zu gut fahre, muß ihn ein hitziges Fieber packen, so daß er in einem tollen Aufzug, kaum von Monsieur Peter unterscheidbar, herumläuft ... Bis das bitterböse Märchen sein letztes Gift gegen Englands Presbyterianer verspritzt, leistet es das Erstaunlichste in erfinderischer Caricatur aller christlichen Kirchenentwicklung und hämischer Charakteristik, aber der unselige Mann, der diese Tonne dem alle Religion verschlingenden Leviathan zuwerfen wollte, mit seinem beizenden Verstand und seinem öden Herzen macht uns grauen. Dieser Nihilismus, den keine Schalkheit mildert, will das Testament nicht schützen und zum reinen Ursprung zurückführen, wenn er das Deuteln und den Mummenschanz striegelt: „er will", sagen Voltaires erweiterte Englische Briefe, „den Vater in Ehren halten, indem er den drei Kindern hundert Peitschenhiebe aufzählt; peinliche Leute haben die Ruthen für lang genug erachtet, um bis zum Vater zu reichen." Auch Männer von geringem Talent wagten sich auf diese Bahn, und in der Vossischen vom 16. April 1751 hat Lessing einen anonymen Cosmopolite angezeigt, der, den römischen Quacksalber und dessen neue Concurrenten Martin und Johann durchhechelnd, die Schule Rabelais', Fontenelles, Swift's verräth. Behutsamer fuhr der sächsische Nachahmer, wenn Gellerts Fabel aus dem Tonnenmärchen ein harmloses Satirchen auf die Modephilosophie machte.

Reimarus citirt Swift's Tale in einem der Wolfenbütteler Fragmente; Lessing schöpfte aus der weltbekannten Quelle, als er mit dem stolzen Anfang „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" die Geschichte von sieben Brüdern entwarf („Über den Arianismus" gegen Teller): Peter, der älteste, hat das Lieblingswörtchen „Ich", Martin „Oder vielmehr", Johann „Das will sagen", der jüngste aber, Thomas, ein muthwilliger Schalk, behauptet in seinem Winkel, die Brüder seien mausetodt. Philalethes der mittlere faßt Lessings Nathangesinnung zusammen: „Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlassen wir uns in dem

äußersten Zorne, und immer bringt uns die Liebe wieder zusammen." Wo war die Friedenstifterin Liebe bei Swift? Wo neben seinem Testament das Testament Johannis?

Als Voltaire mit anderer englischer Contrebande auch das Märchen von der Tonne heimbrachte, versäumte er eine litterarische Anknüpfung nicht: „Dieses berüchtigte Märchen von der Tonne ist eine Nachahmung des alten Märchens von den drei nicht unterscheidbaren Ringen, die ein Vater seinen drei Kindern hinterließ." Es handelt sich um die im Decameron gipfelnden Versionen Italiens. Wer war beschlagener im maître Boccace als der Franzose des achtzehnten Jahrhunderts, und wie hätte ein Zeitalter, dessen witzige Köpfe die positive Religion für infam erklärten, um ihren Deismus auf den einfachsten „Fetisch" einzuschränken, an der unsterblichen Ringparabel vorbeieilen können? Doch sind, bis Lessing das alte Kleinod in neuer Fassung erglänzen ließ, nur die dürftigsten Spuren in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. 1721 erschien die Novelle des Decameron von einem unbekannten Schöngeist in wässerige französische Reime gesetzt; der verschollene Druck stammt aus Swift's Heimat Dublin. 1750 folgten W. A. Paullis „Versuche in verschiedenen Arten der Dichtkunst" dem Boccaccio. 1760 siedelte Des Ormeaux die Parabel im modernen Indostan an, wo der furchtbare Kaiser Oramgzeb (gest. 1707) jenes alte Religionsgespräch mit einem sehr weisen Juden geführt haben soll. Da in dieser Fassung kein Liebling auftritt, zwei neue Diamanten zur Vermeidung von Erbstreitigkeiten geschnitten werden, jeder Sohn den echten Stein zu besitzen meint und kein richterlicher Schiedsspruch erfolgt, ist der Parabel ihre ursprüngliche Tendenz zurückgegeben. „Wird Gott von den Menschen fordern, daß sie enthüllen, was er ihnen so sorgsam verborgen hat? — Ich denke wie du, sagte Oramgzeb; wenn man nur den wahren Gott anbetet, gleichviel, auf den Cultus kommt wenig an."

Endlich hat der deutsche Rationalismus dem bissigen Haber der christlichen Bekenntnisse ein Toleranzlied zugesungen, das immer einen Ehrenplatz im Archiv des achtzehnten Jahrhunderts behaupten wird und als ein kräftiges niederdeutsches Echo der Nathanparabel antwortete. Nirgends erregte Lessings Evangelium ein helleres Entzücken, als in dem durch Homers Namen eingeweihten Schulhause zu Ottern-

dorf, wo das Buch im Mai 1779 als Geschenk Boies bei J. H. Voß eintraf. Kaum überwand der Wackere den Drang, sein volles Herz brieflich zu ergießen. „Nathan" aber blieb ihm hier, in Eutin und weiter eine neue Hausbibel, die der Todfeind aller Knechtschaft Jahr für Jahr seiner Ernestine vorlas. An Lessing dachte Voß in seinen spätern trutzigen Fehden gegen die Unfreien, wo er für die Toleranz mit dem ungeschlachten Grimm des alten mecklenburgischen Hörigen dreinschlug und die religiöse Brüderschaft in den fürchterlichsten Versen der Aufklärung pries:

Der Celt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich Einen Gott.

Zu Lessings Bild schaute er auf, als er selbst in seiner ländlichen Idylle den dreuenden Pfäfflingen wehrte und den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau der Gemeinschaft sich freuen ließ

mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!

So trägt in derselben „Luise" der treffliche Jüngling Walter sein Toleranzmärlein vor, wie ans Himmelsthor, ihres alleinseligmachenden Glaubens versichert, der Reihe nach klopfen der katholische Christ aus Mainz, der reformirte Christ aus der Lavaterstadt Zürich, der lutherische Christ aus der Goezestadt Hamburg und Petrus einen nach dem andern hinweg auf die Bank weist. Als sie nun so sitzen im Angesicht der ewigen Seligkeit und von Sphärenmusik umrauscht, da intoniren sie friedsam „Wir glauben all an einen Gott", daß die Himmelspforte sich weit vor den thörichten Kindern aufthut. Aus dem Munde des Pfarrers wettert dann Voß nach seiner Art den Schlußsegen dazu:

Liebet euch, redet der Herr, und brüderlich duldet einander!
Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund! —

Zuguterletzt sollte, nachdem sich Deutschland schon manches Jahrzehnt an Lessings Toleranzpredigt erbaut hatte, die Parabel auf den spanischen Urboden und zu der einfachen Anlage, daß nur Christ

und Jud einander gegenüberstehn, zurückkehren: Heinrich Heine besorgte ein witzsprühendes Satyrspiel zum „Nathan“. Seine Ringparabel steht im Romanzero, die „Disputation“, deren Ergebnis Donna Blanca in die holden Worte faßt:

> Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
> Doch es will mich schier bedünken,
> Daß der Rabbi und der Mönch,
> Daß sie alle beide stinken.

Wir springen aus der Neuzeit ins Mittelalter zurück. Wie im Kinderspiel der Ring unversehens aus einer Hand in die andre wandert, so ging die Ringparabel von Volk zu Volk. Mündliche Überlieferung wird sie aus der Provence in das litterarisch so eng verbundene Italien gebracht haben, und eine zweifelsüchtige Fassung drang stufenweise in Toscana vor, bis der dritte Novellist, kein geringerer als Meister Boccaccio, ihr die Form gab, die vierhundert Jahre später Lessing seinem Gedicht zu Grunde legte. Der Eifer der Kreuzzüge hat jenes altfranzösische Reimwerk mit üblen Widersprüchen und Anhängseln belastet; unter dem lang nachwirkenden Einfluß der Kreuzzüge wird in Italien der spanische König erst zum namenlosen, dann zum benannten orientalischen Sultan. Die Quelle, der zunächst das Novellino (Cento novelle antiche) in seiner 72. Nummer folgt, ist der arragonischen Geschichte darin nah verwandt, daß wenigstens der Ausgang nur von den zwei Religionen des fragenden Herrschers und des antwortenden Juden genommen wird und der bedrängte Hebräer vor derselben bösen Alternative steht, daß ferner noch nichts von Tod und Erbtheilung vorkommt, aber die eigentliche Parabel des Novellino führt auch einen dritten Sohn ein. Man motivirt die Schlinge mit einer Geldverlegenheit des Sultans; der Rath, den Juden ins Verhör zu nehmen, zielt auf dessen überschwänglichen Reichthum. Die Schwierigkeit wird in dieser schlank erzählten Anekdote sofort scharf hingestellt; der Sultan schickt nach dem Juden und fragt, welcher Glaube der beste sei, „denkend, wenn er sagt: der jüdische, so werd' ich sagen, daß er gegen den meinigen sündigt, und wenn er sagt: der saracenische, so werd' ich sagen: warum bleibst du doch beim jüdischen?“ Unverzüglich erzählt hier der Jude die Geschichte von dem

Vater, den seine drei Söhne jeder für sich um den Ring mit dem allerkostbarsten Stein von der Welt bitten und der nun beim Goldschmied zwei Doubletten bestellt, so daß nur er allein den „feinen" herauskennt. Einzeln läßt er die Söhne kommen, „giebt jedem insgeheim seinen Ring", jeder wiegt sich im Besitz des echten, aber die Wahrheit ruht bei dem Vater. So begründet der Jude kurz und ohne besondere Schlußanwendung auf die verschiedenen Religionen sein Nichtwissen, und der Sultan behelligt ihn nicht weiter.

Ob Dantes Freund Busone da Gubbio 1311 unmittelbar und allein an diese kleine Erzählung vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts seine Novelle im Avventuroso Siciliano anknüpfte, ist zweifelhafter, als der offenkundige Anschluß Boccaccios an Busone, doch lassen sich die Abweichungen, bis etwa eine neue Quelle entdeckt wird, ganz wol aus einem künstlerischen Bedürfnis der Motivirung und Charakteristik erklären. Wer war jener Sultan? Gewiß der kluge Saladin, der morgenländische Herrscher von sprichwörtlicher Berühmtheit, dessen religiöse Kritik auch sonst in unserem Roman hervortritt. Wozu bedurfte er des jüdischen Mammons? Weil in der Kriegscasse dieses freigebigsten Verschwenders die Mittel zu neuen Feldzügen wider die Franken fehlten. Aber wie darf derselbe Saladin, der selbst in Dantes Hölle als il buon einen Ehrenplatz unter den tugendhaften Heiden einnimmt, dem Juden — er heiße Absalom — eine solche Falle stellen? Weil die vaterlandslosen Wucherjuden überall verhaßt sind. Ja, das Verlangen nach schärferen Umrissen führt den Busone dazu — da denn Ein Ring doch der echte sein und der Vater denn doch wissen muß, was und wem er giebt — seinen Absalom verstohlen auf das Recht des Erstgebornen und Lieblings gegenüber den unberechtigten Ansprüchen der Brüder deuten und so den behutsamen Advocaten des Judenthums machen zu lassen.

Anders Boccaccio in der dritten Novelle des ersten Tages. Auch die vorausgehende ist dem Busone nachgeahmt, so jedoch, daß was dieser von Saladin berichtet in freier Umgestaltung der Begebenheiten einem edlen Juden zugeschrieben wird, um Zusammenhang und rechten Fortschritt zu gewinnen. Es handelt sich um eine höchst eigenthümliche Bekehrung. Ein Pariser Kaufmann bedauert, daß sein Busenfreund, der steinreiche Jud Abraham, trotz einem tadellosen

Wandel der Himmelsfreuden verlustig gehen soll, weil ihm der rechte Glaube fehlt. Allmälig macht die Vorstellung, wie die Heiligkeit des Christenglaubens aus seinem herrlichen Wachsthum und Gedeihen hervorleuchte, indeß der jüdische verfalle, Eindruck auf Abraham, doch will er zuvor Rom besuchen und die Residenz prüfen, wo der Statthalter Gottes thront. Nichts ist Herrn Jeannot unwillkommener, da er vom Anblick pfäffischer Ruchlosigkeit die schlimmste Abschreckung fürchtet; und wirklich bringt Abraham als ein sittlicher und gesetzter Mann den größten Ekel aus Rom heim, aber eben darum beugt er sich der Taufe, denn eine Kirche, die, an Haupt und Gliedern so verderbt, doch täglich höher wachse und heller strahle, müsse von Gott vor den andern begünstigt sein. Auf diese gewiß nicht antijüdische Religionssatire läßt Boccaccio die Ringparabel als jüdisches Predigtmärlein folgen, zum Exempel, daß den Weisen seine Weisheit aus großer Gefahr rette. Leider hat er versäumt, judenfeindliche Motive von Busone her mit seiner eigenen freieren Tendenz in Einklang zu bringen. Boccaccios bessere Motivirung für Saladin wird eine üble für die Gestalt seines Juden, der eigentlich ein Bruder des Abraham in 1, 2 sein sollte, nun aber Filz und Weiser in einer Person ist, als Wucherer kommt und als Saladins freigebiger Freund abgeht.

Von außen und innen kunstreich ausgestattet, ist Busones Vorlage im Decameron zu mehr als doppeltem Umfang angewachsen. Der tapfere Saladin, durch Kriege und Aufwand verarmt, sinnt auf Mittel den erschöpften Schatz zu füllen und erinnert sich eines alexandrinischen Wucherers namens Melchisedek, der so geizig ist, daß er nie aus freien Stücken, sondern nur durch List gezwungen sein Geld beisteuern würde. Auf die freundlich gestellte Frage nach den drei „Gesetzen" stutzt der weise Melchisedek, überlegt die schwierige Zwangslage und kündigt dann in plötzlicher Erleuchtung eine kleine Geschichte an. Aus der einen Schenkung ist in dieser Parabel ein langer Erbgang von Geschlecht zu Geschlecht geworden, wie die Juden bis zum Christenthum hin durch viele Jahrhunderte das einzig auserwählte Volk Gottes waren. Endlich kommt der Ring, dessen Besitzer die Erbschaft genießt und als Vornehmster geehrt wird, in die Hand eines Mannes, welcher drei Söhne hat, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam sind, daher auch gleich zärtlich von ihm

geliebt werden. Hier erscheint kein Günstling mehr, kein frommer väterlicher Betrug weiß den Einen christlich=jüdisch zu bevorzugen. Alle drei bitten einzeln ihren liebreichen Vater um den Erbring, und jeder nimmt die Zusage des guten Alten mit fort. Heimlich läßt dieser von einem geschickten Meister zwei gleiche Ringe anfertigen; er selbst kann den rechten „kaum" unterscheiden. Als er sein Ende nahen fühlt, giebt er insgeheim jedem Sohn einen von den Ringen. Jeder erhebt Anspruch auf die Erbschaft, aber bei der Gleichheit der Ringe ist die Frage, wer des Vaters wahrer Erbe sei, unentscheidbar, und sie bleibt es noch heute. „So sage ich euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die ihr mich befraget. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Allerdings, sagt Lessing im Entwurf einer Vorrede, sei die dritte Novelle des Decameron, „dieser so reichen Quelle theatralischer Producte", der Keim, aus dem sein „Nathan" sich entwickelt habe. Mehrfach giebt er Freunden einen Vorschmack seiner Dichtung, indem er diesen und jenen auffordert den italienischen Gewährsmann zu betrachten oder im September seinem Gefährten auf den Wallspaziergängen, v. Döring, die Novelle als den „Hauptplan" erzählt und zufrieden beifügt, er habe noch kein Stück mit solchem Vergnügen gearbeitet, es werde ihm hoffentlich am besten von allen gelingen. Wo er von der Entstehung dieses „Nathan" spricht, erscheint die Parabel als Kern und Stern, und das Stück ist von der Mitte aus gebaut worden. Sein Thurm ragte glänzend in die Lüfte wie ein Campanile, zu dem dann in stilgerechtem Maß und organischer Verbindung das Domgewölbe gefügt ward. Die Parabel hat ihn, von dem Tag an, wo die edle Novelle des Florentiners seinen jugendlichen Sinn durchblitzte, am längsten und stärksten beschäftigt und ist ihm endlich, wie er selbst gesteht, „am sauersten geworden". „Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen ist von jeher die meinige gewesen" dachte er offen zu bekennen; seine eigene Entwicklung legt uns die Frage nahe, ob auch hier einmal ein skeptischer Gedankenschluß

„was ist Wahrheit?“ der letzten Krönung durch die freundliche Lehre, daß jeder gute Mensch den echten Ring besitze, vorausgegangen sei?

Eine handlungsarme Tendenznovelle war also der gegebene Kern, um den sich alles Übrige krystallisiren sollte. Boccaccio lieferte dem Drama zwei Hauptpersonen, Sultan Saladin und den Juden Melchisedek. Mit Saladin war Zeit und Schauplatz und eine gewisse Richtschnur für weitere Motivirung und Erfindung gegeben. Der Jude mußte dem Verfasser einer dramatischen Rettung „Die Juden“, dem Freunde Mendelssohns sofort hochwillkommen sein, und keine freie Wahl aus Reflexionen über die stolzeste und verachtetste Religion hat bei Lessing einen Juden zum Gefäß der Weisheit und Selbstverläugnung und zum Führer der Handlung gemacht, sondern die litterarische Überlieferung, die ein wolbestelltes, fruchtbares Erdreich traf. Sie gab einem findigen Dramatiker alsbald etwa fünf Scenen an die Hand. Zuerst eine Art Vorspiel, worin die Geldnoth des kriegerischen und allzu freigebigen Fürsten dargelegt und der Plan zur Überlistung des Juden gefaßt wird; oder vielmehr ein Anschlag der Prüfung, denn es lag für den treuen Liebhaber Saladins zu nahe, ihn von der Intrigue zu entlasten, also (wie ja schon die Lessing unbekannte Tradition es gelegentlich eingefädelt hatte) einen Rathgeber oder eine Beratherin vorzuführen und mehr den weisen als den reichen Juden aufs Korn zu nehmen. Selbstverständlich heischten auch die Widersprüche im Melchisedek der Novelle ihre Ausgleichung: nur zum Schein mochte noch von seinem Geiz gesprochen werden, und wenn die Weisheitsprobe diesen falschen Schein verflüchtigt, hat der weise Jude nichts zu fürchten, denn die Falle ist nur dem filzigen gestellt. Dann ein einleitendes Gespräch zwischen Jud und Sultan: „Tritt näher, Jude ... nur ohne Furcht“ — „Die bleibe deinem Feinde.“ Boccaccio spricht von freundlichem Empfang und giebt dem Sultan die Worte: Ich habe schon von vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; — Lessing: „Du nennst dich Nathan?“ „Ja.“ „Den weisen Nathan?“ „Nein.“, und zwanglos ließ sich ein kleiner Dialog über den Beinamen anknüpfen. Ganz unvermittelt wird die Frage nach den Gesetzen oder Religionen gestellt, nicht so jählings erfolgt die Antwort. Boccaccio erzählt, daß der Jude, der in der That den Titel eines Weisen verdiente, die Schlinge wahrnahm,

hin und her sann, seinen Scharfsinn anstrengte um eine unverfängliche Auskunft zu finden und, als ihm plötzlich eingefallen war wie er sprechen müsse, anhob: „So will ich euch eine kleine Geschichte erzählen". Der epische Bericht über solche innern Überlegungsprocesse ist für den Dramatiker die Aufforderung zum Monolog, der die kritische Lage erwägt und eine Lösung sucht. In der meisterlichen Scene 3, 6, wo ohne theatralisch fließende Declamation, sondern mit Pausen der Verlegenheit und Grübelei sich Sätzchen an Sätzchen reiht, bietet jüdische Dialektik ihren ganzen Witz auf bis zur plötzlichen, zugleich den Hörer spannenden Erleuchtung: „Das war's, das kann mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab." Dann beginnt er: „Erlaubst du wol, dir ein Geschichtchen zu erzählen?", und der Sultan wäre kein märchenfroher Orientale, wenn er die Frage nicht bereitwillig bejahte. Nathan tritt nun anders auf, als da er sich zuerst vor dem Gewaltigen beugte, und die Worte „Möchte doch die ganze Welt uns hören", mit denen er so sicher einem beruhigenden Winke Saladins begegnet, deuten gleich im Eingang an, daß dies Geschichtchen sich zu einer Botschaft an die Menschheit erheben, dies Märchen nicht bloß den Frager „abspeisen", vielmehr in seinem weitern Aufstieg ein positives Evangelium bringen soll. In dieser vierten Scene folgt Lessing eine lange Strecke Schritt für Schritt dem Boccaccio, wie der beredte und selbstdenkende Versificator einer sparsamen Vorlage. „Vor grauen Jahren" setzt er ein wie die Novelle mit ihrem „Vor Zeiten", und Nathans Erklärung „Ich bin zu Ende ... fast so unerweislich als uns itzt der rechte Glaube" beschließt klar disponirend den abhängigen ersten Theil, in dem doch so manche kleine Feinheit, wie die östliche Heimat und das reiche Farbenspiel des Opals, dem Nachdichter gehört. Ein tiefer Zug aber ist neu: der Ring von „lieber Hand" giebt nicht Erbschaft und Vornehmheit wie im Decameron, sondern gemäß jener im Wust versteckten Variante der Gesta Romanorum hat er die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer — und diese innerliche Bedingung ist Lessings schönstes Eigenthum, zugleich die Brücke zum zweiten Theil seiner Parabel — wer in dieser Zuversicht ihn trägt.

„Ich glaube", so äußert Lessing im November 1778, „eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben", nämlich zu der eben von

ihm genannten Novelle des Boccaccio; wir werden unter der sehr interessanten Episode lieber die Fortführung der Parabel als die eigentliche Handlung des Stückes oder einen Theil davon verstehen. Weist Boccaccio flüchtig auf die Gebote Gottes, die das Volk erbt, also auf geerbte Pflichten hin, so verlegt Lessing das ganze Schwergewicht vom Ererben aufs Erwerben. Der erhabene zweite oder dritte Satz predigt der Menschheit, daß der Ring am Finger nichts sei ohne die vorurtheilsfreie, werkthätige Liebe im Herzen. „Praktisches Christenthum" hatte schon im Frühjahr 1751 der junge Vossische Recensent gefordert: „Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht."

Darin nun bewährt Lessing auch in dieser lehrhaften Scene seine eigenste Kraft der werdenden Gedanken und sein dramatisches Vermögen, daß er dem Nathan nicht zu einer langen Predigt das Wort giebt, die sich wie ein rhetorisches Prunkstück anhörte, als hätte der Jude gleich den fertigen Text im Kaftan mitgebracht. Nein, er legt ungezwungen die weitere Entwicklung von vorn herein an, wahrt aber der dialogisch unterbrochenen Rede durchaus den Charakter eines freien Fortschrittes, wo das Sprechen Gedanken weckt und die bewegtere Theilnahme des Zuhörers den Sprecher weit über das anfänglich gedachte Ziel hinaus führt. Nathan hatte scheinbar seine Rede beendet. Der rechte Ring des Märchens war nicht erweislich, war „fast so unerweislich als uns itzt — der rechte Glaube". Und diese ganz traditionelle Antwort soll

> Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
> Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
> Der Vater in der Absicht machen ließ,
> Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Nun müßte nach alter Überlieferung der Sultan Beifall klatschen und den Juden freundlich entlassen. Lessings Saladin spinnt aber den Faden weiter, indem er allerdings die Unterscheidbarkeit der in Frage stehenden drei Religionen bis auf Kleidung, Speis und Trank behauptet; ein Einwurf, den Nathan sogleich durch Verlegung der Unterschiede in die Motive des Glaubens, durch rasche Recapitulation des Fragmentenstreits über die Unzulänglichkeit bloßer historischer Gründe,

aber auch durch eine — Lessings persönlichem Standpunkt von jeher widerstrebende — Rechtfertigung der Fortpflanzung der angestammten Religion auf Treu und Glauben parirt. „Wer kann ihnen verdenken", hatte der Ungenannte, im Fragment über die Unmöglichkeit allgemeiner Offenbarung, von den Kindern gesagt, „daß sie bei dem Vertrauen, bei dem Gehorsam, so sie ihren Eltern schuldig sind, auch derselben ihre Religion für wahr und für die beste halten?" Auch daß der Türke wie der Christ stark und eifrig an seiner „väterlichen Religion" als der einzig wahren festhalte, stand bei Reimarus zu lesen; es war Lessingen sicher eine Genugthuung, den Theologen dergestalt im Gedicht einen Wiederholungscurs über die Fragmente darzubieten und seine „Episode" zum Boccaccio vorzutragen. Noch stehen wir ganz wesentlich auf dem alten Fleck; die echte Religion ist mit historischen Gründen unerweislich, der Sultan muß sich zufrieden geben. Nur hat Lessings Sultan längst Geld und Schlinge vergessen, und Lessings Jude will diesen hingegebenen Zuhörer nicht mit einem Fragezeichen verabschieden.

Darum nimmt er die obige Schlußwendung „Man untersucht, man zankt, man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht erweislich" von neuem auf: „Laß auf unsre Ring' uns wieder kommen." Jeder betheuert wahrheitsgemäß, den Ring von Vatershand mit dem alten Versprechen, er solle des Ringes Vorrecht einmal genießen, zu haben, jeder ist geneigter, die Brüder für falsche Spieler und Verräther zu halten, als daß er den Argwohn einer väterlichen Falschheit dulden sollte, und der Richter, nach dessen Spruch Saladin begierig fragt, wiederholt seinerseits die Wendung des Schebet-Jehuda:

wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin?

Wiederum hält Lessings Parabel da, wo auch Boccaccio das Endziel gefunden und so skeptisch Abe gesagt hatte. Der Vater konnte den Musterring „nicht" unterscheiden, als der Künstler ihm die Ringe brachte — wie soll der Richter den echten herauskennen?

Nur ein unseliger Scharfsinn, der den Reiz aller parabolischen Dichtung blindlings verkennt und die abgerissene Hülle wie ein Amts-

protokoll unter die Lupe einer phantasielosen Kritik legt, ein nörgelnder Witz, der an dem Gleichnis vom verlornen Sohn oder der Fabel vom Schatz im Acker ähnliche Triumphe feiern könnte, drängt sich hier überlegen lächelnd vor die Schranken und judicirt, wie jüngst geschehen: der Vater ist Gott, Gott unterliegt keiner frommen Schwachheit, Gott treibt kein Versteckspiel, Gott wird von keinem Goldschmied getäuscht, Gott stirbt nicht, Gottes Söhne können nicht betrogene Betrüger sein, von den drei Ringen ist und bleibt doch einer der echte ... „Die Ringe! — Spiele nicht mit mir!" kann gleich Saladin jedermann dieser Afterkritik zurufen, der dem Richter Lessings einmal weiter gefolgt ist:

> Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
> Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
> Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
> Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
> Doch das nicht können!

Das große Lessingsche Motiv des ersten Theiles tritt so in den Vordergrund, und nach keinem Ringe mehr, sondern nach den Wirkungen von innen nach außen wird gefragt. „Wen lieben zwei von euch am meisten?" Sie schweigen.

> Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
> Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
> Am meisten?

Die Ringerben können nur dann vor Gott und Menschen angenehm sein, wenn sie mit rechter Zuversicht die Wunderkraft werbend nach außen kehren; sie sind „betrogene Betrüger" (decepti deceptores, wie Augustin einst dem Griechischen nachsprach), wenn sie ohne das Verdienst einer die Selbstsucht überwindenden Nächstenliebe, ohne die bedungene Gemüthsverfassung auf ein überliefertes Vorrecht trotzen, dessen Wolthat erworben werden muß. Es ist der Unterschied zwischen einem geerbten Pergament und dem Adel der Seele. Streckt nur die beringte Hand sich aus, ohne die Kraft der selbstlosen Gottes- und Menschenliebe, dann ist kein Ring echt — „der echte Ring vermuthlich ging verloren." Nathan-Lessing klagt die positiven Religionen an, daß sie den Urgrund der wahren Religion nicht mehr besitzen.

Aber auch mit dieser zweiten Wendung begnügt sich die Parabel nicht, vielmehr giebt, nachdem Saladin durch den Ruf „Herrlich! herrlich!“ die Gliederung markirt hat, drittens der bescheidene Richter statt eines unmöglichen Schiedspruches seinen aus jener Bedingung geschöpften Rath. Er vertagt die Frage nach der Echtheit auf tausend tausend Jahre und eröffnet den Söhnen und ihren Kindes-Kindeskindern eine unabsehbare Übungszeit der Tugend, denn er erkennt die hohe Pädagogik des Erblassers, der, wie der Vater bei Lafontaine durch eine scheinbare Unwahrheit die schatzgrabenden Nachkommen zu unermüdlichen Arbeitern erzog, seine Söhne mit gleicher Liebe, ohne Tyrannei des Einen Rings, zum edlen Wetteifer aufforderte, indem er nicht sowol jedem den Ring zuerkannte, als jeden auf die Bedingung verpflichtete, welche die geheime Zaubermacht der Gottgefälligkeit und Menschenliebe aufschließt. Dreitheilig steigt die Parabel Lessings zum „neuen Evangelium“; drei Stufen auch beschreitet sie wie Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“: weit hinten erscheint der Erbgang „im Osten“; drei „Söhne“ streiten vergebens um ein Privileg; die Zukunft soll die humane Tugendlehre besiegeln, die „Nathan der Weise“ als goldene Frucht zu oberst in die Silberschale der alten Parabel gelegt hat: der Vater liebt alle gleich —

> Wohlan!
> Es eifre jeder seiner unbestochnen,
> Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
> Es strebe von euch jeder um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wolthun,
> Mit innigster Ergebenheit in Gott
> Zu Hülf'!

Je unermeßlicher Lessing den Horizont der Parabel ausgedehnt hat, desto mächtiger kann er Nathans Rede von der tüftelnden Überlegung zur ruhigen Erzählung, zur lebhafteren Dialektik, zur dramatischen Gerichtsscene, zur weihevollen Schlußapostrophe aufsteigen lassen, desto überwältigender die Wirkung auf den Hörer darstellen, denn auch Saladin wächst in dieser großen Scene, von einer kühleren Neugier bis zum hellsten Enthusiasmus. Wie anders stehen sich die Beiden jetzt gegen-

über, als da der Sultan doch recht von oben herab sprach „Tritt näher, Jude" und die launische Frage that, vor deren Tragweite er nun erschrickt, wenn Nathan, dessen Art es nicht ist die Stimmung so höchst gespannt zu halten, ihn fragt, ob er als der verheißene weisere Richter den vertagten Spruch sprechen wolle — „Ich Staub? Ich Nichts?" Mit um so herzlicherer Wärme ruft hier der Sultan, der auch bei Boccaccio seitdem den Melchisedek freundschaftlich behandelt, die Bitte „Sei mein Freund!"

Dann, und es ist dies eine fünfte Scene nach dem Schematismus der Novelle, senkt sich das Gespräch von dem hohen Wipfel zur Erde nieder, von Glaube und Liebe zu dem, ach, so unentbehrlichen Geld: Boccaccios Saladin bekennt offen seine Nöthe, und Melchisedek thut gern den Seckel auf; feiner muß Lessings Nathan das erste Wort vom Geld sprechen und Saladin, der das längst über solchen geistigen Schätzen vergessen hat, dann im Bekenntnis seiner Verlegenheit zugleich eine Abbitte des Anschlags leisten.

Die „reiche Quelle theatralischer Producte" hat den Nathandichter zu wiederholtem Schöpfen eingeladen, denn wer im Decameron eine Geschichte nachschlägt, den läßt das unsterbliche Buch nicht los: er muß auch die zweite und dritte mitnehmen. Vom ersten zum letzten Tage schweifend, stieß Lessing wiederum auf einen weisen Juden, der ihm so wolgefiel, daß er dessen altehrwürdigen Prophetennamen Nathan für den König- und Hohepriesternamen Melchisedek, den klangvollen Zweisilbler für den ungefügen Viersilbler eintauschte und mit dem Wort auch Begriffe und Thaten, einen neuen Gegensatz von Erfahrung und Thorheit, Haß und Liebe, brausender Hitze und verklärter Milde, Jugend und Alter, ja sogar ein Stück Decoration, das Kaufmannshaus im Orient und den schattigen Pfad gewann, in dessen Frieden ein verirrtes Herz zu edlen Entschlüssen genesen mag. Die Novelle 10, 3 ist wie so viele aus dem Samen aufgeblüht, den die Flügel des Windes vom Morgenland herübergeweht haben; viel später wird ein Gleiches in Saadis „Persianischem Baumgarten" (Olearius Cap. 14) dem eifersüchtigen König von Yemen nacherzählt, wie er den jungen Hatem, seinen überlegenen Meister in der Freigebigkeit, durch einen Abgesandten aus dem Wege räumen will, der aber im Innersten bezwungen zurückkommt: „Die Last seiner Höflichkeit hat meinen Rücken

nieder gebogen, und das Schwert seiner Frömmigkeit hat mich getödtet." Nathan, ein unvergleichlich reicher Greis aus edlem Stamm, bewohnt ein herrliches Landgut an der Heerstraße im Catai, wo kein Reisender von Ost nach West, von West nach Ost vorbeizieht, ohne die grenzenlose Gastlichkeit des Wirthes zu genießen. Darob ergrimmt im Nachbarlande der Jüngling Mithridanes und giebt sich dem fieberhaftesten Wetteifer hin, um Nathans Ruhm zu verdunkeln. Als ein zudringliches armes Weib einmal trotz allen Spenden den tiefgehaßten Namen über den seinigen erhebt, überwältigt wüthendes Mordgelüst seine kranke Seele. Unterwegs trifft er den Alten, ohne ihn zu kennen, thut ihm, der sich als Diener vorstellt und bescheiden sagt, Nathan denke geringer von sich als die Menge, den blutigen Anschlag kund und wird von seinem Opfer selbst unterrichtet, daß er die That am besten in einem nahen Gehölz, wo Nathan jeden Morgen ganz allein zu lustwandeln pflege, verüben, auch wie er von dort die ungefährlichste Heimkehr gewinnen könne. Im Begriff den einsamen Spaziergänger zu tödten, will er doch einmal das Antlitz des Rivalen schauen, erkennt Gesicht und Stimme des vermeinten Dieners und stürzt besiegt zu seinen Füßen nieder. Nathan aber spricht aus der Fülle seiner Güte: ich wollte dir mein Leben schenken, damit du nicht als der Einzige unbefriedigt von mir gingest. Ein vertrautes Gespräch entfaltet die hohe pädagogische Kunst des edlen Greises und reinigt den guten Kern des Jünglings von allen Schlacken. Nach mehrtägiger vertrautester Gemeinschaft scheidet Mithridanes als ein Gesunder, in großen, würdigen Vorsätzen befestigt. Ist das nicht ein Vorspiel für Nathan, der sich auf dem Palmenweg erhebt, indem er das Kleid seines Verächters küßt, für den jähen Tempelherren, der das Haupt des Weisen heimlich bedroht und bald neu beschämt zu ihm aufblickt?

Ein recht äußerliches Geschichtchen (5, 5) half die Voraussetzungen modeln: bei der Plünderung Faenzas durch Friedrich II. hat den Kriegsmann Guidotto ein zweijähriges Mägdlein „Vater" angerufen, sterbend vertraut er die Pflegetochter seinem Freunde Giacomino; zwei Jünglinge werben um sie und werden handgemein; aber der eine, Giannole, wird als ihr Bruder erkannt, und die obligate Narbe bestätigt Agnes als Tochter des Barnabuccio; also eine in Kriegsläuften zersprengte Familie, Rettung und Erziehung eines Kindes, Geschwister-

liebe, Erkennung — Motive, die sich leicht mit ganz ähnlichen Voltaires verbanden.

Endlich tritt der mythische Saladin nochmals in der vorletzten märchenhaften Novelle auf, wie er als Kaufmann verkleidet die Welt durchstreift und im Kreuzzug Gelegenheit findet, seinem italienischen Gastfreund alte Wolthat heimzuzahlen, nachdem er den Gefangenen an einem eigenthümlichen Zug um den Mund erkannt hat. Auch das konnte in freie Beziehung zu mannigfachen historischen oder halbhistorischen Anekdoten über Saladins menschenfreundliche Gnade gegen Christen gesetzt werden und noch freier dem Tempelherrn und seinen angeerbten Gebärden zu Gute kommen.

Früh hatte verklärende Sage die Gestalt dieses Sultans umsponnen: der buon Saladino erscheint in mittelhochdeutscher Dichtung, ein paar christliche Schmähworte ausgenommen, nicht bloß wie *ein* Gott der Freigebigkeit, den man kaum nennt ohne das freundlich ehrende Beiwort der milte hinzuzufügen, sondern laut Enenkels Weltbuch auch als der umsichtige Gottesfreund, der vor seinem Ende das letzte kostbare Besitzthum, einen Tisch, in drei Theile spaltet, um durch dreifache Spende muhammedanisch oder jüdisch oder christlich *sein* Seelenheil zu wahren. Der strenggläubige Diener des Propheten sollte nicht bloß in Disputationen mit Juden und Christen so scharf- und freisinnig wie duldsam das Wort geführt, sondern sogar mit Franz von Assisi trauliche Berührung gehabt haben. Der morgenländische Herrscher galt nicht bloß für ein Muster edelsten und gütigsten Benehmens, sondern auch für der höchsten abendländischen Ehre theilhaft: wie er den Ritterschlag empfangen, wußte ein französisches Gedicht weitläufig zu berichten.

Eine sehr idealisirende Auffassung Saladins lebt und webt in der Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts, so daß Lessings alter Marigny, weil er Solaheddins blutige Vorgeschichte und sein orthodoxes Muhammedanerthum betont, trotz allen sonstigen Lobsprüchen fast wie ein scheelsüchtiger Verkleinerer erscheint, wenn man dies fromme Urtheil an den liberalen Tiraden eines Voltaire mißt. Dieser geistreichste und mächtigste Führer der Aufklärung hatte sich in eine so widerchristliche Schwärmerei für die Tugenden des Orients gestürzt und auf seiner Wage so ungleiche Gewichte gebraucht, daß der Pariser

Witz ihn schon im Turban zur Moschee eilend erblickte. Noch immer blendete Saladin die Franzosen, wie einst Harun al Raschid die Phantasie der Franken. Haben die Crebillon und Wieland einen trägen, dummen, sinnlichen Schach Baham als Typus orientalischen Herrscherthums abgemalt, so liebte andererseits die Aufklärung der Voltaire und Diderot, der Friedrich und Wieland streitbar, spielend, spottend, lehrend das Costüm des Morgenlandes vor allen anderen, und Voltaires Geschichtsphilosophie suchte, wie wir wissen, die „Gedruckten Lügen" auch durch eine kühne Beleuchtung des Zeitalters der Kreuzzüge zu verpönen. Diese neuen tendenziösen Accente hatten auf Lessing den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Als Schüler Voltaires ärgert sich der Hamburger Dramaturg über die falsche Vertheilung von Licht und Schatten in einer jugendlichen tragédie sainte: „Es war zwar von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt in einem Stücke, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen ist, die Toleranz predigen und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedanischen Religion zeigen zu wollen. Denn diese Kreuzzüge selbst, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen, deren sich der christliche Aberglaube jemals schuldig gemacht hat; die meisten und blutgierigsten Ismenors", fährt er im Hinblick auf Cronegks Glaubenseiferer fort, „hatte damals die wahre Religion; und einzelne Personen, die eine Moschee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wol gegen die unselige Raserei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Asien zu verwüsten?" In demselben Sinne behauptet ein Jahrzehnt später die unterdrückte Vorrede zum „Nathan", der Nachtheil geoffenbarter Religion habe sich gerade während der Kreuzzüge einem vernünftigen Mann aufdrängen müssen, „und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultan gefunden."

Unbefriedigt von Marignys Geschichte der Araber, der auch die Encyclopädisten geringschätzig begegnen, malte Marin 1758 in der Histoire de Saladin (1761 verdeutscht) die Voltairischen Umrisse, nicht ohne eine leise Polemik gegen die neuerdings beliebte Verwandlung des strengen Muselmans in einen modernen Freigeist, aber doch

mit einer höchst enthusiastischen, durch beißende Gegensätze gewürzten Charakteristik aus. Auch seine Liebe gehört nicht den Franken, sondern den „Ungläubigen“, und er läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, welche von beiden Nationen den Titel „barbarisch“ verdiente. Auch er geht den „unsinnigen Fabeln“ der Historiker zornig zu Leibe. Sein abgerundetes, von einer großen Figur beherrschtes, sehr lebhaftes Werk in zwei handlichen Bänden ward Lessings Hauptquelle für alles Geschichtliche. Daneben wurden landläufige Hilfsmittel wie die ihm früh bekannt gewordene lexikalisch geordnete Bibliothèque orientale des Herbelot und in Schultens’ Latein die arabischen Darsteller Bohadin, Abulfeda Reiskischen Angedenkens, Amadoddin benutzt, deren erster, Saladins geistlicher Vertrauter, das Idealbild eines koranfesten Herrschers mit Vertuschung aller Schatten in dem Charakter aufgestellt hatte; vom Standpunkte des Mufti, nicht des Politikers. So urtheilte Schiller, als er Bohadins Schrift seiner Sammlung historischer Memoiren einverleibte, weil er einer Schilderung, „welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild lieferte“, die Theilnahme des deutschen Publicums versprach; wie die „Horen“ 1796 Boccaccios Novelle, von Sophie Mereau übersetzt, brachten.

Von dem langerwiesenen Rechte des Dramatikers, geschichtliche Daten nach Lust und Bedürfnis zu verwerthen, machte Lessing um so freier Gebrauch, als es ihm gar nicht auf ein historisches Schauspiel ankam. Bekennt er doch selbst während der Ausarbeitung: „In dem Historischen, was in dem Stück zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg gesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motiviren“. In den Reichthum der Begebenheiten griff er hier und dort hinein ohne zu fragen, ob die vertrauten Stätten von Tebnin und Darun, Gath und Acre der Schauplatz gerade eines solchen Sturmes, eines solchen Gemetzels gewesen, wie sein Gedicht es verlangte. Aus einer Fülle konnte er frei wählen, an ein Wort über die Tracht der Mameluken oder die „Karavanen aus Ägypten“ episodische Scenen knüpfen, aus allerlei Tücken von Assassinen und Beduinen gegen Saladins Leben gelegentlich Capital schlagen, den längst verstorbenen

Vater Ayub, der mit dem Sohn als verschlagener Finanzmann die Last der Regierung theilte, auf dem Libanon ansiedeln, des Sultans weitverzweigte Familiengeschichte energisch zusammendrängen, seiner zahlreichen Kinder geschweigen, von den verschiedenen Brüdern den einen halbhistorisch, den andern ganz romantisch herausheben, der einsilbigen Anekdote, daß eine Schwester Sittah=Alscham ihre eigenen Mittel in den Schlund warf, der die Schätze des Freigebigsten aller Menschen verschlang, eine bedeutende Frauenrolle abgewinnen, die wiederholten Erwähnungen eines nothgedrungenen Versteckspiels der verlegenen Schatzmeister zu einem Hebel der Handlung machen. Hier fand er einen kleinen Wink für das fremde Costüm, den Namen „Naserinchen" für eine Münze, das Wort „Delk" für ein Kleidungsstück, oder gar eine Warnung vor den unverdaulichen Datteln, da eine orientalische Sittenlehre, Fabel, Klugrede, dort einen Beitrag zur Charakteristik und Motivirung im Kleinen und Großen. Der überall, von Marin ziemlich kühl, erwähnte Plan einer Heirat zwischen Saladins Bruder Malek=el=Adel und Johanna von Sicilien, Richard Löwenherz' Schwester, muß bei ihm ein neues Licht auf die frische und fremder Größe bewunderungsvoll ergebene Unbefangenheit des Sultans werfen, der damals von englischer Seite herausgekehrte Christenstolz das Thema einer kritischen Rede Sittahs gegen den sanguinischen Saladin bilden, der doch nach Marin das Project als eitles Hirngespinst behandelte.

Alles was arabische und französische Lobredner von diesem Saladin, oft recht vag und mit unbeglichenen Widersprüchen sagten, trug Lessing in einem feinen Gedächtnis. „Heldenthum mit Menschlichkeit verbunden" lautet Marins Formel. Der zornige Tyrann, dessen Säbel den christlichen Ränkeschmied oder in blitzschneller Arbeit die Sendlinge des Alten vom Berge niedermäht und ein schonungsloses Blutbad unter den Ordensrittern als unversöhnlichsten Feinden des Islam planmäßig vollzieht, bewirthet christliche Pilger, entzückt den Feind durch edelsten Anstand und vornehmste Conversation, beschenkt tapfere Gegner, begnadigt Gefangene, giebt jungen Franken auf Treu und Glauben Urlaub, einem zitternden Ritter die Freiheit und vergießt Thränen beim Anblick einer armen Mutter und ihres von ihm geretteten Kindleins, „er, über den die Natur soviel Macht hatte". An solchen

Stellen wetteifert Marin mit Bohadin in begeisterten Declamationen: „Die Geschichte, die unglücklicher Weise nur eine beständige Aufzählung von Ungerechtigkeiten und Greueln ist, scheint die Menschheit zu trösten, wenn sie inmitten all der Verbrechen anhält, um einige Thaten der Gnade und Mäßigung zu berichten. Warum müssen wir in diesem Werke verbunden sein, solche Züge allein den Sitten eines Mannes zu entlehnen, den der Fanatismus unserer Geschichtschreiber Barbar nennt. Selbst Barbar, wer so wenig von Tugend weiß!" Wie verschwenderisch dagegen setzt Marin die Tugend eines Herrschers in Scene, den man wahrlich le roi défenseur Salah-eddin, Salut (Réformateur) du monde et de la Religion (Loi) — „Verbesserer der Welt und des Gesetzes" sagt Lessing — heißen durfte. Sein Testament enthält die höchste Auffassung aller Regentenpflichten. Ohne Bedürfnis für seine Person schenkt und schenkt er sein Leben lang, wie nie ein anderer Mensch die gottnachbarliche Tugend der Freigebigkeit übte. Gnade, Gerechtigkeit, Mäßigung schmücken seinen Stuhl. Christliche Unmenschlichkeit allein kann ihn zu grausamen Befehlen hinreißen. Diesem Muselman müsse jeder Kreuzfahrer die Palme lassen, und Marin schweift gern auf den Rain der Sage, um jenes fabulösen Ritterschlags zu gedenken und das Gedicht darüber mitzutheilen. Er zeigt ihn auch im vergleichenden Gespräch über Christenthum und Islam begriffen, „denn wie alle Frommen liebte er theologische Disputationen."

Und diesem nicht genug zu preisenden Sultan steht in der Geschichte ein verruchter Hohepriester der Christenheit gegenüber, der Patriarch Heraclius von Jerusalem, ein Kirchenschänder, ein Lüstling, ein Giftmischer, ein Feigling und Poltron, der sich mit gemeinen, schmählichen Lastern besudelte, und dessen Sündenregister von Marin recht absichtlich ins Ungeheure gesteigert wird: „Palästina sah endlich den infamen Heraclius — welchen Namen soll man diesem Menschen beilegen, da das Geschrei des ganzen Morgenlandes sein Andenken zum Abscheu gemacht hat! — den Patriarchenstuhl durch das zügelloseste Gebahren schänden." Von allen Leuten im lasterhaften Völkergemisch Palästinas, „die mit so wenig Religion im Herzen den Namen beständig im Munde führten", sei dieser Auvergnate der schlimmste gewesen: „es war wirklich die Verworfenheit und Trostlosigkeit am heiligen Orte". Dabei habe dieser Schurke, vordem ein Buhle der Königin,

dann der Bettgenoß einer Wälschen, ein gewinnendes Äußere gehabt, und Marin versäumt bei Gelegenheit nicht den schlimmen Prunk des christlichen Klerus zu schelten, der faul und gierig, aus Christi Armuth reich und aus Christi Demuth vermessen in das Haus des Herrn pomphaft eingehe. Auch diesen kleinen Zug wußte Lessing zu benutzen, als er den pfäffischen Gegenspieler auf die Bühne rief. Ihn konnte er sich nicht entgehen lassen, da das Drama von Contrasten zehrt und gerade ein Kreis verschiedener Nationen und Bekenntnisse des Dunkelmannes bedurfte. Peinliche Chronologie mag berechnen, daß „Nathan" 1192 spielt, als Saladin ein Jahr vor seinem Tod, fünf Jahre nach der Eroberung Jerusalems und dem Abzug des Heraclius eine neue Capitulation mit Richard Löwenherz geschlossen — Lessing erwidert auf solche ziffernmäßige Scrupel: „So hat der Patriarch Heraclius gewiß nicht in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwol nahm ich ohne Bedenken ihn daselbst noch an, und betaure nur, daß er in meinem Stücke noch bei weitem so schlecht nicht erscheint als in der Geschichte."

Einen jugendlichen Vertreter des Abendlandes mußte ungesucht der Templerorden bieten. Seine Ritter zeigte die Geschichte im heißesten Kampf, siegreich und besiegt, vor allen anderen dem Muselman verhaßt, immer bereit loszuschlagen, in gelockerten Gelübden lebend, als Gefangene auf Dolch und Gürtel zur Lösung beschränkt. Ein frommer Wahn umflatterte ihre weißen Mäntel, und Marin berichtet, daß der Glaube an mitkämpfende Engel im Christenheer verbreitet und eidlich bezeugt war. In voller Rüstung, hoch zu Roß, lichten Kleides, sollte der heilige Georg bei Iconium für Kaiser Friedrich gefochten haben; denselben himmlischen Krieger glaubten die Saracenen bei Tiberias zu erblicken, wo der Templer Jacquelin de Maillé als der einzige Überlebende wie ein Schutzgott Frankreichs Wunder der Tapferkeit that, so daß man nach seinem Fall Gewand und Körper zerriß, um Reliquien von einem solchen Heiligen an sich zu raffen. Die Kreuzfahrer, erzählt Marin, die ebenso unwissend wie leichtgläubig waren, wollten oft gesehen haben, daß Engel in weißen Gewändern mit flammenden Schwertern vom Himmel herabeilten, voran der heilige Ritter Georg, und solche Fabeln, unentbehrlich um das grobe Hirn der Masse zu erschüttern und ihr die Glut einzuhauchen, die den schwachen Seelen

gebrach, wurden von gefangenen Christen den Ungläubigen mitgetheilt. Daher der himmlische weiße Ritter in Nathans brennendem Hause zu Jerusalem, wo zudem nach einer Sage, die Schultens bucht, Engel festlich zusammenzukommen pflegten.

Lessing konnte den Marin nicht lesen, ohne auf Schritt und Tritt seines ersten berühmten Führers im Bereich der Kreuzzüge zu gedenken, Voltaires, des Historikers und des Dramatikers; sogar die Voraussetzung eines Hauptwerkes, der „Zaïre", daß der Sultan einen jungen Franzosen zur Beschaffung des Lösegeldes auf sein Ehrenwort hin heimziehen ließ und nach der Rückkehr mit Gnaden überhäufte, fand er hier unter Saladins Namen wieder. Seit der Histoire des croisades war Voltaires Liebe zu diesem idealen Herrscher so bekannt, daß sich das litterarische Paris 1757 ein Saladinbrama aus seiner Feder versprach; sympathisch bemerkt Grimms Correspondenz (15. Mai) zu dem Gerücht: „Dieser Sultan ist einer der größten Männer, und seine Rolle wird in Voltairischer Darstellung nichts von ihrer Größe und ihrem Glanz verlieren". Mehr als einmal hatte der erste Dichter Frankreichs die Poesie über Meer geschickt, und von all den lieben kleinen Sängern waren manche seiner Pfeife gefolgt, ohne Kraft das verbrauchte Liebes- und Ränkespiel der orientalischen Palasttragödie oder den abgestorbenen Nerv der tragédie sainte durch starke neue Motive und zeitgemäße Ideen zu ersetzen.

Seit dem Frühjahr 1741 ging Le fanatisme ou Mahomet le prophète über die Bretter, auf denen noch Goethes melodisch idealisirende Dolmetschkunst diese Revolution gegen die Athalien des älteren Classicismus festzuhalten strebte. Jeglichen Fanatismus wollte der verschlagene Tendenzpoet ins Herz treffen, als er ganz im Sinne der „Drei Betrüger" einem mächtigsten Religionsstifter das nackte Bekenntnis lieh, Vorurtheile seien die Könige des Pöbels und wo eine alte Welt zerkrache, müsse eine neue Gründung blendender Herrschsucht gedeihen:

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers;
Il faut un nouveau dieu pour l'aveugle univers.

Welches tiefironische Bild, wie Voltaire aus seinem Malepartus diese Satire auf die Grausamkeit und die Irrthümer eines falschen Propheten

Keinem passender zuzueignen weiß als dem Statthalter und Nachahmer eines Gottes des Friedens und der Wahrheit! wie Meister Reinecke, diese Blätter gegen den Stifter einer falschen und barbarischen Religion unter dem Arm, dem Oberhaupt des echten Glaubens den Pantoffel küßt und Papst Benedict mit ebenbürtiger Klugheit seinem zweideutigen Verehrer zum Dank ein kleines harmloses Privatissimum über lateinische Prosodie hält! während die niedere Geistlichkeit, wie Goeze gegen „Werthers Leiden", aufschrie, so ein Stück werde Ravaillacs und Clements bilden. Voltaires Mahomet ist ein Kraftapostel und Schwindler größten Stils, von maßlosem Ehrgeiz und unersättlicher Selbstsucht, zum Erobern und Herrschen geboren, ein magischer Bändiger der blöden Menge, um kein Mittel verlegen und die heiligsten zu seinem Zweck misbrauchend, großprahlerisch, ein Virtuos bestrickender Redekunst, in jeder Faser frivol, ein dämonischer Tartufe auch nach der sinnlichen Seite. An seiner ins Heroische gewachsenen Frechheit zerschellt aller Widerstand der Ereignisse; der eben noch wie ein entlarvter Bösewicht der anstürmenden Masse zu erliegen scheint, erhebt sich mit einem großartigen Schlag triumphirend vor ihr, und nachdem ein Schatten von Reue über den gleißenden Spiegel seiner Seele geflogen ist, jener berühmte Halbvers Il est donc des remords, packt der gewaltige Heuchler die Zügel um so fester:

> Je dois régir en dieu l'univers prévenu;
> Mon empire est détruit, si l'homme est reconnu.

So entwarf Voltaire ein Zerrbild, daß Religion auf Trug und Gewalt gebaut sei, wußte aber selbst in diesem Gemälde ein Seitenaltärchen für die Toleranz anzubringen und den Religionsstolz aus dem Mund eines greisen Mekkapriesters zurechtzuweisen: der Feind unsers Gottes kann die Tugend kennen. Auch zeugt es für Voltaires verständigen Tact, daß einem Mahomet ein höchst würdiger Zopir gegenübersteht. Eben diesem Tact zollte Lessing bereitwillig seine Anerkennung, als er von den Cronegkschen Bekehrungen auf die unendlich discretere christliche Mission in der „Alzire" hinüberblickte, wo Spanier und Amerikaner so geschickt verhetzt und vereinigt werden: „Niemand hat es besser verstanden, wie weit man in diesem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem

die empfindliche, edle Seele des Zamor durch Beispiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen bestürmet und bis in das Innerste erschüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er so viel Großes sieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch diese Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung der Zuschauer etwas hätte geschehen müssen."

In diesem Sinne wird, so paradox das zunächst klingt, Voltaires „Zaïre" keinen wärmeren Bewunderer gefunden haben als ihren Hamburgischen Nachrichter, dessen Freundin Elise ja die Zaïre in Jamben übertrug. Wenn er den zahmen Othello Orosman verachtete, war ihm doch der milde, duldsame, wolthätige Sultan lieb, der als Besieger der Christen den fränkischen Brausekopf durch eine Fülle von Gnaden belehrt, daß die Tugend auch in Syrien wohne, und sich das Lob verdient: wär' er als Christ geboren, was würde er mehr sein? Er ist Saladins würdiger Nachfahr:

> Fatime, tu le sais, le puissant Saladin
> Qui ravit à mon sang l'empire de Jourdain,
> Qui fit comme Orosmane admirer sa clémence,
> Au sein d'une chrétienne il avait pris naissance.

Neben den aufgeklärten Sultan pflanzt Voltaires Unparteilichkeit einen, ästhetisch recht verfehlten, orientalischen Jago; in der andern Gruppe stellt er, ohne seine Skepsis dazwischen zu souffliren, einen fürstlichen Greis als glühenden Anwalt des Kreuzes dar; die Heldin, ein wachsweiches Geschöpf, ist in ihrem Wesen halb Französin, halb Muselmanin und durch ihre Erziehung confessionslos:

> La coutume, la loi, plia mes premiers ans
> A la religion des heureux musulmans.
> Je le vois trop; les soins qu'on prend de notre enfance
> Forment nos sentiments, nos mœurs, notre croyance.
> J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,
> Chrétienne dans Paris, musulmane en ces lieux.
> L'instruction fait tout; et la main de nos pères
> Grave en nos faibles cœurs ces premiers caractères.

Doch ehrt das empfindsame Mädchen den allgemeinen Bruderbund, den das wahre Christenthum gestiftet. Dieses schwächliche Urbild der

confessionslosen Recha, wie diese als kleines Würmchen aus einer brennenden Stadt gerettet, hat in Fatime eine Proselytenmacherin gleich Daja zur Seite, die über den geliebten Sultan loszieht und Zairens durch ein Kreuz bezeugte christliche Geburt zum Anlaß unermüdlicher Heilspredigten nimmt.

Der Kreis derartiger Motive zum „Nathan" wurde erst 1769 durch ein Tendenzdrama abgeschlossen, das sein Titel Les Guèbres ou la tolérance als ein Seitenstück zum „Mahomet" und die Vorrede mit dem freien Gattungsnamen eines „dramatischen Gedichts" (poëme dramatique) bezeichnete. Mit dem ihm so geläufigen Aufgebot von Maskenspiel und schleierhaften Einleitungen gründete der alte Kämpfer sein Stück auf Haß und Liebe, Haß gegen das „grausige Pfaffenthum", Liebe — charité universelle — für alle guten Menschen, welche die Erde trägt. Die Ghebern, schon in der „Henriade" und im Essai sur les mœurs gefeiert, will er erst nachträglich an Stelle von Christen eingeführt haben, woran natürlich kein wahres Wort ist; aber so human lädt Voltaire in der Rolle des alten Arzemon gen Osten ein, daß ein weltmüder Al Hafi gern „den heißen Sand mit seinen Ghebern treten" möchte. Schwach und unklar gebaut und voll conventioneller Declamation, richtet das Perserstück seine Spitze gegen „die unduldsame Schaar der Plutopriesterschaft" und giebt im „Großpriester des Pluto" einen wirklich höllischen Ausbund grausamster Verfolgungswuth, bis der bei den römischen Hauptleuten und den frommen Parsi gleich verhaßte Pfaffe ein blutiges Ende findet. Bang schauen seine Richter in die nächste Zukunft, als der Kaiser erscheint, alles zum Besten kehrt, in einer großen Programmrede den erhabenen Herold der Duldung macht und den Ghebern vollste Religionsfreiheit gewährt:

Qu'ils jouissent en paix de leurs droits, de leur biens;
Qu'ils adorent leur dieu, mais sans blesser les miens:
Que chacun dans sa loi cherche en paix lumière;
Mais la loi de l'Etat est toujours la première.
Je pense en citoyen, j'agis en empereur:
Je hais le fanatique et le persécuteur.

Eine Tirade in der Technik des Zeitalters Ludwigs XIV., im Geiste des Zeitalters Friedrichs und Josephs. Und die Thränen eines

Diderot flossen bei dieser Predigt, die den Königen die verhängnisreichen Folgen der Intoleranz male und die Menschen mit Achtung vor der allgemeinen Moral erfülle; die Hoheit der Grundidee führte ihn über die greisenhaften Schwächen des Stückes so leicht hinweg, daß er es als eine Botschaft an alle Völker und alle kommenden Zeiten pries und dem Zukunftsdrama die endliche Aufführung durch eine weise Bürgerschaft prophezeite. Es ist hübsch zu lesen, wie Friedrich 1775 en fidèle disciple du Patriarche de Ferney die Ansiedelung von tausend muhammedanischen Familien in Westpreußen halb ernst, halb scherzend ausmalt, sammt Moscheen, Waschungen und Hilli-Hallagesängen, um auch über diese noch fehlende Secte sein Scepter in Duldung zu schwingen.

So hatte Voltaire namentlich im letzten „dramatischen Gedicht“, ohne Hoffnung auf die baldige Möglichkeit einer Darstellung, die Bühne zur Kanzel gemacht. Er hatte das Hauptgewicht auf lehrhafte Scenen gelegt und die Handlung zwar mit den üblichen Verwicklungen und theatralischen Zusammenstößen, doch immerhin sorgloser geführt. Ein Motiv geht durch alle in diesem Zusammenhange genannten Religionsdramen Voltaires, wo den alten Schläuchen der Wein eines neuen Jahrhunderts eingegossen wird, hindurch: die Geschwisterliebe. Geschwister sind die Liebenden im „Mahomet“, Palmire und Seide, der edle Zopir ihr Vater, den Seide tödtlich getroffen im Wahn, Palmirens Hand von dem ränkevollen Herrn zu empfangen, der selbst sein Netz nach dem Mädchen auswirft; ein sterbender Mitwisser enthüllt das Geheimnis. Geschwister sind der beim Sultan eines lichtscheuen Liebesbundes verdächtigte Nerestan, der junge Ritter aus Frankreich, und Zaire, die bekenntnislos aufgewachsene Halborientalin; aus Zerstörung und Niedermetzelung sind sie einst gerettet worden, während Mutter und Brüder in den Flammen Cäsareas umkamen; ein Kreuz bestätigt, Zaire sei Nerestans Schwester, Lusignans verlorene Tochter. Geschwister, aber wissentlich, scheinen in den Guèbres Arzemon der jüngere und Arzame; der Hitzkopf läßt sich des Mädchens wegen, das er nach Perserbrauch heiraten will, zu einem unsinnigen Schritt fortreißen wie Lessings Tempelherr; heimliche Ehen römischer Offiziere mit Perserinnen, Stadtbrand und Gemetzel, Tod der einen Frau, Rettung der anderen sammt ihrem Töchterchen und

dem Söhnlein der Getödteten, Vermächtnis einer sterbenden Mutter, äußerliches Zeugnis durch wolverwahrte Handschrift, deren Züge man wehmüthig erkennt, das und mehr wird aufgerollt, um Kindern zu ihren Vätern und um Vetter und Base zu einer auch nach europäischem Begriff unanstößigen Ehe zu verhelfen. Man stelle zu diesen Personen noch Giannole und Agnes im Decameron, oder Wielands recht Voltairisches Ghebernpaar im „Goldenen Spiegel", oder, in modernster Gewandung und ohne die dunklen Wechselfälle des Krieges, die liebenden Geschwister in Diderots „Natürlichem Sohn", wo das stets heikle Motiv als Hauptthema am verfänglichsten und peinlichsten wirkt, und man muß gestehen, daß die Verwicklung im „Nathan" bei so vielen und so geläufigen Beispielen mit Händen zu greifen und auch ein gutes Stück Vorgeschichte litterarisch zugeschnitten war. Und doch ist hier, wo die Schwester schwärmt und der Bruder liebt, alles so anders und so eigen!

Endlich gehört ein bescheidenes Plätzchen in den Vorhallen des „Nathan" auch Lessings altem Getreuen Gleim. Der hatte 1774 zwar nicht die ehmalige Kraft und Schnelle, wol aber seine unversiegliche Herzensgüte wie ein milder, segnender Großvater orientalisch verkleidet in „Hallabat", der reifsten und einzig genießbaren Frucht seines langen Herbstes. Hier ward nicht die westöstliche Lebensklugheit und politische Aufklärung eines Wieland mit ihren albernen Schachs, verruchten Derwischen und weisen Danischmenden, sondern ein sanftes Evangelium der Menschenliebe in klarer Sprache und fließenden Blankversen vorgetragen und voll gemüthlicher Beschaulichkeit, wie man zur Dämmerstunde eine vertraute Melodie variirt, die Losung „der Seher Gottes ist ein Menschenfreund" didaktisch-episch ausgeprägt. Ein pantheistischer Hauch umspielt das Ganze, wenn auch einmal das christliche Privileg vor den Millionen Brüdern, denen der wahre Gott nicht geoffenbart ist, durchschlägt. Aber diesen umschlungenen Millionen wird gepredigt: du sollst die Laster hassen, die Menschen nie, du sollst die Bösen durch Liebe zum Guten anleiten, hilfreich und freigebig sein und barmherzig gegen Arme und Waisen, gottergeben in den großen Lobgesang herzlicher Seelengemeinschaft einstimmen, durch deine Tugend die göttliche Summe des Guten mehren, nicht einsiedlerisch, sondern im Hause schaffend ein tüchtiges Leben führen — dann, sei

Bettler oder König, gefällst du dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott, der dir zur Thätigkeit, nicht zur Ruhe, deine Kräfte gab! Es war nicht freundschaftliche Nachsicht, wenn Lessing dies Mal regen Beifall zollte und die Blätter des weicheren Gesinnungsgenossen andächtig in Händen hielt. Der Koran in Boysens lesbarer und gut eingeleiteter Übersetzung, die dem Erbprinzen von Braunschweig gewidmet ist, hatte die Suren Gleims angeregt. Den Koran, den doch selbst Reiske das unsinnigste Buch in der Welt und eine wahre Geißel für den gesunden Menschenverstand schalt, kannte Lessing französisch und deutsch, und er fand sicherlich nicht alle Sentenzen so „fade" wie der Professor.

Aus einem parabolischen Gebot unbestochner, vorurtheilsloser Menschenliebe ist ihm selbst sein letztes dramatisches Vermächtnis erwachsen. Der „moralische Satz", zu dem Gottsched einst so täppisch eine Handlung in fünf gleichen Theilen suchen lehrte, war das Erste; von der Boccaccioschen Novelle aus hatte er dem Kernstück Anfang und Ende gefunden, und nicht wie in „Minna" und „Emilia" Spiel und Gegenspiel von Liebe und Ehre oder die tragische Wucht einer an scharf umrissene Personen geknüpften Überlieferung zum Stapellauf gehabt. Der „Nathan" macht ein Wort des Dramaturgen zur That: „Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann"; nur daß die „Idee" zwar Fabel und Charaktere zu modeln, aber nicht zu schaffen vermag.

„Emilia Galotti" war als Composition die äußerste Leistung eines peinlich rechnenden Kunstverstandes, mit eisernen Klammern eng gebunden, Scene auf Scene fest gemauert, nach dem Senkblei gerad aufgerichtet, kein Auftritt einer Verschiebung fähig, kein Wort entbehrlich, weil nur das Unentbehrlichste gesagt wird. Nicht so der „Nathan". Ein „dramatisches Gedicht" nannte ihn Lessing wie Voltaire seine Guèbres, damit gleich auf der Schwelle die Ansprüche an jene streng gefügte Technik abweisend, zu der seine eigene Dramaturgie und Kunstübung das deutsche Schauspiel gemessenen Schrittes hingeleitet hatte. Auch mochte er selbst das „zu Gedachte", bisweilen Mühsame und Überkünstliche der „Emilia" zwar als wirksames Prob-

stück größtmöglicher Präcision, nicht aber als verbindlichen Kanon ansehen und gern vom Zwang zum freien Naturrecht, vom Lakonismus zu der läßlicheren heitern Anmuth zurückkehren, die ihn nach Goethes gewichtigem Lob so wol kleidet im „Nathan". Die knappe und eng anschließende Tracht des Nordens mußte dem bequemen Faltenwurf orientalischer Gewandung weichen, eine überquellende Lust zu lehrreichem Zwiegespräch, gründlicher Selbstbetrachtung und inhaltschwerer Bühnenpredigt ungehemmt sich ergießen, weil der ganze Vorwurf mehr auf Worte als auf sichtbare Thaten zielte. Die guten Thaten wirken aber fort von Act zu Act. Lessings Personen sind gesprächiger geworden, nicht bloß der Sultan liebt im Orient Scheherezadens gute Geschichten gut erzählt. Einer der größten Sprechscenen unsrer Poesie ist der weite Mittel- und Hauptraum angewiesen, und niemand von den Tausenden, die Jahr aus Jahr ein mit Saladin dieser so kunstvoll wie herzlich aufsteigenden Rede Nathans Beifall klatschen, hat nach ihrer lockerern oder festeren Vernietung in einem Drama gefragt, das seinen eignen Gesetzen folgt und dessen Scenen die Parabel als integrirenden Theil umschließen wie der Ring den Demant. Wiederholungen werden nicht gescheut, das unterbrochene Gespräch zwanglos wieder aufgenommen, der Fortgang oft durch eine Meldung von außen gewonnen, der Eindruck einer Unterredung gern in einem kleinem Nachwort ausgesprochen, eine schwierige Situation oder eine innere Krisis durch Monologe ausgeschöpft, wie die beiden des Tempelherrn, ein freies Kommen und Gehen der Personen sehr liberal bewilligt, die individuellste Figur zweiten Ranges nur in den beiden Anfangsacten aufgerufen, der letzte durch ein paar Scenen aus Saladins Regentenleben eingeleitet, die ohne weiters gestrichen werden können und wirklich sehr selten gespielt werden.

Erinnert das Aufrücken der Hauptgruppen in den beiden ersten Acten an Lessings altgewohnte Technik von der „Sara" bis zur „Emilia", so sprengt die laxe Preisgebung der Ortseinheit auch innerhalb des einzelnen Aufzugs durch zweimaligen, ja noch öfter dreimaligen Decorationswechsel geflissentlich die strengen Fesseln, welche die Scenen der abgemessenen Hoftragödie zu zwei Einheiten im prinzlichen Palais und im Hause Galotti und einer großen Masse auf Dosalo banden. Hier entfalteten sich ohne jede Pause drei Acte,

während wir in der entsprechenden Partie des „Nathan" neunmal einen andern Schauplatz vor uns sehen. Diese neue freie Architektur kennt nicht mehr bloß einige große Räume, und der Behelf, etwa die Palmen hart vor Nathans Haus zu pflanzen und daselbst einen neutralen Boden zu schaffen, wird mit einer entschiedenen Wendung von den Franzosen zu Shakespeare und Goethe hin verschmäht. Es ist, wie im „Laokoon", statt der biegungslosen Gesetzesstraße der wellige und mit Ruhebänken ausgestattete Weg eines nach Lust um sich blickenden Spaziergängers. Die „Emilia" schreitet den kürzesten Pfad, der „Nathan" wandelt den gefälligsten; dort ist athemlose Eile und äußerste Anspannung, hier nimmt man sich Zeit. Dort herrscht die peinlichste Sparsamkeit, hier sind die wechselvollen Auftritte so frei wie fein nach Stimmung und Farbe zu einem reichen Ganzen abgetönt. Der nachlässige Bau des „Nathan" aber ist eine Erfindung großer und kleiner Kritiker: denn wie geschickt wird in der Exposition der Schleier über Rechas Abkunft ein wenig gelüftet und Nathan mit ihrem Retter Curd und durch Al Hafi mit Saladin, der Tempelherr aber durch den Klosterbruder mit dem Patriarchen in Verbindung gebracht; wie kunstvoll werden die Erkennungen langsam vorbereitet, mit wie klug gemessenen Schritten allmälig die dämmerhafte Vergangenheit vorgeführt; wie zwanglos muß Nathans Besuch den raschen Saladin wieder an Curd erinnern, wie planvoll ist der Abstand der großen Nathanscenen, die Parabel gerad in der Mitte — nein, die Architektonik und das Motiviren hatte Lessing nicht verlernt, und es war gewiß kein Schade, daß er hier auf die allzu bewußte Strenge der „Emilia" verzichtete.

Die nach und nach entrollte Vorgeschichte und die geringe Handlung im Stücke selbst zeigen nicht das scharfe Profil der „Emilia". Romantische Verwicklungen thun sich allmälig im Hintergrunde bis in den Schlußact hinein auf: ein Lieblingsbruder Saladins hat mit einer Christendame Jahre lang in Deutschland gelebt und nach der Heimkehr in den sonnigeren Osten, wo ihm noch ein Töchterlein geboren und die Gattin gestorben ist, den Tod auf der Walstatt gefunden, wie der historische Sultan den Fall eines theuren Bruders beklagte; jener aber war seltsamer Weise ein Streiter gegen das eigene Haus und Volk. Er hieß Assad, der Löwe, und Leu, Leu von Filneck (aus Filleck bei Marchtaler

gebildet) ist der wahre Name des Tempelritters Curd, den mütterliche Herkunft mit dem Staufergeschlecht verbindet und den sein Oheim und Pfleger den Kreuzfahrern einreihte. Dieser Oheim muß Nathan bekannt, der Vater Assad muß Nathans Retter und Freund gewesen sein. So ist dem seines Weibs und seiner Söhne beraubten Juden das Töchterchen des Saracenenprinzen und der deutschen Edelfrau anvertraut worden. Ihre christliche Geburt muß durch eine sterbende Amme der christlichen Erzieherin in Nathans Haus ans Herz gelegt sein. Diesen von außen betrachtet etwas künstlichen, innerlich aber durch gute fortzeugende Liebesthaten geweihten Apparat vervollständigt, jeden Zweifel urkundlich zu bereinigen, ein Brevier im Besitz des Klosterbruders, der einst Assads Reitknecht und sein Bote zu Nathan war, und wie in eine deutsche Hausbibel muß Assad in das Brevier seine romanhaften Familienverhältnisse auf Persisch eingetragen haben. So taucht auch ein Portrait des von Sittah nie geschauten Assad zu guter Stunde in einem Winkel des Palastes wieder auf, um einen plötzlichen Eindruck zu befestigen. An einem Haar hängt die ganze Handlung des Stückes, und wie ungeschickt fährt oft ein deutscher Mime mit der Hand über die Brauen, weil dieser eigenthümliche Gestus, den bald die „Deutsche Union" zu ihrem freimaurerischen Geheimzeichen wählte, ebenfalls vom Vater auf den Sohn vererbt worden ist. Hat das physiognomische Jahrzehnt auch einen Lessing zum Gesichtspäher gemacht, daß er die Erkenntnis leiblicher Ähnlichkeit zweifach als Angelpunkt ausnutzte? Würde Saladin, der mehr der Geschichte als seinem dichterischen Charakter nach keinen weißen Ritter begnadigt, nicht im rechten Augenblick so mächtig an den verlorenen oder weggebliebenen Assad erinnert, so wäre es aus mit dem Tempelherren, und ohne ihn müßte Recha verbrennen. Trüge der weise Nathan nicht Assads Mienen in einem so sicheren Gedächtnis, so würde er die im Drama recht mühsam abgekühlte Recha freudig einem Ehebund mit dem Bruder zuführen. Aber wie geistreich fängt Lessing jeden Angriff der nüchternen Kritik gegen diese scheinbar äußerlichen Zufälle auf durch die Belehrung im Eingang:

Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr

Als so geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und du entkömmst dem Feur, in Asien!

Mit kluger Absicht stellt er sein wunderloses dramatisches Bekenntnis auf Wunder, die doch aus dem Segen vergangener und gegenwärtiger Wolthaten sprießen, und Nathan weist über Rechas zerstiebende Wunderträume hinweg auf das größte ewige Wunder der Weltordnung. Es giebt keine sogenannten übernatürlichen Wunder, die Gott zu der und jener Zeit, hier und da verübt, aber der Mensch sucht sie und darüber wird ihm das göttliche Wirken im All gemein und gleichgiltig.

Alle Voltairische Verwicklung, alle romanhaften Sterbefälle und Rettungen, aller Krieg und Brand bis zum unmittelbar letzten, der Rechas Leben gefährdete, liegen vor dem Stück, das in zielbewußter Vermeidung von dramatischem Stoß und Gegenstoß fast eine sanfte Idylle nach der hitzigen Reimarusfehde heraufführt und wie eine friedliche Insel aus den blutigen Kreuzzügen emporsteigt. Das in ein Schauspiel gekleidete Evangelium der Liebe meidet den Zusammenprall gegnerischer Mächte, den sonst ein Dramatiker begierig aufsucht, und isolirt den verfolgungssüchtigen geistlichen Ränkeschmied: es scheint genug, ihn allein ganz auszuschließen aus dem Bereiche der herzlichen gemüths- und blutsverwandten Verträglichkeit. In diesem idealistischen Gedicht nimmt das Gegenspiel nur einen schwachen Anlauf, ohne dem Zuschauer ein ernstes Bangen einzuflößen. Schon daß im Expositionsact dem guten, klugen Wort eine solche Macht, der pädagogischen Führung ein so läuternder Einfluß, der Begegnung von Mensch zu Mensch eine so reine Wirkung verliehen wird, daß in Curd so sichtlich das edle Metall wol von leichtem Rost befleckt, aber nicht zerfressen werden kann, daß weiterhin alles, trotz flüchtigen Springwellen der Leidenschaft, einen gemächlichen Gang nimmt, läßt keinen Unbefangenen eine hochdramatische Spannung und Erschütterung gewärtigen noch begehren. Lachend geht Saladin über das Verbrechen, ein Christenkind ohne Schweinefleisch zu erziehen, hinweg. Die Gipfel dieses innerlichen

Dichtwerks werden in einer Parabel und einer Schmerzensgeschichte erstiegen.

Nach alter classicistischer Weise treten zwei Personen, allenfalls eine untergeordnete und schweigsamere dritte, auf die Bühne; Monologe verkünden, wie diese Menschen mit sich selbst fertig werden oder einen neuen Weg einschlagen; nur der Schluß gewährt ein Ensemble. Der Derwisch verschwindet, erst im vierten Aufzug erscheint der Patriarch vor dem Zuschauer, wie denn Lessing in seinen Meisterdramen den Abstieg vom Mittelact durch eine neue Figur im vorletzten fesselnder zu gestalten sucht, um jedem Erlahmen des Publicums zu steuern: Riccault spielt seine ergetzliche Episode, Gräfin Orsina nimmt königlich von der Bühne Besitz.

Unser Drama wäre von Grund aus umgewandelt, wenn plötzlich ein stürmisches Gegenspiel hervorschösse. Weg mit dem wolfeilen Vergnügen, einen Saladin hoheitsvoll den Patriarchen, der wirklich „sogleich zum Saladin eilte", abfertigen zu hören: Je hais le fanatique, weg mit dem sinnfälligen Theaterspiel einer Begegnung zwischen Nathan und seinem geistlichen Antipoden, dessen Tonart und Gedankenkreis mit Einer unmittelbaren Probe erschöpft wird. Das ganze dramatische Gedicht „Nathan" fiele, wenn Vischers schroffe Forderung zu Recht bestünde: „In seinem Nathan vergißt Lessing, welchen schweren Conflict zwischen dem Fanatismus und der reinen Humanität er angelegt hat, und schließt die Handlung schlecht im Sinne des bürgerlichen Familienstücks". Im Sinne der deutschen Hauskomödie und ihrer wundersamen Erkennungen gewiß nicht, und daß Curd dem Pfaffen nur ein „Problema" ohne jede namentliche Denunciation vorträgt, entspricht durchaus der von Lessing weislich vollzogenen Hebung seines Charakters, der manchmal straucheln, aber niemals fallen kann; daß der Patriarch keinen Scheiterhaufen für Nathan entzünden darf und sein Wunsch, der Geschichte von dem confessionslos erzogenen Christenkinde näher auf die Spur zu kommen, wider Erwarten, doch nicht ohne eine gewisse Deckung, des Fortgangs ermangelt, entspricht durchaus der innern Form unsers Dramas und läßt sich zum Überfluß aus seiner Lage erklären. Denn Lessings Patriarch ist zwar ein Schurke, aber keine Großmacht, Lessings Saladin nicht Schillers Philipp, der nach vergeblicher Werbung um einen Freund in die Arme

der allgewaltigen Inquisition sinkt. Die Brandfackel dieses Patriarchen würde, trotz der vom Sultan beschworenen Capitulation, der Tempelritter durch ein Wörtchen über seinen tückischen Mordanschlag auf Saladin ersticken. Von vornherein aber geht der liebe **Klosterbruder** seinem Gebieter als Friedensbote voraus. Es heißt Lessing sehr verkennen, wenn man ungestüm fordert: „Der Patriarch mußte zum Äußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden; dann möchte dieses Drama immer glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, worin Liebende zu Geschwistern werden müssen." — auf diese „Liebenden" kommen wir noch! — „Es ist hier vor allem der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan, der ein positives Ende fordert".

Die sehr positive L ö s u n g liegt ja in dem symbolischen Familienbunde der guten an Alter, Rang, Beruf, Nationalität, Religion so verschiedenen Menschen, und wir möchten weder alten und neuen Richtern das Iffländische der äußeren Vorgänge und die Schiefheit der ganzen Geschwisterschaft ohne starke Abstriche zu Lessings Gunsten einräumen, noch gar mit einem Kritiker der „Grenzboten" (1852) vermuthen, Lessing habe ursprünglich in antiker Weise an eine Geschwisterehe gedacht! Man würde freilich gern in dem Tempel, über dessen Pforte die Einladung steht „Tretet ein, denn auch hier sind Götter", zuguterletzt einen weihevolleren Segen nicht bloß erschließen, sondern ausgesprochen hören, als die Eröffnungen über Curd-Leu und Recha-Blanda, Assad und Wolf und der Anblick all der verwandtschaftlichen Umarmungen gewähren. Diese Scrupel treffen Lessings Ausführung, nicht seine tadellosen Absichten. Der Schlußact sinkt, wobei außer der sattsam bekannten Thatsache, daß Exponiren leichter fällt als Lösen, auch die verdrießliche Störung der Arbeit durch den „Schubiack" Semler zu bedenken ist. Das Theaterpublikum sitzt ihm ziemlich kühl gegenüber oder nimmt verfrühten Abschied. Die Leser huschen über das zweitheilige Vorspiel hinweg trotz den individuellen Gesichtern, die der Charakteristiker auch den stürmischen Mameluken giebt, und der findigen Kunst, mit der Lessing eine Notiz Bohadins über vertrauliche Gespräche de itinere zwischen dem Sultan und Almansur ausmünzt. Man hat wenig Theilnahme für die ägyptische Karavane und Emir

Mansor übrig. Unter mancherlei Wiederholungen treten dann die Hauptpersonen zur festlichen Gruppe zusammen.

Daß Lessing selbst wenigstens einen Theil der Wünsche, die von Vischer am schroffsten formulirt worden sind, reiflich überlegt und mit Bedacht bei Seite geschoben hat, lehrt der Entwurf. Danach sollte der Tempelherr allerdings, von Dinah-Daja aufgeklärt, mit trotzigem Entschluß die Hilfe des Patriarchen zur „Rettung" Rahel-Rechas anrufen, sollte unumwunden kein Problema, sondern den wirklichen Thatbestand und seine Leidenschaft entdecken und diese Zettelung erst nach bestimmten verrätherischen Handelsvorschlägen des Pfaffen abbrechen, womit freilich auch hier, außer einem Hinweis auf die „vielleicht" bevorstehende „Klage des Patriarchen" im vierten Acte, die ganze Intrigue zertreten bliebe: „Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wissen. Er verspricht ihm das Mädchen, und verspricht ihm die Absolution seines Gelübdes vom Papste zu verschaffen, wenn er sich ganz dem Dienste der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd sieht, daß es auf völlige Verrätherei hinaus läuft, wird unwillig, und beschließt, sich an den Saladin selbst zu wenden."

Ferner verspricht der Entwurf ein ganz anderes, sehr romantisches Ende, denn es scheint, daß Lessing seinen armen Ritter nicht allein „zum Fürsten von Antiochien machte, von deren Geschlechte er abstammt", also zu einem Abkömmling Friedrichs von Antiochia, des natürlichen Sohnes Kaiser Friedrichs II., sondern ihn zugleich für seine irrige Werbung um die Schwester entschädigen wollte bei — Sittah. Tante Sittah, deren Alter im Stück recht schleierhaft bleibt, sollte einmal den jungen Tempelherrn bräutlich umarmen: ihr wird er am Schlusse zugeführt, und sie erröthet, da sie schon früher „nicht undeutlich verrathen hat, wie sehr ihr Curd gefallen". Auch ist die einzige Stelle im Entwurf, worin einer Ähnlichkeit Curds mit Assad gedacht wird, ein Zusatz, und Curd war ursprünglich kaum ein Blutsverwandter des Sultans, demgemäß auch seine Errettung anders, aber wol ähnlich, motivirt. Wer jedoch möchte dies geistige Stück mit einer solennen Standeserhöhung und der Aussicht auf eine fürstliche Verlobung beschlossen sehen? Schade nur, daß dann auch Saladins schönes Wort auf den allgemeinen Wolthäter und Lehrer entfallen ist: „Du sollst nicht mehr Nathan der Weise, nicht mehr Nathan der

Kluge — du sollst Nathan der Gute heißen." Es klingt bei Daja im ersten Acte nach.

Das Scenar des Entwurfs ist schlanker und rascher. Ungestümer erscheint Curd, derberen Kalibers Dinah, die noch mehr ihrem Kuppelgelüst als ihrer Bekehrungssucht huldigt, gleich Julias Amme vor dem harmlosen Mädchen kleine Zweideutigkeiten auskramt und vom Tempelherrn roh eine „Vettel" gescholten wird, weil sie immer die Nämliche anbiete. Das reflectirende Element ruhiger Religionsgespräche nimmt bescheideneren Raum ein. Die Parabelscene wird sorgloser eingeleitet, Saladin fällt wirklich mit der Thür ins Haus. Das ganze Verhältnis von Rahel zu Curd ist noch nicht so discret behandelt. Der Schlußact spielt ohne Mameluken und Emir, ohne Curds entlastenden Monolog, ohne nochmaliges Erscheinen des Klosterbruders sich eilig im Palast ab. Im vierten wird erledigt, was jetzt im fünften angebracht oder fortgesponnen ist. Zwei meisterliche Gestalten, Derwisch und Klosterbruder, stecken noch in den Anfängen einer farbigeren Charakteristik und reicheren Antheilnahme: ersterer thut als Schatzmeister des allzu freigebigen Sultans den schon gewohnten Gang zum Juden, wird von dem gewiegten Finanzmann, der hier mehr Melchisedek als Nathan ist, abgewiesen und verschwindet, nachdem er den beiden Schachspielern bei Hofe die Weigerung des reichen Weisen überbracht hat, vom Schauplatz, ohne vor seiner indischen Reise dem Nathan Lebewol zu sagen. Ja, die wundervolle Scene, worin der gottergebne Mensch der frommen Einfalt seine schwerste Prüfung beichtet, stand so wenig fest, daß zunächst nur die Notiz „Der Patriarch schickt Nathan zu beobachten; worunter der Laienbruder sein kann" eine Möglichkeit dafür eröffnet und der folgende Zusatz sich noch mit der bloßen Überschrift „Nathan und der Klosterbruder" begnügt.

Binnen kurzer Zeit hat Lessing das Spalier seines Entwurfs mit vollem Laub umwunden und durch die innerliche Vertiefung und Bereicherung gezeigt, daß Charakteristik und Ideengehalt in diesem dramatischen Gedicht die Herren sein sollten.

Die Menschen des „Nathan" wollen nicht mit Shakespeares Menschen von sich sagen: „Ich bin ich selbst allein", sondern als symbolische Gestalten zugleich wie ausgeprägte Individuen fest auf der Mutter Erde stehen und ins Typische hinüberreichen, die einen

mehr, die andern minder. Ein idealer Himmel wölbt sich über ihnen, sie seien Morgenländer oder Abendländer, seien Juden, Christen, Muhammedaner. Das Zeitalter, da Humanus Herder predigte, da Goethe Griechen und Skythen durch reine Menschlichkeit harmonisch verband und Schwerterklirren in ein freundschaftliches Lebewol aus tiefster Brust verhallen ließ, da Schiller „diesen Kuß der ganzen Welt" zuwarf, selbst dem rohsten Kannibalen schwärmerisch den Becher sanfter Freude kredenzend, und der weltbürgerliche Malteser seine Liebe allen kommenden Geschlechtern zuschwor, hat sie alle geboren, die Männer und Frauen, die Alten und Jungen, die Erprobten und Irrenden, die Starken und Schwachen. Völlig verbannt aus diesen heiligen Hallen, wo Liebe nur zur Pflicht führt, ist bloß der Eine, der flucht statt zu segnen. Sultan und Jude, die nach parabolischer Verständigung ohne Mäkelei einander die Bruderhand bieten, waren zuerst vor Lessings Blick erschienen; auch diese Schatten mußten wie die Nachbarn, welche die Dichterphantasie neben sie rief, aus geschichtlicher, litterarischer und erlebter Überlieferung Lebensblut trinken, um dann als Gestalten voll Kraft und Saft das nicht von Ideen allein zehrende Drama zu tragen.

Wollte Lessing veranschaulichen, daß alle Länder und Zeiten und Bekenntnisse gute Menschen zeugen, so war eine scharfe Abschattung nach Nationen und Bekenntnissen von vorn herein abgewiesen, aber jede Person mußte doch ein eigenthümliches Colorit ihrer Herkunft und Entwicklung offenbaren. Ein Drama, aus dem Samen jener Parabel von den drei Religionen entsprossen, mußte allerdings verschiedene Spielarten dieser drei Religionen verkörpern oder richtiger, da ein solcher Vorgang der Conception nur abstracte Schemen geboren hätte, die auf dem Boden der Kreuzzüge ungerufen erscheinenden Vertreter mit sehr ausgesprochenen Beziehungen zur Religion bedenken, und naturgemäß als ein Mahnruf der Duldung und Liebe, der im überlieferten Gespräch des Muhammedaners und des Juden gipfelt, aus christlich-theologischen Kämpfen heraus die dunkle Folie nicht verschmähen, welche die Geschichte in der Person eines verworfenen Priesters zum dramatisch und ethisch nöthigen Contrast darbot. Wol durfte Lessing in den Vorbereitungstagen, da Moses zaghaft warnte: man werde ihn triumphirend als einen deutschen Voltaire verschreien,

betheuern: „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe", oder anderswo mit gutem Recht von einem so positiven Werk versichern, „Nathan" sei keine Satire auf Goeze. Aber er wollte doch auch eingestandener Maßen den Theologen aller Confessionen aufspielen und z. B. dem Professor Semler ein wenig einheizen; darum nennt er wiederum sein Gedicht „mehr die Frucht der Polemik als des Genies" oder bezeichnet den kriegerischen Factor richtiger, wenn im Brief an Jacobi der „Nathan" „ein Sohn meines eintretenden Alters" heißt, „den die Polemik entbinden helfen."

Die Polemik allein zeugt Misbildungen, und die Polemik als Geburtshelferin läuft gar zu leicht Gefahr, wenigstens etliche carikirende Striche in die Erscheinung zu werfen. Der dramatische Nachfolger des geschichtlichen Heraclius ist diesem Schicksal nicht entgangen. Wie sein historisches Urbild ist dieser Patriarch mit einem bündigen Wort ein „Schurke". Man wittert Unrath, wo er die Hand im Spiele hat. Er verläugnet jede im Evangelium befohlene Tugend, benutzt Krankenbesuche nur zur Entfaltung seines pfauenhaften Pomps, wie der Antichrist unserer alten Holzschnitte gegenüber dem schlichten Heiland prunkt, wacht als ein liebeleerer Kerkermeister über dem alleinseligmachenden Glauben und ahndet jedes Abbiegen vom Pfade starrster Orthodoxie als Hauptsünde. Er legt der bösen widerhaarigen Vernunft den Kappzaum an, inquirirt und verdammt zur größern Ehre Gottes, steckt Scheiterhaufen für die ungläubigen Gegner seines Bekenntnisses in Brand, hat nur für irdische Machenschaften Aug' und Ohr, schnüffelt in der großen Politik und in den Geheimnissen der Familie herum, fischt im Trüben, spionirt und schickt blind für die Unbestochenheit der frommen Einfalt den harmlosesten Laienbruder auf Kundschaft. Er erklärt jesuitisch das Bubenstück vor Menschen für kein Bubenstück vor Gott, entsendet „gottesfürchtige Maroniten" wie der grause Alte vom Berge die Assassinen, pocht aber auf die verbriefte Hilfe desselben Saladin, den er aus dem Weg räumen möchte, begönnert von oben herab den jungen Ritter, um ihn zum nichtswürdigen Verräther zu weihen, und schließt endlich nach allerlei Gezeter seinen schändlichen Sermon mit pfäffischer Heuchelei ab, bittend, der

Tempelherr, der Gnade gefunden vor Saladin, möge seiner nur im Besten beim Sultan gedenken. Den fürchtet er also, und seine eigene Macht darf man nicht überschätzen. Seine herrische Rede stockt und stammelt, wo eine offene Auseinandersetzung mit einem Mächtigen dieser Welt in Frage kommt. Dann tritt die arglistige Memme mit der grinsenden Entschuldigung jedes Fanatismus sacht den Rückweg an: „Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zuviel thu', thu' ich ihm". Diesem Pfaffen gebührt das Motto des zwölften Anti-Goeze: „Kein Adel erscheint in ihm, kein Maß, keine Scham."

Der Patriarch, eine Groteskfigur beinah im Stil Gozzischer Tyrannen, ist älter als die Anti-Goezen und in seiner Ausführung gewiß keine bloße „Satire auf Goeze", wie höhnisch auch schon die Mitwelt vom Patriarchen Jerusalems auf den Papst Hammoniens schaute und vielleicht gar das Äußere des „dicken, rothen, freundlichen Prälaten" an dem wolgenährten, lächelnden Hauptpastor wiederfinden wollte. Der Gedanke lag denn doch zu nahe, daß die Polemik wenigstens mitthätig gewesen sei, und Lessings Wort „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun" geht hier bedenklich in die Brüche. Denn abgesehen von den natürlichen Analogien, die zwischen einem carikirten Patriarchen des Mittelalters und einem carikirten Patriarchen der Gegenwart ohne weiters eintreten mußten, schielt das Charakterbild an manchen Stellen allzudeutlich auf Goeze und seine Streitschriften hinüber, als daß nicht satirische Nebenabsichten sehr bewußt diesen Sohn hätten „entbinden helfen". „Einen Patriarchen werde ich auftreten lassen", antwortete Lessing auf Dörings Frage „Wie wirds denn mit Goeze?" „Patriarch" und „Hohepriester" heißt Goeze schon länger bei Elise und Lessing; die Anwendung im Drama war unvermeidlich. „Thut nichts. Der Jude wird verbrannt" ist das Leibsprüchlein des Patriarchen — „Schütte deinen Grimm aus über die Heiden" war der fromme Wunsch, den Goeze auf seiner Kanzel alttestamentlich nicht verschweigen wollte, und „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!" riefen die ‚Axiomata' Lessings, der im siebenten Anti-Goeze Gott um Hilfe „vor den Händen des zornigen Priesters" bat, schon im zweiten das „schreckliche Halsgericht des un- mherzigen, Blut und Verdammung wiehernden Anklägers" hyper- isch ausmalte und im Proceß des zehnten Heftes Goeze allein Nein

und wieder Nein donnern, Amen Amen zu der zeitlichen Verdammung des Ungenannten sprechen ließ. Der Patriarch will sogleich beim Sultan auf jene Capitulation pochen, wodurch die Obrigkeit zum Schutz der christlichen Kirche verpflichtet ist — Goeze war mit Obrigkeit, Regierung, Kaiser, Reichshofrathsconclusum bei der Hand. Der Patriarch sieht in der Lockerung des Glaubens die Auflösung aller bürgerlichen Bande und wiederholt mit tiefstem Schauder das entsetzliche „Nichts glauben!" — Goeze schilderte immer in brennenden Farben die Gefahr des ungläubigen Naturalismus und Atheismus für den Staat, den der „Same der Rebellion" bedrohe. Der Patriarch befiehlt die Vernunft nur da zu brauchen, wo sie hingehöre: und „gehört sie überall denn hin?" — die Orthodoxie wetterte seit Luthers gewaltiger Knechtung der Bestia Vernunft gegen ihre Auflehnung, und Goeze war entsetzt über Lessings Zweifel an Zeugnissen, „wogegen meine Vernunft sich sträubet". Will man nun all dies als zufällige Übereinstimmung fassen, so reißt sich der Jerusalemer Patriarch des zwölften Jahrhunderts einmal das historische Costüm so rücksichtslos vom Leibe, daß er als moderner Pfaffe vom modernen Theater spricht:

Da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen. Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'schen Schnurre
Zum Besten ....

Jerusalem und das Theater, 1192 und eine theatralische Schnurre religiösen Inhalts! Nichts aber tischt der Bühnenfeind Goeze unermüdlicher auf als bittre Witze über den Theaterberuf seines Gegners: Bilder und „Equivocen" seien einem Manne natürlich, der das Theater zu aller Zeit mit soviel Application studirt habe; Lessings parabolische Erdichtung bleibe eine Fratze ohne jede Beweiskraft; Übertragung der Theaterlogik auf den theologischen Kampfplatz sei verpönt; ein Lessingscher

Schluß würde auf dem Theater aus dem Mund eines Freigeists großes Gelächter erregen; „die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden. In der Theaterlogik ist Herr L. ein großer Meister" ... Dergestalt fort und fort von seinem Hauptpastor aufs Theater verwiesen, macht Lessing wirklich das Theater zum theologischen Tribunal, und von der Bühne hallt es wieder wie man hineingerufen: „Ich will den Herrn damit auf das Theater verwiesen haben."

Dem bösen Patriarchen blieb nur eine — wie es bei episodischen „Chargen" zu geschehen pflegt: überpfefferte — Scene. Sein Klosterbruder hat sich seit dem Entwurf aus dem Boten des Patriarchen, wie Al Hafi aus dem Boten Saladins, zur breiteren Charakterrolle entwickelt. Dem Pfaffen steht nun der Fromme gegenüber. Die „fromme Einfalt" wird er in diesem an directer Charakteristik so reichen Stück mit einer erschöpfenden Formel genannt. Einst ein braver Reitknecht, der bei Ascalon den Herrn, jenen verkappten Assad, verloren und sein Kriegsleben als treuer Hüter eines verwaisten Kindleins friedsam beendet hat, saß er dann als geruhiger Eremit in der Zelle auf Quarantana und verlangt nun, seit arabisches Raubgesindel sein Gotteshäuschen zerstört und der Patriarch ihn vorläufig als Laienbruder aufgenommen, hundertmal des Tages nach der verheißenen Siedelei auf Tabor, um dort im stillen Gottesfrieden der ruhelosen Welt, dem „Fleisch" völlig abzusterben. Wol ist ihm aus seinem ersten Stande noch ein reines Gefühl für Ritterpflicht und Ritterehre geblieben; daß der Ritter den — Pfaffen um Rath frage, will dem ehrlichen Graukopf nicht in den Sinn, und ein verschämtes Pfui entschlüpft seinen Lippen mitten im Hersagen einer unwürdigen Lection. Der gute Bruder, in dessen Kinderseele wenig thätige Widerstandskraft, aber ein instinctiver Ekel vor dem Gemeinen wirkt, muß seinem geistlichen Stockmeister gehorchen ohne viel zu klügeln, doch sein Wille ist nicht nach hierarchischem Gebot gleich einem todten Leichnam. Wenn eine Ironie des Schicksals dies Menschenkind, ohne Falsch wie die Tauben, dem Dienste der Schlechtigkeit verpflichtet, so wird auch hier die Kraft, die das Böse will, durch ihr so schlau und wiederum so blind gewähltes Werkzeug nur das Gute schaffen. Mit scheuem Angstblick — welch rührenden Humor wußte

La Roche im Wiener Burgtheater diesem Moment zu schenken! — schleicht er herbei, um einen neuen Auftrag seines intriganten Peinigers zu vernehmen, und denkt bei sich:

Ich mag
Nicht fein sein; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles stecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben.

um in solchen Diminutiven seine gutherzige Schwäche selbst zu persiffliren. Dann betet er pflichtmäßig das leidige Geheiß herab und geht vergnügter, als er kam, wenn die giftige Waare keinen Abnehmer findet. Er zeigt sogleich die Karten, wie sie der Patriarch für sein Händchen gemischt hat, sagt sogleich, daß er dem Herrn nachgeschickt ist, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihn zu ergründen, und rettet seine Seele, indem er durch beständigen Einschub eines „sagt der Patriarch" jeden eigenen Antheil an der eingelernten Mission verläugnet. Er dankt dem lieben Gott bei jedem Miserfolg seines Patriarchen und ist betrübt bei dem Anschein, daß ein gesätes Unkraut doch aufgehen möchte. So stellt der Klosterbruder, mit einer gesunden Dosis kindlicher Verschlagenheit in seiner frommen Einfalt, den humoristischen Gegensatz zum Patriarchen dar, ein Geschöpf des Gemüths und nur von einem gemüthvollen Schauspieler zu fassen, der die Einfalt mit der List, die tastende Umständlichkeit mit dem untrüglichen Gefühl des Rechten, das Kindliche mit dem Greisen, das Lächeln mit der Thräne zu paaren weiß. Er wird uns selten zu Dank gespielt. Nach seiner Haustragödie und maßlosen Fehden that Lessing, dessen Verstand so viele, dessen Gemüth so wenige kannten, dar, welche Ehrfurcht ihm ein einfach Herz einflöße und daß ihm, dem Unfrommen, die Tiefe des Bibelwortes: wenn ihr nicht werdet wie dieser Kinder eines, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, keineswegs unergründlich sei. Auch jenen andern Spruch von dem Heil der geistig Armen hatte der Geistreiche durchgedacht und durchgefühlt und auf seine Weise in den „Axiomata" gesagt: „Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten". Der Bruder Bonafides (ein wol in Erinnerung an den vertrauten Geschichtschreiber der Philosophie Bonafede fein gewählter Name) verkörpert die Urkraft des Christenthums, die Liebe. Vom Johannisevangelium mit

seinem Logos weiß er nichts, vom Johannistestament ist er getränkt und durchdrungen. „Kinderchen, liebet euch unter einander" bleibt die Losung dieser bona fides, die ja nicht fides Glaube, sondern fides Gottvertrauen und caritas ist. Gerührt und auferbaut stimmen wir mit ein in das Zeugnis, daß die Einfalt immer Recht behält, wenn sie der Zuchtruthe des Patriarchen ganz zuwider ihre Pädagogik allein auf die Liebe gründet:

Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.

oder dem Herrn Nathan die Thränen nicht verhehlt, die es sie gekostet:

Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Hatte doch Luther, wie viel Arges er auch selbst gegen Israel sagte, schon 1523 die Judenfeinde in einer besonderen Schrift ermahnt: „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei". Eher möchte es Zweifel erregen, ob Lessing recht daran gethan hat, auch dieser Rolle ein ironisches Lichtchen gegen die Dogmatik aufzusetzen in den Versen von der Sünde wider den heiligen Geist, so gesund und kräftig der Hieb in das düstre Gestrüpp der christlichen Sündenlehre hinein schlägt:

Das ist die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
Worinn sie eigentlich besteht.

Der einfältige, bedürfnislose, gehorsame, liebreiche, demüthige Urchrist, der sich wundert, wie ein sonst so ganz im Himmel lebender Heiliger zum eifrigsten Studium der Dinge dieser Welt herabsteigen könne, wurzelt im christlichen Ideal des „beschaulichen Lebens". Ohne die Askese der alten Thebais würde er, wenn sein kleines Wissen Kunde von jenen frommen Vätern daselbst vernommen hätte, seine Schutzpatrone in den reinlichen Zellen des geweihten Ortes suchen, welchen Goethes „Faust" mystisch umstrahlt hat. Die Sphäre des „thätigen Lebens" stößt diesen Mübling ab, der in sein weltfremdes und menschenscheues Eremitenthum als in den Hafen zurücktrachtet und auf

Tabor, von der Abendsonne beschienen, der Welt Abe sagen möchte, wie das cholerische Temperament des Derwisch am Ganges, nur am Ganges wahre Menschen zu finden meint. Beide sind sentimentalische Gestalten, mild und weich der eine, der andre brausend und heftig, vom Komischen ins Tragische als Humorist hinüberlangend, ein Diogenes und Rousseau des Orients; beide genährt an dem widerstreitenden Ruhebedürfnis und der ewigen Unrast des Lessingschen Alters. Und Lessing im Lessing zu suchen, schien bereits 1779 reiferen Nathanlesern die schönste Aufgabe: „Mein Held ist Lessing.", schreibt Hennings an Elise, „Ihn hab ich mir aus dem Tempelherrn, dem Klosterbruder, dem Derwisch und dem Weisen herausgelesen".

In dem ungebärdigen Cyniker Al Hafi aber erkannten die Freunde das frei gestaltete Abbild eines Berliner Sonderlings. Wir besitzen über das Erlebte im „Nathan" einen weitläufigen Bericht, den Frau Sara v. Grotthuß spät und nicht in allem zuverlässig an Goethe erstattet hat (25. Mai 1814). Diese Convertitin hatte als Tochter des jüdischen Kaufherren Aaron Meyer dem Mendelssohnschen Kreis angehört, Lessings Gastlichkeit in Wolfenbüttel erfahren und als eine Bevorzugte gleich Moses schon die Aushängebogen des „Nathan" empfangen, der ihr stets ein Buch der Bücher blieb. „Selbst Alhafis", erzählt sie, „war ein Secretär meines Vaters, nach Eulers Aussage das größte mathematische Genie ... der aber von der Welt und ihren Verhältnissen gar keine Ahndung hatte; sein Höchstes war Schachspiel und Romanenlectüre. Wir nannten ihn immer Arlequin sauvage. Er hat mich auch sehr geschickt im Rechnen gemacht." Auch sonst wird uns von diesem Abraham Wulff, genannt Rechenmeister, manches Seltsame berichtet: wie dieser Freund, Schachgesell und zeitweilige Hausgenoß des weisen Moses ein witziger Querkopf, naiv und bieder, ein cynischer Philosoph bei Wasser und Brot, ein fahriges Original gewesen sei. Von ihm stammte auch die kostbare Deutung des Unterschiedes zwischen Lustspiel und Trauerspiel, welche Lessing so ergetzte: wenn der Kerl das Mensch kriege, sei's eine Komödie. Zelter hat ihn einmal mit derben Strichen als Nachbar eines andern wunderlichen Heiligen vom Volk Israel für Goethe conterfeit (19. Januar 1826), eine Vorlage Engels benutzend: „So kommt dieser verrückte Michel (wie man ihn nannte) zum alten Mendelssohn, der sitzt und spielt

Schach mit dem alten Rechenmeister Abram. Michel sieht das Spiel an. Abram macht endlich eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen und erhält einen derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lose Perrucke abfällt. Abram hebt ruhig seine Perrucke auf und spricht: Aber, lieber Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen? — Lessing hat den Vorfall im Nathan nachgebildet," — man lese nun aber 2, 2 dagegen! — „und da ich auch im Zuge bin, noch Folgendes. Der eben genannte Rechenmeister Abram ist eben der, welchen Lessing als Alhafi zum Modell gehabt hat. Er galt für den größten Rechenmeister und Sonderling, unterrichtete für wenige Groschen oder umsonst und bewohnte in Mendelssohns Haus ein Zimmer, auch umsonst. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angebornen Cynismus wegen. Als Lessing nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der Abram um ein rares mathematisches Buch aus der dortigen Bibliothek." — Die Anekdote ist wahr (Hempel 20², 417). — „Lessing findet zwei Exemplare und schickt das eine dem Abram, um es als Andenken zu behalten. Nach einiger Zeit kommt Abram zu Mendelssohn und bringt das Buch und will es diesem schenken. — Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch lassen, es ist ja ein Freundesandenken! — Ja wol, aber ich brauch's nicht mehr, die Exempel sind gut und ich verstehe kein Griechisch. — Nun, ich merke, Ihr braucht Geld; sagt mir, wie viel Ihr braucht. — Nein, nein! ich habe Geld und will kein Geld. — Nun so geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, so wißt Ihr wo ich wohne." Ein ander Mal rennt er plötzlich herein und holt einen Stuhl für seine auf Besuch gekommene Frau, die bei fernen Verwandten wohnte, weil Meister Abram nie bei Kasse war.

Ein so ausgesuchtes Exemplar des Genus Homo war, von Lessing oft beobachtet, wie geschaffen in das Derwischgewand zu schlüpfen oder als unglücklicher Staatsrechenmeister und ungehörter Schachcriticus im Hofkleide die wundersamste Figur zu spielen, wie ein Wirbelwind bei dem weisen Freund ein- und auszufahren und die Grundsätze cynischer Philosophie in barocken Worten hervorzusprudeln. Natürlich waren auch hier, wo von einem leibhaften Modell zu sprechen erlaubt ist, nur leichte Umrisse für Wort und Werk gegeben. Denn was ein echter Bildner an fremden Motiven aufliest, ist ein

Rohstoff für den Schmelztiegel der Phantasie und muß mit Metall aus eigenem Schachte legirt werden. Der damascirenden Kunst leistete für die nationalste Charakterfigur des Stückes Lectüre orientalischer Klugreden und Anekdoten einen bedeutenden Vorschub. Bücher wie der bewährte Herbelot oder Saadis „Persianisches Rosenthal" im altfränkischen Deutsch des Olearius lagen auf Lessings Tisch aufgeschlagen, und gleich den auch von Wieland, aber für einen ganz anders gearteten Derwisch gebrauchten Namen Hafi, das arabische Wort für „barfüßig", hat er bezeichnend gewählt. Da wimmelt es von sinnreichen Fabeln, die zum reflectirenden Redeschmuck aufgegriffen werden konnten, wie die Jagd des Löwen mit dem Fuchse, von scharfen Vergleichen, wie daß der Fürst lieber ein Geier unter Äsern als ein Aas unter Geiern sein solle, von bunten Beispielen der Lebensweisheit, der Sittlichkeit, des Witzes. Hoch und Niedrig, Arm und Reich treten oft in Contrast, und gern ist ein Derwisch, d. h. ja ein „Armer", Träger solcher Exempel, Sprecher solcher Gnomen. Mit seinem Sultan hört man ihn vertraulich reden, aber „Dienst der Großen", „Vertraulichkeit der Großen" wird warnend als eine Hauptgefahr hingestellt, die Weltflucht jedoch ebenso verdammt („Besucht die Welt, die Einsamkeit ist eine halbe Narrheit") wie die Freigebigkeit zur Cardinaltugend erhoben. Auch hier nennt der Derwisch das Leben eine Reise und legt den Pfad mit leichtem Gepäck zurück: „Ein Armer stirbt allezeit lieber als ein Reicher"; „Kleider, die ein König einem verehrt, sind wol herrlich und angenehm, aber viel besser sein eigen, wenn's schon etwas geringer ist. Großer Herren Mahlzeiten schmecken ja wol lieblich, aber viel lieblicher und sicherer ist, die Brocken aus seinem eigenen Waidsack oder Ränzel gegessen"; eine Anekdote hat die Überschrift: „Ein Bettler wird König, ist aber dabei nicht so vergnügt, als bei seinem Bettelbrot".

In diesem Sinne des hohen Cynismus ruft Nathan dem enteilenden Derwisch nach:

> Wilder, guter, edler —
> Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
> Doch einzig und allein der wahre König!

Sein Schachgesell, den Sultan Saladin zum Defterdar bestellt hat, weil der Arme die Sorgen der Armuth am besten kennen muß, ist

mit sich und der Welt zerfallen. Der Barfüßer ein „Kerl im Staat"? Der Derwisch in Gala? Der Bedürfnislose soll fremdem Bedürfnis fröhnen und auf die Praktiken, das Borgen und Sorgen, Scharren und Sparen, Hehlen und Fehlen einer bei diesem verschwenderischen Herrscher so erschwerten Schatzmeisterei verpflichtet sein? Sogar sein Liebstes, das edle Spiel der Spiele, wird ihm zur schlauen Finanzaction herabgewürdigt, sein überlegener Rath mit einem launischen „Schaff' Geld" von oben beantwortet, sein Verkehr mit dem weisen Nathan, der sich gestatten darf ihn ein bischen zu schrauben, durch dies verwünschte Amt der Gefahr des Bettelns, Leihens, Erpressens ausgesetzt. Mit den hitzigsten Hyperbeln der Selbstcaricatur, die den „Gecken" und seine „Geckerei" und potenzirt des „Gecken Geck" einmal über's andere als Trumpf hinwirft, malt der wildgewachsene Philosoph seine Krankheit in diesem großen Narrenhaus der Welt aus; und wie bei Thomas a Kempis zu lesen steht „So oft ich unter Menschen war, kam ich weniger ein Mensch zurück", so beurtheilt der Arzt Nathan das Gemüthsleiden des fahrigen Freundes:

> Al Hafi mache, daß du bald
> In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
> Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
> Zu sein verlernen.

Im Derwisch rumort die Lebensanschauung der Elegiker des achtzehnten Jahrhunderts, ein wahrer Mensch müsse fern von Menschen sein, und auch ihn dürstet nach dem utopistischen Ideal eines unverfälschten Standes der Unschuld und Natur. Auf den Alpen wollte der moderne Franzos oder Deutsche dies Schattenbild haschen, im stillen Thal Tellheim und Appiani; im heißen Sande der Wüste, wo die Ghebern als reines Naturvolk hausen und der Gottheit dienen, ist Al Hafi, des drückenden Ehrenkleides ledig, fest versichert das ersehnte Ziel zu treffen und „leicht und barfuß" sein Heil bei naturweisen Parsi zu erfüllen. Freund Nathan allein würde ihn an solcher Ruhestätte nicht stören. „Am Ganges, am Ganges nur giebts Menschen" lautet der Kehrreim seiner ruhelosen Weltentsagung; in langgezogenen, halbgesungenen Kehltönen soll Dawison der beste, wenn nicht der einzig gute Derwisch der neueren Bühne, diesen Sehnsuchtsruf der wunden Seele zu Gehör gebracht haben. Der Derwisch darf nicht komisch, er

muß humoristisch wirken. Hier steht Bekenntnis neben Bekenntnis, das kranke Lebensideal neben dem gesunden: daß alle Länder gute Menschen tragen!

Wie Wolframs feierlicher Tempel umfängt der Palast des Großherrn zu Jerusalem endlich eine innig verwandte Menschengemeinde, worin der höchste Muselman und seine fürstliche Schwester den christlichen Ritter als Neffen ans Herz schließen, die ohne Bekenntnis erblühte Recha diesem Familienbunde zueilt und der Jude Nathan als geistiger Vater und Berather nicht abseits stehen darf, sondern dem Königshause zugethan und zugehörig bleibt. Saladins großes Wort

Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

wird dergestalt in einer Schlußgruppe bestätigt und bethätigt. Lessing aber hat mit weiser Kunst die drohende Klippe einer vagen, schönfärbenden Darstellung umschifft. Er hütet sich wol, jenen vielgepriesenen Sultan, der auch bei ihm „seinen Ruhm steht", zum goldnen Spiegel aller Regententugenden zu machen und einen idealen Gliedermann mit Purpur zu behängen. Seine angeborene Vorurtheilslosigkeit ist nicht durch philosophische Schulung geklärt; so bedarf er des Unterrichts eines Weisen, da ihm selbst das rastlose Kriegsleben die Muße ruhiger Betrachtung bisher versagt hat:

Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt.

ruft er Nathan zu, und nicht ohne Stocken folgt er der parabolischen Lehre, um dann erleuchtet ihre Herrlichkeit enthusiastisch zu rühmen und jählings, er der Sultan, vor dem überlegenen Meister in den Staub zu sinken. Auch der Herbst des Lebens hat sein rasches Wesen nicht völlig beruhigt: wir glauben gern, daß er in jüngern Jahren von heftigen Entschlüssen aus der Bahn gerissen ward und auch jetzt noch seinem Temperament ruckweise nachgiebt. „Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre," wiegt sich gern in großmüthigen, friedlichen Illusionen über die Ansichten und Absichten des bewunderten Richard Löwenherz und will christliches Ränkespiel nur bei den Templern,

seinen „schlimmsten Feinden“, suchen und ahnden. Bedürfnislos für sich ruft er aus:

> Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd — und Einen Gott!
> Was brauch' ich mehr? Wenn kann's an dem mir fehlen?

Er weiß in des Bettlers Seele zu lesen, bestellt den Derwisch zum milden Defterdar, wirft den treuen Mameluken volle Beutel zu, erschöpft den Schatz, indeß sein Vater auf Libanon den Finanzsorgen erliegt und Hof und Heer aus Sittahs Kasse zehren, und richtet, ein königlicher selbstloser Verschwender, seine ganze Verachtung auf der Kleinigkeiten kleinste, das leidige verwünschte Geld, das doch, wie geringschätzig er auch dies schnöde Wort in unmuthigen Rufen wiederholt, eine so bedrohliche Macht entfaltet. Diese geniale Nachlässigkeit war auch dem Dichter sehr geläufig, der beim Juden Wessely borgen mußte wie Saladin beim Juden Nathan. Wol mag man glauben, daß der hochgebietende rasche Mann im Schlachtgewühl Schrecken ausbreiten und als Richter der Bosheit furchtbar sein kann; schwerer fällt die Zumuthung, denselben edlen Fürsten, der so freisinnig wie weichherzig ist und die zärtlichsten Familiengefühle hegt, der Nathans Freundschaft so bewunderungsvoll erwirbt und Curds kleine Irrgänge mit so gewinnender Unbefangenheit beurtheilt, als einen grausamen Henker jedes vor seinen Stuhl geschleppten Tempelritters zu denken. Alle Motivirungskunst Lessings reicht kaum aus, um der Rolle, die Saladin zunächst dem zu prüfenden oder zu prellenden Juden gegenüber spielt, das Schiefe ganz zu benehmen, das ihr von Boccaccio her anhaftet. Mit dem ausgesprochensten Widerwillen gegen alles Hinterhalten und Fallenstellen geht Lessings so wahrhaftiger und offener Saladin in die feine Intrigue hinein, die ihm ein „Weiberkopf beschönt“, wie denn „die Weiber doch so gern den Mann zu sich herunter hätten“. Echt Lessingisch diese misogyne Anwandlung und eine echt Lessingsche Frauengestalt diese Sittah, der die Geschichtschreiber nur eine Anekdote von aufopferungsreichen Geldspenden nachzurühmen wußten, und bei deren vornehmer Ausgestaltung Lessing nun wol an seine liebste und klügste und sammt aller Klugheit auch so behagliche, häusliche, warmherzige Freundin Elise Reimarus dachte, die unvermählt neben dem Bruder dahinlebte. Wenigstens ist die Behauptung der

Frau von Grotthuß, „Sittah war eine Freundin Lessings, die sehr aufgeklärt die erste Berliner gelehrte Gesellschaft bei sich sah", unerweislich und wol nur ein weiterer Versuch, den ganzen „Nathan" zum Gewächs der Berliner jüdischen Salons zu machen, die doch erst später ihre glänzende und gleißende Bildung verbreiteten. Prinzessin Sittah, eine ältere orientalische Minna, hat ihre Lust daran, mit Frauenlist kluge Intriguen zu spinnen. Wird dadurch ein falscher Nimbus zerstört, so ist der Betroffene mit Recht ins Garn gefallen und mag es büßen; bewährt ihn die Prüfung, so wird auch Sittah aus vollem Herzen der Bewunderung zustimmen. Sie ist kritischer als ihr Bruder und sucht etwa seine arglose Hingebung an Richard durch eine scharfe Rede über die Christen, die er nicht kenne, nicht kennen wolle, zu dämpfen. Al Hafi, der ihre Güte scheltend bewundern muß, lobt auch ihr „Hirn"; Recha, die ihre herzliche frauenhafte Milde und unmittelbare menschliche Hilfe erfährt, rühmt zugleich ihren geraden, unverkünstelten Geist und giebt mit gleich directer Charakteristik die Formel für das klare und gewandte Wesen der Fürstin:

> Vor Sittah gilt kein Winseln, kein
> Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
> Will alles über sie allein vermögen.
> Weß Sache diese bei ihr führt, der siegt!

Wie fein aber hat Lessing seiner klugen Sittah auch eine weibliche Neugier für Herzensangelegenheiten gegeben; weil ihr der Tempelherr gefällt, ist sie so gespannt auf Recha, die ihm am Herzen liegt:

> Denn von gewissen Männern mag ich gar
> Zu gern, so bald wie möglich wissen, was
> Sie für ein Mädchen lieben können?

Den Tempelherrn kann nur eine voreingenommene Auffassung der Charaktere mit Daja, Klosterbruder und Patriarch in eine sogenannte christliche Gruppe zwängen, da er nichts weniger als ein eifriger Christ und auch in seiner Verirrung gegen Nathan durch ganz andere Triebe als christlichen Fanatismus gestoßen ist. Er erscheint als Assads leibliches und geistiges Ebenbild, so daß seine Gestalt, sein Gang, seine eigenthümlichen Gebärden und Saladins vergleichende Rückblicke auf die hitzige Art des geliebten Assad uns auch diesen entschwundenen romantischen Morgenländer vors Auge rufen. Nathan

repräsentirt weises Alter, Saladin reife Mannheit, Curd unreife Jugend, die wie frischer Most braust und schäumt und durch eine langsame Gährung hindurch gehen muß. Er ist unendlich individueller als die heißblütigen, unbesonnenen, edlen Knaben, die Seïde, Nerestan und ihre Vettern, welche Voltaires flache Plastik hervorgebracht hatte, und überhaupt eine der ausgearbeitetsten Jünglingsgestalten des deutschen Theaters. Seine Rolle, die so gar nichts vom lyrischen Tenor im Ritterkleid hat, wird nicht von den Wogen eines Helden- und Liebhaberpathos als leichte Blase getragen, sondern bedarf des tiefen Studiums ihres specifischen Gewichtes. Miszuverstehen ist sie nicht, denn auch hier schießen directe und indirecte Charakteristik reichlich zusammen. „Du deutscher Bär" ruft Daja ärgerlich dem unhöflichen Ritter nach, der ihren Redestrom mit lauter einsilbigen Interjectionen abdämmt, und „Ich bin ein plumper Schwab" lautet ein derbes Selbstbekenntnis. Von „allen Launen seines weichen Herzens" wird gesprochen, „so brausend" nennt man ihn, ein „wie gach" oder „Geh behutsam" giebt die sehr nöthige Warnung vor blindem Eifer, der sich bis zum Patriarchen hin verlaufen kann, ein „Ruhig, Christ!" bändigt die Wallungen eines noch nicht ganz ausgetriebenen, aber nicht eben christlichen Junkerthums, seine Blasirtheit heißt „groß und abscheulich", er wird „warm und stolz" befunden. Mit dem scharfen Blick des Menschenkenners faßt Nathan den guten, trotzigen Blick, den prallen Gang, aber auch die rauhe Tugend des jungen Sonderlings und bringt für gegenwärtige und künftige Fehltritte dieses wackeren Hitzkopfs die Entschuldigung: die Schale nur kann bitter sein, der Kern ists sicher nicht. Ein künstlerischerer Abraft, ein jüngerer Bruder Tellheims zeigt er all das Rasche und Hitzige, das Weltverachtende und Frohgemuthe, das in Lessings eigener Jugend durcheinander schwirrt, und nimmt das gute Wort der „Parabel" von 1778 für sich in Anspruch: „Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalte, überdachte Unfehlbarkeit." So will sein trotziger Sinn sich und anderen einreden, die rettende That sei nur aus Lebensüberdruß geschehen, und ergeht sich in höhnischen Wendungen über das „Judenmädchen", um bald dies Judenmädchen mit sehnsüchtigster Liebe zu umfangen. So

pocht er, laugläubig wie viele seiner Ordensbrüder, darauf, im gelobten Lande die Fesseln der Vorurtheile abgeworfen zu haben, und ist doch noch so tief in Vorurtheile verstrickt. Er leiht den allgemeinen Anklagen gegen das auserwählte Volk Gottes seinen Mund und zeigt dem Nathan eine knabenhafte Misachtung, die alsbald in ehrliche Bewunderung übergeht. Rückfällig möchte er sich wieder gegen den Juden verhärten und nährt, obwol sein ritterlicher Sinn angewidert die Zumuthungen des Patriarchen immer entschiedener und stolzer ablehnt, trotz Saladin bis in die letzte Scene hinein nichtigen Verdacht, aber sein edler Kern bricht in offenen Geständnissen vor Nathan durch und legt im erleichternden Monolog Zeugnis ab für Nathans echte Vaterschaft. Noch manche Wolke wird über den Spiegel seiner Seele gleiten, und der Fortentwicklung dieses ungestümen Charakters, der durch Irrthümer zum Licht strebt, muß gewiß die läuternde Nähe des Pflegevaters seiner nicht als Braut, sondern als liebe Schwester umarmten Recha zum Heil werden.

Minder glücklich als diese Jünglingsgestalt gerieth dem männlichen Dichter die Figur des Mädchens, die sehr interessant angelegt und untermalt, aber unvollkommen ausgeführt ist und deshalb nicht bloß von einem gedankenlosen Publicum, sondern sogar von den gescheitesten und geistreichsten Kunstrichtern oft misverstanden wird, was schon oben der Dual „die Liebenden" statt des Singulars lehrte. Sollte aber gar keine Schuld des Dichters im Spiele sein, wenn auch Männer wie Vischer und Strauß seine Absicht so verkennen?

Der Entwurf besagt, Recha (oder Rahel, wie sie ursprünglich hieß) sei „nichts als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott", also eine kleine confessionslose Deistin aus Nathans Schule. Sie ist aufgewachsen zwischen diesem väterlichen Lehrer und der „guten, bösen" Daja, die im Stück ihren Namen, welcher laut einer Notiz bei Schultens soviel wie „Amme" bedeutet, für den älteren „Dinah" eingetauscht hat und die ausgezeichnete, sehr bühnenwirksame Rolle einer feinkomischen Duenna vertritt. Sie schwatzt gern und prahlt harmlos mit ihrer höchst reputirlichen Vergangenheit; ihrer Christenwürde und Christenpflicht bewußt, fährt sie mit Wundern und Legenden, endlich gar mit der feierlichen Enthüllung

des Geheimnisses in Nathans Erziehungswerk drein, und Dajas Proselytenmacherei wird ein Hebel der Handlung, denn sie verwirrt den Templer durch Andeutungen über Rechas Herkunft. Es liegt ihr nicht alles am Christenthum, sondern als echte Gesellschafterin ist sie eifrigst darauf aus die junge Herrin, auch dem Oberhaupt des Hauses zum Trotz, unter die Haube zu bringen, wobei etwas Egoismus mitrechnet. Das liebe Ich bringt manchmal gar drollig hervor: „Und ich nicht etwa auch? Ich denn nicht auch?" Von Recha wird sie geliebt und gescholten, von Curd anfangs ob ihrer unentwirrbaren Ansprachen barsch abgewiesen, von Nathan nicht zu ernst genommen, denn er beschwichtigt ihre großen Gewissensängste leichthin durch ein Geschenk, gönnt ihrem Geplauder selten die gewünschte Aufmerksamkeit und schraubt sie gern wie in der köstlichen Scene, wo Daja von einem Brautkleid orakelt und Nathan neckisch fragt: bist du denn Braut? Ist sie aber so lang im Hause des Juden als eine biedere und trotz kleinen Zettelungen pflichttreue Genossin geblieben, hat sie so lange ihren ungefährlichen Familien- und Glaubensdünkel mit aufrichtiger Werthschätzung der Güte Nathans versöhnen können, so wird die Alte ihre Sehnsucht nach dem christlichen Deutschland wol auch weiterhin überwinden. Es ist klar, daß diese gute böse Daja neben einem Nathan nicht bestimmender in Rechas Bildung hat eingreifen können. Nathans Pflegetochter muß gegen die wolmeinende Bethörung einer Daja gefeit sein. Darf man auch von hier aus einen Blick nach Wolfenbüttel werfen, wo Lessing dem heranwachsenden Malchen König der liebevollste Stiefvater war, in der treuen Hut der Geschwister einen Trost für den schmerzlichsten Verlust suchte und tief ergriffen scheelsüchtige Nachrede abzuwehren hatte? Ja, wenn eine beschränkte Daja zu Rechas gottloser Erziehung den Kopf schüttelt, so ist auch Lessings Haus von nichtswürdigem Geträtsch über eine gottlos aufwachsende Brut nicht verschont geblieben. „Mein Malchen" mag er gesagt haben, wie Nathan gleich in den ersten Versen sagt „meine Recha" und dies lebendige, mit aller Kraft des Geistes und des Gemüthes gebildete Eigenthum allein der Tugend dankt. „Waise", so lautet ein orientalischer Spruch im Herbelot, „ist nicht wer seinen Vater verlor, sondern wer weder Kenntnisse noch gute Erziehung besitzt". In verwandtem Sinn fragt Recha, als sie vor der Möglichkeit

den Vater zu verlieren zittert: „macht denn nur das Blut den Vater, nur das Blut?“, worauf Saladin erwidert: „Ja wol: das Blut, das Blut allein macht lange noch den Vater nicht“, und in bewegter Rede führt sich Curd diese unantastbare Vater- und Kindschaft zu Gemüthe:

Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wol mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?

Aber in dieser Recha, die ganz „Natur und Unschuld“ sein soll, sind vom Dichter die Elemente kindlicher Schwärmerei und klarer Vernünftigkeit, die frühreif ruhig reflectirt, nicht recht ausgeglichen worden. Auf der einen Seite ist Recha eine kleine Philosophin, die „den Samen der Vernunft, den er so rein in meine Seele streute“ eifrig hegt, nicht ohne lehrhafte Altklugheit die väterlichen Lectionen über die „kalte Buchgelehrsamkeit, die sich mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt“ vor Sittah nachspricht und in langer Rede den lautren Weizen natürlicher Religion vor positivem Unkraut, vor Dajas bunten, sauersüßen, betäubenden Blumen schützt. Auf der andern Seite stürzt sich dies aufgeklärteste aller Mädchen Hals über Kopf in die bodenloseste Schwärmerei. Mag sie schwärmen, aber so, daß es sich mit ihrer sonst sehr bewußten Vernünftigkeit reimt, mag sie als ein Sprachrohr Nathans oder Lessings Aufklärung predigen, aber so, daß für ihre überirdische Verzückung noch Raum bleibt. Es wäre schlimm, wenn Nathans Abwesenheit das Feld allen Gespinsten Dajas preisgäbe; so auf der Oberfläche kann sein Unterricht in der gelehrigen Recha nicht haften. Das Theater macht seit Schillers Eingriffen die Predigerin mundtodt oder verkürzt sie sehr, was den Lehrgehalt des Dramas schmälert, und läßt der Schwärmerei ihren Flug, was die Rolle

dramatischer hält, aber jenes Misverständnis begünstigt: Recha liebe den Templer, da sie doch nur für den Engel schwärmt und mit keinem Laut ein über die Dankbarkeit hinausschweifendes Gefühl für den Ritter aus Fleisch und Blut kundgiebt. Lessing will zeigen, wie dies Mädchen, von einem holden frommen Wahn geheilt, mit geglätteter Empfindung völlig unbefangen dem Jüngling gegenübertritt und fortan nur um den Vater, den sie gefährdet glaubt, in leidenschaftliche Erregung kommt. Das Publicum, dem meistens eine Schauspielerin, die für die Recharolle nicht die nöthige Klugheit hat, die Brücke baut, sucht schon aus Schlendrian die Liebe, denn Liebe ist ihm ein Ergriffensein von beiden; aber auch Nathan nährt doch zunächst eine frohe Hoffnung. Das ist eben dem Lauf der Welt gemäßer, als die an sich psychologisch unanfechtbare Ernüchterung. Daß Recha schwärmt, erräth Nathan ohne Überraschung, und eine gewisse Fassungslosigkeit in Lebenskrisen zeigt Recha auch gegen Ende. Ihre Schwärmerei für den Engel ist aber kein Anfall, sondern ein längerer Zustand, Nathans Bemühen „die Engelschwärmerin geheilt zu sehn" zwar ein pädagogisches Meisterstück, die Cur des holden Kindes jedoch gar zu geflissentlich. Tagelang, auch da der weiße Ritter unter Palmen Datteln verspeiste, hat sie sich fort und fort in ihren frommen Wahn, ein Gebilde der nervenerregenden Feuernacht, versenkt, mit „gierigem Aug'" folgt sie seinen Spuren, bis sein Verschwinden den Wahn nur bestärkt, mit einem recht unschwärmerischen „Das schließt für mich" wehrt sie hartnäckig jeden Einwurf ab, bis die väterliche Wunderlehre und all die machtvollen Worte über den „Menschen" den Aufruhr ihrer Phantasie so weit beschwichtigen, daß sich die „Närrin" der „Posse" schämt. „Dein Engel" sagt sie nun zu Daja. Danken soll ihr Vater, sie will nun, da der Mann keinen Dank begehrt, ihren Dank zu Gott tragen. Und doch! das Auslugen aus dem geheimen Fensterlein verträgt sich nicht zum besten mit der Gemüthsruhe, die Recha dem Besuch des menschgewordenen Engels entgegenbringt.

> Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich
> Nicht minder gern, was ich in Ruhe sehe.

Der Begegnung dieser noch unerkannten Geschwister soll in der Einen Scene, die sie vor der Erkennung überhaupt zusammen haben, ein

irriger Eindruck möglichst benommen werden: Curd entflieht stammelnd der Gefahr, Recha lenkt nach einem raschen Kniefall vor dem Retter das Gespräch auf eine wundersame Eigenheit des Sinai. Sie bringt ihre, oder Nathans, Auffassung der Allgegenwart Gottes in ein an sich sehr schönes Epigramm und erklärt endlich, zu Dajas Staunen, ganz gelassen, der Sturm sei gestillt, der Hunger befriedigt, das Fieber geheilt. Lessings Absichten sind klar und fein; ob aber eine Recha, die so klug und ruhig redet, wirklich die kindliche Unbewußtheit hat, um Curds rasche Leidenschaft gar nicht zu gewahren? So wie das schwierige Thema lag, mußte die Entwicklung auf dieser Bahn gesucht werden: ein Aufflammen des Jünglings, eine mystische Schwärmerei ohne Liebe und ein von Nathan geleiteter kalter Wasserstrahl für das Mädchen.

Diese vielleicht anfechtbare und von der Kritik oft wider den wahren Bestand und Zweck angefochtene Partie ermöglicht sogleich eine Scene, worin die Hauptfigur des Dramas ihre ganze Stärke bewährt und das Banner eines thatkräftigen Lebensideals schon im Vorhof aufpflanzt. Auch der zwanglose Flankenangriff gegen die Orthodoxie fehlt nicht, wenn der Wunderglaube insgesammt kritisch beleuchtet und, wenige Schritte vom Grabe des Auferstandenen, ein vermeintes Einzelwunder mit echt rationalistischer Erklärung, wie sie wol gerade die Auferstehungsmythen betroffen hatte, wegraisonnirt wird: der Engel war ein Mensch im weißen Mantel.

Nathan heißt der Weise. Bücher können, was Lessing im Bemühen ein echter Mensch zu werden schon als Jüngling sah, wol gelehrt, nur das Leben kann weise machen. Darum müssen wir erfahren, wie dieser Jude, ein Verächter „kalter Buchgelehrsamkeit", zur Weisheit emporgestiegen ist. Er, dem

> Sein Gott von allen Gütern dieser Welt
> Das Kleinst' und Größte so in vollem Maß
> Ertheilet ... Das Kleinste: Reichthum. Und das Größte: Weisheit.

offenbart allein dem Verständnis der frommen Einfalt, in welchen Kämpfen er der Weisheit letzten Schluß erworben hat. Leidend lernt' ich, darf er mit den alten Weisen sagen. Im Feuer der gewaltigsten Prüfung ist sein Gold geläutert worden. Und nur, weil Lessings starke Seele die jammervollen Tage, da er um die Wende der

Jahre 1777 und 1778 Gattin und Sohn verlor, mit gebändigtem Schmerz wiederum durchkämpfte, ist ihm in dieser Erzählung Nathans, von der der Entwurf noch nichts wissen konnte, das Herzbewegendste seiner gesammten Dichtung gelungen. Niemals schöpft sie so tief und athmet so warm wie hier, wo ein ganzer Mann die schwerste Prüfung seines Lebens berichtet, um dann aufrecht zu den Pflichten des Daseins zurückzukehren. Bei dem Judenmord zu Gath ist Nathans Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen in seines Bruders Hause verbrannt — man erwäge, wie ihn der Gedanke „Recha verbrannt" nach seinem frohen Eintritt erschüttern muß!

> Als Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
> Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
> Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
> Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
> Der Christenheit den unversöhnlichsten
> Haß zugeschworen — ...
> Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder.
> Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
> Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wolan!
> Komm, übe, was du längst begriffen hast;
> Was sicherlich zu üben schwerer nicht
> Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
> Steh auf!" — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
> Willst du nur, daß ich will!

So empfängt er das kleine Christenkind als ein Geschenk von Gott: „Gott! auf Sieben doch nun schon Eines wieder." Seitdem ist ein frommer Determinismus, der überall unabänderliche Fügung hinnimmt und des Menschen Thaten für höhere Thaten ansieht, in ihm gefestigt. Er hat überwunden, und heitere Selbstbeherrschung macht ihn zum εὔκολος im schönen Sinne der Alten. Sein Ideal faßt sich in einem frommen Wort zusammen, mit dem auch der Muhammedaner die religiöse Ehrfurcht bezeichnet: „der gottergebne Mensch".

> Wenn Islam Gott ergeben heißt,
> In Islam leben und sterben wir alle.

predigt Goethes westöstliche Weisheit, und Recha hat von ihrem Vater gelernt, alles Wähnen über Gott der herzlichen Ergebenheit in

Gott nachzusetzen. Wer sich so kräftig zur Klarheit durchgerungen und mit den irdischen Gütern, die ihm dank einer klugen und unermüdlichen Thätigkeit Freiheit, Ansehen, Wolstand schaffen, geistige Schätze gemehrt, wer die engen Ansprüche seiner angestammten positiven Religion überwunden, als ein wahrer „Naturfrommer" sein reines Innere religiös entwickelt und zugleich die Freude genossen hat, eigne Gottergebenheit in das Gefäß einer lieben Kindesseele zu ergießen, der darf unberührt von der Verachtung der ältesten und stolzesten Religion freien Sinnes fragen: „Sind wir denn unser Volk?" Nathan ist Lessings Humanus. Ein Jude, Shylock, vertritt in der Weltlitteratur den rachedürstigsten Haß, ein Jude die lauterste Nächstenliebe. Vollstimmig erklingt sein Lob im Drama, auch aus dem Munde der Widerstrebenden. Daja weiß, daß er die Ehrlichkeit, die Großmuth selber, so gut als klug, so klug als weise ist. Sittah wiederholt nach einer Schilderung seiner großen Handelschaft, daß Al Hafi gerühmt,

wie groß, wie edel dieser
Sein Freund anwende, was so klug und emsig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.

Der überwältigte Tempelherr ruft: „Welch ein Jude! Und der so ganz nur Jude scheinen will". Weise, gut, gottergeben sind eins — was will ein Bonhomme wie Wielands weiser Danischmend neben dem weisen Nathan?

Es ist der Seele des Stückes reichlich zu Gute gekommen, daß Lessings Geist sich so frei erweiterte, daß sein eignes Herz soviel Leid erfuhr, bevor er den alten Plan ausgestaltete. Unmöglich sich den „Nathan" auf einer Stufe der Jugendstücke zu denken! Aus aller früheren Litteratur sehen wir höchstens in weiter Ferne die einst so berühmten Lettres juives von Marquis d'Argens, dem Freunde Friedrichs des Großen, deren Halbdutzend Bände im sehr uneinheitlichen und costümlosen Durcheinander einer Rabbinercorrespondenz nicht bloß dem Juden Bildung und Beobachtung leiht, sondern auch eine philosophisch-ethische Tendenz verfolgt und das Gebot der Nächstenliebe mit einer Anerkennung des Guten im Koran wie bei den

Nazarenern und einem frühen Kosmopolitismus vereint: Les grands hommes appartiennent également à tous les peuples: ils sont citoyens de l'univers entier, parce qu'ils font honneur à l'humanité. Die Jüdischen Briefe verdienen, wie unschmackhaft das Ragout auch geworden ist, ihren Platz in der Geschichte der Toleranz. „Nathan" athmet mehr als Toleranz, denn bloßes Dulden kann auch aus frostiger Gleichgiltigkeit oder berechnender Politik kommen; „Nathan" athmet Liebe.

Lessing wollte natürlich die Schnur nicht durchreißen, die einen freigebildeten Menschen mit dem Volke seiner Abstammung zusammenhält. Wehe dem Schauspieler, der, wie es wol vorkommt, den weisen Juden von Jerusalem als einen schlauen Juden aus Galizien heruntermauschelt und ihn zum „Stockjuden" stempelt! Aber der idealisirte jüdische Umriß darf dem Manne, der da sagt „Sultan, ich bin ein Jud", nicht ganz verloren gehn.

Nathan ist kein salbungsvoller Redner, auch er braucht Humor, braucht Spiel, braucht behende Gesprächskunst. Aus Lessings und Mendelssohns Briefen erinnert man sich, wie behaglich die Freunde in die Dreieinigkeitsdebatten das Geschichtchen vom Ducaten hineinwarfen: Moses läßt den Juden an den Christen einen statt drei Ducaten bezahlen, denn der Ducate habe Bildseite, Schildseite und Rand ... Lessing faßt die Anekdote umgekehrt zu Gunsten kluger jüdischer Liberalität, Nathanscher mit einem Worte. Er mag mit Mendelssohn, der stark in Distinctionen war, manchmal den Ball in jüdisches Geistesgebiet hinüber geschlagen haben.

Welche Dialektik bewegt den meisterlichen, die knifflige Lage hin und her wendenden Monolog, worin sich Nathan zur großen echtorientalischen Parabel rüstet und charakteristisch genug aus seinem Kaufmannsstande heraus den Unterschied von Münze und Wahrheit auseinandersetzt! Wenn er die Schwärmerin von den Engeln zu den Menschen herabruft, wandelt seine kluge Rede ein alttestamentliches Thema ab, Worte des Elihu zu Hiob: „Schaue gen Himmel, und siehe, und schaue an die Wolken, daß sie dir zu hoch sind ... Und ob du gerecht seist, was kannst du ihm geben? Oder was wird er von deinen Händen nehmen? Einem Menschen, wie du bist, mag wol etwas thun deine Bosheit, und einem Menschenkinde deine Ge-

rechtigkeit". Sein scharfer Verstand leidet keine Unklarheit der Gedanken und Worte, sondern fährt mit einem kritischen „Hier giebt's zu unterscheiden" dazwischen. Nathan fügt gern ein Fragezeichen zu einer nicht ganz probhaltigen Wendung des Partners, freut sich am spitzen Silbenstechen und ironisirt ein nichtssagendes „kurz und gut" durch den Einwurf „Und gut? wo ist das Gute?" Er neigt zum Wortwitz, wie „mit dem Spiele spielen", und breitet eine Lehre gelegentlich fast rabbinisch aus: „Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen" .... Diese Dosis ist von Lessing so weislich abgewogen, daß sie eben dazu dient um zu tingiren. Es stünde schlimm um unser Drama, wäre Nathan der Weise nur der Reformjude, für den man ihn hat ausgeben wollen, und wäre das Humanitätsevangelium zur besonderen Ehrung Eines Volkes gedichtet. Deshalb darf auch das Mendelssohnsche Element im „Nathan", das unläugbar vorhanden ist, nicht übertrieben werden.

Lessings erstes Auftreten in der Judenfrage — die, 1781 durch Dohm energisch in Fluß gebracht, den „Nathan" als eine socialpolitische Frage nur sehr mittelbar angeht — war, ohne jeden persönlichen Zusammenhang mit Israeliten, allgemeinen Betrachtungen über die schimpfliche Lage dieses zerstreuten Volkes entsprungen. Erst die bewegte Selbstkritik seines unreifen Lustspiels „Die Juden" konnte einen Fingerzeig auf den jüdischen Buchhalter bringen und ihn in einem Athem mit demselben Spinoza nennen, dessen Name, dem Lessingschen beigesellt, einst Mendelssohns letzte Tage verbittern sollte. In den alten guten Jahren der Symphilosophie, als Lessing ungeschriebene Urskizzen des „Nathan" in seinem Geiste trug, hat sein Auge mit freundschaftlicher Bewunderung auf der reinen Tugend und dem Forschersinn des im Gespräch so productiven jüdischen Kaufmanns geruht. Als er das Drama endlich ausgestaltete, mag er auch an neuere Händel, die seines Moses Leben aufrührten, wie an Lavaters Missionsversuche gedacht haben, so daß Mendelssohns Antwort: Sie sind ein christlicher Prediger, ich bin ein Jude, ohne unser Kleid sind wir Beide Menschen, ein Echo im Palaste Saladins fand. Gelinderem Bekehrungseifer wird durch jenen Dialog „Nathan, ihr seid ein Christ" die feinste Antwort zu einer Zeit ertheilt, wo sich mancher Christ naiv fragte, warum ein so

braver und gebildeter Mann wie Mendelssohn im Judenthum verharre? Doch allzu modern scheint das fanatische Trutzwort des Tempelherrn gefaßt:

> Der tolerante Schwätzer ist entdeckt,
> Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
> Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
> Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen.

Auch solche verhetzende Gesinnung gegen den Führer der deutschen Judenschaft wühlte hier und da. Man mag sich ferner an den klugen Gumperz, den liberalen Wessely als an Bekannte Lessings erinnern, dem zu Hamburg der Tractat eines portugiesischen Juden wider die christliche Religion nicht schlecht schien, und dem ein gewisser Abraham von Offenbach her revolutionäre Gedanken über das Heidenthum der modernen Juden und das Judenthum der heutigen Christen aus Anlaß der „Fragmente“ mittheilte. Immerhin kann unser weitausschauendes Gedicht nur wenig persönliche Beziehungen zum lebendigen Judenthum der siebziger Jahre enthalten, und Frau von Grotthuß macht sich die Sache nicht ohne Familienstolz zu leicht, wenn sie ihren Vater Aaron Meyer als Urbild des liberalen Kaufmanns, Moses als Urbild des Denkers hinstellt. Überdies ist Mendelssohn, wie jeder Billigdenkende aus seiner Zeit und aus seiner Individualität heraus verstehen muß, mit aller aufklärerischen Philosophie niemals dem peinlichen Dilemma „Treu und frei“ ganz entronnen. Die dem Reformer seines Volkes auferlegten Pflichten hätten ihm auf die Frage „Sind wir denn unser Volk?“ kein blankes Nein erlaubt, und daß zwei seiner Töchter zum Katholicismus übergingen, Abraham Mendelssohn seine Familie dem Protestantismus zuführte, würde nicht den Freigeist, sondern den Juden Moses, der Nahestehende durch „Religionseigensinn“ quälen konnte, verletzt haben. So muß auch in diesem Falle der Satz gelten, daß dem Meister großer dichterischer Gestalten die Urbilder nicht leibhaft auf der Straße begegnet sind. Moses selbst freute sich des gedankenschweren Dramas, und wie heute gebildete Juden mit Recht einen guten Procentsatz bei Nathanaufführungen stellen, so ist an manchem Sonntag in Mendelssohns Lesegesellschaft der „Nathan“ gemeinsam genossen worden: „Nathan der Weise war eins von Mendelssohns Lieblingswerken. Er erinnerte sich dabei

seines vor ihm heimgegangenen Freundes und las oft selbst die Rolle des Nathan, der wol nicht edler und wahrer dargestellt werden konnte, als von ihm"; K. Ph. Moritz übernahm dann den Tempelherrn oder Sultan Saladin. Am deutlichsten gab Moses seine dankbare Verehrung dadurch kund, daß er ein Söhnlein Nathan und ein Töchterchen Recha nannte, trotzdem er ehemals etymologische Bedenken gegen die letztere Namenswahl Lessings geäußert hatte.

Nicht in müßiger Speculation, sondern im thätigen Berufsleben, das hier und dort in das Stück hineinschauend auch den zähen und umsichtigen Geschäftsmann zum Wort aufruft, findet der weise Nathan sein Genügen. Der Vielgeprüfte kennt sein eigen Herz, der Vielgewandte und Vielgereiste vermag Menschen aller Art sicher zu schätzen. Wie sein Gespräch von kleinen Spötteleien zu sinnreichen Sprüchen, von traulichem Geplauder zu lichtvoller Belehrung, von haarscharfen Bedenken zu einer groß gegliederten Predigt stilgerecht ansteigen kann und für alle Themata den gemäßen Ton findet, so weiß er jeden Nachbar von der rechten Seite zu fassen. Der gute Klosterbruder verwandelt Nathans Ungeduld in herzliche Ergießung, dem Derwisch begegnet er mit einer Würze freundschaftlicher Ironie, der Daja mit knappem Ernst oder Scherz je nach Bedarf, dem Sultan „stolz bescheiden". Alle lernen von dem weisen Pädagogen oder sollten doch von ihm lernen. Wie versteht er es, sich vor dem verbitterten Jüngling in seinem ganzen Menschenwerthe dünkellos zu erheben, indem er sich vor ihm erniedrigt und zur Antwort auf schmähende Rede herabgebeugt den Mantel küßt, den das Feuer in jener Nacht versengt hat! Es giebt kein treffenderes Exempel zur Lehre des Spinoza, daß Haß den Haß mehre, Liebe ihn in Liebe verwandle, daß wer Beleidigungen mit Liebe heimzahle, sich im schönsten Kampf frohe und starke Besiegte schaffe. Und Recha soll nicht bloß erzählen, welche Weltanschauung ihr vom Vater überliefert ist, sondern wir sollen Augen- und Ohrenzeugen dieses erziehenden Unterrichts sein, der den Samen der Vernunft ausstreut, die Dämpfe der Einbildung verjagt, bald sacht, bald mit einer plötzlichen Wendung ans Ziel führt, dem überspannten Geist ein kaltes Bad bereitet und den niedergeschlagenen nach einer strengen Cur mit dem schönen Wort aufrichtet: „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche". Diese Scene, hell und klar wie ein frischer Morgen,

nimmt das ganze thatenlose und empfindungsselige Geschlecht in Zucht, das die Herzchen verzärtelte und die Arme in den Schoß legte, statt sie ungebeugt zu regen, wie Goethe, der genesene Werther, in machtvollen Versen mahnte. Darin zeigt sich denn der große Schriftsteller als der große Erzieher seiner Nation, daß er die erschlafften Schwingen stählt und den himmelnden und blümelnden Patienten im Spital der Empfindsamkeit als ein Gesunder seine alte Losung zuruft, der Mensch sei zum Handeln geboren. Die That ist alles! In den Versen:

> Begreifst du aber,
> Wie viel andächtig schwärmen leichter als
> Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
> Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
> Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
> Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

wird jeder, der Ohren hat zu hören, auf das erfrischende Lebensideal der Energie verpflichtet. Darum will auch Nathan, als er mit nassem Aug' erzählt hat, welche Thaten der gottergebne Mensch sich abgewinnen kann, nicht die Wollust des Schmerzes auskosten, sondern richtet sich männlich auf: „laßt uns länger nicht einander nur erweichen. Hier braucht's That". Man dämmt, ohne sich menschlicher Thränen zu schämen, doch das überwallende Gefühl zurück, und Nathan spricht freundlich abbrechend zu seiner fassungslosen Tochter, die mit lautem Aufschrei ihm zueilt: „wir verstehen uns! — Genug! — Sei heiter! sei gefaßt!" Bene agere et laetari im Sinne Spinozas.

Gute Thaten sind die Triebfedern des Stückes: auf dem guten Handeln Nathans beruht es, eine rasche gute That Saladins ermöglicht erst die rasche gute That des Tempelherrn, so daß eine fortlaufende geschlossene Kette es zum Bewußtsein bringt,

> wie aus einer guten That,
> Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
> Doch so viel andre gute Thaten fließen.

So illustrirt das hochsinnige Drama in Wort und Handlung die Lehre der Parabel, daß der Mensch durch herzliche Liebe und Verträglichkeit die Kraft seines Ringes bethätigen, daß er erst begreifen und dann

üben müsse, daß nur im Frieden allseitiger Hilfeleistung das Ideal der Humanität errungen werde. Gott ist die Liebe:

> Es eifre jeder seiner unbestochnen,
> Von Vorurtheilen freien Liebe nach!

In derselben Zeit des höchsten Greisenalters, wo sein Geist im „Faust" prophetisch die Summe aller Weisheit zog, hat Goethe ein ergreifendes Bekenntnis der reinsten Nathangesinnung abgelegt (an Sulpiz Boisserée den 20. März 1831): „Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten. Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt und von Erschaffung der Welt an keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte mich zum Hypsistarier zu qualificiren." Hypsistarier zu sein ist das Menschenideal des „Nathan".

Niemals ist das alte große Wort des Römers „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches achte ich mir fremd" tiefsinniger und gedankenloser, grollender und friedlicher, mit höherem und mit trivialerem Pathos durch alle Tonleitern durchgesprochen worden, als in den Jahrzehnten von der Geniezeit bis hinab zu dem zahmen Menschenfreund Iffland und dem leichtfertigen Apostel „naiver Menschheit in gefallnen Busen" Kotzebue. Während die französischen Verfechter der Menschenrechte, denen Jean-Jacques als Sturmvogel vorausgeflogen war, gegen die Zwingburg anrücken und die Bluttaufe für Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit rüsten, entfalten deutsche Philanthropen eine friedliche Wirksamkeit und bilden die Schriftsteller die reichste Terminologie zwischen den beiden Polen „Mensch" und „Unmensch" aus; revolutionär das junge Geschlecht, wenn es wollüstig zu einem großen Mann aufschaute, vor den heroischen Menschen der Antike einen Ekel

gegen die Buben und Wichte des tintenklecksenden Säculums nährte und seinem Propheten Rousseau in den geträumten Orden der Natur nacheilte; phrasenhaft der Hauspoet, der den „guten, edlen Menschen" thränenselig belohnte und den „Marodeur an der Menschheit" aus dem Festsaal der Menschheit verstieß oder auch durch des Basses Grundgewalt den Werth ein Mensch zu sein verkündigte; in geklärtem Idealismus unsre Classiker auf der Höhe, zu der mehr als Einer von ihnen erst durch Sturm und Drang emporgeklommen war. Humanus heißt der Hohepriester in Goethes edlem Torso der „Geheimnisse", und bis zum socialistischen „Band" der „Wanderjahre" sucht der Gedanke allgemeiner Brüderschaft Verkörperung. „Du findest", schreibt Goethe 1782 an Lavater, „nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön, und der Menschheit nützlich und unentbehrlich". „Menschen" führt Lessings „Nathan" einander in die Arme.

„Laß dich umarmen, Mensch! — du bist doch noch mein Freund?" grüßt der Jude den Derwisch, als seien „Mensch" und „Freund" nur verschiedene Ausdrücke für denselben hohen Begriff. Was der junge Schiller in Rousseau erfüllt sah, daß er aus Christen Menschen werbe, lebt und webt idealisch in unserem Drama. „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?" fragt Nathan, der Menschenfischer, der nicht am Ganges, am Ganges nur, einen findet, dem es genügt ein Mensch zu heißen. Nach Menschenwerth will man geschätzt sein, nicht als Glied eines Volkes.

> Als Christ, als Muselman: gleich viel!
> Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
> Im Tulban, oder deinem Filze: wie
> Du willst! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
> Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

sagt mit großartiger Wendung der Sultan zum Tempelherrn. Dieser aber hat vorher dem befreiten Juden gegenüber Lessings Mahnwort an die ausschließliche Judenschaft kräftig ausgesprochen:

> Doch kennt Ihr auch das Volk,
> Das diese Menschenmäkelei zu erst
> Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
> Zu erst das auserwählte Volk sich nannte?

Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Christ und Muselman vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott!

So erwidert Sittah, als der rasche Bruder, seinem Lieblingstraum einer doppelten Verschwägerung mit dem christlichen Hause Richard Löwenherz nachhangend, schwärmt: das hätte Menschen geben sollen! — mit einem lebhaften Ausfall gegen christliche Menschenmäkelei, dessen Schroffheit nur durch die Achtung vor Christi edler Menschlichkeit gemildert wird:

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. —
Wol ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wol ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht; sein Name
Soll überall verbreitet werden; soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen.

Und sehr charakteristisch sind in dieser Hinsicht manchmal die bloßen Anreden unsers Dramas. „Was, Jude? Was?" läßt Curd mit verächtlicher Eile den Nathan an, als gönne er ihm kaum das kürzeste Gespräch — nach jenem Kuß auf den versengten Mantel verbessert er sich stockend „Aber, Jude — Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan —". „Tritt näher, Jude" beginnt Saladin als stolzer Sultan und giebt der Vorverhandlung durch ein herrisches „Aufrichtig, Jud" Gewicht — so spricht er nie wieder zu dem Menschen, dessen hohe Weisheit ihn unterwirft. Doch „Sei ruhig, Christ!" ertönt's von seinen Lippen, wenn der Tempelherr einen Nathan hitzig den Schwärmern seines Pöbels preisgeben will, und Curd empfindet des Vorwurfs ganze Last, die Saladin in diese Silbe preßt. Und wieder bei dem letzten Rückfall des Jünglings in niedrigen Verdacht ruft ihn solch ein inhalt-

schweres „Christ" zur Ordnung, das wuchtig zusammenfaßt, was früher als das Gebot erklang:

> Sei keinem Juden, keinem Muselmanne
> Zum Trotz ein Christ!

Wenn aber der gute Bruder Nathans Tugend aufs höchste zu rühmen wähnt, indem er bewegt ruft: „Nathan, Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bessrer Christ war nie", lehnt Nathan dies vermeinte größte Lob mit milder Überlegenheit ab: „Wol uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden". Immer springt die Grundanschauung hervor, der Adel guter Menschen sei an kein Land und kein Bekenntnis gebunden.

Wo gute Menschen einander finden, schließt ohne Rücksicht auf Stand, Volk und Glauben herzliche Freundschaft Hand in Hand. Hier empfängt der deutsche Cultus der Seelenfreundschaft seine letzte Weihe. Die hinreißende Bitte „Wir müssen, müssen Freunde werden" und die Gewährung „Wir sind es schon" klingt von Mund zu Mund: so erbittet Curd Nathans Verzeihung und Liebe; „Sei mein Freund" sagt der Sultan mit ausgestreckter Rechten zu dem Weisen, der wie Lessing die Kleinheit der Großen kennt, aber wie Lessing „auch ein Freund der Großen ist, insofern sie Menschen sind"; und dieses überströmende Werben um Freundschaft umfaßt auch die Frauen: Freundin, Schwester, Mütterchen, nur nicht Prinzessin will Sittah von Recha, die im ersten Augenblick ihr Herz erobert hat, genannt sein.

Den vornehmsten Denkmälern großer Blütezeiten ist es gegeben, im Gewande der Kunst den Vollgewinn der Gedankenarbeit und ethischen Errungenschaft ihrer Epoche darzubieten und dergestalt auch didaktisch die höchste Stufe erziehender Wirkung weithin und unverlierbar einzunehmen. So erscheint uns in Sophokles die Cultur des perikleischen Zeitalters; in Dante gipfelt die scholastische Weltanschauung; Shakespeare's Dramen sind ein Höhenzug, worauf die protestantische Bildung Englands lagert; „Faust" nimmt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Ertrag des genialsten Universalismus auf; Schillers philosophische Lyrik schwingt sich stolzen Flugs in den Aether. Lessing ist der erste, der im deutschen Drama, ohne die Gebote der lebendigen Bühne aus dem Auge zu verlieren, als ein Pädagog seiner

Nation die ernstesten Fragen der geistigen und sittlichen Aufklärung behandelt.

Die Neuheit und Hoheit des Vorwurfs verlangte eine neue gehobene Form. „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe“ sagte Lessing unter der Arbeit besorgten Freunden, die schon ein Pöbelgeschrei gegen den deutschen Voltaire erschallen hörten, und war auch durch eine das Publicum überraschende Versification, durch sorgliche Berathung mit Ramler, durch emsiges „Flicken und Feilen“ bei der Durchsicht, selbst durch eine klar exponirende Interpunction, deren phonetische Grundsätze in einer Vorrede dargelegt werden sollten, bemüht sein Drama zum dauernden Kunstwerk zu erhöhen. Ein Gipfel sollte aus dem theologischen Kampfgefild aufsteigen. Die Kernscene wurde langsam gefördert; sie sei ihm wirklich am sauersten geworden, sagt Lessing selbst, der in andern Briefen nach gewohnter Art kleine, bisweilen paradoxe Scherze über die Form seines „Nathan“ anbringt. „Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten, denn das wäre gar zu ungereimt“. Den Alexandriner hatte er schon lange vor den üblen Hamburgischen Theatererfahrungen verabschiedet; das von Ramler thöricht vorgeschlagene Surrogat, den antiken Trimeter mit einem Anapäst an vorletzter Stelle, konnte er nicht brauchen, weil der griechische Sechsfüßler, den Ramler mit einem regelmäßigen Schnörkel wieder beleben wollte, dem selbst im Wortgefecht feierlichen und getragenen Stil des alten Theaters, nicht aber dem Bedürfnis der modernen Dramatik und am wenigsten des dialektischen „Nathan“ entspricht. Das deutsche Schauspiel verfügt über zwei äußerst leistungsfähige Versarten, den in England durchgebildeten Blankvers und die vierhebigen Reimpaare. Letztere, die alten „Knittelverse“, hat Goethe neu geadelt, und ihre Vielgestaltigkeit, ihre dem knappsten Ausdruck wie der kunstvollen Periode gleichmäßig gehorchende Structur werden gewiß noch eine bedeutende Bühnenzukunft erleben. Ersteren hat, nach vereinzelten Versuchen vom sechzehnten Jahrhundert her, schon Gottsched dem „verdrüßlichen Reimen“ gegenüber, ohne den Muth der Praxis für sich und seine Schule, empfohlen. Wir wissen, wie Lessing und die Seinen, er selbst nur im Verborgenen, schon in

den fünfziger Jahren mit dem Blankvers, nach dem Muster mehr des englischen Epos, Versuche anstellten und auch der Meister des deutschen Alexandriners, Elias Schlegel, gleichfalls im Stillen das Experiment verfolgte, das auf epischem und didaktischem Gebiet eine Parallele im Übergang vom Alexandriner zum Hexameter hat. Cronegk und Brawe machten den Tausch mit. Weiße schlug nicht durch, der große Sprecher Ekhof hatte Bedenken gegen die Einführung einer neuen Form, Schröders Preisausschreibung 1776 wollte zwar die Trauerspiele in Versen nicht ganz ausschließen, aber Trauerspiele „in Prosa, von sonst gleicher Güte, viel lieber" sehen. Darum mußte auch Shakespeare, trotz dem Anlauf Mendelssohns, also eines Lessingschen Freundes, lang im Purgatorium der Prosa schmachten. Die ganze Stärke des Blankverses konnte aber nur dem aufgehen, der ihn bei dem größten germanischen Dramatiker studirte und als geheimer oder öffentlicher Dolmetsch Shakespeare's nachbildete. Herder, dem manche Rede des Briten meisterlich gelang, ward sein Herold, Wilhelm Schlegel sein Werkmeister; zwischen beiden an Shakespeare geknüpften Kundgebungen, der theoretischen und der exemplarischen, stehen der „Nathan" und Schillers erste, noch unvollkommene, aber weit schwungreichere Jamben. Herders „Fragmente" sprachen 1768 das wolbegründete Todesurtheil über den eintönigen, jeder charakteristischen Abschattung feindlichen Zwang des Alexandriners aus, den die wahrhaft alexandrinische Zeit der Hübner und Opitz uns aufgenöthigt, und traten mit überzeugender Beredsamkeit für den Quinar ein: „Wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehreren Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können. Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich den Motiven anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben, nicht sich beständig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäsuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten, nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einkerkern" ... Das neue Metrum „wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt." Dies Herdersche Programm ist bis ins Einzelne, bewußt oder unbewußt, maßgebend geworden für Lessings Behandlung der fünffüßigen Jamben, die er nun, geraume Zeit nach „Kleonnis" und „Fatime"

flüchtig im „Spartacus" probirte und im „Nathan" kraft seiner großen Autorität so zum Siege führte, daß Deutschland, mit ganz berechtigter Nichtachtung aller kleinen älteren Anläufe, auch des bedeutsamen Vorganges der Gotterschen „Merope" (1774), die Geburt des Blankverses einmüthig in das Nathanjahr 1779 verlegt.

Lessing horchte nicht gleich Wieland und dem bekehrten Götzdichter auf die weiche Flöte Italiens. Er hat sich nicht am Kunstbau melodischer Stanzen versucht und nicht wie Iphigeniens Sänger aus den rollenden Perioden des griechischen Trimeters den letzten Antrieb gegen ein halbschüriges Schwanken zwischen Vers und Prosa empfangen. Bei Goethe entwickelt sich der Vers allmälig in natürlichem Wachsthum, lüpft im „Egmont" scenenweise die Decke der Prosa und bricht in „Iphigenie" zur rechten Stunde wie der fertige Schmetterling aus seinem Puppenstand hervor: „es kommt die Zeit, er drängt sich selber los und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß". Die Verse der „Iphigenie", des „Tasso", dessen erste Prosa Goethe einmal sinnend neben den „Nathan" legte, der „Natürlichen Tochter", harmonisch durchgebildet und so rein vollendet, daß unsre Stimme ihnen durch die Recitation wehzuthun fürchtet, dies regelmäßige und melodische Kommen und Weichen langer Wellen, wie es Goethe am Gardasee belauschte, sind der ausgeprägteste Gegensatz zu Lessings Jamben. Hier trifft man keine Zartheit, keine Musik, keine feinen Gelenke im Einzelvers, an dessen Ende Goethe fast immer einen sanften Athemzug gestattet; vielmehr nach jener Anleitung Herders: Stärke, Wechsel, Differenzirung, Sprünge, Dissonanzen, Cäsurlosigkeit, freiere Betonung; allerdings in Partien wie der Parabel einen geglätteten Aufstieg, zumeist jedoch theils aus Unfähigkeit, theils aus Princip dem sermo pedester wie etwa Horaz in seinen Hexametern hübsch nahe zu bleiben, ein unruhiges, oft holpriges Zickzack der Verse. Zarncke hat eingehend dargethan, wie selten der Lessingsche Vers eine Einheit ist. Bloßes Nebeneinanderlegen einer Goethischen Seite oder einer doch viel dramatischeren Schillers und eines Nathanblattes genügt, dort einen wolproportionirten Körper, hier lauter scheinbare Verrenkungen zu sehn: mehrere Personen theilen sich gern in den Vers, die Interpunctionen spalten ihn in viele Stückchen, das Enjambement, so rücksichtslos wie nirgend anderswo behandelt, reißt die engsten syntaktischen

Verbindungen auseinander und trennt das Zusammengehörigste durch den Einschnitt des Versendes. Aber — und darin liegt das Entscheidende — diese Verse wollen eben nicht als Fünffüßler gesehen und schulgerecht scandirt, sondern als freie Jamben, die sehr wol in den wechselnden Perioden von vers irréguliers gedruckt sein könnten, gehört werden; hatte doch Lessing einst sogar die zwanglosesten dithyrambischen Maße für das Drama empfohlen. Wenn man sich längere Reihen des „Nathan" zu Gehör bringt, werden Cäsuren und Enjambements gar keine Rolle spielen oder letztere nur da auffallen, wo klingender Ausgang beim raschen Übergleiten vom sichtbaren Versende eine Art Anapäst ergiebt. Man wird nie die Harmonie der syntaktischen und einer gegebenen metrischen Gliederung bewundern können, aber etwa die Unruhe Al Hafis in diesen zerstückelten Jamben unübertrefflich ausgeprägt finden und kaum unterscheiden, welche drei von den sechs Einschüben „sagt der Patriarch" nicht innerhalb je eines und desselben Verses stehen. Die reichlichen Sentenzen bringen zwar nicht klangvoll gerundet wie die geflügelten Worte Schillers, aber präcis ins Ohr. Rede und Gegenrede entfalten die behendeste Dialektik, obwol an manchen Stellen eine gewisse Künstlichkeit auffällt. Es entspricht durchaus der Absicht des Dichters, wenn der Vers seine idealisirende Kraft nur so weit ausübt, daß die Sprache zwischen dem natürlichen Umgangston und dem festlichen Schmuck gebundener Poesie die Mitte hält; und hat Friedrich Schlegel mit epigrammatischem Witz von einem durchgängig cynisirenden Ausdruck geredet, der wol nur die beste von Lessing geschriebene Prosa sei, so halte man Lessings eigene Pointe dagegen: „Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als meine Verse. Ja, wirst du (der Bruder Karl) sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubnis, ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären." „In Ansehung des Wolklanges", schrieb er an Ramler, meine er seinen Versuch „so ziemlich von der Hand wegschlagen zu können. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wolklanges wegen gewählt, sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte" und der Vers auch leichter, als die geradlinige Prosa, die nöthigen polemischen Absprünge gestatte. So zweckgemäß nun die Form des „Nathan" ist, darf doch nicht geläugnet werden, daß eine

Menge gewaltsamer Synkopen und Apokopen, die Ausfüllung ganzer Verse durch lauter einsilbige Wörter, darunter so mistönige Vocalreihen wie „Mild' ihm im“ „Ihr! Ich! ich ihr“ „ich hier sie in“, Kakophonien wie „nun wissen wessen“ oder „auch wol wo“ der emsigen Feile leider getrotzt haben, daß sehr charakteristischen Wiederholungen desselben Wortes viele als bloßes Füllsel zur Seite stehen und die Häufung „Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind! Sie sind's! Sind“ ... den Schluß keineswegs verziert, sowie daß außer modernen Fremdwörtern manche vulgäre Wendung: ein „es klemmt“ oder „noch bin ich auf dem Trocknen völlig nicht“ in Saladins, ein sehr anstößiges „verhunzen“ in des Tempelherrn Munde, bedenklich aus dem Costüm fällt. Der Leser und Hörer wird an solchen Stellen mit Gervinus rufen „Schade was um die schlechten Verse!“ und im unverkümmerten Genuß der gedankenweckenden Kraft dieses Stiles, der jeden fest hält, folgen.

Als Schiller den „Don Carlos“ schuf, ist er nicht bloß mit jugendlichem Sturmlauf in Lessings geistiges Erbe hineingesprungen, einen Domingo brandmarkend, König und Malteser nach Saladin und Nathan zum enthusiastisch motivirten Gespräch über Gedankenfreiheit vereinigend, sondern auch formal in die Schule des berühmtesten neueren Versdramas gegangen: „Sichtbar“, sagt Jacob Grimm, „sichtbar zu sehen ist schon in Schillers Fiesco der Einfluß der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebne Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben, sind doch beträchtlich besser als die Lessingischen“. Sie haben den volleren Klang, das dramatischere Tempo und lassen die Meisterschaft ahnen, die nach einer langen Pause, in welcher der klare Spiegel der Goethischen Seelendramen weitab vom Theater erglänzte und endlich unser eingedeutschter Shakespeare den Bühnenblankvers auch für Schillers Pathos vorbereiten half, den „Wallenstein“ erfüllte. Der Prolog vom Herbst 1798, die großartigste Theaterrede, die je gesprochen wurde, muß für Inhalt und Form der neuen heroischen Kunstschöpfung um ein williges Gehör werben, als versuche das deutsche Drama hier zum ersten Mal die Nation „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen“. Die Schattenbühne hatte lange genug der modernen

Familie gehört. „Nathan" war schon zwanzig Jahre vorhanden als ein bloßes Buchdrama.

Nur auf Leser hatte der Nathandichter selbst gezählt, und an solchen fehlte es 1779 nicht, wo der von zweitausend Subscribenten vergriffenen Osterauflage bald eine zweite, eine dritte rechtmäßige Ausgabe folgten und der erste Nachdruck natürlich nicht lang auf sich warten ließ. Wien hatte auf zweihundert Exemplare subscribirt, aber Lessing schickte die Liste zurück, um kein Futter für die gefräßige Censur zu schneiden. Die Leipziger Theologenfacultät wünschte Confiscation des religionsfeindlichen Schauspiels und incriminirte zur Begründung und Beförderung dieses frommen Zweckes eine Reihe Stellen (in 2, 1. 2, 5. 3, 1. 3, 5. 4, 7), doch hat der von der Büchercommission weiter geleitete Antrag in Dresden weniger Glück gemacht als die Hetzjagd gegen den „Werther" 1775. Manches Nathanbändchen ging unter unbemittelten Leuten von Hand zu Hand; an manchem deutschen Theetisch trug der Hausvater das dramatische Gedicht der Aufklärung den Seinen vor, oder ein Freundeskreis theilte sich in die Rollen. Die Tageskritik aber blieb auffallend stumm, und die Lobeserhebung der Charaktere sowie der Sprache, seltener der Geistesfreiheit, ist in den spärlichen Recensionen durch die Bank so schal, daß Wieland nach mehr als einem Jahr erklären mußte, er kenne kaum eine Beurtheilung von „Nathans" dichterischen Verdiensten, sondern nur Declamation und Achselzucken über die darin gelehrte Religionsmeinung. Waren die berufenen Zeitschriften, auch Wielands eigner „Merkur" zu müde und vor einer hohen Obrigkeit zu bang, um diese in vieler Hinsicht epochemachende Erscheinung nach Gebühr zu würdigen? Auch die äußerste Rechte verhielt sich schweigsam; der Altonaer Reichspostreuter, Freund Wittenberg, trompetete nur ein rasches Signal gegen die bitterste Satire auf die christliche Religion. Die heruntergekommenen Frankfurter gelehrten Anzeigen, unter der Überschrift „Indifferentismus in der Religion", fanden das Drama, das lesen möge, wer dergleichen verdauen könne, eines Mendelssohn würdig, aber keines Dichters im Schoße der Religion Jesu, und riefen, vor dem Abdruck des ersten Parabelstückes, ihr Wehe über diesen Mann im Osten: „Welch ein Bild von Gott?!!!!!" Und schon ein paar Wochen früher, am 4. Juni, hatte dasselbe Organ, das Lessings Witz

seit den Anti-Goezen „in Koth gesunken" fand, ein bösartiges Gedicht von Pfeffel „Das Goldstück" wiederholt (auch in den Vossischen Musenalmanach für 1780 aufgenommen, zu Lessings großem Ärger und unserer Verwunderung über den Redacteur). Die Schlußwendung zielt auf die Fragmente, aber der Tröbeljude Ephraim, der einem Knaben weismacht, sein altes Goldstück sei falsch, ist klärlich der Parabeldichter Ephraim Lessing, wie ihn der blinde Mann in Colmar sich carikirte. Aus dem Kreise der Nathanfeinde, die nach Lessings richtiger Voraussagung in Kämmerlein und Conventikeln über die dreiste Apotheose jüdischer Gottlosigkeit zeterten, trat nur Einer zu gründlicher Abwehr hervor, ein greiser invalider Schwachkopf der Gottschedschen Schule, Balthasar Ludwig Tralles, Arzt und naturschildernder Dichterling in Breslau. Seine „Zufälligen alt-deutschen und christlichen Betrachtungen", die 1779 in einem polemischen und einem viel längeren, auch entsprechend langweiligeren apologetischen Theil erschienen, athmen „Schaudern und Entsetzen" vor der zügellosen Voltairischen „Dreustigkeit, ohne allen Rückhalt und vorhergegangene zulängliche Überlegung, mit der Religion öffentlich ein Gespötte zu treiben", vor der sprachlichen Auflehnung gegen „das alte gute reine Deutsche nach Gottscheds Sprachlehre" (wobei einige berechtigte Zweifel auftauchen), vor der neuen Orthographie „oder vielmehr Pseudographie, die nunmehr bis auf den Gipfel der Thorheit steiget." Lessing hatte in der „Duplik" gehöhnt: es sei immer rührend, wenn der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen wolle, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraue; jetzt that er sehr recht daran, nur in Briefen einigen Spott mit dem altersschwachen Breslauer zu treiben, gegen den unnöthigster Weise noch 1781 Herr von Schütz mit einer herzlich unbedeutenden Vertheidigung zu Felde zog.

Alle Stimmfähigen bezeugten einhellig, welch ein Fest des Geistes ihnen das dichterische Nachspiel zum Fragmentenstreit eingeläutet habe. „Er ist Lessings würdig, wenn es auch weniger Drama als Philosophie in dramatischer Form wäre", schrieb Leisewitz, als er am 11. Mai den eben eingetroffenen „Nathan" durchgelesen hatte, in sein Tagebuch. Die alten Getreuen schworen darauf, Lessing habe nichts besseres gemacht und könne nichts besseres machen. Gleim rief, wenn die Dummheit und

Bosheit ringsum über die Verherrlichung des Juden murrte, mit dankbaren Thränen „Gott erhalte Nathan den Weisen!" und identificirte den Helden mit seinem Schöpfer, jetzt in Briefen, dann in der Grabschrift „Nathan, der Weise, ruhet hier", um endlich mit kindlicher Blasphemie und bedenklichster Reimtechnik seinen bewunderten Dichter neben, wo nicht gar über den lieben Gott zu stellen:

Den weisen Salomon schuf Gott der Herr,
Den weisen Nathan aber schuf uns Er!

Moses Mendelssohn zollte den bündigsten Beifall und erleichterte nach Lessings Tod sein volles Herz, indem er dem Bruder schrieb: „Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand." Andächtig fand im „Nathan" die Hamburgische „versammlete Gemeine" ihre liturgische Lection; der Dank kam aus Elisens Feder: „Tausend Gotteslohn für Ihren Nathan, lieber Lessing! Lange, lange muß kein Trunk Wassers in einer dürren Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns .... So ein Jude, so ein Sultan, so ein Tempelherr, so eine Recha, Sittah — was für Menschen! Gott! wenn es deren viele von ordentlichen Vätern geboren gäbe, wer möchte nicht so lieb auf Erden als im Himmel leben, da, wie Sie ganz recht bemerken, der Mensch dem Menschen doch immer lieber bleibt als der Engel. Sie haben Wort gehalten: eins Ihrer rührendsten Stücke ist Nathan geworden, in dem ganzen Umfang und der edelsten Beziehung des Worts." „Tausend Ausrufungen des Entzückens" that F. H. Jacobi während der Lectüre. Die gewichtigste Anerkennung aber kam aus Weimar; in ein paar schlichte Worte, wie in einen starken Händedruck, faßte Herder, auch ein Collecteur für „Nathan", seinen Beifall zusammen: „Ich sage

Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk". Wäre nur der vertraute Gedankenaustausch der Weimaraner gebucht worden, besäßen wir nur Herders und Goethes Gespräche! „Vor Nathan dem Weisen", erzählte Knebel 1780 in Pempelfort über Goethes Antheilnahme, „sei er ordentlich prosternirt. Er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst" (fügt Jacobi hinzu) „hatte mir schon gesagt, daß man ihm von Weimar aus große Complimente über sein Stück gemacht."

Ein geplantes Nachspiel „Der Derwisch", neben dem auch ein höchst problematisches „Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi" der „Fromme Samariter" erwähnt wird, hat Lessing nicht geschrieben, und die Frage, ob Al Hafi darin unter seinen Lehrern am Ganges oder nach Jerusalem heimgekehrt erscheinen sollte, bleibt ein müßiges Spiel des Witzes; nur soviel dürfte sicher sein, daß der sentimentalische Rousseauton, mit dem Klinger in seinem Drama „Der Derwisch" den Sehnsuchtsruf Al Hafis wieder aufnahm, keinen irgend entsprechenden Ersatz für Lessings verklungenen Epilog bildet; einer späten Parodie „Der travestirte Nathan", worin J. v. Voß' liederliche Muse mauschelnd und sonettirend den romantischen Komödienstil probirte, zu geschweigen. 1782 hatte der Meininger Hofprediger Pfranger in leidlicher Sprache und Metrik, aber mit stümperhafter Technik und lauwarmer Stimmung, die man jesuitisch schelten möchte, wenn sie nicht bloße Schwächlichkeit eines halbliberalen Apologeten wäre, dem „Nathan" ein langathmiges Gegenstück „Der Mönch vom Libanon", dem giftigen Judenmärchen eine christlich positive Parabel entgegengestellt. Hier wird Nathans Weisheit und Güte auf der einen Seite anerkannt, auf der anderen in ihrer traurigen Unzulänglichkeit entlarvt. Saladin ist vom Anfang, wo ihm Nathans Lehre Hirn und Seele martert, bis zum Ende, wo dem Sterbenden seine Jugendsünden ins Gesicht geschleudert werden, als hilfloser Schattenkönig auf das Siechenbett gestreckt. Statt des christlichen Patriarchen spielen ein giftmischender Imam und ein plumper Marionettenbösewicht von Mameluken die Intriganten, alles verklärende Licht aber ergießt sich über den mönchischen Leib- und Seelenarzt vom Libanon, den verkappten Assad, welcher große Un-

bekannte auch, lange bevor er das Familiengeheimnis enthüllt, durch seine Rede, sein Gebahren, seine Bibel die Seele Rechas dem Christenthum zurückgiebt. Ein ödes Pastorenstück, das trotz einer zweiten umgearbeiteten Auflage spurlos vorbeistrich und durch manche lästige Wiederholung aus dem mattherzig bestrittenen Urbild beinah an Schönes unpolemische Fortsetzung von Goethes „Faust" erinnert. Goethe hat „vom Libanon den heiligen Mann", der 1776 der „Stella" mit einem sechsten Act voller Criminaljustiz zu Leibe gegangen war, noch spät nebst dem Wertherfeind Nicolai und Pustkuchen, dem frömmelnden Sudelkoch der falschen „Wanderjahre", zu einem traurigen Dreibunde vereinigt, als Afterdichter, die die Götter „nach ihrem Bild zu Schuften" machten. Freundlicher erscheint Pfrangers Bild an der Seite Reinwalds und Schillers während dessen Bauerbacher Weltflucht. —

Lessing hatte sein dramatisches Gedicht nicht im wörtlichen Sinn von der alten „Kanzel" herab unter die Leute bringen wollen, oder vielmehr er war sich sehr klar darüber, daß „Nathan" erst spät, vielleicht nie den Zugang zu dieser Kanzel frei finden könne. „Ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen" (nämlich durch directe Herausforderung der jetzigen Schwarzröcke), „endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst in hundert Jahren wäre", sagte er, und später: „Es kann wol sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wol nie geschehen wird." Es scheint, daß erfahrene Theaterkenner wie Lichtenberg und Engel, der in Berlin Autorität für die Bühne war, der gleichen Entsagung huldigten. Da der „Nathan" zweifelsohne leicht zu insceniren und von guten Kräften, die nicht im gemeinen Schlendrian aufgingen, erfolgreich zu spielen war, ist der Grund der andauernden allgemeinen Zurückhaltung vor allem in der censurwidrigen Tendenz des Stückes zu suchen; hat doch nach hundert Jahren noch eine süddeutsche Kammer den gefährlichen Gast aus dem Hoftheater zu verbannen gesucht. Während Bruder Karl nirgends die rechten Schauspieler für ein so feines Raisonnement und eine so maßvolle Charakteristik erblickte, überlegte schon 1779 Dalberg, dessen zwei Jahre später an einem ganz anders gearteten Neuling, den „Räubern", bethätigter Wagemuth für zukunftathmende Schöpfungen uns mit seiner leibigen

Intendantenschwäche versöhnen mag, eine Mannheimer Aufführung, doch ohne dem kühnen Gedanken Gestalt zu geben. Auch Schröder in Hamburg, wo sein Shylock seit 1777 Triumphe feierte, widmete einem Stück, das ihm, wie sein Biograph erzählt, aus der Seele geschrieben war und lang in mannigfachen künstlerischen und philosophischen Beziehungen der Gegenstand seiner Unterhaltung blieb, bloß eine platonische Liebe, an welcher nur ein auserwählter Kreis sich erbauen durfte, wenn der Meister, von würdigen Genossen unterstützt, eine Vorlesung veranstaltete: „Seinen Nathan bewunderten die Zuhörer, aber sie waren auf ihn gefaßt. Den Patriarchen, den er gleichfalls übernahm, bewunderten sie nicht weniger und wurden durch ihn überrascht. So rein von Ziererei und Auffahren, so vornehm sanft und mit ruhiger Salbung flossen die Äußerungen der Unduldsamkeit von seinen Lippen, als hätte Lainez sich mit dem Cardinal von Lothringen vor den Augen des französischen Hofes unterredet.“ Gewiß würde dieser große Künstler, der zu dienen wußte, Lessings Charaktere auch auf der Bühne ohne jede schreiende Farbe gemalt haben. An innerem Antrieb fehlte es nicht, und die stumme Vorführung einiger Figuren des „Nathan“ in zwei Hamburgischen Redoutenaufzügen (Januar und Februar 1789) konnte ihm keine Abschlagzahlung sein. Noch 1810, als er zu dem würdigen Collegen Schmidt, der die Unterredung treulich gebucht hat, von seiner gänzlich erloschenen Neigung für die Schauspielkunst sprach, that er zögernd das Geständnis: „Nur eine einzige Rolle giebt es, die mich in Versuchung führen könnte. — Und die wäre? fragte ich begierig. — Lessings Nathan. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wäre es zu meiner Zeit für möglich gehalten worden, dieses wundervolle Werk auf die Scene zu bringen! ... Ich erzählte ihm, wie ich in Magdeburg die Initiative ergriffen habe, das Gedicht für die Bühne wiederzuerobern, worüber er sehr vergnügt wurde. In die beste Stimmung versetzt, recitirte er zuletzt ohne Anstoß die berühmte Erzählung von den drei Ringen. Alle lauschten athemlos, denn der Vortrag war von erhabenster Einfachheit, ganz dem Charakter des herrlichen Dramas entsprechend. Als er geendigt, schien es mir, als sei es für einige Augenblicke gelungen, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen, doch schnell sagte er lächelnd: Nein, mit einem neuen Debut von mir ist es zu spät.“

Friedrich Ludwig Schmidt und die weimarischen Kunstfreunde theilen sich in die Ehre, dem „Nathan“ auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts die Theaterpforten für immer erschlossen zu haben. Ein im vorigen angestellter Versuch war längst vergessen. „Was würdest du aber sagen“, hatte Karl Lessing 1779 den Bruder nach allerhand theatralischen Bedenken gefragt, „wenn Döbbelin den Nathan dem ungeachtet aufführte?“ Theophilus Döbbelin wagte es wirklich, am 14. April 1783 in Berlin den „Nathan“ auf den Brettern der Behrenstraße zu agiren, mit erklecklichem Kostenaufwand für Decorationen und Gewänder, aber einer mangelhaften Besetzung, so daß der Neuigkeitserfolg des ersten Abends am zweiten verflogen war und am dritten das Haus eine gähnende Leere zeigte! „Die Judenschaft“, bemerkte ein harmloser Recensent, „auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war.“ Und die minder bescheidenen aufgeklärten Berliner durften ihr Fernbleiben vielleicht mit der unbefriedigenden Darstellung einigermaßen entschuldigen, da dieses Stück mit dem Hauptacteur steht und fällt, und Madame Mecour-Daja, Mademoiselle Döbbelin-Recha die Scharten Theophilus-Nathans nicht auszuwetzen vermochten. Der ergraute Coulissenreißer aber fühlte sich trotz der trüben Erfahrung vom 14. bis 16. April fortan als Lessings Generalagent; als ihm im November des nächsten Jahres ein Zeitungsschreiber unglimpflich begegnet war, trumpfte er auf: „Wer hat zuerst Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbbelin! — Wer hat Emilia Galotti zuerst und im Manuscript auf die Bühne gebracht? Döbbelin in Braunschweig. Wer hat's unter den Deutschen gewagt, Nathan den Weisen, mit aller Würde, neu decorirt, neu gekleidet auf die Bühne zu bringen? Dieser von Ihnen unverantwortlich gehudelte Döbbelin.“ Die Verdienste eines gewissen Seipp, durch eine Preßburger Nathanaufführung vom Sommer 1785, blieben ganz im Stillen.

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!“ schrieb Lessing im Entwurf einer Vorrede. Magdeburg und Weimar dürfen diesen Gruß des Nathandichters für sich in Anspruch nehmen.

Endlich, am 27. Juli 1801, brach die Schmidtsche Truppe, der Principal in der Hauptrolle voran, das Eis: eine „wahrhaft andachtsvolle Stille“ herrschte im Haus, der Erfolg überstieg sogar den des „Wallenstein“, und als das Publicum zum Schlusse jubelnd die Wiederholung am nächsten Abend forderte, war dem braven Director so selig zu Muthe, „als ob er sich in höhern Regionen befände und dort ein Schauspiel aufführte“. Sein Ruhm soll ihm bleiben; die geistige Initiative aber gehört Weimar, wenn auch die fortwirkende That dort, wo Goethe und Schiller geboten, erst am 28. November 1801 und zunächst noch in mangelhafter Aufführung geschehen ist. Begeistert, mit dem obligaten Scheelblick auf die Schauspieldichter der Gegenwart, schrieb Caroline Herder an Gleim. Berlin folgte unter diesem Eindruck am 29. October 1802: Iffland spielte die Titelrolle, Friederike Unzelmann die Sittah, Tempelherr und Patriarch befriedigten, die übrigen Rollen waren schlecht besetzt, aber Nathans und Mendelssohns „Religionsverwandte“ sorgten für volle Häuser, während Wilhelm Schlegel, damals auf der Höhe seiner Aufklärungsfeindschaft, ein sehr kühles Urtheil abgab. Am durchschlagendsten war der Erfolg in Hamburg am 2. December 1802. Braunschweig sah die erste Aufführung im August 1804 mit Schmidt, Mannheim im Mai 1805, und so ging, auch durch Ifflandsche Gastspiele, in Leipzig und sonst, gefördert, die Eroberung der deutschen Bühnen Schritt für Schritt weiter. Selbst München konnte sich endlich nicht mehr ausschließen (27. Mai 1814): man strich und strich in der Schillerschen Bearbeitung und opferte den Patriarchen gänzlich. Nur in Wien sollte noch immer gut Ding Weile haben, denn erst am 15. September 1819 erkämpfte der Lessingisch gesinnte Befreier des Burgtheaters, Schreyvogel, den Einzug „Nathans“ (mit dem zu hausbackenen Koch; seit 1831 Anschütz), nachdem ein pensionirter Souffleur das Drama aus nothgebrungener Rücksicht auf die Censur der Polizei und des Erzbischofs „erbärmlich verstümmelt“ hatte. Verse wie „Was ist für einen Großen denn zu klein?“ waren im Hause des Kaiser Franz unmöglich, der Patriarch verwandelte sich in einen Großcomthur, der Klosterbruder — von Costenoble trefflich dargestellt — in einen simplen Diener. Wurde gar in der Parabel statt vom Glauben von der „Wahrheit“ gesprochen, so war der Gesichtspunkt

ganz verschoben. Costenobles Tagebuch bietet werthvolle Notizen; **Zelter** machte seinem gesunden Ärger in einem Briefe nach Weimar Luft.

In Weimar herrschte 1801 volle Theaterfreiheit. Carl August selbst nahm an den Vorbereitungen im Februar Theil, wiewol ohne rechte Hoffnung auf Erfolg: „Ins Ganze ist es aber doch eine fürchterliche Entreprise das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsre Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen Linien bezeichnet ist.“ Aber gerade in der klaren, auseinandersetzenden Recitation, die hier die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler bilden mußte, sah Goethe den principiellen Gewinn für die deutsche Bühne. Die eigentliche Einrichtung fiel Schiller zu, der sie unter Mitwirkung der „Kunstfreunde“ im April binnen anderthalb Wochen mit der raschen, mitunter auch gewaltthätigen Hand des großen Bühnenpraktikers vollzog. Schiller hatte für seine Person ein kühles Verhältnis zum „Nathan“. Nicht aus den Jünglingsjahren her: vom „Carlos“ ganz abgesehen, rühmte er in jener Mannheimer Predigt über die Schaubühne als moralische Anstalt überschwänglich das Nathanevangelium, ohne jede Einschränkung vom ästhetischen Standpunkt. Der freien Gesinnung Nathans blieb der gereifte Mann, der eben aus Religion keine Religion bekennen wollte, so gewogen wie Einer — einer schroffen, bei Schillers dichterischer Eigenart wol begreiflichen Antipathie gegen den „Nathan“ als Kunstwerk gab er 1795 in seiner theoretischen Hauptschrift unverhohlenen Ausdruck, indem er an ein dramatisches Gedicht, das durchaus sui generis ist, den unbiegsamen Maßstab von Gattungsgesetzen anlegte und dictatorisch der Tragödie das ruhige Raisonnement des Verstandes, der Komödie das Pathos des Herzens verwehrte. Im „Nathan“ habe die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet, lautet sein mehr als frostiges Urtheil über eines der wärmsten Kunstwerke. „Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen sein, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wol keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieses Gedichts

am meisten beruht." Ob Schiller im Lauf der Jahre diese Auffassung gemildert hat? Jedenfalls konnte es, als er 1801 dem weimarischen Bühnenbedürfnis diente, seine Sache nicht sein, die Vorlage (es war der erste Nathandruck) radical umzugestalten. Weil „Nathan" für einen normalen Theaterabend viel zu lang ist, mußte Schiller nicht bloß eine Menge Zwischensätze der oft unterbrochenen Rede, kleine dialektische Variationen und Tautologien, gelegentliche Wiederholungen, schwer verständliche Stellen von „Div" und „Ginnistan" streichen, den langsamen Gang mancher Argumentation durch rasche Sprünge beseitigen, entfernte Zeilen ohne weiters zusammenschweißen oder eine Nothbrücke von Flickwörtern und leisen Änderungen, die das Metrum ohne peinliche Sorge um volle Verse wahren, herstellen, historische Details von König Philipp und den Maroniten ausmerzen, das ausgesponnene Schachgespräch der Geschwister auf den engsten Raum beschränken, sondern auch kurzer Hand ganze, in der Oekonomie allenfalls entbehrliche Scenen unter den Tisch werfen: so befördert er die abrollende Handlung durch Entfernung des Auftritts zwischen Saladin und Sittah im vierten Act, der Mameluken und des Emir im fünften. Aber zu den äußeren Gründen der Verkürzung um ein Fünftel der Verse kommen auch innere, die gerade das raisonnirende Wesen des Stückes treffen: Schiller beschneidet, natürlich nicht aus religiöser Scheu, einzelne antichristliche Erörterungen, er opfert rücksichtslos ... bedeutsame Partien der Reden über das Wunder, über Mensch und Engel, ... er will des Klosterbruders fromme Einfalt nicht mit dem ironischen Aus... fall auf die orthodoxe Sündenlehre belasten, streicht aber auch jenes ge... üthliche Wort über das Judenthum Christi, er modelt — seine schlimm... ste Änderung — die sprudelnde Dialektik Al Hafis um und legt ihm ei... e Reihe neuer nüchterner Verse in den Mund, die uns ohne nervöse S... eitensprünge unterrichten sollen, so wie er um Saladin zu heben die ... Sittah in einem fast plumpen Einschub das Thema der von ihm nicht an... getasteten Parabelscene ganz gerabezu stellen läßt. Er ist vor allem bemüht, ... Recha von ihrem altklugen Philosophiren, dessen bewußte Ruhe den Sch... öpfer Theklas und Johannas verdroß, zu heilen, nachdem er Nath... ns „Arznei" gegen ihr Schwärmen ein wenig verdünnt hat. Dur... Schiller sind also die Misverständnisse über die „Liebenden" befördert worden. Seine Recha faßt sich im Religionsgespräch mit Daja er=

heblich kürzer, fragt Curd nicht über den Sinai aus — was doch bei Lessing ihre von aller Erotik freie Unbefangenheit bekunden soll —, unterhält sich mit Sittah nicht über den Schaden der Buchgelehrsamkeit und überspringt die allgemeineren Betrachtungen über Bekehrungseifer, um sogleich die aufregende Scene unter den Ruinen dramatisch zu erzählen. Die tragische Würde tilgt einige Sätzchen vom gemeinen Geld, etliche zu derb klingende Ausrufe des „plumpen Schwaben". Daja braucht sich nicht mehr mit der verzwickten Antithese vom schlafenden und wachenden Geist — „bald weniger als Thier, bald mehr als Engel" hatte sie Haller nachgesprochen — zu plagen. Aber Schiller dachte nicht daran, den Purpurmantel seiner eigenen Verssprache um Lessings charakteristischen Stil zu schlagen: die kleinen Einlagen enthalten sich nur zu kahl jedes rednerischen Schmuckes, und ganz vereinzelt dient der Rothstift einer wohlklingenden Variante, wenn zum Scenenschluß ein prosaisches „kommt es nicht an unsre Thüre?" dem Schillerisch gehobenen „was rauscht an unsrer Thür?" den Platz räumt.

Die weimarischen Bundesgenossen haben Lessings „Nathan" auf die rechte Kanzel geführt und seiner längst im Stillen geübten edel ergetzenden und tief erbauenden Macht den großen Schauplatz beschert, wo er unser Jahrhundert hindurch Tausende und Abertausende im Cultus des Schönen und Guten befestigt und durch die liebreiche Mahnung, das Begriffene zu üben, mit freien, kräftigen, menschenfreundlichen Gedanken ins Leben entlassen hat. „Möge doch", sagt Goethe, der dem „Nathan" ein volles Bühnendasein, über Schillers gedrängtere Fassung zum Ursprung zurück, wünschte, „möge doch die bekannte Erzählung (von den Ringen) glücklich dargestellt das deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben."

IV. Capitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

„Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt“. Lessing.
„Es wird das neue Evangelium kommen“. F. Schlegel.

In demselben Jahre, da Lessing zum „Nathan“ zurückkehrte, trat lang vorbereitet die erste Reihe seiner Freimaurergespräche ans Licht, die nach dem gleichen Ziel eines großen Bundes der Humanität hinstrebt und ebenso eine Loge über den Logen sucht, wie die „Erziehung“ ein Evangelium über den Evangelien. Als drei Ringe greifen das Drama und die beiden letzten Prosawerke in einander, ein leuchtendes und mahnendes Vermächtnis. Was als lehrhaftes Schauspiel im Zeitalter der Kreuzzüge dargestellt wurde, erging 1778 mit dialektischer Fragstellung an die Gegenwart: sollen die Menschen einer unvermeidlichen politischen und religiösen Trennung zufolge sich ewig nur als Christen und Juden und Muhammedaner verhalten, „nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten?“

Daß nun die Blütezeit der Geheimbünde für Lessings große unsichtbare Gemeinde der Humanen die Verkleidung hergab und gerade die berühmteste und ausgedehnteste Gesellschaft seinem Zwecke dienen mußte, war natürlich. Daß die erziehende Kraft des Staates in dieser Pädagogik zu kurz kam, wollen wir heute, wo eine herrlich erstarkte Freude am Staat leicht bis zur Blindheit gegen den Bildungsgehalt des classischen Weltbürgerthums vordringt, lieber begreifen als schelten.

Dieses Capitel hat mein Freund Privatdocent Dr. phil. et med. Hugo Spitzer in Graz durch handschriftliche Mittheilungen bereichert und beschleunigt.

In Orden und Logen suchte der Mann, dem die Mitwirkung an öffentlichen Angelegenheiten noch versagt war, einen Ersatz für politische Unmündigkeit, das Morgenroth einer freien Zukunft der Menschheit. Die Dichtung folgte weithin diesem Antrieb: in Sarastros heiligen Hallen und in Z. Werners templerischen Mysterien, die dem Neophyten einen Erlösungsquell aus Blut und Dunkel verhießen, im geheimnisvollen, über Geburt und Erkenntnis erhabenen Thurm der „Lehrjahre“ Wilhelm Meisters und im märchenfrohen Tempel der Lehrlinge von Sais, bis der greise Goethe, trotz allen einseitigen Anklagen wider seinen abgekehrten selbstgenügsamen Quietismus, das Stände und Länder umschlingende „Band“ der „Wanderjahre“ zur edelsten Internationale ausdehnte, mochte auch die Gestaltungskraft in diesem Bildungsroman schon sichtlich erlahmen. Heute ist eine andere Internationale zur Erscheinung gekommen, weit dahinten liegt die Utopie der „Ritter vom Geist“, und die Freimaurerei hat längst ihre ehemalige Bedeutung eingebüßt, um bei geselligen Vergnügen und kleinen Hilfeleistungen ein stilles, hie und da durch irgend einen Hirtenbrief mehr geehrtes als gestörtes Altersdasein zu fristen, dessen verschlissene Geheimbräuche im Lichte des modernen Tages eine harmlose Sonderbarkeit zeigen.

Auch hatte schon der junge Lessing „Das Geheimnis“ ohne jedes Adeptengelüst von außen beguckt und eine dreiste Lache angeschlagen. Während die Brüder allenthalben zur eigenen Wichtigkeit die freundliche oder feindliche Achtung der profanen Welt genossen, reimte er 1751 lustig die Beichte des dummen Buben Hans, der nichts vorzubringen hat als ein verstecktes Vogelnest; mit der Moral:

Ich kenn' ein drolligt Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen,
Das Gift der Plauderei ist nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wol spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Zwei Jahre darauf gab er, um gar keinen Zweifel über das Ziel dieses respectwidrigen Hiebes zu lassen, eine Fußnote bei: „Die Freimäurer"; zwei Jahrzehnte später strich er das Gedicht, denn er war selbst unter die Maçons gegangen.

Auch ihn, dessen Polyhistorie weit geringere Fragen durchstöbern konnte, interessirte das von Mysterien, Sagen, Fälschungen und Halbgeschichte umhüllte Werden und Wirken der in England, Frankreich, Deutschland so mächtigen Logen. Als historischer Forscher, nicht als Einlaß Begehrender trat er vor sie hin, um dem behaupteten Zusammenhang mit dem Templerorden auf die Spur zu kommen und durch etymologische Grübeleien über den Namen tiefer zu bringen als die Weisen vom Stuhl. Sein erster Entwurf ist rein historisch; kühl geht er am Geheimnis vorbei, das weder den Weg zum Himmel, noch den Weg zur Hölle bedeute. Der Besserwisser Nicolai zuckte die Achseln, Bode aber, ein ungemein eifriger Bruder, kannte Lessings schroffe und rasche Selbständigkeit zu gut, als daß er ihm nicht den Eintritt in den lang samen Reigen widerrathen hätte, nachdem die Beschäftigung von außen dem Betrachter doch eine Umschau dadrinnen empfahl.

Die Wiege der Freimaurerei stand in England. Aus den mittelalterlichen Handwerksgilden der free masons, (Steinmetzen), die sich im siebzehnten Jahrhundert auch Unzünftige als accepted masons zugesellten, ging allmälig unter Abstreifung des Zunftmäßigen, außer in Namen, Bräuchen und Symbolen, von duldsamster Aufklärung beschienen, 1717 die vereinigte Große Loge London hervor. Ihr gab Anderson, indem er Mittelalter und Neuzeit zwar mit kritiklosem Glauben an die Sagen der Bauhütten (lodges), doch sehr geschickt zu vermählen wußte, eine 1723 auf 24 anerkannte Verfassung, die Magna Charta der Freimaurerei, liberal, tolerant, human. Männer der höchsten und der mittleren Kreise reichten einander die Bruderhand. Aber die einfachen und weitherzigen Grundsätze erfuhren, je weiter die Bewegung um sich griff, manche Wandlungen; sie wurden verbrämt und verengt, und die Logen nicht bloß durch Systemsucht und allerlei neue kastenhafte Grade, sondern öfters auch durch den Zudrang zweideutiger Bewerber geschädigt.

In Deutschland bildete Braunschweig früh einen wichtigen Vorort. Hier fand Friedrich II. noch als Kronprinz seine Aufnahme, der, nachdem

er den Thron bestiegen, in Berlin die Loge Aux trois globes eröffnen ließ und ihr seine Huld auch über die eigene thätige Theilnahme hinaus erhielt. Mit ganzer Seele ergab sich Herzog Ferdinand von Braunschweig der Maurerei. 1740 aufgenommen, führte er dann seit 1772 den Hammer als Großmeister der altschottischen Observanz, unklar genug, wo er von geheimer Weisheit orakelt, schlicht und herzlich in all seinen Rundschreiben und Reden, welche die Pflichten des echten Maurers in die thätige Menschenliebe setzen. Sein hohes Amt ward ihm oft recht sauer. Wieviel Herrschsucht und Cabale wühlte doch in den Logen, wie mancher verkappte Beutelschneider suchte darin im Trüben zu fischen, denn noch immer spukte die lichtscheue Alchymie mit ihrem Goldstein und Allheilmittel, wie verzwickt wurden die Systeme, wie theatralisch die Ritterceremonien, wie spielerig die lateinischen Ordensnamen, wie verworren die Berichte vom Ursprung und Fortgang seit Salomo oder Noah, wie hohl die tiefsinnigen Mysterien, hinter deren Schleier Finsternis und Mummenschanz lagen! In den siebziger Jahren that erst Schrepfers gemeiner Geisterschwindel den deutschen Logen Abbruch, dann suchten die vielgeschäftigen, von edlen Schwärmern wie G. Forster angestaunten Rosenkreuzer ein Bündnis, und die Illuminaten, namentlich in Baiern mächtig, wollten auch den biederen Herzog Ferdinand überrumpeln, später machte Bahrdt viel Wesens von seiner Deutschen Union, bis die Heißsporne der Aufklärung gar Jesuiten hinter den Logen aufzuschnopern wähnten. Es scheint besonders in Hamburg eine gesunde Tendenz den Kern der Freimaurerei gegen das Brimborium vertheidigt zu haben, wenn etwa ein Bürger vom Schlage Sievekings 1789 den Hammer nur unter der Bedingung schwingen wollte, daß „statt der bisherigen langweiligen Versammlungen" die Brüder von Zeit zu Zeit formlos zusammenkämen, gemeinnützige Dinge — sagen wir: wie in Franklins Junto — besprächen und das Logengeld der städtischen Armenanstalt überwiesen. Was freilich Schröder, ein rastloser Maurer, bekämpfte, um die Hieroglyphen als unentbehrlich zu retten, doch mußte er selbst hinterdrein zugestehen, es brauche keine Vereidigung, da es kein Geheimnis gebe. Und Bodes vom Illuminatenthum angeregte Reformvorschläge zielten 1790 auf einfacheren Ritus und stärkere Gemeinthätigkeit.

Seit den dreißiger Jahren hatte sich das Logenwesen in Hamburg

entfaltet. Im Januar 1770 stiftete Rittmeister v. Rosenberg als Filiale der großen deutschen Landesloge, also auch der englischen Mutterloge, von der die stricte Observanz der Ferdinand und Bode abgelöst war, die regelmäßige Loge zu den drei Rosen. Am 14. October 1771 wurde Lessing von Baron Rosenberg im Beisein des befreundeten Münzmeisters Bruder Knorre „historisch aufgenommen" und brachte es auf drei Grade, zog sich aber alsbald hier wie in Braunschweig völlig zurück. Ihm folgten dann, als Toby Mumsen den Hammer führte, Claudius, Schönborn, Miller, Voß, Stolberg, Bernstorff; Voß 1774, durch Lessings Beispiel ermuntert, unter dem mannhaften Vorbehalt völliger Geistesfreiheit, während Miller nach seiner flachen Art nur ein Getändel mit den Ritterhandschuhen für die zukünftige Geliebte trieb. Die bündischen Schwärmer aus Göttingen gestanden sich bald, daß ihnen die Loge nichts biete, drehten der Sinnbildnerei den Rücken und ließen als passive Mitglieder ihre Namen in den Listen fortlaufen. Was vielen Jünglingen die Logen verleidete, spricht eben zur Zeit der Lessingschen Schriften der Deutschdäne Zoëga am schroffsten aus: einmal die mächtige Rolle, welche Fürsten, „Tyrannen des menschlichen Geschlechts", darin spielten, dann der gängelnde Zwang und der Geheimcult: „jüst diese Prahlerei von der Freimaurerschaft aller edlen und weisen Männer seit dem Tage der Schöpfung ist es, was mich wider diese Leute einnimmt. Kann nicht jeder Marktschreier desgleichen von seiner Abstammung und seinen Geheimnissen rühmen, und folgt nicht für ihn daraus eben so viel als für sie, so lange sie im Verborgenen bleiben? Wer öffentliches Lob will, handle am Tage; das Lob des Nächtlers ist in der Nacht ... Ich rechne viel auf geheimen Werth; aber wer ihn hat, hält's bei sich und ist stille, läßt's ahnden von seinen Handlungen, verführt kein vag Geschwätz." Ablehnend verhielt man sich auch im Reimarischen Hause: Vernunft hat keine Ceremonien, meinte der Doctor, und Sokrates, den es nicht nach den eleusinischen Weihen verlangte, wäre in unsern Tagen auch kein Freimaurer geworden. So sprach, um zu den Größeren fortzuschreiten, Wieland nicht ohne Ironie von dem geheimen Gottesdienst und unverletzlichen Stillschweigen seiner Scheschianer, obgleich er selbst ein „Initiirter" war und sein Hinscheiden endlich zur geistreichsten und unbefangensten aller Logenreden Anlaß gab. Es muthet uns lächerlich an, daß unsern ersten Dichtern und

Denkern durch irgend einen Mann im Schurzfell die Binde vom Auge hätte gelöst werden sollen. In der That suchte Goethe 1780 allein aus geselligen Gründen, wie er unumwunden gestand, die Aufnahme nach; der lang blühenden, freien und friedlichen Weimarer Loge zur besonderen Weihe: in ihrem Kreis hielt er jenen meisterhaften Nachruf auf Wieland, diesen Brüdern und Schwestern sandte er durch den Sohn würdige Festgesänge, und wie er in ernsten Reimen eine höhere Symbolik kundgab, so faßte er in einer Denkrede menschlich das Menschliche zusammen: daß dieser Bund die Lebenden gleich mache, indem er sie zu vereintem Wirken aufrufe, deshalb jeden erst auf sich selbst zurückweise und sodann auf das Ganze hinleite zu Gunsten allgemeiner Zwecke.

Wer wäre in diesem weiten Sinne lieber Freimaurer gewesen als Lessing? Schade nur, daß ihn gleich auf der Schwelle ein Gruß voll anmaßender Bevormundung überraschte und ein Pröbchen verdächtiger Brüderlichkeit gab. Da war in Berlin seit den sechziger Jahren Herr v. Zinnendorff, der von einem Edelmann adoptirte Stabsarzt Joh. Wilh. Ellenberger, durch Umsicht und Rechtlichkeit, mit reger Autoritätssucht verbunden, zu einer maßgebenden Rolle gelangt, aber auch viel und heftig angefochten; so geraume Zeit her von Bode, bis übers Grab von Schröder. Als Haupt der Großen deutschen Loge hatte er bei der Gründung der Hamburger Rosenloge seine Hand gehabt und mochte jetzt, wo Bode ihm von neuem den rücksichtslosesten Krieg ansagte, sich leicht Übels von dem, mit Bode nah befreundeten, Neophyten versehen, dessen scharfe Feder nach dem Gerücht an die heilige Freimaurerei rühren wollte. Sobald ihm daher sein Sendling Rosenberg den bedenklichen Zuwachs meldete, schrieb er umgehend (19. October 71) dem Bruder Lessing einen Brief mit beiderseitigen Glückwünschen und einem mahnenden Nachwort: „Sie haben“ durch diesen Schritt „eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist, welche Ihnen beim Ziel derselben alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wol der Menschen auszuspähen und zu ergründen je gewünscht hat“ — hier wird Lessing belustigt vor sich hingelacht haben, antwortete er doch in eben diesen Tagen dem Baron Rosenberg auf die freundliche naive Frage: er habe doch sicher nichts gegen Staat und

Religion in der Loge gefunden? sehr ketzerisch: wenn ich nur so etwas fände, dann fände ich doch etwas! Zinnendorff aber gab sogleich seiner Saraſtroarie die Wendung, daß Lessings Scharfsinn weder jetzt nach den ersten Weihen, geschweige denn schon bevor ihm die Binde abgenommen, bereits alle Weisheit, Schönheit und Stärke — wisdom beauty strength, die freimaurerisch-allegorischen Könige in Goethes „Märchen" — entdeckt habe. Darum möge er wol auf der Hut sein und sich nicht wie Sokrates durch Überschreitung der gezogenen Schranken verderben, sondern, eingedenk daß alle Maurerei hinter verschlossenen Thüren walte, eine Erklärung ausstellen und dem Berliner Oberrichter die Schrift vorlegen, „welche Sie vor Eintritt in den Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben sollen." Also war durch Lessings Eintritt in den Orden der Aufklärung, Duldung und Menschenliebe eine Art Entmündigung über ihn verhängt und jedem hochmögenden, hochmüthigen Confrater das Recht gegeben, Deutschlands ersten Kritiker zu katechisiren und zu verwarnen wie einen Schulknaben? Zinnendorff schien die Obedienz, die ein Bruder Schubart einst von ihm gefordert, nun von Lessing zu heischen.

Lessings Antwort ist erst 1778 ergangen, denn weder gab die erste Braunschweiger Zeit Muße dafür, noch empfahl der Tact einen ungestümen Vorstoß unter den Augen Herzog Ferdinands. Die Ausarbeitung der Freimaurergespräche zog sich hin, ihre endgiltige Redaction entbehrt sicherer Daten, und bei großen Bruchstücken ist es geblieben, die jedoch in fünf Nummern alle Absichten kund thun und den Verlust scharfsinniger, aber irrthümlicher Ergänzungen zur Geschichte verschmerzen lassen. Im November 1777 kannte Moses die Schrift, im nächsten April ging das schon von Bode geprüfte, auch in Braunschweig durch die Hände der stricten Observanz gelaufene Glaubensbekenntnis zum zweiten Mal unter Claudius' Adresse nach Hamburg, und hier ließ im September 1778 Lessing drei von den fünf fertigen Dialogen drucken: „Ernst und Falk, Gespräche für Freymäurer"; ohne seinen Namen, aber „Wolfenbüttel" stand als Heimatsschein auf dem Titel, „Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand" war das Büchlein mit einem Vorwort, das beiläufig Lessings einzige Widmung ist, zugeeignet. Das letzte Blatt gab dramatisch spannend „Zur Nachricht. Der Funke hatte ge-

zündet: Ernst ging, und ward Freimäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet."

Schon die Broschüre von 1778 brachte die „Vorrede eines Dritten", der zweifelsohne kein anderer als Lessing ist; ob aber auch die „Vorrede eines Dritten" in der 1780 erschienenen Folge eine von Lessing selbst vorgebundene Maske bedeutet, das läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit behaupten. Freilich hat Lessing nirgends ein abfälliges Wort über diese zweite Veröffentlichung, die, gegen seinen Wunsch geschehen, doch eine unleidliche Indiscretion wäre, andrerseits ist ihm weder das Selbstlob „so viel herrlicher Wahrheiten", noch der Seitenblick, den die Worte „daß derselbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen" auf Ferdinand werfen, ohne Bedenken zuzutrauen; man müßte denn hierin und in der Betheuerung, der Herausgeber sei kein aufgenommener Freimaurer, ja in der ungelenkeren Sprache die Absicht eines undurchdringlichen Versteckspiels wittern. Gewiß ist nur, daß diese Vorrede noch nicht die insgeheim umlaufende Abschrift begleitete, mehr als wahrscheinlich, daß Lessing dem Druck nicht ganz fern stand, wenn auch dessen Fehlerhaftigkeit eine Revision durch den Verfasser kaum glauben läßt. „Das weitere davon und wichtigste bleibt fürs erste noch Manuscript" meldete Elise ihrem Hennings im Herbst 1778, und Lessing selbst schrieb an Karl, der die erste Reihe in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung nicht ohne schale Einwände besprochen und brieflich die Widmungsworte dünkelhaft angefochten hatte, im März 1779: „Meine Gedanken über den Ursprung des Ordens kann ich dir nicht wol mittheilen, denn sonst hätte ich sie in dem vierten und fünften Gespräch bereits selbst bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unsern Herzog Ferdinand lieber unterlassen wollte"; der Bruder könne sie bei seinem nächsten Besuche lesen. Dennoch verlieh er die Blätter nach auswärts; so an Campe, ja durch diesen weiter an einen adeligen Obermeister der Loge im Mecklenburgschen (November 79) mit dem Wink, die Fortsetzung stehe für jedermanns Einsicht zu Diensten, „nur würde es mir empfindlich sein, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzog Ferdinand versprochen, beides ohne sein Vorwissen nicht zu thun, und er würde mir

nimmermehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zuthun geschehen wäre". Sollte am Ende doch Freund Campe, bei nachträglicher halber oder ganzer Einwilligung des Urhebers, seine Hand im Spiele haben? Aus Hamburg heimgekehrt, ging die Abschrift einige Zeit darauf nach Weimar zu Herder, auf dessen dringende Bitte, die von Hamanns Lob der ersten Gespräche begleitet war, und mit Lessings ausdrücklicher Erlaubnis im März nordwärts zu dem einsamen Königsberger Magus. Der hatte das Heft von 1778 in der Königsberger Zeitung seinen Landsleuten wiederholt und lieferte nach Lessings Tod auf Grund jener von ihm sorglich copirten Blätter ebenda (Nr. 37) einen saubern, textgeschichtlich wichtigen Abdruck der letzten Gespräche, während Göckingk mit einem von Lessing selbst durchgebesserten Exemplar und einem erheblichen Zusatz prahlte, ohne die gerügten Fehler nun auch danach öffentlich zu tilgen und seinen Geheimbesitz allen Lessingfreunden zu gönnen.

„Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst", so lautet die Widmung. Freimaurerische Redeweise klingt durch; mußte doch 1782 der gute Herzog von Berliner Brüdern die Schmähung über sich ergehen lassen, er habe das Unglück gehabt aus einer äußerst unreinen Quelle zu schöpfen. Die Vorrede verspricht eine „Ontologie" der Freimaurerei, einen die zahllosen bislang erschienenen Schriften an Bestimmtheit übertreffenden Begriff ihrer Wesenheit, wie sie gesunden Augen sich zeige, und schon diese Sätze, sammt dem beigefügten theologischen Vergleich mit der späten Entstehung systematischer Lehrbücher, verrathen etwas von der überaus feinen Ironie, welche die folgenden so knappen, wie gehaltvollen Bogen würzt. „Nichts geht über das Lautdenken mit einem Freunde" — darum hat Lessing, hie und da echt sokratisch, aber von Platons Symphonien möglichst weit und bewußt entfernt, die Form des leicht eröffneten, scheinbar nachlässig unterbrochenen, mit dialektischer Meisterschaft geleiteten Gesprächs erkoren. Ein skeptischer Freimaurer höheren Stils Falk — scharfäugig ist er in der That — und sein offenbar jüngerer, suchender Freund Ernst, der nur einmal an seinen Namen erinnert zu werden braucht, sind die Unterredner. Dieser fragt, jener antwortet. Morgengänge bei einer Pyrmonter Cur geben die Gelegenheit; die Natur dient

zur einsilbigen Symbolik dieser Untersuchungen: die erquickende Frühe dem Verlangen nach lichter Wahrheit, ein flatternder Schmetterling der Mühe sie zu haschen und zu halten, ein Ameisenhaufen dem Bilde der Gesellschaft. Das Gespräch wandelt mit den Spaziergängern auf und ab und rückt doch planvoll der Frage nach dem Endzweck wahrer Freimaurerei immer näher. Es dringt in den Kern, ohne der Hüllen vom hergebrachten Costüm und Mysterium zu achten, denn Falks zurückhaltende und andeutende Weise hat mit „Bruder Redner" nichts gemein. οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει gilt auch hier, wo der Eine scheinbar in Räthseln spricht, die sich dem Andern nach und nach während des Gedankenaustausches lösen. So folgt gleich auf die Erkundigung, ob Falk Freimaurer sei, kein Ja oder Nein, sondern ein überlegenes „Ich glaube es zu sein", denn nicht jeder irgendwie, irgendwo, von irgendwem Aufgenommene ist ein echter Freimaurer, das heißt: die höhere, wahre Freimaurerei wird hier von Anfang an in keine Logen gebannt. Ein leichter Sarkasmus umspielt die unausgesprochenen und unaussprechlichen Geheimnisse ihrer Tempel; von ihren Reden und Liedern heißt es respectlos, daß sie mit andern schalen Reden und Liedern das Schicksal theilen, schöner gedruckt als gedacht und gesagt zu sein; ihre Worte, Zeichen, Gebräuche erscheinen als willkürliches Nebenwerk — aber die Freimaurerei an sich wird nothwendig, unentbehrlich, ewig genannt; sie wirkt und wirbt durch Thaten. Was sind ihre Thaten, oder vielmehr nach dem ersten Lauf dieser Gespräche, was sind sie nicht? Nicht die jedem Bürger ziemende Erweisung der Freundschaft, der Gemeinnützigkeit, des Gehorsams, der Vaterlandsliebe, zu denen die Freimaurerei bloß einen die innere Triebkraft vielleicht nur abschwächenden besondern Antrieb, wol gar nicht ohne Eigendünkel giebt, nicht ihre Thaten ad extra, die der Menge ins Auge fallen und fallen sollen, wie daß hier ein Findelhaus, da eine Klöppelschule, dort eine Zeichenanstalt oder ein Philanthropin unterstützt werde; nein, ihre Thaten sind alles Gute, was in der Welt ist und sein wird. Ernst findet sich, eben da der Sommervogel vorbeifliegt, mit dem dunklen Spruch entlassen: „Die wahren Thaten der Freimäurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen." Das will sagen: die fortschreitende Humanität, der die Logen dienen sollen, leitet die Menschen zu einer sittlich reinen Höhe

hinan, wo die einzelne, hervorstechende, namhaft gemachte Gutthat verschwindet im großen allgemeinen Dienste des Guten, wo man nicht dies und jenes Gute vollbringt, sondern gut ist und gut handelt. So löst der ketzerische Freimaurer Falk, der nicht mit der äußeren Gemeinde geht, schon im ersten Gespräch, während er scheinbar dem Orden alle Ehrentitel giebt, ihm das mythische Alter und den Segen der Werke bestätigt, den Kreis der abgeschlossen bestehenden Freimaurerei auf, um ins Unendliche der menschlichen Erziehung zu schauen.

Bald treffen die Freunde wieder zusammen und betrachten die geschäftige Ordnung eines Ameisenhaufens, wo keins das andre behindert, und eine insgemein arbeitende Gesellschaft wirkt ohne die Regierung des königlichen Bienenstaates, der ja schon manchen Denker auf menschliche Analogien gebracht hatte. So gilt denn das zweite Gespräch dem Staat.

Das siebzehnte Jahrhundert vermachte dem achtzehnten zwei widerstreitende Auffassungen: den allgewaltigen absoluten Rechtsstaat des Hobbes und Locke's liberale Vertragslehre, die nicht nur den Rechtsschutz aufpflanzte, sondern sogar mit einer nothgedrungenen Lösung seitens des Volkes rechnete. Auf England, das classische Land des Parlamentarismus, richteten Voltaire und Montesquieu den Blick. Neben den Rechten des Volkes buchte Wieland, der politischeste Kopf unter Deutschlands Dichtern, die Pflichten des Herrschers in seiner goldenen Verfassung, und König Friedrich, theoretisch ebenfalls von der naturrechtlichen Gleichheit ausgehend, sah im Staat den Einheitskörper mit dem Fürsten, dem ersten Diener, als Oberhaupt, während Jean-Jacques utopistisch seinen Contrat social schloß, indem er statt von niedrigsten Entwicklungsstufen der Vergesellschaftung auszugehen eine staatlose Vorzeit annahm. Das Naturrecht trübte das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung und Eigenart der Völker. Träume von einem undenkbaren und unmöglichen Weltreich bewegten den Kosmopolitismus des philosophischen Humanitätszeitalters, wie denn Kant endlich, im Anbruch der langwierigsten, erschütterndsten Kriege, den Fortgang zur staatsbürgerlichen, dann aber zur weltbürgerlichen Verfassung und damit kraft einer allgemeinen völkerrechtlichen Übereinkunft zum ewigen Frieden verfolgte. Das ist auch Lessings letzte Perspective, wenn Ernst und Falk gelassen die Übel der Trennung in Staaten und der Trennungen im Staate besprechen.

Er war von Sachsen ausgegangen, dessen Litteratur wol ein zaghaftes Kniebeugen, aber keinen hochgemuthen Patriotismus kannte, auch jenen der Gegenwart entschwebenden noch nicht, der, seit Klopstock seinem angestammten Heldenkönig den Rücken gekehrt, im Bardenhain cheruskische Eichenkränze flocht und mit unsäglichem Stolz Teutona neben Ingles gegen Galliette und ihre Schwestern aufrief. Solches Schwärmen und Übernehmen war Lessings Sache nicht. Mochte die rasche Jugend von Hermann und der Barden altem Vaterland, dem Vaterland der Treue, singen und sagen oder von den Göttingern bis zur Burschenschaft Brutuseide gegen die Tyrannen schwören! Er empfand sich als Deutscher, ja sein deutsches Weltbürgerthum konnte doch dem Nachbar das starke Nationalgefühl beneiden, wenn er unmuthig im heiligen römischen Reiche die Nation nicht fand. Selbst schürte er unmittelbar und mittelbar durch schriftstellerische Großthaten wie die bloße Existenz seiner wuchtigen Persönlichkeit das Bewußtsein der Deutschen, die im Respect der Dichter und Denker erhöhte Achtung in sich und um sich gewannen. Welches Licht die „Expatriirung" Klopstocks auf Deutschland werfe, sprach er mehrmals markig aus. Die „Dramaturgie" vor allem wirkte als patriotische That, jeder Schlag gegen Voltaire als Probstück deutscher Hiebe. Lessing aber kannte keinen Teutonismus, wie auch der Humor jener Predigt über zwei Texte bestätigt. Der Schöpfer des windigen Riccaut verstand und ehrte das reiche französische Geistesleben. Es war ja gerade eine echtdeutsche Gabe, auf geistigem Gebiet einen weltbürgerlichen Drang der Empfängnis und Verarbeitung zu bethätigen, und die darin am stärksten waren, bedurften als schöpferische Genies am wenigstens der Mahnung: sei nicht allzu gerecht! Die Dichtung gab vielen Deutschen zu dem gemüthlichen Heimatsgefühl, das ohne staatlich-politische Motive einen engen Bezirk als „Vaterland" umfing, ein erhöhtes starkes Deutschthum; sie führte wiederum hinaus in die Posaträume von kommenden Jahrhunderten. Was ist deutscher als „Götz von Berlichingen"? und derselbe junge Reichsstädter, dem diese farbensatte, landskräftige Historie der Vorfahren mit ihren politischen Schlagschatten gelang, bekreuzigte sich damals vor der Riesengestalt des „Römerpatriotismus": „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland?"

Wer hat lauter als Herder von der Nation gezeugt und wiederum unermüdlicher der grenzenlosen Humanität geopfert? Erst unter der langen Zwingherrschaft wurde die Einladung zu kosmopolitischen Zügen ns Weite mit dem Rufe zum Anschluß ans theure Vaterland vertauscht, nachdem während der Revolutionszeit auch heranwachsende Führer der preußischen Staatsarbeit über die Welthändel ohne jedes staatliche Interesse gesprochen hatten und früher eine nicht preußische, sondern „fritzische" Gesinnung dem Heroencult entsprungen war.

Preußens Dichtern gab, wie die Xenien sagen, ihr Cäsar den Stoff. Im siebenjährigen Krieg, als Friedrich und seine Schaaren den ungleichen Ringkampf bestanden, hat auch den entlaufenen Sachsen ein Hauch der Freude am aufsteigenden Staat und dem großen Führer gestreift, doch strammpreußischen Kameraden zum Trotz nannte er den Patriotismus eine heroische Schwachheit und bekundete durch weithergeholte spartanische Vergleiche, wie fremdartig ihm doch dieses Schauspiel erschien. Die rastlose einsame Friedensarbeit des Siegers blieb ihm ehrwürdig: er sah in Friedrichs Staatsdienst eine glorreiche Sclaverei, aber die Form des aufgeklärten Despotismus, hier gebietende Obrigkeit, da stumm beherrschte Unterthanen, empörte seinen Freiheitssinn, dem persönliche Conflicte mit dem alten Polizeistaat nicht erspart wurden. Der Freund des Grenadiers und des Majors, der gerechte Dichter der „Minna von Barnhelm" konnte das Militär des fridericianischen Staates nicht mit andern Augen ansehen, als fast ausnahmslos alle bürgerlichen Deutschen, bevor die Freiheitskriege das Volk in Waffen aufforderten und einen allgemeinen Wehrstand schufen. „Erster Lohndiener des Staats in Heldenlivrey!" höhnte Herder 1774: worauf ruhen Fürstenhut und Krone der neueren Jahrhunderte? — der berühmteste Sonnenadler aller Münzen zeigt es ja: auf Trommeln, Fahnen, Kugeln und immerfertigen Soldatenmützen. So schrieb Lessing, gewiß um die Zeit der Freimaurergespräche, den kleinen spitzen Dialog über die Soldaten als Beschützer des Staates und die Mönche als Stützen der Kirche mit gleichmäßig vertheilter Ironie hin, oder ließ, ungeachtet jener eignen spartanischen Kriegsrufe, seinen Ernst den „vortrefflichen" Ausspruch thun: Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth; ein humanes, aber unwahres Wort Franklin's, denn hatte nicht eben erst das Neuland Amerika die Bluttaufe seiner Unabhängigkeit empfangen?

Den „Großen“ grollend, wie so viele Zeitgenossen, hat Lessing über die einzelnen Staatsformen bestimmtere Bekenntnisse nicht abgelegt. Zwar scheint ihm das Gemeinwesen der Ameisen besser zu gefallen als die Monarchie bei den Bienen; daß er aber nicht unbedingt das Ideal in der Republik, mit der seine Tragödien vom „Henzi“ bis zum „Spartacus“ nach links und rechts zu schaffen hatten, gegeben fand, wie ja der ganze Gedankengang Falks und Ernsts überhaupt keinen idealen Staat zuläßt, erhellt auch aus dem Lob, womit seine Collectanea eine Auseinandersetzung der Barclayschen Argenis, des altberühmten politischen Romans, festhalten: die Krankheit des Fürstenthums könne ein besserer Nachfolger heilen, während die Gebresten eines aristokratischen Senats nicht mit dem Tod eines Einzelnen abgeschnitten würden. Dieselben Sammelhefte zeugen für seine Verehrung des Constitutionalismus als eines alten germanischen Erbgutes, dessen Verkümmerung unter allem Protest bekämpft werden müsse. „Deutsche Freiheit“ ist das Schlagwort dieses Eintrags. „Deutsche Freiheit, von der man jetzt überall eine sehr geringe Meinung hat; die niemand mehr übertreibt, als der Verfasser des Testament politique du duc de Belle-Isle, der vorgiebt, daß alle deutsche Unterthanen serfs wären, die ihre Herrn schinden könnten, wenn sie wollen“. Bitter schränkt der Galotti-Dichter seinen Widerspruch gegen den Franzosen mit der Bemerkung ein: „Wenn er von dem redet, was geschieht, so dürfte er fast Recht haben“. Daß dieses die Einrichtung des deutschen Staates gar nicht sei, will er sich an der Hand der reichsständischen Deductionen des alten tapfern Hallenser Staatsrechtlers v. Ludewig und neuerer Darlegungen Strubes erklären. Nach Tacitus war die Zuziehung des Volkes bei allen wichtigen Unternehmen der Könige und Herzöge eine ausgemachte Sache: „Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen worden und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war; z. E. wenn neue Steuern oder Kriege beschlossen werden sollten.“ Das beweist ihm Strube. Er ist nun nicht gemeint, bei geschichtlichen Notizen stehen zu bleiben, ohne Schlüsse auf die Gegenwart. „Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sclavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutigen Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor drei-

oder vierhundert Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regiments-verfassung seit zwei- oder dreihundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?" Darum schreibt Lessing neben Strubes klare Begründung, wodurch die Landstände so zurückgedrängt worden seien, die gegen den aufgeklärten Despotismus gerichtete Frage: „Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Übung zum rechten Gebrauche wird?"

Das zweite Freimaurergespräch geht nicht auf die politischen Zustände der Gegenwart ein, sondern bewegt sich in allgemeinen Sätzen. Zum ersten Mal in der ganzen deutschen Aufklärungsphilosophie wird hier das Hysteronproteron des Wolffschen Rationalismus, dem Leibniz selbst Vorschub geleistet, die Zurückführung der Glückseligkeit auf Vollkommenheit und die Obenanstellung der letzteren überwunden, die Glückseligkeit ohne weiteres als Princip der praktischen Philosophie aufgestellt. Damit rückt die große Erkenntnis der modernen Schule heran, daß nämlich alle Werthurtheile in Gefühlen und nicht in Relationsbegriffen des Verstandes beruhen, die man bloß deshalb für die Quelle der Werthschätzungen hielt, weil man ihren ursprünglichen Gefühlsinhalt außer Acht ließ. Was Lessing minder klar und entschieden schon früher der Aesthetik zugebracht hatte, indem er, die alten metaphysischen Definitionen verabschiedend, den Maßstab des Vergnügens im Einzelnen anlegte, fordert er mit voller Bewußtheit und Präcision in der philosophischen Sociologie. Hinter ihm liegt die Auffassung der Schrift über die Höllenstrafen. Die principiellen Sätze des zweiten Dialogs sind so klar und scharf wie möglich ausgeprägt, und die Eigenthümlichkeit dieser Keime einer Lessingschen Staats- und Gesellschaftsphilosophie beruht in ihrem rückhaltlosen Individualismus, der segensreichen Frucht Leibnizischer Anregungen, nicht in ihrer Teleologie. Denn die Menschheit als das Reich der Zwecke und menschliche Einrichtungen unter dem Zweckbegriffe zu betrachten, liegt dem Denker des

achtzehnten Jahrhunderts, nach der Ueberwindung willkürlicher Naturconstructionen und vor einer dumpfen, rückläufigen Romantik, nahe genug. Da nun die Individuen in der geselligen Sphäre thätig ihre Glückseligkeit als Zweck verfolgen, begründet auch der Individualismus jene teleologische Auffassungsart, die sich nicht mit einer Erklärung des Werdens der Institutionen begnügt, sondern zur Abwägung ihres Werthes fortgeht und das Recht der gewordenen prüft an ihrer Dienlichkeit zur Erreichung der Zwecke aller Einzelnen, das heißt: an der Dienlichkeit zur Beförderung der allgemeinen, summirten Wolfahrt. Es ist klar, wie sehr diese immanente Teleologie von der theologisch gewandten der „Erziehung" abweicht. So nun raisonnirt Lessing: Die bürgerliche Gesellschaft ist Mittel, nicht Zweck, der Staat für die Menschen, nicht die Menschen für den Staat geschaffen. Die Vereinigung bewirkt, daß jeder Einzelne seinen Theil an Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne, und die Summe der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staates, jede andere aber, bei welcher einzelne Glieder leiden, bloße Bemäntelung der Tyrannei. Die Natur kann — das wird gewissen staatsrechtlichen Constructionen entgegnet,— nicht die Glückseligkeit eines Abstractums, wie Staat, Vaterland, vor die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens stellen; ebenso Herder im Eingang der „Ideen". Aber alle menschlichen Einrichtungen, darunter der Staat, sind mangelhaft, also erscheint auch die denkbar beste Staatsverfassung mit Nachtheilen verbunden. Gesetzt, daß alle Welt in dieser besten Staatsverfassung lebte, so wäre doch die Regierung eines allumfassenden Weltstaates unmöglich, demgemäß die Trennung in verschiedene Völker, Deutsche, Franzosen, Engländer u. s. w. auch unter der Annahme einer bei allen gleichen Verfassung, nothwendig und damit eine Collision der Interessen gegeben, welche das unbefangene Verhalten von Mensch zu Mensch ohne Unterschied aufhebt. Die Annahme einer allen gemeinsamen Verfassung weist Lessing bündig mit den schon vor Montesquieu auch ihm so geläufigen Gründen von dem Einfluß des Klimas auf Bedürfnis, Lebensart, Sittenlehre, Religion, Gesetz, Staat ab. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen, mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen; keine Vereinigung ohne Trennung, keine Trennung ohne Scheidemauern und Klüfte. Und innerhalb des einzelnen Staates wird die Trennung nothwendig bis

ins Unendliche fortgesetzt, da ungleicher Antheil an der Regierung, wie nicht anders möglich, vornehmere und geringere, die ebenso nothwendige ungleiche Entwicklung ursprünglich gleicher Besitztheile reichere und ärmere Glieder trennen muß. Das sind nothwendige Übel, weil die Menschen nur durch Trennung vereinigt werden können, und ein nothwendiges Übel ist Lessings Staat. Keine Rede von allen segensreichen Triebkräften der Sonderart, nichts über die Vermählung von Freiheit und Gebundenheit im Staat.

Bürgerliche Gesetze, an Staatsgrenzen gebunden, können den schädlichen Folgen der Trennungen nicht steuern — — nun entrollt Lessing die Fahne des Weltbürgerthums, zu dem er sich schon 1758 bekannt hatte: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das letzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte.“ Er declamirt nirgends wie der Malteser, sondern entwickelt aus der vorgetragenen Lehre von den einseitig angeschauten Staatsübeln die Pflicht der Weisesten und Besten in jedem Staate, das opus supererogatum der Heilung freiwillig zu übernehmen. Ernst und Falk stimmen überein, es sei recht sehr zu wünschen, „daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret“, die dem Vorurtheil einer angeborenen Religion nicht unterlägen, die von bürgerlicher Hoheit nicht geblendet, von bürgerlicher Niedrigkeit nicht angeekelt würden. Das Staatsgespräch schließt mit der überraschenden Frage: „Wie, wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich zusammen zu ziehen?“

Die Frage hat durch das Wörtchen „mit“ eine behutsame Formulirung empfangen, denn an dem Geschäft der Freimauerei hängt so vieles, ad extra wie es oben hieß, was diesen Endzweck der höheren Ordnung verschleiert. Mit der Erörterung des Falkschen Gedankens, die Freimaurer hätten es freiwillig auf sich genommen, den unvermeidlichen Übeln des Staates überhaupt, nicht den jeweiligen dieses und jenes Staates, entgegenzuarbeiten, leitet Ernst das dritte Gespräch

ein. Die Übel sind nothwendig, also nicht ohne Vernichtung des Staates völlig zu heben, ja sie sollen nicht den Unempfindlichen auf einmal zum Bewußtsein gebracht, sondern leise und allmälig aufgefaßt und behandelt werden, und zwar ohne Nachtheil des Staates. Ist aber Falks System nicht bloße Hypothese, so müssen, wie Ernst, noch immer mißtrauisch, einwirft, einzelne greifbare Handlungen oder doch gewisse Eigenthümlichkeiten der Freimaurer auf ihre große Sendung hindeuten. Nun, ein vor den Augen der ganzen Welt geübter Grundsatz der Logen geht ja dahin: „jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen". Das schlägt durch: obwol Falk-Lessing schon eine kluge Zwischenrede gethan hat, des unumwundenen Inhalts, daß man, auch ohne Freimaurer zu heißen, die unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend durch das abwägende Studium jener Übel besiegen könne, geht Ernst hin und wird Freimaurer.

Sehr enttäuscht wechselt er bei der nächsten Begegnung mit Falk den brüderlichen Händedruck. „Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet." — „Dein Verdruß", erwidert der Freund, nun immer offener, „dein Verdruß macht dich sehr ungerecht. Ich sollte mit dir von der Freimäurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimäurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie schädlich? — Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen? — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?" Seine eigenste Erfahrung spricht Lessing hier in der kühneren zweiten Folge aus, und ein ätzender Sprühregen der Ironie rieselt auf Rituale und Grade, Geisterbeschwörung, Goldmacherei, Tempelrestauration, kurz all die Tonnen für die jungen Walfische herab. Falk soll nicht einwenden, das seien bloße Grillen und Spielzeuge der Neulinge, nicht die Waffen der Männer, denn der erbitterte Ernst hat wirklich nur derlei Kindereien gesehen und gehört, während seine durch Falk gereizte Sehnsucht nach jenem höheren, die Trennung überbrückenden Weltbund immer und aller Orten dem tiefsten Stillschweigen begegnet ist. Die Hoffnung,

unter den Freimaurern ihr Grundgesetz der Gleichheit ohne alle bürgerlichen Einschränkungen aus ganzer Seele mitzugenießen, ist auf den brutalen Widerspruch der Thatsachen gestoßen, die Lessing höchst sarkastisch seinen Ernst den Logen ins Gesicht werfen läßt. Er mochte unter anderem wissen, daß bei Stiftung der Hamburger Rosenloge ein Makler mit dem unzweideutigen Namen Abraham Israel Baruch eingetragen, aber schleunigst wieder verschwunden, oder daß laut Protokoll einem Bewerber der Zutritt ausdrücklich geweigert worden war, weil er in seine Winkelloge auch Juden aufgenommen hatte. Daher die schneidende Lection: „Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! ‚Ja', heißt es, ‚ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimäurer sein'. Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. ‚Ohne Unterschied der Religion' heißt nur, ‚ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen' — Und die brüderlich aufgehobenen Standesunterschiede? Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und sich melden! ‚Ja,' heißt es, ‚ein Schuster!' freilich ein Schuster. — Laß einen treuen, erfahrenen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — ‚Ja', heißt es, ‚dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft' —", worauf dann noch eine Definition der guten Gesellschaft ungefähr im Sinne des boshaften Goethischen Distichons folgt. Auch Falk trägt sein Theil zu der Anklage wider den jetzigen Zustand der Logen, ihre Capitale, ihre Privilegia, ihre Unterdrückung der Brüder einer andern Observanz bei, aber er bringt wieder esoterisch wie von der Kirche zur Religion, so von der Loge zur Freimaurerei. Die jetzige Loge mit ihrer gewählten Gesellschaft, ihren zahlreichen zu jenem großen Zweck wenig berufenen Staatsbeamten, und alles was „Schema, Hülle, Einkleidung" ist, mag ein Ende nehmen; äußerlicher Wolstand ist kein Beweis innerer Gesundheit. Der einleitende Gedanke von der Ewigkeit der Freimaurerei und der Unbedeutendheit des Freimaurer-Heißens springt von neuem in spitzen Fragen hervor: „Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurer immer Freimäurerei gespielt? Mit andern Worten. Meinst du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen?"

Die Geschichte soll im letzten Dialog darauf antworten, nachdem der vierte durch zahlreiche Sternchen und Punkte schon die Verwandtschaft der Freimaurer und Tempelherren angedeutet hat.

Der von Lessing mit vielen initiirten und profanen Zeitgenossen getheilte Glaube an diesen Zusammenhang ist vor der kritischen Geschichtsforschung längst zerstoben. Als ihn Nicolai 1782 belesen, aber confus in seinem „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimäurergesellschaft" zu erweisen suchte, haben Herders Merkur-Briefe ihm sogleich, an mehreren Stellen mit übertriebener Heftigkeit, heimgeleuchtet und im Vorbeigehn auch Lessingsche Behauptungen leiser angefochten, deren vertrauliche Lectüre Herder zu dem ihm schon länger interessanten Gegenstand zurückgeführt und trotz dem Widerspruch gegen die vorgetragene Ontologie „durch die Unterhaltung eines so sinnreichen gelehrten Mannes" mannigfach gefördert hatte. Aber auch Nicolai erkannte einzelne Irrthümer Lessings, schon als dieser ihm nach der italienischen Reise in Berlin seine Geschichtshypothesen vortrug. Alles was Lessing hier und schon im nichtdialogischen Entwurf, mit der beliebten Wortgrübelei über Mase: Tisch, Masonei masony: Tafelrunde, mason: nicht Maurer, sondern Tischgenoß, darlegt, um den Namen Masonry zum bloßen Mißverständnis zu stempeln und die Freimaurerei von uralten Clubs herzuleiten, sind unfruchtbare Einfälle, gleich Herders späterer Etymologie von spanisch mazoneria (gothische Kunst). Sein prüfender Blick durchschaute richtig, daß in der Überlieferung der Logen gar vieles „Staub sei, wie Anderson's nachgesprochene Hüttensagen, die vermeintlichen Privilegia Karls XI. von Schweden, das freilich noch lang als recht vertheidigte Freimaurerexamen Heinrichs VI.; auch ist es voreilige Rechthaberei, wenn Nicolai die Behauptung, vor Anfang des achtzehnten Jahrhunderts komme der Name free mason nicht vor, mündlich und schriftlich widerlegte, da seine Citate das Wort nur im Sinn eines zünftigen Maurers enthalten, Lessing aber wolweislich gesagt hatte: „der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Gesellschaft anzuzeigen." Genug, der historische Theil der Ontologie ist auf Sand gebaut, und auch die letzten, seit den Berliner Gesprächen eingeschränkten Combinationen über die „Masonei" nächst der Pauls-

kirche erwarben sich keinen Beifall. Schon Nicolai blickte verständig auf das Gildenhaus der Maurer, Mason's Hall, schon Herder widersprach triftig der Schilderhebung Christopher Wren's zum Vater der Freimaurerei und wollte Nicolai gegenüber „vom engen Handwerksspaß des Baumeisters" der Paulskirche nichts hören. Gleichwol bilden Lessings Irrthümer zuletzt ein schönes, hochgewölbtes Portal für den alten neuen Bund, der Inschrift „Tretet ein, denn auch hier sind Götter" würdig gleich dem „Nathan". Um zu sagen, wie die Freimaurerei ward, will er in den Gedanken des erfindsamen und thätigen Wren lesen: „Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche speculativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. ‚Dort', dachte er, ‚würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Masonei exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher mehrere Theil nehmen könnten?' — So dachte Wren." So dachte nicht Wren, sondern Lessing. Die menschliche Gesellschaft durch Stärkung und Erweiterung der sinnenden und thätigen, geistigen und ethischen Kräfte in den Individuen human zu erziehen und mit dieser umfassenden Humanität den nothwendigen Übeln der staatlichen Ordnung abzuhelfen, das ist die neue Sonne, die, als der Tag zur Rüste geht, dem Freimaurer Ernst aufsteigt. Die Pforten der großen Menschenloge sind nun aufgethan. Auf ihrer Schwelle grüßt uns Herder neben Lessing. In der Ferne winkt Schillers „ästhetische Erziehung" mit dem Versprechen, die seit den Griechen entbehrte Totalität unserer Natur wieder herzustellen und so den Staat der Noth in den Staat der Vernunft zu verwandeln.

Nur wenige Stimmen zeugen von der nächsten Wirkung dieser Dialoge. Feinfühlig gab Moses, auch er kein Begehrer verheimlichter Logenweisheit, sein Votum ab (11. Nov. 77), überschwänglich Campe. „Eine der besten Schriften, die ich seit langer Zeit gelesen habe",

urtheilte Lichtenberg, als er am 29. August 1778 die Handschrift der ersten Gespräche kennen gelernt hatte. Nicht satt lesen, trotz manchem Kopfschütteln, konnte sich Hamann, wie er sich auch am „Nathan" weidete, den sein Landsmann Kant als bloßes Folgestück der „Juden" ablehnte. Dann wurden „die Brüder von Ernst und Falk" in Weimar und Königsberg gleich willkommen geheißen, nachdem Herder seine Competenz kühl genug geltend gemacht hatte: „Wenn Freimäurerei dazu gehört, es zu lesen, so bin ichs leider auch". Die Journale glitten nur über die Oberfläche hinweg, unfähig das Esoterische herauszuschälen oder mehr zu sagen, als daß der Verfasser so wenig ein Freimaurer sei wie der Wolfenbüttler Fragmenten-Schreiber ein Christ. Ein läppisches „dialogisirt zum Küssen; reizend" schien den Frankfurter gelehrten Anzeigen zur Würdigung dieser männlichen Gesprächskunst genug; für untergeschobenes, schwankend geschriebenes, unoriginell gedachtes Machwerk erklärte die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung das zweite Heft. Ein obscurer Briefsteller rieb sich an der Altersphilosophie des superklugen Herrn Lessing, ein kläglicher ungarischer Theolog, Johann Oertinger aus Epperies, ließ 1780 in Hamburg das von Bibelsprüchen, Moralverslein, Sprachfehlern und Schimpfwörtern wimmelnde Scharteckchen ausgehn: „Brüderliches Sendschreiben an dem wider die Religion Jesu und seiner Jünger Gift sammlenden und wieder ausstreuenden Verkehrt Gelehrten Herrn Hofrath Leßing von einen zwar ungelehrten Mann, doch Gottes in Jesu Ehre und Lehre vertheidigenden Christen". Im Eingang seiner Verhetzung der Loge und Geistlichkeit, bevor er den Bösewicht an das unselige Ende des berüchtigten Religionsspötters Voltaire erinnert, bekennt der blöde Fechter ganz gemüthlich, daß Lessing ihm im vorigen Winter zu Braunschweig einen höchst nöthigen Reisepfennig geschenkt habe. Diese Sumpfpflanze mag nur darum erwähnt werden, weil der leichtgläubige Gleim dann besagten Oertinger für Lessings Mörder hielt!

Niemand hat den Gedanken der Freimaurergespräche eifriger und unablässiger nachgehangen als Herder. Nicht in Utopien und Träumen der Menschheit in Abstracto, sondern im emsigen Wirken, wo jedes einzelne Glied des Staates mehr als Maschine zu sein sucht, im beglückenden und bildenden Familienbunde des Menschengeschlechts, „diesem in unsern Staaten so tief verachteten Augenmerk", werde die

Humanität regieren. Ihrer Beförderung dient sein wiederholtes geistreiches Vertiefen und Erweitern der so menschenfreundlichen, schlicht praktischen Junto-Satzungen Franklin's, die er dem vertrauten weimarischen Kreis und dem großen Publicum auslegte, und insgesammt die „Briefe zu Beförderung der Humanität", die in den „Bund der Humanität" rufen und das „Gespräch über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft" zur Hälfte aus Lessing entlehnen, mit Klagen über die allgemeine Zerspaltung in Deutschland. An „Ernst und Falk", Lessings Geschichtsforschung und Dialogform dachte Herder noch in den Anfängen des neuen Jahrhunderts, als er für Schröder die Freimaurergespräche Horsts und Fausts zu Papier brachte. Den templerischen Idealismus Lessings hatte er 1782 am schönsten in der Handschrift des vierten Briefes gegen Nicolai entfaltet, wo er von den Tempelherrn sagt: „Wie, wenn sie durch eine schöne Mischung von Tapferkeit und praktischer Weisheit sich über die abscheulichen Vorurtheile ihrer Zeit erhebend, das Feinste und Wahreste aus Morgen- und Abendlande in ihren Seelen vereinigt hätten und wirklich der Staat im Staate, die von Nationalvorurtheilen unabhängige Tempelloge, die edle Masonei gewesen wären, dazu Lessing sie und ihre Nachfolger, die Freimäurer, gern erheben möchte? Da sind wir auf dem glänzenden Punkt, dem schönen Licht- und Luftbilde seiner Gespräche; die schönste Schrift, die für beide Gesellschaften geschrieben worden und die der noch lebenden Ideal und Gesetzbuch sein sollte, wenn sie's — sein kann, wenn sie's auch als Nachruhm der abgelebten sein könnte".

Geistreich und parador trat F. Schlegel an „Ernst und Falk" heran, auch hier Lessing — und Schlegel im Lessing suchend.

Ein Verständnis der theologisch-philosophischen Bestrebungen Lessings ist ohne Verständnis seiner Subjectivität unmöglich. Tiefere innere Gründe kamen zu dem Reiz des eigenthümlichen Vortrags. Contraste, schwer zu reimende Widersprüche, scheinbare Symptome unsicheren Schwankens in seiner Gedankenwelt fordern uns auf, die wesentlichen Merkmale dieser Geistesverfassung zu durchdringen. Ist es doch eine paradoxe Thatsache der Litteraturgeschichte, der sich wenige gleich befremdende an die Seite stellen, daß derselbe Dichter und Denker, den die Orthodoxen seiner und der folgenden Zeit aufs

heftigste befehdeten, die Masse der Nation aber als einen der vornehmsten geistigen Befreier Deutschlands gewohnter Weise verehrt, doch wieder von Männern der Rechten für sich in Anspruch genommen, von Männern der Linken vermeinter Halbheit wegen abgelehnt werden kann; daß während Tausende in ihm das Muster tapferster und entschiedenster Aufklärung feiern, hier ernste und gewissenhafte Leute eine der ihrigen, ja der Goezischen verwandte Gesinnung begrüßen, dort mit gleicher Auffassung, aber entgegengesetztem Urtheil andere über seine zwar gebildete nnd tolerante, aber scholastische Denkweise zur Tagesordnung übergehen. Derselbe Mann, der feindlichen Parteien als conservativ oder reactionär erscheint, wird von einem gemischten Chor zum Reformator oder Revolutionär gestempelt, ein Prophet monistischer Weltanschauung genannt, von David Strauß brüderlich umarmt, von Wanderpredigern als der johanneische Herold und Wegmacher Ludwig Feuerbachs dargestellt. Auch würde der Verfasser der „Theogonie" sich diesen Vorläufer wol gefallen lassen, denn die „trefflichen polemischen Schriften Lessings gegen die Theologen" waren ihm besonders lieb, und sein Ehrgeiz, einen Platz unter Deutschlands classischen Schriftstellern zu erringen, zielt gewiß in erster Linie auf die Nachbarschaft Lessings. Andrerseits hat es ein hervorragender, aber leidenschaftlich befangener Philosoph unserer Tage doch nicht bloß mit Juden und Halbtheologen zu thun, wenn er den Ruhmeskranz von Lessings Denkerstirn reißen und in den Staub treten möchte. Woher der großen öffentlichen Meinung und, was mehr ist, den Ansichten einer einträchtigen Forscherschaar gegenüber die Möglichkeit solcher klaffenden Widersprüche? Hat Lessings Geistesanlage Eigenthümlichkeiten, durch welche eine Art Zweideutigkeit der Gedankenentwicklung oder Darstellung begründet, eine Quelle von Misverständnissen seiner wahren Gesinnungen und Absichten eröffnet wurde? In der That, Lessing gerecht zu werden, gilt es die Natur seines Intellects zu begreifen. Wer das Unbefriedigende der Haltung mancher theologischer und philosophischer Bekenntnisse zur Handhabe nimmt, um den Kritiker in den Dienst eines halben Obscurantismus, den Streiter unter die Zagen zu verweisen, verwickelt sich unzweifelhaft in die bedenklichsten Widersprüche und muthet Fahnenflucht, berechnende Unterordnung, „feiger Gedanken bängliches Schwanken" einem Schriftsteller zu, der wahrlich genug unantastbare Beweise von

Festigkeit, Unabhängigkeitsdrang und stolzem Mannesmuth gegeben hat. Die Zeit verlangte eine gewisse Taktik, die bewegliche Unternehmungslust seines Geistes beförderte sie, jenes seltene, große, nicht ungefährliche Geschenk der Natur, durch dessen Besitz und rührige Verwerthung sich Lessing vor allen auszeichnet.

Die speculative Begabung Lessings ist ebenso über jeden Zweifel erhaben, wie seine ungemeine Denkschärfe. Selbst wenn gegen alle, schon durch Naumanns briefliche Inhaltsangabe ausgeschlossene Möglichkeit das „Christenthum der Vernunft" einer viel spätern Zeit als 1753 angehören sollte, so blieben doch, auch aus frühen Jahren, genug Beweise dafür übrig, wie tief der Drang, über die allgemeinsten und größten Fragen des Daseins Klarheit zu erlangen, in Lessings Innerem wurzelte. Deshalb scheint auch das aus Heblers vorzüglichem Buch oft wiederholte Schlagwort „Gelegenheitsdenker" nicht recht passend für einen Geist, der zwar das Spiel mit Einfällen nicht verschmähte und auf systematische Erschöpfung nicht ausging, aber lang vor der „ernstlichen Epoche seines Lebens" philosophirte und dieselben Probleme ohne bloße zufällige Nöthigung des Augenblicks wieder und wieder anpackte. Das alte Bruchstück über die Herrnhuter mit seiner sokratischen Grundstimmung, seinem streitbaren Vorstoß gegen die Weltweisheit als rein theoretische Speculation ist eben durch den Angriff auf das zwecklose, der Bestimmung des Menschen zuwiderlaufende „Vernünfteln" (μετεωρολογίζειν) ein Zeugnis echtphilosophischen Sinnes, da eine Ansicht über das Verhältnis der Theorie zum Leben, den Werth der vita contemplativa und der vita activa offenbar selbst dem Gebiete der hohen theoretischen Speculation angehört, mag gleich die lebensfremde Theorie in ihr eine so klägliche Rolle spielen wie im Lebensideal Luthers. Auch die innige Freundschaft mit Mendelssohn spricht beredt für Lessings natürliche Ausstattung zur Philosophie und Symphilosophie. Kein Denker ersten Ranges, behauptet Moses doch seinen Platz unter den achtbarsten Vertretern der Aufklärung vor Kant, und seine „Briefe über die Empfindungen" bergen noch unerschöpfte anregende Sätze zur Aesthetik, aus denen Lessing unter anderen Vortheil zog. Moses selbst hat es nun mit edelster Bescheidenheit nach dem Tode seines Freundes der Welt sagen wollen, daß in diesem Bunde Lessing vornehmlich der gebende, führende Meister, er der nehmende, geführte Schüler war.

Wer Lessingen den Tiefsinn nur in blitzartigen Gedanken zuerkennt, der hält entweder Tiefe für den Gegensatz scharfer Klarheit oder meint es relativ im Verhältnis zu gründlicheren philosophischen Köpfen, relativ aber auch im Verhältnis zu anderen intellectuellen Vorzügen Lessings.

Unter den Eigenschaften, welche Lessings in philosophischen Schriften ausgeprägte geistige Anlage zur Schau trägt, steht zweifellos die Schärfe voran. Ihre Kehrseite ist ein, auch von Mendelssohn, dem treuen Beobachter, hervorgehobener Hang zu Willkürlichkeiten, kühnen dialektischen Versuchen, spitzfindigen Paradoxien. Lessing war ein großer Analytiker, wofür man ihn angesprochen, nicht vornehmlich in dem Sinne, daß ihm eine besondere Kunstfertigkeit eignete, aus einem verfitzten Knäuel von Thatsachen und Bedingungen die einzelnen Fäden unversehrt herauszulösen, das Gewebe durch kunstvolles Zusammenschlagen der Theile neu entstehn zu lassen und so die wahre Structur ganz durchsichtig zu machen. Lessings Stärke als Analytiker ruht namentlich darin, daß er einen überaus geschärften Blick für Unterschiede und eine rege Freude am Sichten hat: daher übertreibt er nicht selten die wahrgenommenen Differenzen oder Gegensätze, arbeitet sie mindestens oft einseitig heraus, ohne sich hinlänglich um die Ergründung des Mechanismus zu bemühen, durch den solche Antithesen vermittelt und ohne logischen Widerspruch in einem und demselben Gegenstande vereinigt werden. Er neigt dazu, ohne weiteres ihre Unvereinbarkeit zu behaupten, einen entwirrbaren Knoten zu zerhauen. Er ist oft mehr schneidig als subtil, mehr gewandt und entschieden in schroffen Abgrenzungen als behutsam. Nach einem scharfen Schnitt weiß er bestechend Recht und Nothwendigkeit der Schnittführung darzuthun, und sein Geschick, zerstreute Hilfsmittel von allen Seiten her einem Zweck dienstbar zu machen, ist bewundernswerth. Diese erstaunliche Umsicht in der energischen Begründung einer den Thatsachen nur theilweis entsprechenden Anschauung geht nicht immer Hand in Hand mit jener andern, dem Philosophen noch werthvolleren Umsicht, die von vornherein jede Einseitigkeit vermeidet und zur unbefangenen, durchaus entsprechenden Auffassung der wirklichen Verhältnisse hinführt. Die Gewaltsamkeit der Scheidung wird manchmal verdeckt, nicht aufgehoben. Lessings „simplificirende" Tendenz tritt in vielen und mannigfaltigen Schriften

klar zu Tage; das von Gervinus beigefügte Prädikat „reinhaltend“ jedoch läßt erwarten, daß Lessing eine Vermengung nur da zu hindern suchte, wo gesonderte Gegenstände durch einander gemischt, also entstellt würden. Lessing aber trennt und sprengt auch Dinge, die wirklich mehr oder weniger innig und unlösbar zusammenhangen und deren Scheidung nur gewaltsam von Statten geht. So ist Schiller durch die Antithese des Naiven und des Sentimentalischen zu einem unhaltbaren, gleich an Goethes dichterischer Gesammterscheinung eingestandener Maßen zerschellenden Dualismus getrieben worden, und Lessing arbeitete viel ausgreifender mit der Antithese. „Sein Scharfsinn zersetzte mehr, als sein Tiefsinn feststellte“ sagt Jean Paul. Wer vorurtheilslos die ästhetischen Maßstäbe und Methoden der Gegenwart an den „Laokoon“ legt, wird auch in diesem Meisterwerk jene Kehrseite eines außergewöhnlichen Vorzugs bemerken. Nur ein Scharfsinn wie der Lessingsche konnte eine, von der heutigen Kunstübung freilich oft über jede Gebühr verläugnete, gewiß einseitige Vorstellungsart mit solcher Überzeugungskraft ausstatten, daß lange Jahrzehnte hindurch die bedeutendsten Köpfe voll bewiesene und erschöpfte Wahrheit darin fanden, was er selbst mit diesen Fermenten gar nicht leisten wollte. Daneben fehlt es unter den Scheidungen seines kritischen Scharfsinnes auch an solchen nicht, die mit dem Effect einer Offenbarung auf einmal eine bisher rathlos im Dunkeln gesuchte Wegscheide hell beleuchteten und feste Entschließung, frohgemuthen Fortgang an die Stelle der Wirrsale und tastenden Zweifel setzten. Kein Semler konnte z. B. die Religion Christi und die christliche Religion so sonnenklar sichten, wie es dieser Gedankenschärfe und dieser Präcision des Vortrags gelang.

Sein Scharfsinn bot ihm die Mittel, Stellungen dialektisch zu behaupten, deren Vertheidigung vielleicht jeder andere als völlig aussichtslos aufgegeben hätte. Er verleitete ihn öfters, Bedingtes für unbedingt, Ausgleichbares für unversöhnlich zu erklären, nackte Gegensätze zu behaupten, wo Schattirungen in einander verfließen, wie er andererseits nicht bloß scheinbare Risse zu heilen, sondern auch wirkliche Klüfte durch die Brückenbogen einer kühnen Construction, in deren innerstes Triebwerk man hineinschauen muß, um sie richtig zu fassen, zu verbinden wußte. Die akademische Preisfrage war doch so ungereimt nicht, wie das Lessing-Mendelssohnsche Heft „Pope ein Meta-

physiker!" sie überaus denk- und sprachgewandt hinstellt. Gewiß: ein anderes ist ein Dichter, ein anderes ein Philosoph — aber dieser Poet behandelt metaphysische Probleme, und die als unwiderleglich gebrachte Darlegung der Unterschiede zwischen Pope's Auffassung der Übel und Unvollkommenheiten und der Leibnizischen, zuerst gewiß von Lessing ausgewittert, macht verschiedene Standorte zu fundamental verschiedenen Ansichten, während Leibnizens Teleologie die Causalität Pope's nicht ausschließt, und umgekehrt, und beide ihre von Lessing zugeschliffenen Formeln austauschen könnten. Mindestens läßt sich Pope's causale Ansicht durch eine einfache Erwägung der göttlichen Allmacht zur finalen hinleiten, wenn auch Pope, selber unklar, durch ein trennendes or der Lessingschen Disjunction beider Erklärungsarten Vorschub leistete und ihm die Karten right und good zum Stechen in die Hand gab, so daß allerdings die Antithese ohne genauestes Zusehen zwingend und unüberbrückbar erscheint. Ferner ist in den herausgehobenen zweiten Satz Pope's von den unendlichen Vollkommenheitsstufen mit künstlicher Wortwendung etwas ganz anderes, als der englische Dichter gedacht und gesagt hat, eingeschoben, ein mehrdeutiger Ausdruck „geordnet" willkürlich auf eine räumliche Ordnung bezogen worden; es versteht sich für Lessing und Moses von selbst: ohne jede Absicht einer entstellenden Unterlegung oder gar bewußten Fälschung. Nein, die löbliche Tendenz, Poesie und Philosophie auseinanderzuhalten, ließ den scharfsichtigen Prüfer Mängel und Unterschiede bei Pope auch da schußgerecht auftreiben, wo sprachliche Kunstgriffe sie eben erst geheckt hatten. Im Hintergrunde spornte noch der Wunsch, die Herren von der Akademie einer Albernheit zu überführen, das kritische Gelüst zur behendesten Parforcejagd.

Die eigenthümliche Fähigkeit Lessings zu distinguiren hat wiederum in andern Fällen einen nachspürenden Forscher wolbegründete Scheidung für falsche Spitzfindigkeit erachten lassen, weil er zu sehr unter dem Eindruck dieses mehrfach zu belegenden wissenschaftlich-litterarischen Verhaltens stand. „Das Christenthum der Vernunft" soll in der Hauptsache, die skizzirten Motive der römischen Christenverfolgungen sollen durch und durch sophistisch sein, denn die Unterscheidung „die Christen wurden nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen der Übertretung der Gesetze bestraft" besage nicht andres als: sie wurden wegen

der Ausübung ihrer Religion bestraft. Lessing hat aber seine Ansicht, sie sei richtig oder verkehrt, ausdrücklich mit den nächtlichen Zusammenrottungen begründet, diese ausdrücklich als in der christlichen Religion nicht vorgeschrieben, mit der Religionsübung nicht nothwendig verbunden bezeichnet. Das Künstliche und Gezwungene in dem unglimpflichen Versuche, die Römer zu „retten", ward gefühlt, aber an der unrechten Stelle getadelt: liegt doch die Frage allzunahe, warum denn die Christen bei völliger Religionsfreiheit ohne Noth durch nächtliche Schmäuse sich den ernstesten Gefahren hätten aussetzen sollen? Lessing setzte über den simplen Einwand sprungweise hinweg, um eine neue, verblüffende Behauptung zu verfechten.

Ein Kopf von so selbständiger Schärfe, die leicht eigenwillig werden kann auch bei der aufrichtigsten, Lessingen eingewurzelten Wahrheitsliebe, hat eine natürliche Neigung, die Dinge auf besondre Art, anders als andre Leute anzusehn, und das eigenrichtige oder im Gespräch herausfordernde Abweichen von der breiten Heerstraße wird ihn um so lebhafter reizen, um so angenehmer befriedigen, je gefährlicher der neue Pfad, je nothwendiger und selbstverständlicher das Fortschreiten im allgemein befahrenen Geleise scheint. Freund Moses wußte das wol, wenn er auch arg daneben schlug, als er Lessings spinozistische Äußerungen für bloße Schäkereien und vorbeiprasselnde Gedankenschwärmer erklärte: „Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammen zu paaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte". Auch habe er mehr Vergnügen darin gefunden, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten, als die Wahrheit schlecht vertheidigen zu hören. Wenn die Genossen mit aller Welt sagten „Niemand wird läugnen" . . ., so rief er: ich bin dieser Niemand; wenn einer die allgemeine Weisheit aufs Tapet brachte, so hatte er große Lust das Gegentheil zu behaupten, im Gespräch natürlich viel verwegener, als mit der Feder, die Bleibendes für einen größeren Kreis schafft. Aber die unbetretensten Wege sind auch die gefährlichsten. Eine Wahrheit ist nicht minder wahr, weil sie jedermanns Wahrheit und deshalb mühelos und trivial ist. In solchen Fällen wird das Abweichende, „gemeinen Augen Befremdliche", eben

der Schwierigkeit zu überzeugen, der Anstrengung zu vertheidigen halber, bevorzugt, nicht etwa aus bloßer Gedankenspielerei, sondern im guten Glauben, der Irrthum sei Wahrheit oder führe doch zu ihr hin, die Hypothese beseitige wenn nicht für die Menge, so doch für die Weisen das Hindernis. So erklären sich auch gewisse Lessingsche Paradoxien und seltsame Begriffsbestimmungen. Ein kleines Beispiel aus der brieflichen Symphilosophie: Moses hatte Rousseaus Perfectibilität vielleicht nicht ganz treu, aber verständig erklärt — dem setzt Lessing (Jan. 1756) aus eigenen Mitteln eine Vervollkommnung entgegen, die sich genugsam bewähren würde, wenn sie die Menschheit immer auf gleicher Stufe hielte, und liefert so, wie nicht näher gezeigt zu werden braucht, eine in sich ganz verfehlte und absurde Definition. Freilich sind ihm solche, auch vom Halbdenker gleich zu ertappende Irrthümer äußerst selten entschlüpft, wenn er laut seinem Epigramm verfuhr „Man würze wie man will mit Widerspruch die Rede." Und hätte er die Würze zur Kost gemacht, so wäre seine Schriftstellerei nicht in der Nation lebendig geblieben.

Lessing hat in jungen Jahren mit Vorliebe Mathematik getrieben, wie zuverlässige Zeugnisse bekunden. Gewiß mußte ein so kräftiger und elastischer Geist sich lebhaft von einem Studium angezogen fühlen, das nicht wie andere Disciplinen dem Gedächtnis Stoff zuführt, sondern die Verstandesthätigkeit herausforbert. Auch lehren bedeutsame Belege, daß der seit der Schulbank und dem Umgang mit Kästner und Mylius den exacten Wissenschaften fernstehende Humanist noch im reifen Alter eine Art mathematischen Calcüls anwandte, wo der Gegenstand zur zahlenmäßigen Betrachtungsweise kaum anzureizen scheint. Wenn er 1757 du Bos' Lehre von dem auch mit den allerunangenehmsten Leidenschaften verbundenen Lustgefühl „ein wenig philosophischer" ausdrückt und die Grade des Realitätsbewußtseins abmißt, so unterscheidet er sich von ihm weniger durch die rationale metaphysisch-psychologische Begründung im Geiste Wolffs und Bilfingers, als durch die auffällige arithmetische Exemplification, welche das Umschlagen der Unlust in Lust oder den umgekehrten Vorgang im Bewußtsein erklären soll. Als gehe Lessing daran, die Stärke der Regungen durch Zahlengrößen auszudrücken und mitten in die Streitfragen der modernsten Psychologie und Aesthetik hinein zu springen; aber es

handelt sich doch nur um eine nicht streng sachlich zu nehmende Erläuterung, nicht um eine prophetische Stellungnahme zur Meßbarkeit seelischer Vorgänge. Bei anderer Gelegenheit jedoch war ihm die mathematische Auffassung mehr als ein bloßer veranschaulichender Behelf, es ergab sich ihm aus solcher Auffassung wirklich der genauere Charakter eines Problems, das sonst gleichfalls den Rechner fernzuhalten scheint. Die von jedermann gefühlte Bizarrerie seiner Ansichten über die Zahl der Sinne fällt nicht sowol der Idee der Metempsychose zur Last, als der mathematischen Künstelei, den absonderlichen, unwahrscheinlichen Voraussetzungen arithmetischer Combinationen. Man erinnere sich, daß Lessing gelegentlich in sokratischer Verstimmung gegen die unnütze Theorie, als er das praktische Christenthum an den Herrnhutern darlegte, den Newton und Leibniz ihre Einführung des Calcüls in die Erforschung des Universums gar sehr verübelte und den „Algebraisten" nicht gnädiger anließ als den Astronomen und den Metaphysiker. Anderswo, wie in dem Entwurf über die Ausbreitung des Christenthums, wird dagegen der Mathematik die höchste Anerkennung gezollt, ja gerad heraus gesagt, ihre Schule sei dem Philosophen unentbehrlich, weil „sie unsern Geist an Ordnung und deutliche, genaue Begriffe gewöhnt und ihn lehrt, was demonstrativ ist." Im October 1756 zeigt die gegen Moses ausgesprochene Befürchtung, er möchte den Aufsatz über die Wahrscheinlichkeit nicht recht verstehen, den vorzeitigen Abbruch seines lieben Knabenstudiums und zugleich, welchen Werth er der mathematischen Schulung beimaß. Seine bis späthin bleibende Lust zu elementar-mathematischen Entwicklungen, wo sie nicht einmal so recht am Platze scheinen, zu einer Arithmetik, deren sich niemand versieht, entspringt dem Triebe möglichst vielseitiger Bethätigung des Verstandes und dem Streben, möglichst scharfe, bestimmte, von einander abgegrenzte Vorstellungen zu gewinnen. Dies so verdienstvolle Streben ergab mitunter falsche Grenzen, zu scharfe Sonderungen. Der in den letzten Beispielen ausgeprägte, beim ersten Blick unwesentliche und bedeutungslose Zug fügt sich nun erhellend und verstärkend in das Gesammtbild dieses eigenartigen Intellects; ihm sind die arithmetischen Spiele geistige Turnübungen, und auch darin steht er vor uns als der große Verstandesgymnastiker, der die Gabenfülle seiner Natur mannigfaltig, nicht zuletzt in schneidigen Trennungen, kühnen, noch

unversuchten und deshalb um so reizvolleren Combinationen erproben muß. Am Schachbrett saß er gern mit seinem philosophischen Freunde: der eigenthümliche Schachspielerscharfsinn regt sich auch in einigen philosophischen Versuchen, wie in den abgebrochenen Constructionen von der veränderlichen, die Fünf übersteigenden Zahl der Sinne. Die Jugendliebe erkaltete nicht völlig, da ein tiefer Zug der Gemeinsamkeit seine Art mit der Weise des Mathematikers verbindet, die nicht vom Gegenstande der empirischen Wissenschaften gefesselte, selbständige Verstandesthätigkeit.

Lessings Eigenart muß vor allem bedacht werden, wenn man kritisch an seine religionsphilosophischen Bekenntnisse und seine Religionspolitik herantritt. Wer die anscheinenden Halbheiten, Compromisse, Zugeständnisse, die einen streng logischen wissenschaftlichen Sinn verletzen, aus Achselträgerei, Furcht vor der Macht, Sucht es zwei Parteien recht zu machen herleitet, wird die Wahrheit gröblich verfehlen, weil er die Persönlichkeit misversteht. Wer umgekehrt Lessings Verhalten durch dick und dünn scrupellos billigte und dem modernen philosophischen Bewußtsein durchaus unbedenklich fände, würde sich einer sachlich nicht zutreffenden Auffassung schuldig machen. Die Zeitverhältnisse, mit denen jedenfalls gerechnet werden mußte, wenn mehr geschehen sollte als eine Predigt in der Wüste, sind oben dargestellt. Der Strateg konnte nicht mit allen Feinden rechts und links auf einmal anbinden. Galt es dem Rationalismus, so war die Orthodoxie schonender zu behandeln; galt es die Zwingburg zu cerniren, so mußten alle Truppen der Aufklärung heran. Die wichtigsten Ansprüche der Rechtgläubigkeit zugebend, traf er sie neckisch aufs Haupt, setzte sie vor dem Publikum ins Unrecht, gab sich zur ohnmächtigen Wuth des Gegners den Märtyrerschein eines Opfers blindwüthiger Verfolgung. Aber diese politischen „Evolutiones", die hie und da zu unphilosophischer Nachgiebigkeit führten, diese kleinen Manoeuvres sind wahrhaftig nicht der Haupthebel zum Verständnis seiner eigenthümlichen Haltung. König Odysseus war viel mehr als bloß verschlagen. Den voreiligen Folgerungen aus Lessings Taktik gebietet Einhalt seine sittliche Tüchtigkeit, sein allzeit reges Gerechtigkeitsgefühl, sein mächtiges Bedürfnis der Geistesfreiheit, dem nichts unerträglicher wäre als von Parteileidenschaft geknebelt zu werden, seine tiefe Sympathie mit allem Ganzen, Folge-

rechten, Charakterfesten. Nicht Halbheit, Unselbständigkeit, übergroße Empfänglichkeit, die Lessing so meilenfern liegen, vielmehr der Hang zu kühner, spontaner Verstandesthätigkeit treibt in seinen befremdlichen Zugeständnissen und Anpassungen. Das große Leibnizische Beispiel mag das Seinige beigetragen haben; wer weiß, ob Lessing sich ohne dies gefährliche Vorbild ein so weites Abbiegen von der geraden Straße erlaubt hätte? In dem Aufsatz über die ewigen Strafen steht zu lesen, wie er vom Verfasser der „Theodicee“ lernte, die esoterische Lehre hinter der exoterischen für gemeine Augen zu bergen, anders zu denken und anders zu reden. Wolverstanden: nicht im Sinne des sophistischen *τὸν ἥσσω λόγον κρείσσω ποιεῖν* und alles zu beweisen, sondern dieselbe gute Sache nach verschiedenen Methoden zu führen, in freier philosophischer Weise und in speculativer Vertiefung des Dogmas, also auf der Bahn, die sich von Augustin bis zu Hegels Religionsphilosophie hinzieht. Der exoterische Vortrag will jeden auf dem Wege, wo der Lehrer ihn eben fand, weiter leiten zur Wahrheit, das eigene Feuer, wie Lessing sagt, zwar nicht im Kiesel verbergen, aber selbst aus dem ungeschicktesten Quarzstück Funken schlagen, eine verkehrte Meinung so lange wenden und pflegen, bis ihr Vernunftgehalt herausgelockt, die Sonnenseite an ihr gefunden ist. Leibnizens wichtiges Beispiel allein würde doch Lessing kaum zu allen waghalsigen Operationen vermocht haben, die bei dem Einen Staunen und Bewunderung, bei dem Andern Ärger und Entrüstung, bei der Menge manch drolliges Misverständnis hervorrufen, hätte in seiner Individualität nicht eine besondere Gabe das Fremde zu adoptiren gelegen. Den gymnastischen Kopf vergnügte und konnte nichts mehr reizen, als jenes durchdringende Ausdeuten, jenes logische Modeln und Umgestalten, das der Überlieferung das Gesicht nach einer anderen Seite dreht und schließlich die gesuchte Idee überall zu finden und aufzuzeigen gestattet. Seine mächtige Vorliebe für scharfe Trennungen sträubt sich nicht wider ein solches Amalgam, denn die Verbindung der Gegensätze bleibt locker und meist auf Eine Schlinge beschränkt, wo der behende Dialektiker die Widersprüche behoben, die Contraste zum Schmelzen gebracht hat. Im übrigen findet der zertheilende Scharfsinn hier erst recht das Feld für seine Übungen und Triumphe, da es weit schwerer hält, eine Vorstellung von ihrem überwiegenden Inhalt, ihrer allgemeinen bisherigen

Geltung zu lösen, als anerkannte, jedem Auge deutliche Gegensätze zu bemerken und nochmals zu sichten. Die Schwierigkeiten, die Lessing überspringen muß, um scheinbar, da er doch den einen Fuß weit hinaussetzt, mit beiden Füßen von dem Wippbrett aus den christlichen Standort zu gewinnen, um die Vernünftigkeit dieses und jenes Dogmas zu erweisen, um eine Umwälzung an die conservativste Überlieferung anzuknüpfen, sind so groß, daß die willige Bewunderung des formalen Gelingens kaum zurückbleibt hinter der unwilligen Verwunderung über das Unternehmen, wenn man dieses nur exoterisch betrachtet.

Einzelne Forscher haben gerad aus dem viel tieferen Gegensatz, in welchem sich Lessing zur positiven Orthodoxie befindet, seine im Vergleich mit der Kritik rationalistischer Aufklärer oft mildere Beurtheilung ableiten wollen. Allerdings konnte er keineswegs auf dem Standpunkte des damaligen Rationalismus beruhigt stehen bleiben. Allerdings sagt er paradox: „Je gröber der Irrthum, desto kürzer der Weg zur Wahrheit". Allerdings äußert er sich auf seiner höheren Warte manchmal so, als seien die Vertreter beider Parteien von oben gesehen ziemlich gleich, da sich die Übel der Orthodoxie verkleinerten, die Gebrechen ihrer Gegner vergrößerten. Auch ist es psychologisch begreiflich, daß wie im politischen Widerstreit, so im theologischen — man denke an Strauß — der Vorgeschrittenste mehr Sympathie für die fernen „Ganzen" als für die „Halben" zeigt. Dadurch aber wird die nähere Zugehörigkeit zur Linken nicht aufgehoben, so verstimmt und verächtlich er sie auch behandelt, und die Hauptschläge hat doch die Rechte gefühlt und nimmer vergessen. Die höchste, in Wirklichkeit doch so hoch nicht vorhandene Entrücktheit des Betrachters könnte das Bild nicht ins Gegentheil verkehren, das Fernere näher, das Verwandtere fremd zeigen. Keine Politik, wenn anders sie den Vorwurf der Felonie scheut, dürfte zur Befehdung eines Dritten mit dem Todfeind gemeine Sache machen und diesen über die tiefen Gegensätze täuschen. Warum sollen wir heute der Orthodoxie eine unmögliche Waffenbrüderschaft aufdrängen und Lessing von der Aufklärung wegsprengen, da wir doch die Zeit- und Kriegsläufte kennen, da uns Lessings Sonderart bewußt ist? In der Sprache der Christgläubigkeit Gedanken entwickeln, die aus Leibnizischer Sphäre in spinozistische oder halbspinozistische hineinragen, entschiedene Aufklärung fördern mit Hilfe eines bisher ganz anders gebrauchten

Rüstzeuges der Rückständigkeit, Wunder und Offenbarungen behaupten mit Worten, die ihre Unmöglichkeit einschließen, das sind Triumphe der gewagtesten, schwierigsten Dialektik. Sind sie aber nicht mehr als große Kunststücke des Witzes? Gewiß. Der neue Wein soll die alten Schläuche sprengen, der Leser soll nach seinem Verständnis rascher oder sachter ins Esoterische dringen. Das Amalgam kann, wie Lessing am besten wußte und im Motto der „Erziehung" deutlich genug aussprach, doch immer nur zur Hälfte gelingen. Es erfüllt den, der alles klipp und klar buchstabirt haben will, mit Misbehagen, es wird der unverständigen Masse nicht zum Ärgernis, es führt den Mitdenker allgemach aus der exoterischen Darstellung an die wirkliche Überzeugung heran, freilich ohne ihm jeden Zwiespalt, Sprung und Widerspruch innerhalb der einzelnen Schrift und des Complexes zu benehmen und sich ihm rückhalt- und lückenlos zu erschließen.

Betrachten wir in diesem Zusammenhange nochmals ein frappantes, von den berufensten Richtern beredt gewürdigtes Beispiel Lessingscher Gedankenentwicklung, dessen Hauptergebnisse oben zusammengefaßt worden sind, den Aufsatz Über den Beweis des Geistes und der Kraft. Seine erkenntnistheoretische Tendenz geht offenbar darauf aus zu zeigen, daß etwas, das auf Grund historischer Zeugnisse für ein Factum, eine Wahrheit gehalten werden müßte, kein Factum, keine Wahrheit ist, sobald es mit der Vernunft oder der allgemeinen, noch jetzt durch Beobachtung und Versuch controlirbaren Erfahrung in Widerspruch geräth, daß dann aus einer solchen vorgeblichen historischen Thatsache philosophisch nichts gefolgert werden kann, was sich nicht auch ohne sie erweisen ließe, daß demgemäß auf die bloß berichteten, nicht selbsterlebten Wunder der Bibel kein allgemeiner Schluß, welcher Art auch immer, zu gründen sei. In der That, diese Absicht ist so vortrefflich, die Grenzen der Beweiskraft auch der verläßlichsten Geschichtszeugnisse, sind so gut und richtig abgesteckt, das Verhältnis zwischen historischen Aussagen einerseits, der Vernunft oder allgemeinen Erfahrung andererseits erscheint durch die unbedingte Unterordnung aller mit der rationellen Weltansicht unvereinbaren Aussagen so scharf gekennzeichnet, daß der Abhandlung, zumal wenn man das nachgelassene zweite Schreiben an Schumann hinzulegt, das ihr von Strauß und eindringlicher von Dilthey gespendete Lob vollauf gebührt. Hat aber

Lessing wirklich nichts anderes gesagt, als was er seiner eigentlichsten Tendenz nach sagen wollte, sagen mußte? was knappe wesentliche Berichterstattung ihn sagen lassen darf? Durch den ganzen Aufsatz läuft der Ausdruck und Begriff „historische Wahrheit" oder „Geschichtswahrheit". Lessing braucht aber das Wort nicht bloß so, daß der Ausfall des anfangs beigefügten Adjectivs „vorgeblich" sich von selbst versteht, sondern er behandelt diese vorgeblichen, vermeinten Wahrheiten in gewisser Hinsicht doch als voll, richtig, unzweifelhaft. Er spricht davon, daß er sie gelten lasse, nichts dawider einzuwenden habe, die Folgerungen anderer sich gefallen lasse und sich selbst vorbehalte, andere historische Dinge danach zu schätzen. Der Ausdruck ist für einen Theil der Lessingschen Darlegung unpassend, weckt den Argwohn einer uneigentlichen, abgekürzten Bezeichnung und entspricht doch wieder dem Inhalt, indem er die Zweideutigkeit der Begriffsfassung spiegelt. Mit den gezwungenen Wendungen konnte das volle Ziel nicht erreicht werden. Die Sache liegt doch so: sind geschichtliche Facta, was sie nach ihrer strengen Bezeichnung sein müssen, echte Wahrheiten, echte Thatsachen, dann gestatten sie eben so gut sichere Folgerungen wie jedes Factum von heut oder morgen, und das Perfectum, das Tempus überhaupt macht keinen Unterschied. Wäre es, wie Lessing dem Gegner zu weit entgegenkommend einräumt, wirklich historisch unläugbar, daß Christus Wunder gethan hat, so entfiele das Recht, Consequenzen daraus abzulehnen, die sich aus der Thatsächlichkeit eines gegenwärtigen Wunders logisch ergeben würden. Lessing verdeckt die Blöße seiner Erörterung sehr geschickt, indem er bald den Gegensatz der historischen und der nichthistorischen Wahrheiten auf den Gegensatz der zufälligen Geschichtsthatsachen und der nothwendigen Vernunftwahrheiten reducirt, bald unvermerkt diese Vorstellung nothwendiger, empirisch unerweislicher Wahrheiten bei der Frage unterschiebt, ob die geschichtliche Erfahrung zur Begründung allgemeiner Lehrsätze tauglich ist. Eine schiefe, rationalistische Methode, die Lessing in dem Nachleben der Wolffschen Speculation gefahrloser anwenden mochte, als die Metaphysik nur Vernunftwahrheiten umfassen sollte, welche so streng wie logische und mathematische Wahrheiten von keiner Empirie gestützt oder erschüttert werden können. Daß in den religiösen Fragen allerdings Raum für die Erfahrung sei, übersah Lessings Scharfblick durchaus nicht, er

hat ja fort und fort aufs schönste und tiefste mit der Erfahrung der Christen gerechnet. Darum vertauscht er hier immer wieder — die Kritik der einmal concebirten Wunder Christi kam ja anderweitig zu ihrem Recht — den Begriff der historischen Wahrheit als einer der apriorischen Vernunftwahrheit entgegengesetzten mit dem Begriff des eigentlich, nach dem gemeinen Wortsinn historischen Factums und erobert so gewaltsam sein Ziel. Denn nur die niemals ganz zu tilgende Unsicherheit geschichtlicher Angaben, bei denen, wie Lessing am Leben Alexanders zeigt, dichtende Phantasie mitgearbeitet haben kann, verbietet, metaphysische Ansichten auf derlei Zeugnisse, falls diese der allgemeinen Erfahrung des Tages widerstreiten, zu bauen. Wenn Lessing gleichzeitig doch den geschichtlichen, d. h. nach den Quellen dafür zu nehmenden Wahrheiten und Thatsachen den Charakter echter, wirklicher Wahrheiten und Thatsachen ließ, konnte es ihm unmöglich darauf ankommen, den Glauben an historische Pseudothatsachen zu nähren, sonst hätte er der unverkennbaren Grundabsicht seines Aufsatzes aufs widerspruchsvollste entgegengearbeitet. Seine Warnung, auf geschichtliche Berichte kein metaphysisches Lehrgebäude zu gründen, wäre in den Wind gesprochen, wenn sich einmal die Überzeugung von der Thatsächlichkeit des Inhalts festgesetzt hätte und der Inhalt zugleich so beschaffen wäre, daß er mit zwingender Logik die herrschende Metaphysik durchbräche. Lessing legt großes Gewicht auf den Umstand, der seiner dialektischen Entwicklung in der That sehr zu Statten kommt, daß zwischen Christi Wundern, der Auferstehung u. s. w. und Hauptsätzen der christlichen Metaphysik, selbst dem der Gottessohnschaft, kein nothwendiger innerer Zusammenhang bestehe; so hätten denn die Wunder des Urchristenthums, die er für wirklich zu halten vorgiebt, nur die Bedeutung gehabt, die frühere Menschheit auf die neuen Heilswahrheiten aufmerksam zu machen, während sie logisch diese Wahrheiten schon damals so wenig begründen konnten wie heute. Aber auch das muß Lessingen dazu dienen, jenen Facten, deren metaphysische Beweiskraft er läugnet, die Thatsächlichkeit scheinbar zu wahren, obwol dies Zugeständnis, consequent ausgebeutet, doch die gewichtigsten Schlüsse, von Lessing selbst in der Rettung des Cardan erörtert, für das Conto der Positiven ergeben müßte. Es war eben nur scheinbar, dieses Zugeständnis, und weit entfernt, seine Zwecke durch schwankendes

Ungeschick zu vereiteln, legte Lessing die größte Geschicklichkeitsprobe ab, da trotz Paraden, Sprüngen, Windungen die Gesammtleistung unfehlbar dasteht. Daß er innerlich von der völligen Unabhängigkeit empirischer Thatsachen und metaphysischer Sätze so wenig durchdrungen war wie von der Gewißheit der vorgeblichen Geschichtswahrheiten, lehrt ja das nachgelassene zweite „Sendschreiben" an Schumann, worin jener Gegensatz fehlt, aber ein um so stärkerer Nachdruck auf die Verschiedenheit des Selbsterlebten, Selbstvernommenen und des bloß von fern her Berichteten gelegt ist. Lessing hat erst hier seine siegreiche Darlegung, daß der Beweis des Geistes und der Kraft weder Geist noch Kraft mehr habe, sondern nur Menschenzeugnis von Geist und Kraft beibringe, rein vorgetragen, nachdem sie anfangs unter Vermengung heterogener Gesichtspunkte und der bedenklichen Flagge der „historischen Wahrheit" ausgelaufen und doch in den Hafen gekommen war.

Und nochmals: es ist nicht allein die kluge, dem Gegner nicht jede Seite auf einmal bietende, den noch befangenen Schüler nicht auf einmal durch und durch fortreißende Taktik und Pädagogik, die denn doch ihre großen, in der That alsbald bemerklichen Gefahren hätte. Es ist immer wieder jene Besonderheit seiner geistigen Anlagen und Neigungen, lieber das Verwickelte als das Plane, lieber das Paradoxon als den ohne weiteres zugänglichen Gemeinplatz, lieber das Befremdende als das jeglichem Auge Einleuchtende zu suchen und reich gewürzt aufzutischen.

Ein solcher Geist konnte weder dem bequemen Rath Philosophandum est sed paucis folgen, noch sich häuslich in einer philosophischen Schule niederlassen um darin systemgläubig zu altern und seine Arbeit genügsam im Archiv der -aner und -isten niederzulegen. Er liebte später an dem jungen Jerusalem, was er selbst besaß: „Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist; und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte."

So wenig Lessings Jugenddichtungen frei über der zeitgenössischen

Production thronen, so wenig stand er von vorn herein als selbständiger Denker den zeitgenössischen Philosophen gegenüber. **Wolffs** Lehren waren ihm zunächst schon auf der Meißner Schulbank propädeutisch dargeboten worden, wie die kindlichen Beweise der „Glückwünschungsrede" verrathen. Der Hallenser Lehrmeister, 1740 von Friedrich dem Großen rehabilitirt, beherrschte die deutschen Katheder. Seinen Einfluß hat Lessing vollauf erfahren, wenn er auch als Student unmittelbar aus **Leibniz** schöpfte, bald an Bayle herantrat und um Wolffs Todesjahr, 1754, bereits die eigenen Schwingen zu rühren versuchte. Nicht zwei Perioden, des Werdens und der abgeschlossenen Reife, wollen bei ihm geschieden sein, vielmehr eine Periode der mit überkommenen Begriffen zufriedenen, allerdings in einigen Fragen schon ketzerischen Schulgenügsamkeit, die, auch wo sie stärker abweicht, noch an den Leibniz der Wolffschen Überlieferung anzuknüpfen ist, und eine nicht zu beruhigtem Abschluß gelangte, sondern in ihrer Gedankenarbeit abgebrochene Periode des Ringens um eine freie Weltanschauung, die endlich spinozistisch mit der Ablehnung des personalistischen Theismus und der Verwerfung der Teleologie rechnet. Genannt oder, weil fast selbstverständlich, nicht genannt, spielen Leibniz und Wolff die Hauptrolle in den unbedeutenden kleinen Recensionen der Vossischen Zeitung. Sehr conservativ heißt es 1752: „Das Neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit alle Zeit verdächtig sein"; als er den Satz ein Vierteljahrhundert später wiederholte mit dem getrostesten Schlagwort der Aufklärung: „Die erste und älteste Meinung ist in speculativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel", geschah es, um seine bizarrste und befremdlichste Hypothese anzukündigen, und so manche kühne Ritte in unbekanntes Land waren gethan. Wie treu Lessing anfänglich im Wolffschen Geleise fortging, erhellt 1755 aus der Streitschrift über Pope und Leibniz, worin das „Gedicht" ganz zeit- und schulgerecht definirt wird, aus einigen Begriffsbestimmungen der Fabelaufsätze, aus den Noten zu Burke 1758, deren Sätze unter der Überschrift „Was erhaben und schön heißt" den reinsten und unzweideutigsten Wolffianismus in bekannter Terminologie darbieten, obwol es diesen Anmerkungen an Spuren der Selbständigkeit im Einzelnen, an Meinungsverschiedenheiten gegenüber Wolff wie Mendelssohn nicht fehlt. Erst seitdem sein Leibnizstudium sich bedeutend vertieft hatte,

wies er fast verächtlich auf die Kluft zwischen dem Meister und dem Schüler und trennte überscharf Leibnizens System von „der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit" Wolffs. Seine aufrichtige Verehrung des Meisters aber hat er jederzeit unumwunden bekannt: im Pope-Aufsatz grenzen die Worte „der Wahrheit und zugleich Leibnizen näher kommen" an Orthodoxie, in den Litteraturbriefen wird das überall gleich verbreitete Licht seines Verstandes der Nation vor Augen gehalten, in den Wolfenbütteler Beiträgen, den Zusätzen zu Jerusalem, den Gesprächen mit Jacobi seine „große Art zu denken" mannigfach gefeiert. Als 1765 die Veröffentlichung der Nouveaux essais sur l'entendement humain gegen Locke auch seiner Leibnizforschung neue Sporen gab, beschied er sich nicht mit Auszügen, sondern begann eine offenbar für den Druck bestimmte Übersetzung und in französischer Sprache einen Aufsatz über das ihm besonders interessante Verhältnis des Philosophen und des Theologen Leibniz, wobei nothwendig auch das Esoterische und Exoterische schon vor den Soner- und Wissowatiusbeiträgen erörtert worden wäre. Zu einer Lebensgeschichte Leibnizens hat er gesammelt und sich nicht auf äußere biographische Daten beschränken wollen. Seine eigene Speculation ist ohne das Leibnizische System unverständlich.

Der jugendliche Aufsatz über das praktische Christenthum der Herrnhuter mit der bleibenden Lebenslosung, der Mensch sei zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren, verfolgt seine hitzige speculationsfeindliche Tendenz der Kraftbethätigung doch im Gedankenkreise der Monadologie, nach welcher Substanz Kraft und jede Monas in Ewigkeit thätig ist. Er theilt mit Leibniz, zugleich mit Aristoteles, der durch seine analytische Methode der Aesthetik den größten, durch seine Metaphysik höchstens einen secundären Einfluß auf Lessing gewann, die Auffassung der Seele als einer Entelechie. Bedeutsamer wird das vervollkommnende Thun bald darauf in der zwiespältigen Skizze „Das Christenthum der Vernunft" (1753) gefaßt. Schon Mendelssohn erkannte darin die Ketzerei und gedachte der alten Vorlage, als die „Erziehung des Menschengeschlechts", vorher der Wissowatius-Beitrag, eine gewohnte Bahn mit neuem Rüstzeug beschritt. Ernste Zweifel, ob die leibige Halbheit der auf Leibniz gestützten Vermittlungstheologie Vernunft und Offenbarung zu dauerhafter Aussöhnung bringe, müssen

schon in dem jungen Bayle-Leser erwacht sein; aber kein Bayle oder Voltaire lehrte ihn, von Leibniz ausgehend, nach dem Vernunftgehalt der christlichen Dogmatik fragen, ohne kurzweg abzusprechen und auch den historischen Drang und Werth aller Etappen des Geisteslebens zu verkennen wie die Aufklärung des „selbstklugen Jahrhunderts". Daß sein erster Umdeutungsversuch mehr als bloß verwegen sei, darf freilich kaum behauptet werden, soweit das Geheimnis der Trinität in Frage kommt, dessen Rationalisirung aus Wolffschem Fahrwasser hinaussegelt. Mit einem Gedanken, in dem man Beziehungen zu Aristoteles gefunden hat, setzt er ein: Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können, also, da Gott selbst das Vollkommenste ist, von Ewigkeit her nur sich selbst denken können. Wenn nun im dritten Paragraphen Vorstellen, Wirken und Schaffen in Eins gefaßt und der schöpferische Charakter der Vorstellungen Gottes behauptet wird, so meldet sich schon die spätere Idee von der Wirklichkeit der Dinge in Gott an, ein „Panentheismus", wie man es nicht schön, aber treffend nennt, der leicht in Pantheismus übergehen kann. Leibniz sieht in der Welt ein aus unzähligen Einzelsubstanzen, vorstellenden, von einander verschiedenen, unter einander im steten continuirlichen Zusammenhang bedingten, durch unendliche Vervollkommnungsstufen veränderlichen Monaden zusammengesetztes, prästabilirtes harmonisches Ganze, dem die Gottheit von Anbeginn seine unwandelbare Ordnung mitgegeben hat. Das alles findet sich, bis zu wörtlichen Übereinstimmungen mit Leibnizens System, auch bei Lessing; aber seine Paragraphen sind keine Wiederholung, wie am klarsten Zeller gezeigt hat. Der vierte scheidet: Gott kann sich nur auf zweierlei Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal und sich als den Inhalt derselben, oder er denkt seine Vollkommenheiten zerlegt, eine von der andern abgesondert und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt. Die erstere Möglichkeit ergiebt ein identisches Bild Gottes: man lasse die Scholastik von der natura naturans Gott, der natura naturata „Sohn Gott" und der Harmonie Heil. Geist aus dem Spiel, und man hat den Grundgedanken für die „Wirklichkeit der Dinge in Gott", einen Leitfaden zu dem noch unbekannten Spinozismus hin, die Idee der Einheit von Subject und Object im absoluten Er-

kennen./ Ganz leibnizisch klingt, was über die Möglichkeit unendlich vieler Welten und die nothwendige Wahl der besten, die geschlossene Continuität und Unendlichkeit u. s. w. gesagt wird — unleibnizisch die Erklärung der Monaden nicht nach der prästabilirten Harmonie, sondern als zertheilt gedachter göttlicher Vollkommenheiten, der Vollkommenheit Gottes ähnlich wie Theile dem Ganzen. Ist aber jeder Gedanke bei Gott eine Schöpfung, ist der Gedanke der zertheilten Vollkommenheiten Gottes und ihr mit diesem Gedanken nothwendig identisches Dasein die Welt, dann müssen doch die göttlichen Vollkommenheiten an sich kosmischer Art sein: der sich selber ganz vorstellende, die Summe seiner Vollkommenheiten auf einmal denkende Gott denkt und schafft also die ganze Welt, die Summe aller einzelnen Dinge. Die Selbstverdopplung Gottes in der Vorstellung seiner selbst, im göttlichen Selbstbewußtsein und die Weltschöpfung sind nur noch in der Betrachtung, nicht real unterscheidbar; sonst müßte man auch eine Verdopplung des materiellen Kosmos, zwei gleiche Welten nebeneinander annehmen, hier das Universum, dort sämmtliche Theile, hier die Summe, dort alle Summanden. Daß nun das Ganze nicht als etwas von den einzelnen Theilen getrennt und unabhängig Existentes gedacht werden kann, daß das Ganze, wie auch Moses gegen Jacobi geltend machte, nur in der Auffassung seitens eines denkenden Subjectes von den Theilen verschieden wird, bedingt den naturalistischen Charakter jedes ernsthaften Pantheismus. Unmöglich war Lessing über die Consequenzen des § 13 und seines Abweichens von Leibniz schon im Klaren, vielmehr finden wir ihn noch weit entfernt von entschiedenem Pantheismus. Die Idee eines unmittelbar schaffenden, im Denken selber seine Objecte ins materielle Dasein setzenden Intellects nämlich ist streng logisch undurchführbar und nach zwei Richtungen fortzubilden: entweder macht man Ernst mit dem Begriff des Intellects und nähert sich dann dem gewöhnlichen Gottes- und Schöpfungsbegriff um so mehr, je entschiedener man das Moment des Selbstbewußtseins in den Vordergrund drängt; oder man legt das Hauptgewicht auf die unmittelbare materielle Existenz der Gedanken, um sich dann zu sagen, daß die Vorstellung, die das leibhaftige Ding selber ist, ohne den Gegensatz von Subject und Object, ohne die Verdopplung des Gegenstandes im Bewußtsein, ihren Namen mit Unrecht führt, daß ein als solcher und von vornherein

schöpferischer, also mit der Existenz des Gegenstandes zusammenfallender Gedanke gar kein wahrer Gedanke ist. Leibniz legte die erstere Stellung nahe. Auch darf in Lessings logisch durchgeführten Religionsschriften nicht alles für exoterische Maske und Anpassung erklärt werden, wie schon in der früheren Zeit nichts Lessings eigentliche Lehre sein kann, was einen über die teleologische Weltanschauung des Deismus hinausgehenden, die Naturgesetze mit Wundern durchbrechenden Supranaturalismus ergeben würde. Bei ernster innerer Übereinstimmung mit der teleologischen Grundlage Leibnizens und der Deisten, giebt es für Lessing nichts Übernatürliches nach der ersten Ursache, keine Wunder im Gebiete der secundären. Beweis auch die Skizzen „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion“, worin so consequent wie möglich der Inbegriff aller natürlichen Religion der conventionellen Zuthaten der positiven entledigt wird, „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“, worin mit jener Hochschätzung der mathematischen Demonstration aller Schwärmerei gegenüber, ebenso consequent und ausgesprochen emancipirt, nicht Offenbarung, sondern natürlicher Lauf der Dinge zum Rechte kommen soll, bis zur „Neuen Hypothese über die Evangelisten“, die auf Bruno Bauer vordeutet.

Von Leibniz entfernt sich Lessing noch in einem anderen Punkte des „Christenthums der Vernunft“, in der Aufstellung des ethischen Cardinalgesetzes; dieses aus der eigenen Natur der moralischen Wesen nehmend und dabei die wahre Quelle des imperativen Charakters der Sittlichkeit, nämlich ihren socialen Ursprung übersehend, formulirt er es in dem Satze: „Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß“. Dies Gebot, eine nähere Bestimmung seines Herrnhuter-Imperativs „Der Mensch ist zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren“ und von ihm fort und fort wiederholt, fußt auf den Monaden als sich vervollkommnenden, thätigen, das All nach ihrer individuellen Art spiegelnden Seelen, athmet aber einen ethischen Individualismus, der noch über Leibnizens individualistische Tendenzen hinausgeht. Mit diesem entschiedensten Individualismus in der Menschheit rechnend, lernt Lessing „jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen“, wie die Dramaturgie sagt, wirkliche Duldung üben, wie Montesquieu, Winckelmann, Herder andre Weisen als berechtigt und nothwendig begreifen, während

die Aufklärung die Dinge über einen Kamm scherend „will Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen". Dieser Individualismus kämpft in „Ernst und Falk" und lehnt durch erschöpfende Bethätigung der persönlichen Anlagen die Glückseligkeit eines weichen und erschlaffenden Eudämonismus ab. So war die Monadologie sittlich ausgebeutet; metaphysisch erscheint sie wieder in dem Bruchstück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können": die Seele ist ein einfaches, unendlicher Vorstellungen fähiges, diese Vorstellungen in einer unendlichen Zeitfolge nach Ordnung und Maß erlangendes Wesen, die ganze materielle Welt bis in ihre kleinsten Theile beseelt, was Grenze setzt heißt Materie.

Leibnizisch ist bei Lessing die Continuität und Evolution. Leibnizisch, ohne das Drehen und Winden der „Theodicee", ohne ihren „anleitenden", nicht zwingenden Grund, sein streng causaler Determinismus, der auch in die Dichtwerke hineinspielt, wenn Orsina keinen Zufall kennt, Emilia dem Unvermeidlichen nur durch den Tod entflieht, Nathan den Satz „Kein Mensch muß müssen" ausbeutet. Jerusalems „Philosophische Gespräche", deren Metaphysik nirgends die Leibnizische Schule verläugnet und deren Empfindungslehre von Mendelssohn ausgeht, bieten als Mittelstück eine Abhandlung „Über die Freiheit", aus mündlichen Gesprächen in Briefform zusammengefaßt; dieselbe, welche der gute Keßner tiefbewegt auf dem Pulte des Selbstmörders neben „Emilia Galotti" gefunden hatte. „Wir können nichts wollen ohne zureichenden Grund" setzt Jerusalem gegen alle moralischen Einwände auseinander: „dies scheint mir also unumstößlich zu sein, daß wir die Lehre von der Freiheit nicht behaupten können, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntnis über den Haufen zu stoßen; die Folgen davon mögen auch sein, welche sie wollen." Natürlich ergiebt sich dem Leibnizianer so die Frage nach der göttlichen unmittelbaren Ursache des Bösen, die Nöthigung zur Theodicee, welche dann mit einer Ableitung der tugendhaften Handlungen aus deutlichen, der lasterhaften aus unklaren Vorstellungen recht unzulänglich versucht wird. Es hört also mit der Unfreiheit nicht jeder Unterschied zwischen Tugend und Laster, alle Verbindung zwischen unserm gegenwärtigen Verhalten und unserm Zustand nach dem Tod auf, wie die Gegner immer wieder behaupteten und noch behaupten. Daran schließt Lessing in den „Zusätzen"

beistimmend, aber seinerseits die Unerträglichkeit des „Zufalls" betonend, eines der bündigsten und wichtigsten Bekenntnisse seiner Philosophie.

Schon früh scheint er sich von den Vorurtheilen gegen den Determinismus losgemacht zu haben, denn aus einer im März 1753 geschriebenen Recension (17, 38) blickt deutlich die Überzeugung hervor, daß der Läugner der Willensfreiheit wenigstens kein Feind der Religion zu sein brauche, und Lessing würde die Bemühungen seines Autors, darzuthun, daß im System der Nothwendigkeit das Dasein des Bösen sich keineswegs auf die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens erstrecke u. s. w., kaum so eingehend gerühmt haben, falls er von ihrer Verkehrtheit und Erfolglosigkeit durchdrungen gewesen wäre. Es bedeutet dem gegenüber wenig, daß er dem Übersetzer des fraglichen Buches beipflichtet, wenn dieser die „Fatalität" des Autors nur als eine bedingte Nothwendigkeit anerkannte, und noch weniger, daß der Verfasser selbst sein System der Fatalität auf die menschlichen Handlungen eingeschränkt hatte. Denn nur diese stehen beim Determinismusstreit in Frage; die Zufälligkeit des Geschehens, insbesondre im Bereiche menschlicher Willensentschließungen ist es, wogegen sich der strenge Causalitätsgedanke auch Lessings sträubt. Er glaubt an das servum arbitrium so fest wie einst Luther, wenn auch aus andern Gründen, und giebt endlich einen Fingerzeig, der, 1776 unverständlich, erst 1780 durch die „Erziehung" aufgeklärt wurde, aber fortwährenden Mißdeutungen ausgesetzt ist. Wie gar noch heute jemand in Lessing einen Anhänger der Willensfreiheit erblicken kann, scheint den Urkunden gegenüber mehr als parador.

„Der dritte Auffatz" sagt der treue Herausgeber „zeiget, wie wol der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegen-

theils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach **welchen** die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind **sie mir**, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umständen bald so, **bald** anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich **muß**; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel **Fehltritte** noch thue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein **überlassen** wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach **keinen** Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle **unterwirft**, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, **von** der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die **Speculation** nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen **könne**? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, ge**meinen** Augen eben so befremdendes System heben ließen? Das war **es**, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit wenigen hier nicht **zu** fassen stehet."

Es scheint, wie gesagt, unbegreiflich, daß solche Aussprüche mißverstanden werden konnten. Und doch hat man, wo möglich mit Berufung auf gewisse Redewendungen, die Lessing mit dem allgemeinen Sprachgebrauch theilt, bald seinen Determinismus ganz abläugnen, bald diese seine Denkweise durch andre widerstreitende Vorstellungen beschränkt finden wollen, weil man im ersten Falle den Determinismus mit dem crassesten und unvernünftigsten Fatalismus verwechselte, im andern Falle gerad umgekehrt nur die Nöthigung durch Beweggründe der Vernunft für die wahrhaft dem System des Determinismus entsprechende, von ihm geforderte hielt. Hie Danzel, hie Ritter. Aber bleibt die Nothwendigkeit, welche der Vernunfteinsicht entquillt, darum minder Nothwendigkeit? hört das Müssen des Guten und Richtigen aus Erkenntnis auf ein Müssen zu sein? Nicht warum ich muß, sondern ob ich muß oder nicht muß, das ist die Frage, wie Hebler den Widersachern zugerufen hat, und nur der Wahn, eine Nothwendigkeit könne allein als brutale Gewalt von außen kommen, nicht aber aus innersten Gesetzen, hat den Determinismus zum Popanz gemacht. Für den Unbefangenen giebt es in der That nur Eine Auslegung der Lessingschen Worte; denn daß man für das Beste nicht danken könnte, wenn man es wirklich bloß müßte, daß der Mensch nur für die ihm verliehene Möglichkeit, seine Freiheit zu bethätigen, dankbar sein könnte, behauptet

allein Danzel. Als sei der Erzogene nicht dankbar für den Zwang der Erziehung, der Gerettete nicht der Hand verpflichtet, die ihn, ohne seiner Freiheit den mindesten Spielraum zu lassen, mit mechanischer Gewalt aus dem Wasser riß? Freilich hieße es Lessing mißverstehen, wollte man ihm die Vorstellung unterschieben, alle Nothwendigkeit des Handelns habe ihren Grund im unwiderstehlichen Zwange von Erkenntnissen. So wenig eine solche Vorstellung dem strengsten Sinne nach von dem Leibniz-Wolffschen System gefordert war, welches die Wirksamkeit der Affecte und Triebe immerhin zuließ, wenn es diese seelischen Vorgänge gleich in undeutliche Vorstellungen verwandelte, so wenig herrscht sie bei Lessing. Das hat der Philosoph, der zuerst nach Jacobi den Determinismus Lessings, wenn auch mit einer seltsamen Ansicht des Princips, das in Wahrheit Determinismus zu heißen verdiene, doch mit triftigen Einschränkungen der im Ganzen so unverkennbaren Bestimmungslehre unseres Classikers, ausdrücklich hervorhob, das hat Ritter dargethan. Der Gegensatz zum ersten Wolfenbütteler Fragment, die Deutung des Dogmas von der Erbsünde, in welchem „die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis zur kräftigsten Anschauung" gebracht werden soll, beweist ja, insofern die Umdeutung zugleich Rechtfertigung sein will, unwidersprechlich, daß Lessing noch andere den Willen bestimmende Ursachen, als bloße Vernunftgründe kannte. Und man denke auch hier an das „Blut" der Emilia Galotti! Lessing wäre nicht der tiefe Kenner des menschlichen Herzens gewesen, wenn er zu glauben vermocht hätte, daß eine unabweisbar in That sich umsetzende Würdigung des Besten die einzige Form der Bewährung des Causalitätsgesetzes im Bereich des bewußten Wollens sei. Daß nun diese nicht in deutliche Einsichten aufzulösenden Triebe mit geringerer Nothwendigkeit wirken sollten als die vernünftigen Motive, hat Lessing nirgends gesagt, nirgends sagen können. Alles in allem mag man Lessings Determinismus durch ein Stück Fatalismus beschränkt finden: die Vernunftnothwendigkeit hat ihre Grenze nicht an irgend einem Spielraum des ursachlos freien Wollens, sondern an einer anderen, härteren, sinnlicheren Nothwendigkeit; der Zwang der Erkenntnis wird, zumal auf niederen Stufen, aber auch bisweilen bei geistig und sittlich höher gebildeten Menschen, von der force irrésistible der Naturtriebe durch-

brochen. So wäre jene Auffassung, mit der Lessing nach dem ersten wissenschaftlichen Deuter seiner Philosophie den Cirkel des richtigen Determinismus verlassen hätte, nicht eine Entfernung von Spinoza, sondern eine Annäherung: der Determinismus der vernünftigen, sittlichen, zweckthätigen Ursachen verschmilzt nicht mit einer dem Zufall holden Freiheitslehre, sondern mit dem Determinismus der irrationalen Triebe und Gemüthskräfte, die ihre Wurzeln auch in die physische Natur hinabsenken.

Aber nun zum letzten Theil jener denkwürdigen Anmerkung! Das angedeutete System kann natürlich nicht der Determinismus oder Spinozismus sein.

Das zweite, gemeinen Augen eben so befremdliche System ist das der Seelenwanderung, der Metempsychose. Mit Jerusalem, also in der ersten Wolfenbütteler Zeit erörtert, trat es erst 1780 auf den Blättern über „Die Erziehung des Menschengeschlechts" ans Licht, nachdem 1777 die Gegensätze zu den Reimarischen Fragmenten nur den alttestamentlichen Theil der „Erziehung", und zwar als die ersten Linien eines ausführlichen fremden Buches gebracht hatten: unter einem gewissen Cirkel von Freunden sei vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herumgegangen, die scheinbare Heterodoxie werde schwinden bei einstiger Herausgabe des ganzen Aufsatzes oder gar des vollendeten Buches. Daß er die Abhandlung, denn nur um eine solche Skizze handelt es sich, nie für seine Arbeit erkennen wolle, hat Lessing auch brieflich bestimmt erklärt. Der Grund liegt nicht in ihrer echtlessingischen Tendenz und in dem befremdlichen System, sondern, noch abgesehen von Lessings 1780 vielleicht geänderter Weltanschauung, in dem mehr als irgend anderswo exoterischen Vortrag, der gleich mit dem Titel anhebt, da diese Erziehung eigentlich keine Erziehung ist.

Lessings Einkleidung, den Gang der erziehenden Offenbarung durch eine Reihe von Entwicklungsstufen zu verfolgen, knüpft an altchristliche Weisheit, mittelalterliche Schwärmerei und moderne Geschichtsphilosophie an. Paulus lehrte im 3. Capitel des Galaterbriefes: wir waren im Gesetz verwahrt, bis uns der Glaube geoffenbart werden sollte; „also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum . . . Nun

aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister". Indem die Patristik mit dem großen Heidenapostel das mosaische Gesetz als einen παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν betrachtete, bildete sich im Widerstreit der Ansichten die Würdigung des Mosaismus, wol auch des Hellenismus, als einer vorbereitenden Durchgangsepoche zum Christenthum, namentlich bei den Häuptern der alexandrinischen Theologie, weiter aus, eine Lehre der Heilsökonomie, Anpassung, Erziehung. Schon Johannes Müller erinnerte an Epiphanius. Lessings Liebling unter den Vätern, Irenäus, überschaute die steigende Offenbarung des einigen Gottes und sah, wie den Einzelmenschen vom Bade der Taufe, so das ganze Geschlecht von Adam bis zum Heiland und heiligen Geist fortschreiten. Er entrollte die Erziehung der Menschheit von den Juden her, teleologisch die göttliche Tendenz der Heilsvollendung verfolgend in den beiden Gesetzen, dem alten, das zeitlich straft, dem neuen, das die Knechtschaft löst. Clemens Alexandrinus faßte, woran neuerdings Walch erinnerte und Lessings „Brief" gegen diesen Gottesgelehrten anknüpfte, im Paedagogus die Menschen als Schüler, Gott als Erzieher, das mosaische und das apostolische Gesetz als die Unterrichtsmittel des Logos Christus für die stetige Bildung des Menschengeschlechts. Erst den Juden gegeben, that, so lehrte man mit der christlichen Erfahrung, die Logosoffenbarung eine Weltreise unter den Völkern. Ihre Stufen betrachtete Origenes: wie das Kind die Wahrheit in Bildern lernt, so bedarf es der Besserung durch Lohn und Strafe, bis drüben die Menschheit über das geschriebene Evangelium hinaus zum ewigen gelangt und sich in Gott vollendet. Auch Tertullian, wie Epiphanius, konnte im Erdenlauf Jesu, der da gesagt hatte, nach ihm werde ein größerer Paraklet kommen, nicht die Endschaft der erziehenden Offenbarung finden. So ward der Blick auf eine dritte Staffel der Heilsleiter, eine dritte Verbriefung der Heilslehre gerichtet. „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und Sprachen, und Völkern", so hatte die Apokalypse gepredigt. Als ein Evangelium aeternum liefen wirklich unter dem Namen des calabrischen Abtes Joachim von Floris prophetische Schriften durch das dreizehnte Jahrhundert, der Franciscaner Gherardino fand im Christenthum der Kirche

kein Genügen. Das neue, dritte, Reich des heiligen Geistes sollte nun die Erfüllung bringen. Demselben Zeitalter trug ein Tractat des Pariser Bischofs Wilhelm von Auvergne wiederum die allmälige Pädagogik Gottes vor, der der Kindheit Israels einen „Elementar- oder Alphabetarunterricht" gegeben habe.

Die göttliche Accommodation war Frommen und Unfrommen eine allgeläufige Vorstellung. Spinoza bedient sich ihrer sowol im Einzelnen, um den verschiedenen, philosophischen oder judenzenden, Vortrag der Apostel, als im Großen, um Gottes „Offenbarung" zu erklären: Gott spricht zu den Patriarchen ihrer Fassungskraft gemäß, Gott giebt aus pädagogischer Rücksicht dem kindlichen Volk Israel ausschließliche Verheißungen, Gottes Königthum, da doch alles aus der Gottnatur fließe, ist eben dem schwachen Verstand angepaßt, Christi Lehre desgleichen, die Bibel zweitheilig, erst Einem, dann allen Völkern „geoffenbart" nach ihrem Begriffsvermögen. Nicht minder schaltet Semlers Kritik fortwährend mit solcher Accommodation, wenn er paulinisch die göttliche Haushaltung in ihrem Gang betrachtet, dem Apostel das Gleichnis von den Kindern, Jünglingen und Männern in Christo, der Kindermilch und der Männerspeise nachspricht und mit ihm von den σαρκικοί zu den πνευματικοί fortschreitet. Anders liest Herder die Genesis, anders der poesielose Semler. Ihm ist die mosaische Schöpfungsurkunde „für ehemalige Juden, als für Kinder eingerichtet . . . Schon Philo sagt es: daß nur ganz einfältige Leute jene Vorstellung hätten"; aber im Bilde der Kindheit und dessen Verfolgung trifft er mit dem schwärmenden Entzifferer der ältesten Hieroglyphen überein, da er weiter von den „Anfangsgründen für die alte Welt" und einem „Abc" spricht, das der Unterstufe diente. „Wenn Kinder die Fertigkeit des Lesens schon haben, führt man sie nicht immer wieder zurück in das Abcbuch." Seine Theologie läßt das Testament der Juden dahinten: „Es bleibt allemal wahr, daß Gott durch dieses Volk einen besondern Theil seines Plans, in Regierung des menschlichen Geschlechts, erreicht hat; wenn gleich das Einzelne, das nur zum Charakter der Zeit und des Volkes gehört hat, von den Gliedern des neuen Bundes in jener Zeit und Gegend liegen gelassen wird." So faßte, gleichfalls mit starker Teleologie, der Hallenser Kritiker die biblische Offenbarung des Lehrers Gott.

Anders, teleologisch zwar, aber nicht historisch-kritisch wie Semler, nicht exoterisch einkleidend wie Lessing, Pascal. Nach einer Musterung der Religionen Asiens, deren Moral und Beweisgründe ihm nicht genügen, hält er sich, müde Gott nur durch das Raisonnement zu suchen, an die Schrift und betrachtet das isolirte älteste Volk, das jedes andere durch die jahrhundertelange Überlieferung seiner Geschichte übertrifft, einen Gott anbetet, das Gesetz Jehovahs befolgt und des verheißenen Befreiers harrt. Ehrfürchtig schaut er es an, dies ewige Volk und sein uraltes, göttliches Buch, das es mit beispielloser Aufrichtigkeit bewahrt, obwol Israels Laster darin verzeichnet stehen. Auch er schreibt in großen Zügen die Erziehungsgeschichte der Menschheit. Gott bestellte nach der Sintflut ein eigens gebildetes Volk auf Erden, das dauern sollte bis zu dem Geschlecht, welches der Messias durch seinen Geist erleuchten würde; ein „fleischliches Volk", alternd in „irdischen Gedanken" von Abrahams gesegnetem Samen und einem weltlichen Messias, von Propheten durch pädagogische Verhüllung geistiger in zeitliche Güter angetrieben, ein Volk geschaffen dem Heiland als Zeuge zu dienen. Pascal hat drei Stufen: die Heiden kennen Gott nicht und lieben nur die Erde; die Juden kennen den wahren Gott und lieben nur die Erde; die Christen kennen den wahren Gott und lieben nicht die Erde, denn das Himmelreich ist nicht im Fleisch, sondern im Geist. Christus hat das Heil erfüllt: „Als die Welt in fleischlichen Irrthümern gealtert war, kam Jesus Christus zur vorhergesagten Zeit." Moses am Eingang, Christus am Ausgang der göttlichen Bahn.

Nun erwäge man, wie Leibniz im Vorwort zur „Theodicee", mit stärkster Rücksicht auf die erst allmälig entschleierte Unsterblichkeitslehre, von den abergläubischen Heiden zu den monotheistischen Juden, die in einem kleinen Erdenwinkel aufgeklärter waren als die ganze übrige Menschheit, und zu dem Vollender Mosis, Jesus Christus aufsteigt, der die göttliche Güte und Gerechtigkeit durch Belohnung in einem anderen Leben krönt. Schon diese Sätze allein hätten Lessings Darlegung bestimmen können, aber die göttliche Erziehung und die Entwicklung zur harmonisch wirkenden Humanität war neuerdings auch durch Herder mannigfach mit größter Beredsamkeit zur Sprache gebracht worden.

In Herders taumelnder Schrift über die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ wurden die Urworte der heiligen Frühe gedeutet. Ein Jahr später, 1774, söhnte trotz dem gläubigen Standpunkt und manchen Schwärmereien sein Buch „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit“, der jugendliche Vorläufer der „Ideen“, selbst die Reimarer mit dem „phantastischen Genie“ der Ältesten Urkunde aus. Daß Lessing diesen Beitrag und seine theologischen Nachbarn las und verarbeitete, kann nicht zweifelhaft sein. Dort war eine, in den „Ideen“ als Spiel preisgebene, Allegorie der menschlichen Lebensalter auf das Wachsthum der Menschheit angewendet, indem die Patriarchenzeit die Kindheit, die ägyptische die Knabenjahre, Griechenland den Jüngling, Rom den Mann bedeuten sollte, und mancher phylogenetische Schluß fand sich aus der Ontogenie gezogen, mit bitteren, faustischen Beschwerden über den Geist der gegenwärtigen Aufklärung. Entwicklung, Fortgang, Stufen der Leiter wollte der Geschichtsphilosoph zeigen, ein durch die Verhältnisse bedingtes Band von Schwächen und Vorzügen im kämpfenden Ausschreiten, Continuität auf dem irdischen Schauplatz einer leitenden Absicht, die also zur rechten Stunde es für gut befand, den gährenden Säften das Ferment des Christenthums zuzuführen und diesen menschenliebendsten Theismus nach vieltausendjähriger Vorbereitung zur Religion des Weltalls auszubreiten. Der ganze Bauplan allmächtiger und allweiser Vorsehung liegt klar vor dem Allanblick des begeisterten Teleologen, der den Gang der göttlichen Offenbarung durch die Nationen durcheilt und von der Kindheit der Naturvölker nochmals zurückschaut auf seine Urkunde der Menschenkindheit: „Unterweisung des Vaters selbst an diese Kindheit“. Wieder ein Jahr später ist es dem Erläuterer des Neuen Testaments heilige Überzeugung, daß das Menschengeschlecht, so wenig es ohne Schöpfung werden konnte was es ist, eben so wenig ohne „göttliche Erziehung“ wissen konnte was es weiß, und Aufschluß des Menschengeschlechts in seiner Bestimmung liest er aus der Bibel, um den Seligmacher Jesus inbrünstig anzubeten. „Erzieher der Menschen, erziehe Gott nach“ lautet das A und das O seiner Pädagogik. Beruhigt und gereift legt Herder dann, nach Lessings Tod, in den „Ideen“ die Metamorphosen der Menschheit und des Menschen dar, wie eine große Kette alle Geschlechter verbindet und das Zusammenwirken der Indi-

viduen uns allein zu Menschen macht. „Erziehung des Menschengeschlechts“ ist der Gesichtspunkt geblieben: die Erde das Erziehungshaus unserer Familie, zwar mit vielen Abtheilungen und Klassen, aber doch nach einem Typus der Lectionen, denn der Vater unseres Geschlechts bestimmt als Lehrer unseres Geschlechts den Unterricht. Herders Humanitätsevangelium preist den Sterblichen glücklich, der durch die Strahlen seines stillen Beispiels auf die schönere Humanität seiner Brüder fortwirke und so, der bildenden Tradition Gottes einverleibt, in den Seelen der Menschen thätig fortlebe. Auch das ist lessingisch gedacht.

Altgewohnt, dazu kürzlich im Sturm und Drang erneut war demnach der Gedanke einer stufenweise zum Ziel führenden göttlichen Erziehung mittelst der Offenbarung. Wenn Reimarus das Alte Testament als einen ganz verkehrten Kinderkatechismus herabdrückte und behauptete, Gott würde, um den unwissenden Kindern etwas zu offenbaren, seinen Schreibern „auf einmal, und vom Anfange ein kurzes und klares Lehrbuch in die Feder dictiret haben“, so brauchte Lessing nicht erst jedes Wort der Erwiderung zu erfinden. Nannte doch auch der junge Goethe auf seinen waghalsigen theologischen Streifzügen die Juden einen wilden unfruchtbaren Baum, dem der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum zur veredelnden Pfropfung und Befruchtung aller übrigen Bäume eingepflanzt habe. Und es sei gestattet in diesen Zusammenhängen noch zwiefach an Goethe zu erinnern: einmal, zu sagen, wie unendlich historischer, poetischer, sinnreicher, sinnlicher, als die Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts, Herders alter Genoß, der Bibelleser von Kind auf, nicht blind gegen Züge von Wildheit und Grausamkeit die hoffnungsvolle Religion der Erzväter und die Entwicklung des Volkes Israel inmitten seiner eigenen Knabengeschichte malte; weiter aber seine beliebte Betrachtung des Judenthums als des Typus ethnischer Religion auch in der tiefsinnigen Construction der pädagogischen Provinz Wilhelm Meisters aufzusuchen. Stufenweise bewegt sich hier die Erziehung durch drei nicht auf Furcht, sondern auf Ehrfurcht gegründete Religionsphasen: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, lehrt die heidnische Religion; Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, der das Höhere herab, das Niedere herauf ziehende philosophische Mittelzustand des Weisen;

Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die christliche Sinnesart. Zu allen dreien muß man sich bekennen, denn zusammen bringen sie die Religion der obersten Ehrfurcht hervor, der Ehrfurcht vor uns selbst: daß der Mensch emporgestiegen sich auf der Höhe des höchsten Geschöpfes halte, ohne dünkelnd und selbstisch wieder ins Gemeine zu sinken. Aus dem Credo der christlichen Dreieinigkeit weiß der Vorsteher speculativ die Trinität der Ehrfurchten zu lesen, den Zöglingen aber nach ihrer wachsenden Fassungsgabe die Lehren erst in sinnlichen Zeichen, dann mit symbolischen Anklängen, endlich philosophisch gefaßt zu überliefern.

Lessing macht auf zwei Stufen des göttlichen Lehrplanes Halt und schaut zur dritten empor, die noch nicht erklommen ist. Auch er nimmt den Makrokosmos Menschheit wachsend, lernend, denkend, handelnd wie den Mikrokosmos Mensch, auch er stellt teleologisch und optimistisch, im Gegensatze zu dem alten, schon im Meißner Glückwunsch abgelehnten Märchen von den goldenen, silbernen, eisernen Altern, zu Rousseaus culturfeindlichem Abstieg, zu Schillers rasch widerrufener Nänie auf die schönere Welt der Götter Griechenlands, die Zielentwicklung der Menschheit dar, auch er gestattet es sich, indem die Antike geistreich nur leise gestreift, Buddhismus und Islam ganz ignorirt wird, nach alter, durch christlich-religiöse Beweggründe bestimmter Methode die Sittlichkeit allein im sogenannten auserwählten Volke Gottes und im welterobernden Christenthum zu messen. Der Gang ist auch durch Reimarus nahe gelegt. Dieser hatte im Alten Testament keine Religionsoffenbarung finden können, vor allem den mangelnden Unsterblichkeitsglauben aufgestochen und die göttliche Ungerechtigkeit gegen die vorausgegangenen Geschlechter für unüberwindlich erklärt. Dem setzt Lessing exoterisch den weisen Stufengang der Offenbarung und die fortschrittlich ausgleichende Metempsychose entgegen, seine „Theodicee der Geschichte“, wie Kuno Fischer so treffend sagt.

Auf einem Hügel stellt Lessing sich dar, in die unermeßliche Ferne schauend und, da schon die Dämmerung seinem eigenen Leben nahte, einen Fingerzeig aus diesem sanften Abendroth heimbringend. Die positiven Religionen sind der Entwicklungsgang des menschlichen Verstandes. Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele: nur bei unsern Irrthümern nicht? Nun rücken die knappen, dem Ende zu in lauter leidenschaftliche Fragen gefaßten Paragraphen heran, denen das Motto

aus Augustin auf den Weg mitgegeben ist: Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Was ist Kern, was ist Schale? was esoterisch, was exoterisch? was Meinung, was Einkleidung? Der lateinische Wegweiser allein hätte den Antisemiten Schopenhauer vor der Parodie „Erziehung des Judengeschlechts" warnen und auch den Trug verhüten sollen, hier hause scholastischer Unsinn, jüdisch-christliche Mythologie, und es könne niemand den wissenschaftlichen Werth einer Schrift ernst nehmen, deren drittes Wort „Gott" sei. Lessings letztes Bekenntnis protestirt gegen die orthodoxe Erstarrung wie gegen Reimarus' Offenbarungskritik und die Ansicht der Aufklärung, indem es Entwicklung zeigt im Bilde pädagogischer Offenbarung. Die Menschheit wird wie ein lernendes Individuum, die ganze Summe von geschichtlich begründeten Fortschritten der Erkenntnis, durch welche die Menschheit zur Höhe ihrer geistigen und sittlichen Vollendung gelangt, als Erziehung durch Gott genommen, als Offenbarung, diese aber damit von vorn herein ihres Offenbarungscharakters im kirchlichen Sinn entkleidet. Gott erzieht das Menschengeschlecht — so durfte Lessing sprechen und schreiben, ohne an etwas anderes zu denken als an natürliche Vervollkommnung der Erkenntnis und des sittlichen Lebens, selbst wenn er schon mit voller Entschiedenheit den spinozistischen Standort, wo ihn sein Gast 1780 traf, eingenommen hätte; denn auch dann, ja dann erst recht wäre ihm ein wunderloses, den ewigen Weltgesetzen entsprechendes Geschehen als göttliches Thun erschienen. Ist die Natur selber Gott, so darf und muß alles als Wirken Gottes aufgefaßt werden, und dieses Wirken nach Analogie bewußter menschlicher Thätigkeit darzustellen, bliebe ein harmloser Tropus, eine unschuldige Poesie; kaum daß die Gefahr drohte, das Bild für die Sache, das Dichterspiel für die lautre Wahrheit zu nehmen. Aber, handgreiflich genug, ist nicht bloß nach den Grundsätzen des Weisen, der im Deus sive natura den Kern seiner Lehre niedergelegt hat, die von Lessing angewandte Bezeichnung zulässig. Der Deist mit seinem im Voraus berechneten göttlichen Plan der Welt und aller Geschehnisse hätte ein noch stärkeres Recht, angesichts der Menschheitsentwicklung von einer Erziehung durch Gott zu sprechen, da auf seinem Standpunkt wirklich ein bewußtes, zweckthätiges Veranstalten der letzte Grund alles Geschehens ist und alle Umstände, die

den geistigen und sittlichen Fortschritt bedingen, sammt den nothwendigen Folgen von Gottes Weisheit an rechter Stelle seinem Weltplan eingefügt sind. Eingefügt sind allerdings ohne ein besonderes Handeln, das in die ewige ursprüngliche Anordnung eingriffe . . . aber auch da würde Lessings Denk- und Darstellungsweise sich mit der Bewunderung des Weltplanes wol vertragen. Alle Vorwürfe fallen, insofern sie sich nur auf Lessings beständiges Reden von Absichten Gottes, göttlicher Erziehung, Offenbarung gründen. Sie wären dann berechtigt, wenn der Nachweis gelänge, daß Lessing mit dem Erziehungsgedanken seiner alten rationalen Weltansicht untreu geworden sei und eine der gesetzmäßigen natürlichen Entwicklung widerstreitende Einwirkung und Offenbarung angenommen habe. Aber wie? Giebt unsre Schrift der Zeugnisse nicht die Hülle und Fülle, daß Lessing allerdings eine wunderbare Aufhebung der Gesetze zugab? Stellt er nicht fort und fort die Offenbarung der Vernunft entgegen und läßt die Offenbarung das schneller geben, worauf die Vernunft von selber erst in längerer Zeit kommen würde? Schreibt er die Offenbarung nicht Einem auserwählten Volke zu, während er sie allen andern alten Völkern unzweideutig abspricht? Und wie verträgt sich das mit der Annahme, ihm habe gleichwol nur die natürliche Ausbildung der religiösen und sittlichen Begriffe vorgeschwebt? Wenn Offenbarung und Vernunfterkenntnis eins sind, wie kann die eine die andre beschleunigen oder sonst irgendwie abändern? Warum sollte man den natürlichen, vernunftgemäßen religiösen Fortschritt aller Nationen außer der Einen nicht als Frucht der Offenbarung anerkennen, wenn diese Offenbarung ein bloßes Bild für die Stufen eben dieses Fortschrittes ist?

Lessing hatte für seine Person den Offenbarungsglauben längst in den älteren theologischen Bruchstücken abgelehnt und blieb bei der Ablehnung, wie unter anderem der „Nathan" sammt den kleinen Selbstbekenntnissen über den Endzweck dieses Gedichts sattsam bezeugt. Der Glaube an geoffenbarte Wahrheiten geht dem vernünftigen Erkennen voraus — so und nicht anders kann im Grund unsere Schrift esoterisch lehren, oder man müßte allen Ernstes behaupten, Lessing habe, da er die „Erziehung" schrieb, selbst rückläufig zur Retirade in den Schoß der Orthodoxie geblasen, er habe alles in den Wind geschlagen, was sein Privatarchiv über die Entstehung der geoffenbarten Religion ver-

wahrte, und nur die alte Rechnung, daß eines jeden Menschen natürliche Religion nach dem Maß seiner Kräfte verschieden sei, gläubig umgeschrieben. Man müßte ernstlich behaupten, nicht bloß die einstigen Voltairischen Grillen über Gewaltthaten und Kunstgriffe neuer Religionsstifter seien geschwunden, sondern auch die ganze geschichtliche Ansicht der „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion". Lessing hätte nicht mehr im Sinne der Entwicklung gemeint: „Es ging der Religion wie der Weltweisheit", das „Christus kam also" des Herrnhuter-Aufsatzes nicht mehr wie im Breslauer Fragment dahin aufgefaßt: Christus konnte zu keiner bequemeren Zeit kommen, d. h. ohne „theologische Assertion" nach den Geschichtsumständen beurtheilt, sondern nach dem Bibelwort: als die Zeit erfüllet war. Nein, die Wiederaufnahme der patristischen Erziehungsidee bedingte das Umwandeln der causalen historischen in eine finale ethische Nothwendigkeit: das „Es konnte nicht anders sein" ward zum „Es war am besten so". Man erinnere sich bei dieser gewiß einer strengen Wissenschaft nicht einleuchtenden Umwandlung, daß auch Montesquieus optimistische Geschichtsphilosophie den gleichen Fehler beging, was derselbe scharfsinnige Schriftsteller neuerdings hervorhebt, der über Lessing als Teleologen schonungslos den Stab bricht. Dahingestellt bleibe, ob Lessing diesen mit der deistischteleologischen Grundansicht der deutschen Aufklärung getheilten Fehler innerlich schon völlig überwunden hatte; zweifellos aber ist alles Wunder in der „Erziehung" bloße Redeweise, wie denn sogar ein philosophischer Erzfeind der „Überschätzung Lessings" nur die Seelenwanderung als abergläubischen Bestandtheil unserer Schrift anstreicht.

Auch vergesse man nicht, daß nicht bloß schon 1780 die Orthodoxie, als deren unberufener Vertreter ein gewisser Schobelt an Lessings Text gottsjämmerliche Noten hängte, vor dieser „Erziehung" sich bekreuzigte, sondern auch Hamanns Ehrfurcht für die jüdische Geschichte als einzige Universalgeschichte einmal übers andere, erst ohne Kenntnis des Verfassers, dann von Lessings Autorschaft unterrichtet, diese „Erziehung" als alten Sauerteig der Modephilosophie verwarf: „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter. Kein Scheblimini, kein rechter Reformationsgeist, keine Empfängnis, die ein Magnificat verdiente."

So gut Lessing die anthropomorphische Auffassung des religiösen

und sittlichen Entwicklungsganges der Menschheit überhaupt ohne Thaumatologie scheinbar festhalten konnte, eben so gut durfte er auch im Einzelnen sich jener schlichten volksmäßigen Betrachtungsweise anbequemen, welche die Offenbarung für die wahrhaftige unmittelbare Kundgebung der Gottheit nimmt. Am einfachsten, wenn er sich auf den Standpunkt des Offenbarungsglaubens eines bestimmten Volkes stellte, das denn kein anderes sein konnte als das jüdische, dessen religiös-sittliche Wandlungen ihn zunächst beschäftigten, und wenn er alles, worin Israel zu gewissen Zeiten göttliche Offenbarung gesehen, als Offenbarung gelten ließ, andrerseits allem solche Anerkennung weigerte, dem sie der jeweilige Volksglaube versagt hatte. Ein derartiges Verfahren, rein formell durchaus zulässig, obgleich nicht unzweideutig, hatte, wenn überhaupt die Metapher der Erziehung und Offenbarung fortgesponnen werden sollte, sogar den Vorzug der größeren logischen Consequenz: es wurde dem innern Wesen des Offenbarungsglaubens gerecht, der seiner Natur nach ebenso exclusiv ist als er unmöglich, ohne sich selbst preiszugeben, je den Gegensatz zur Vernunft austilgen kann. Dies Verfahren zwang weder zur wirklichen Fälschung von Thatsachen, noch ließ es wirkliche Mißverständnisse befürchten. Wer einmal den Schlüssel zu Lessings Chiffern besaß, konnte sich leicht die Vorlage aus der Bildersprache in den Sinn des Urhebers zurückübersetzen: die Offenbarung war die Summe von Lehren, welche dem Volk von seinen menschlichen Erziehern, den nächsten Werkzeugen des göttlichen, als Offenbarung dargeboten und vom Volke selbst gläubig dafür gehalten wurden; das Verhältnis dieser Lehren zu den übrigen Vernunfterkenntnissen ist jederzeit gemeint, wenn das Verhältnis zwischen Offenbarung und Vernunft zur Sprache kommt. Alle vorhin aufgeworfenen Fragen beantworten sich dann von selbst. Die Vernunfterkenntnis, die als solche in wenigen auserlesenen Geistern gereift war, kann recht wol, wenn sie von diesen Erleuchteten dem Volk als Offenbarung mitgetheilt wird, den religiösen Entwicklungslauf beschleunigen und den Weg der denkträgen Masse verkürzen. Gleichfalls ist es kein Widerspruch, wenn eine auf die Geschichte des Judenthums und seiner Fortbildung zum Christenthum beschränkte Untersuchung nur eine jüdische und christliche Offenbarung kennt und alle religiösen Anschauungen andrer Völker von vorn herein als einfache Erzeugnisse des Menschengeistes betrachtet: hätte Lessing

die Religionsgeschichte der Aegypter oder der Griechen zum Gegenstand gewählt, so würde er seiner Methode gemäß zuvörderst bei diesen Völkern wirkliche Manifestationen der Götter verzeichnet und die Offenbarung des Juden- und Christenthums nur insoweit berührt haben, als hier etwa der antike Polytheismus selbst das Walten fremder Gottheiten zugeben mochte.

Übrigens ist Lessings Gedankengang vollkommen durchsichtig. Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem Menschengeschlecht; Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht. Jede Erziehung befolgt eine gewisse Ordnung, also auch die göttliche Offenbarung. An die symbolisch gedeutete Genesis und an Leibnizens Theodicee schließt sich die Construction aus der natürlichen Religion der Deisten: wie der dem ersten Menschen verliehene Begriff eines einigen Gottes verloren ging, nachdem die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, das Unermeßliche in lauter Ermeßliches zerlegte; wie Gott dann der eingerissenen Vielgötterei abhalf, indem er in der ausgebreiteten Menschheit nicht mehr den Einzelmenschen Adam, sondern ein einzelnes, und zwar ein recht verwildertes Volk zur Erziehung erkor. Ebenso hatten die „Gegensätze" gegen Reimarus der höchsten Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung denjenigen Weg zugeschrieben, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen ihres Genusses fähig wurden, denn kein Volk hätte mit dem anvertrauten Pfunde der Offenbarung mehr gewuchert, als es das jüdische ohne neidischen Geheimdienst oder Kaltsinn that, um diesen Eifer den christlichen Völkern zu übermachen, insofern sie — das Goethische Bild — auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren. Die Neologie hantirte, wie gesagt, fortwährend mit der göttlichen Accommodation an den Standpunkt der Menschen; nur Semler zeigte am Neuen Testament unumwundener, daß eben der menschliche Geschichtschreiber, wie endlich Lessing ganz rückhaltlos die Evangelisten ansah, aus seiner Zeit und Art heraus sprach. Statt zu sagen, daß ein rohes Volk sich eine rohe Theologie bildet, erklärt Lessing, daß Gott sich dem rohen Volk in roherer Weise zunächst als Gott seiner Väter ankündigte, ihm durch Wunder seine Macht kund that und es ganz allmälig zum Begriff des einigen Gottes hinanleitete. Statt zu sagen, daß auf

niedrigen Stufen ein niedriger Anthropomorphismus herrscht, spricht Lessing von einer dem „Alter der Kindheit" angepaßten Erziehung und, wie Möser gegen Rousseaus savoyischen Vicar die Bändigung des ziegelbraunen Volkes durch den Mosaismus dargelegt hatte, von einer mit unmittelbaren sinnlichen Strafen und Belohnungen wirkenden Pädagogik.

Glaubte Lessing wirklich noch mit Deisten und Christen an die Ursprünglichkeit des Monotheismus, der erst in Polytheismus ausgeartet sei, wie auch Jacobis interessanter Merkurbrief (August 1774) über Pauws Recherches philosophiques sur les Égyptiens et les Chinois einen „verdorbenen Lehrbegriff" behauptet? oder war er nicht vielmehr mit Hume's Dialogen von der Ursprünglichkeit des Polytheismus überzeugt, der seinerseits sich wiederum über Fetischismus und Schamanismus erhebt? Dann sind eben auch die Thesen des sechsten und siebenten Paragraphen nur der landläufigen Anschauung angepaßt.

Er führt uns in eine Elementarschule, wo nichts der unreifen Vernunft Unzugängliches gelehrt wird. Die langsame Entwicklung der Cultur erscheint als echte Pädagogenweisheit, die gründlich unterrichten, aber nicht nach dem Fehler eitler Lehrer das Kind prahlerisch übereilen will. Charakteristisch ist, daß Lessing, schon in Meißen ein so rascher Schüler, einmal aus Leibnizischen Worten über die Wege des Autodidakten die geringe Nothwendigkeit eines allzusorgfältigen und methodischen Unterrichts für die menschliche Seele gegen moderne Pädagogen folgert. In Breslau hatte er nur von „aller möglichen didaktischen Klugheit" der urchristlichen Lehrart gesprochen. Gott mußte mit Israel in Aegypten ganz von vorn anfangen, „um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts." Da ist der *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*, der Erzieher auf Christus, denn aus dem Judenthum ging ja das Christenthum hervor. Darf aber auch diese an einen bestimmten Gang gebundene Geschichte der Menschheit und der ethischen Stufen das Christenthum lediglich am Judenthum messen und die ganze antike Welt, die gesammte Weltanschauung und Ethik der Hellenen zumal, völlig aus dem Spiele lassen? Lessing kann bei seiner Einkleidung die

andern Völker nur streifen und berührt sein sowol die vorchristliche Verhältnisse wie die christliche Überwindung der alten Welt: wie sich selbst überlassene Kinder blieben einige Völker ganz roh (die sogenannten Wilden), andere bildeten sich zum Erstaunen selbst (offenbar in erster Linie die Griechen), doch diese glückliche Naturbegabung wurde von dem Kinde der Erziehung langsam, aber sicher überholt.

Die alttestamentlichen Schriften sind „Elementarbücher für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk". In diesem Abcbuch, mit Semler zu reden, ist für die Vorstellung der Unsterblichkeit noch kein Platz. Reimarus hatte in der Offenbarung einer beseligenden Religion und im Verschweigen der Erkenntnis der Seligkeit einen unlösbaren Widerspruch gefunden, den ihm Warburton's Beweis für die göttliche Sendung Mosis, daß der von Gott regierte jüdische Staat der Unsterblichkeitslehre nicht bedurfte, keineswegs schlichten konnte. Lessings „Gegensätze" waren der Ansicht des Fragmentisten, das Alte Testament wisse von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen jenseitigen Belohnungen und Strafen, beigetreten, ja noch um einen großen Schritt, die Behauptung nämlich, daß die vorexilischen Schriften nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gäben, weiter gegangen, ohne jedoch die Folgerungen des Fragmentisten zu ziehen. Schon hier war ein Seitenblick gefallen auf die indischen Veden und auf die keiner Zeit und keinem Lande fehlenden privilegirten Geister, die über die Sphäre der Zeitgenossen hinausdenkend dem größern Licht entgegeneilten und scheinbar der Bibel die tiefsten Wahrheiten vorwegnahmen. Es war vielmehr von dem nämlichen Seligmachenden der nämliche Begriff, die nämliche Offenbarung unterschieben worden — nun folgte die Hypothese der „Erziehung des Menschengeschlechts" in ihrem ersten, alttestamentlichen Theil. Lessing erklärt mit Warburton, den schon sein Aufsatz über die Elpistiker respectvoll nennt, und gegen Warburton das Fehlen der Unsterblichkeits- und Vergeltungslehre pädagogisch, d. h. genetisch, aus der wolberechneten Art eines Elementarbuchs, dessen der Unterstufe gemäße Unvollständigkeit doch den Weg zu den weise noch vorenthaltenen Wahrheiten nicht versperrt oder verlegt. Die Jahre machen klüger. Das in die Fremde geschickte Kind lernte in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser die Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeige des bei Seite geschobenen Elementarbuchs

besser lesen und mit Morgenländern und Griechen die vom Pädagogen der Vorstufe nur angedeutete Unsterblichkeit, aber bloß sectenweise, erfassen. Es lernte im Verkehr mit dem Parsismus Jehovah nicht nur als mächtigsten Nationalgott, sondern als einigen Gott kennen. „Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung", d. h. man hörte auf, das Elementarbuch nach dem Buchstaben, nicht nach dem Sinn zu lesen. Lessing tritt an Herders Seite, wenn er, den bald planen und einfältigen, bald poetischen und tautologienreichen Stil der ältesten Urkunde bezeichnend, die Einkleidung des Abstracten in Allegorien und als wirklich erzählte Begebenheiten darlegt: Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages — „Herdern wollte man dies schöne Bild nicht gelten lassen", schaltet Campe ein; Ursprung des Übels unter dem Bilde vom Baum der Erkenntnis und der Schlange; Sprachverschiedenheit unter dem Bilde des Babelthurmes. So hatte das Elementarbuch alle guten Eigenschaften sowol für Kinder, als für ein kindisches Volk; aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Der fortlaufenden Parallele zwischen der Schule des Kindes und dem Offenbarungsglauben der jungen Menschheit bedarf es nicht, vielmehr erweist Lessing im Hinblick auf die rabbinischen Niederschläge des jüdischen Geistes, wie man, um das seinem Buch entwachsene Kind länger festzuhalten, allegorisirend, deutelnd, pressend einen spitzfindigen Verstand beförderte.

„Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam". Bis zu diesem tiefsten Einschnitt in der Weltgeschichte hatte die Mittheilung der Paragraphen 1777 einen Vorschmack des Ganzen gegeben, um dem ungenannten Kritiker der alttestamentlichen „Offenbarung" zu antworten. Das herausgeschälte Ergebnis wäre kurz: auf primitiven Stufen waltet sinnlich-bildliche offenbarungsgläubige Religion und eine durch gewisse Verbote „du sollst nicht" im Bunde mit diesseitigen Belohnungen, diesseitigen Strafen geleitete Sittlichkeit, ohne geistigere Erkenntnis und reinere Selbstzucht, die vom Sollen und Müssen zum Wollen sich aufschwingt. Das Kind wird nun Knabe und sieht ein, daß es zu seinen moralischen Handlungen edlere Motive hat als irdische Drohung und Verheißung. Wiederum begegnet Lessing durch einen raschen Seitenblick dem Einwand: wo bleibt die Antike, die ganze nichtjüdische

Welt? Mit dem Wink, schon hätten die besseren Elemente des nicht in den Einen Erziehungsplan eingeschlossenen Theiles der Menschheit sich gewöhnt einem Schatten edlerer Beweggründe zu folgen, wird der Griechen und Römer lockende Nachruhm angedeutet, der in der Renaissance von neuem sein stolzes Haupt gegen die christliche Demuth und Weltverachtung erhob und der Fortentwicklung des Christenthums nicht so fern bleiben konnte wie den christlichen Urlehren von Sünde und Erlösung. Es ist Lessings gutes Recht, in seiner nach einem bestimmten Ziele steuernden Skizze die Unsterblichkeit zum alleinigen Angelpunkt zu machen und die anderen großen positiven und negativen Tendenzen des Urchristenthums, seinen Altruismus, seine Leidenslehre, seine Welt- und Culturfeindschaft zu übergehen, weil sich alles im urchristlichen Gegensatz von Hüben und Drüben, Fleisch und Geist, diesseitiger Resignation und jenseitiger Erfüllung, irdischem Sterben und himmlischer Wiedergeburt umfassen läßt. Vom vierten Reimarischen Fragment als dem Henkel und von Leibniz abgesehen, ist der Nachweis der Offenbarungsstufen an dem besonderen Beispiel der Entwicklung des Unsterblichkeitsglaubens theils aus Ideenassociation zu begreifen, indem Lessings schon bereit gehaltene Lösung des Problems die Darstellung des Problems mitbestimmt und so alles planvoll seinen geheimen Gang vorwärts geht; theils aus der ungeheuren Wichtigkeit, die Lessing folgerichtig den Unsterblichkeitsvorstellungen zuerkennen mußte.

Aber freilich muß man zur richtigen Würdigung begreifen, daß dies Problem schon nach dem ersten Anlaß und Zweck einer antireimarischen Apologie der Mängel der alttestamentlichen Offenbarung, kein anderes sein konnte als die Vereinbarkeit einer in unzulänglicher Offenbarung begründeten ethisch unzulänglichen Entwicklung zahlloser Geschlechter mit der Güte Gottes, und daß sich als einfachste Lösung der Frage Lessingen der Unsterblichkeitsgedanke in Form der Theodicee darbot. Gewinnen alle Menschenseelen, wenn auch erst nach mehrmaliger Einkörperung, schließlich doch die reinste und höchste Offenbarung und damit das letzte Ziel sittlicher Vervollkommnung, dann ist der Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit gegen einen Theil seiner Geschöpfe endgiltig vom Schöpfer abgewehrt. So ward die Unsterblichkeit, die Wiederkunft Angelpunkt der Theodicee Lessings, dessen

freier Geist sich von den gewöhnlichen Unsterblichkeitsideen himmelweit im kühnsten und doch eigentlichen Wortsinn entfernen mochte.

Er selbst schrieb einmal ketzerisch: das, womit die geoffenbarte Religion sich am meisten wisse, die unzweifelhafte Gewähr der Unsterblichkeit, mache sie ihm gerad am verdächtigsten! und wenn er mit der Idee eines persönlichen schlechterdings unendlichen Wesens, im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit, eine solche Vorstellung von unendlicher Langerweile verknüpfte, daß ihm angst und weh dabei wurde, so konnte er auch für seine Seele keinen Platz unter den Vollendeten des himmlischen Jerusalem begehren. Himmel und Hölle der christlichen Metaphysik waren ihm nichts Reales; seine geistige Auffassung ohne die groben Strafen im Jenseits, seine Verinnerlichung und nichtdualistische Abschattung von Gut und Böse hatte er in Leibnizens Anti-Soner hineininterpretirt, anders als Leibniz die unendliche Schuld ins Evangelium. Ein großer Fortschritt in der Theodicee des moralischen Übels.

„Es war Zeit, daß ein andres, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewänne. — Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele." Die Zuverlässigkeit wird scheinbar orthodox mit dem Beweis des Geistes und der Kraft und mit der Auferstehung Christi erhärtet; freilich scheibet Lessing sogleich seinen theologischen Streitschriften gemäß die einstmalige Wichtigkeit für die Annahme der Lehre und die jetzige Wichtigkeit für die Erkennung der Wahrheit dieser Lehre, läßt es dahingestellt, ob die Prophetie, ob Wunder und Urstend noch heute beweisbar seien oder nicht, und geht der Gottessohnschaft aus dem Wege mit dem kühlen Sätzchen: „so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen." Das Beiwort „praktisch" trägt auch hier den Hauptaccent, denn nicht auf Speculationen über die Unsterblichkeit kommt es an, sondern auf das Regiment der innern und äußern Handlungen durch die Unsterblichkeit: „Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten." Die neutestamentlichen Schriften, worin sich diese Lehren „nach einiger Zeit aufbewahret fanden" — man beachte die behutsame beiläufige Stellung der Kanonfrage —, gaben also das „zweite bessere Elementarbuch" ab, dessen Nützlichkeit und Gehalt Lessing auch dem

seinen schwächeren Mitschülern vorausgeeilten, schon am letzten Blatte stampfenden und glühenden Individuum vorhält, um dann von neuerlichem Abwägen der Offenbarungs- und der Vernunftwahrheiten aus seine alten Versuche metaphysischer Umbildung der Dogmatik reifer fortzusetzen.

„Das Christenthum der Vernunft" und der Wissowatius-Beitrag sind Stationen vor dem vielberufenen 73. Paragraphen der „Erziehung". Mit dem philosophischen Geheimnis, dem Erkenntnisgehalt der Trinitätslehre ringend, erneuert Lessing die Conceptionen, die zum Panentheismus hin führen. Nichts von dem Dilemma Leibnizens, die Einheit der Substanz unbekümmert um die Einheit der drei Personen zu verfechten; sondern die göttliche Einheit eine transscendentale Einheit, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt und deren Verdopplung in der vollständigen, nothwendig wirklichen Vorstellung, dem Spiegelbild vergleichbar, nicht faßlicher und schicklicher als unter dem Namen eines von Ewigkeit gezeugten Sohnes popularisirt werden möchte. Jawol: popularisirt. Es konnte niemand entgehen, daß hier die Gottessohnschaft pure Redeweise und in Wahrheit nicht der christliche Mittler, sondern das Universum gemeint sei, zumal die gleich darauf völlig umgebogene Genugthuungslehre diesen Gott-Sohn faßt als den „selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet". Keine Silbe berührt mehr den heiligen Geist. Pure Redeweise und Hülle, wenn das Dogma von der Erbsünde damit gerettet werden soll, daß uns alles überführe, der Mensch sei auf der ersten und niedrigsten Stufe schlechterdings nicht so Herr seiner Handlungen, um moralischen Gesetzen folgen zu können, während Leibnizens „Theodicee" die Seelen alle aus dem Protoplastus Adam, mit Zuhilfenahme der Leuwenhoekschen Samenthierchen, entwickelte; durchaus exoterisch und sofort als exoterisch erkennbar, wenn im Folgenden die trotz jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm von Gott gewährte moralische Gesetzgebung und die Verzeihung aller Übertretungen aus der Rücksicht auf die Vollkommenheit des Sohnes, will sagen: des Universums, abgeleitet und so scheinbar die christliche Genugthuungslehre gestützt wird. Nie hat Lessing radicaleren Gebrauch gemacht von dem, was er bei Leibniz gefunden: „daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von

einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, weswegen er denn oft die Gefälligkeit gehabt hätte, diese Meinung so lange zu drehen, bis es ihm gelungen, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen". Nie aber hat Lessing zugleich in einer öffentlichen, zwar anonymen, aber unverkennbaren Schrift einen so weiten Schritt über Leibnizens Substanzenlehre zum Panentheismus gethan und sich so gerüstet zum Eintritt in den Pantheismus der Substanzeinheit gezeigt, wie hier, wo § 75 es bestätigt, daß die im „Christenthum der Vernunft" monadologisch vorgetragene zweite Art Gottes, seine Vollkommenheiten nicht auf einmal, sondern nach unendlichen Graden zertheilt zu denken, nichts anderes als die Welt der endlichen Dinge bedeuten kann, wo jedoch dem Spinozismus gegenüber allerdings die Annahme einer als einheitliches Subject vorstellenden Gottheit festzubleiben scheint.

Luther haßte und würgte die Bestia Vernunft; Lessing preist das Heil der Speculation und nimmt den freiesten Spielraum für sie in Anspruch. Was er selbst als Schriftsteller betrieb, sucht er auch in dem Testament: wir sollen kein fertiges Ergebnis finden, sondern rechnen lernen. Verclausulirte Übergangssätze, dem exoterischen Vortrag angepaßt, führen empor zum 80. Paragraphen: mit der Aufklärungsphilosophie wird das Ideal im Bunde völliger Geisteshelle und derjenigen Herzensreinheit gesucht, die uns befähigt die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Interessen- und prämienlose Tugend, ohne den Durst nach irdischem Lohn, wie das alte Testament ihn bot, ohne einen Wechsel auf die Zukunft, wie ihn der Urchrist zog, die Tugend, die bessere Belohnung in sich findet und aus innerer Pflicht gut handelt, ist das Ziel dieser den höheren Geistern alter und neuer Zeit gemeinen Ethik. Soll man Gutes thun und Laster meiden, um mit Zinsen bezahlt zu werden? fragte der Araber. Dieser Ethik steuerte der protestantische Kampf gegen Werkgerechtigkeit und Kaufseligkeit zu bis hinauf zu Schleiermacher. Sie fand Lessing bei dem christgläubigen Pascal wie bei dem Juden Spinoza: beatitudo non praemium virtutis, sed ipsa virtus. Kein Wort der Ethica war Goethen so aus tiefster Seele gesprochen als der wundervolle Spruch gegen die Selbstsucht: Qui deum amat, conari non potest, ut deus ipsum contra amet; er muß auch Lessing vor anderen lieb gewesen

sein. Dieser Ethik huldigte der Virtuoso Shaftesbury, nachdem er vor Lessing die Unterstufe der kindlichen Leckereien und Schläge, die Mittelstufe frommer Belohnungen und Strafen überschritten hatte, wie andere Engländer, wie so manche Franzosen, wie Friedrich II., der immer wieder das Gute als Pflicht des Menschen gegen sich selbst ohne Furcht oder Hoffnung bestimmte. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt", rief Schiller, schon bevor er, nach seinem Bekenntnis, im Hauptpunkte der Sittlichkeit vollkommen kantisch dachte, in dem Grundsatze nämlich, gut sei, was aus reiner Achtung vor der Pflicht gethan werde, und nur die Härte des kategorischen Imperativs liebenswürdiger faßte in Aufsätzen, Dichtungen, Xenien, um ein Solon neben Drakon-Kant zu sein. Ein solcher Solon war auch Lessing. Bildung der Menschheit, durch Bildung der Individuen ist das Ziel seiner drei letzten Spenden, im Einklang mit den andern Großen des Zeitalters der Humanität.

Eine leidenschaftliche Rhetorik übertönt nun die bisher so ruhige Erörterung. Wie Lessing gegen eine windschiefe Preisfrage Wielands die kalte Untersuchung und zugleich die Akme des Enthusiasmus gepriesen hat, so entfesselt er hier den Enthusiasmus der Darstellung, und der Leser kann nicht anders verfahren als der von Lessing gegen die Schwärmer und Spötter des Teutschen Merkur aufgerufene Philosoph: er unterscheidet; er bewundert den Enthusiasmus der Darstellung und prüft den Enthusiasmus der Speculation.

„Soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Religion nie kommen? Nie? — Laß mich die Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen." Nun die von F. Schlegel in pathetischen Versen auf den Hercules Musagetes wiederholte Betheuerung: „Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen . . . die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird." Das dritte, das reife, offenbarungslose, uneigennützige, Religion in Moral auflösende, verstandesklare, herzensreine Mannesalter der Menschheit muß eintreten. Nochmals wendet Lessing sein pädagogisches Zeitmaß an im Fingerzeig auf jene voreiligen mittelalterlichen Schwärmer vom Evangelium aeternum, das ja dem

achtzehnten Jahrhundert auch durch den von Lessing warm geschätzten Pietisten Petersen nahe gebracht war, und der langsame Gang der Entwicklung — „wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt" — heißt ihm wieder weise Methode der Erziehung. „Geh deinen unmerklichen Schritt, weise Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte scheinen sollten zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist." Lessing glaubt, entschiedener als Leibniz, an eine von Anbeginn gleiche Vollkommenheit des Weltplanes. Mitten in seiner dramaturgischen Kritik der Favart und Marmontel wird Gott das höchste Genie — „es sei mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen" — genannt und die Weltordnung causal als eine Folge von Ursachen und Wirkungen, abzweckend zur allgemeinen Wirkung des Guten definirt, wie er mitten in der Kritik des Weißischen Richard fordert, das Ganze eines sterblichen Schöpfers solle ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein, jedes Geschehnis habe seinen Grund im ewigen unendlichen Zusammenhang aller Dinge, in diesem Zusammenhang sei Weisheit und Güte, Rundung und Befriedigung. Er huldigt der fortschreitenden Perfectibilität innerhalb der Menschheit, aber wie die flüchtigste Höhenmessung in den Reichen der Kunst von der Antike zur Neuzeit kein stetiges Steigen, sondern Berge und Thäler bemerkt, so deuten seine Worte über scheinbare Rückschritte auf die Wellenbewegungen im Wachsthum der geistigen und sittlichen Aufklärung.

Wie aber, so hatte auch der Fragmentist gleich vielen anderen gefragt, soll der Ausschluß zahlreicher Menschengeschlechter von dem Segen einer fortschreitenden Offenbarung mit der Allgütigkeit Gottes gereimt werden? Lessing antwortet mit seiner Theodicee. Es ist nicht die Leibnizische, die sich beim besten Plan, bei der Offenbarung, bei den unerforschlichen Wegen Gottes zu beruhigen sucht, wenn der Gegner einwendete, daß viele Völker den Heroldsruf Christi nicht hörten, und ob „die draußen", *οἱ ἔξω*, eben deshalb verdammt seien, wenngleich sie alles leisteten was sie von Natur vermochten? Aber Lessings Theodicee hängt zusammen mit seines alten Meisters Lehren von der Verbindung ewig veränderlicher vorstellender und materieller Monaden, der Continuität, der Evolution, der Metamorphose. Le présent est

chargé du passé et gros de l'avenir. Auf der anderen Seite konnte das Studium Spinozas, wie Dilthey treffend hervorhebt, das Verlangen nach einer Theodicee nur schärfen: denn ist alles in der Gottheit enthalten, giebt es nur Eine Substanz, herrscht das ἓν καὶ πᾶν, — woher das Übel? Oder um die Frage vielleicht noch präciser und philosophisch unanfechtbarer zu stellen, wenn diese alleine Substanz in ihrem innersten Wesen das Übel einschließt, was für ein Recht hat man noch, sie Gott zu nennen? Lessings Theodicee tritt, wie schon angedeutet, als Lehre von der Seelenwanderung auf.

Der Gedanke der Seelenwanderung hat selbst roher oder geistiger eine Metempsychose durchlaufen von Aegyptern, Griechen, Indern bis in moderne Tage. Zu Lessings Zeit lag er dem Geschichtsphilosophen, sei es auch nur zu allegorischer Einkleidung des einheitlichen Entwicklungsprocesses, nahe genug: „Immer verjüngt in seinen Gestalten blüht der Genius der Menschheit auf und zieht palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter", sagt Herder; der Genius der Menschheit aber ist doch eine Summe der einzelnen sich ablösenden Menschengeister. Eine halbmaterialistische und dabei doch fromme, apologetische Naturphilosophie, die von Genf her das nahe Ferney, Voltaires Burg, beschoß, schien die fortwährende Wiedergeburt wissenschaftlich zu stützen. Charles **Bonnet**, der Schüler des unsterblichkeitsgläubigen Euler, hatte La palingénésie philosophique, ou idées sur l'état passé, et sur l'état futur des êtres vivants vorgetragen, Lavater daraus den besondern erweiterten Theil über die Beweise des Christenthums übersetzt und Lessings jüdischem Freund unter die Nase gehalten. Alle Wesen bilden sich aufwärts aus dem Fleischlichen ins Aetherische, ohne in der unverwesbaren Zukunft das Bewußtsein der Vergangenheit einzubüßen, denn den Bildungsstoff giebt das Gehirn, in dem das Gedächtnis und eben durch das Gedächtnis die Persönlichkeit liegt. Diese wundersame Zellentheorie der ganzen Weltgeschichte läßt jeden künftigen Zustand dem germe primitif im Hirn entsteigen, wie der Schmetterling kein veredelter Raupenkörper sei, sondern erneut aus dem zerfallenden herausfliege. Bonnet, dessen Keimtheorie von der Monadenlehre abstammt, vertritt die Vorausbestimmung so fest wie Leibniz und stützt die Vernunft durch die göttliche Offenbarung und ihre von Ewigkeit prädeterminirten Wunder,

diese zur rechten Zeit spielenden Federn in der Maschine des großen Werkmeisters. Sie legitimiren den Erlöser. Der reine, gute, Gott dienende Mensch im neuen pneumatischen Leib ist die letzte Perspective der Palingenesie.

Das Aufsehen, das Bonnets krause Apologie rechts und links machte, erleichterte Lessing den Vortrag seines Systems der Metempsychose. Er berief sich im Disput auf die naturphilosophischen Scheinbeweise des Genfers, der einen neuen λόγος σπερματικός deducirt hatte, wie sich Goethe, gewiß kein Leibnizianer, auf die Monadologie berief, um das ewige Seelenleben zu erkären, als ihm Wielands Abscheiden die Fortdauer der Persönlichkeit, das Eingehen neuer Verbindungen im Weltall und das Durchlaufen früherer Zustände im Gedächtnis so eindringlich zur Frage stellte. Auch ihn hatte die Seelenwanderung in den ersten weimarischen Jahren innig bewegt: wie ist es möglich, rief der überwältigte Lyriker seiner alles in ihm mitfühlenden, alles beerbenden Freundin zu, daß das Schicksal uns band so rein genau? —

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

„Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All" (an Wieland, April 1776). Ein geheimnisvolles Ahnen, Ofterdingens Phantasien verwandt, ging den Stunden voraus, wo er 1782, ein Jahr nach Lessings Tod und den unklaren Speculationen seines Schwagers Schlosser, die Theages und Charikles Herders ihre Gespräche Über die Seelenwanderung für und wider halten hörte, mit ihnen in die dunklen Erinnerungen eines vorigen Zustandes und die fernen Träume erster Eindrücke tauchte, Aegypter- und Pythagoräerlehren aus dem traulichen Verkehr der jungen Menschheit mit den Thieren gedeutet, aber auch die Theodicee der Seelenwanderung berührt fand, bis die wahre Palingenesie dieses Lebens in der Erziehung des Herzens hervortritt.

Das zweite, gemeinen Augen befremdliche System, die Metempsychose, ist vor den Gesprächen mit Jerusalem nicht nachzuweisen. Was der jugendliche Recensent einmal über den Weltweisen der Mendels-

sohnschen Briefe sagt, der den Tod nicht als Zernichtung, sondern als Übergang in eine andere, vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachte, und der gleichwol den Selbstmord ablehnen müsse, könnte höchstens als dunkle Vorahnung einer späteren, fest bestimmten Ansicht hierher bezogen werden. Wie in jenen Wolfenbütteler Verhandlungen bei Gelegenheit des Ursprungs der Sprache von Lessing zuerst der Güte des Schöpfers ein Weg des Unterrichts beigemessen wird, so begegnete Lessing damals mit seiner Hypothese zuerst den Schwierigkeiten des Determinismus und auch der Frage des jungen Freundes: durfte Gott den Menschen, dessen Wesen in der Kraft besteht sich die Welt vorzustellen, mit Vollkommenheiten erschaffen, zu denen er, vermöge seines Wesens, nur allmälig gelangen konnte? Wie sich aber die Unterredner mit einander vertrugen, ist nicht gebucht worden. Dachte Jerusalem daran, als er in der letzten dunklen Stunde seine und Lessingsche Blätter noch einmal anschaute, nicht ahnend, daß der Selbstmord ihm die dichterische Metempsychose und Unsterblichkeit bescheren sollte?

Nicht der Unsterblichkeitsgedanke, wie Guhrauer will, liegt im Problem der „Erziehung des Menschengeschlechtes“: die Palingenesie — nochmals sei es gesagt — ist vielmehr das Mittel zur Lösung des Problems, weil eine Rechtfertigung Gottes nur in der vollkommenen Erziehung aller einzelnen Menschen, auch der vergangenen Geschlechter, beruht. Die Metempsychose erscheint hier wenn auch nur hypothetisch, so doch streng sachlich gedacht. Es wäre ja die einfachste Lösung, sie mit Goethes Spruch „Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns im andern wieder auftreten sehn“ als ein bloßes Bild für das Fortleben in der Menschheit zu nehmen, eine bloße Metapher für das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die keine Entelechie zu nichts zerfallen läßt. Dies herauszulesen und sich so Lessings befremdliches System anzueignen, auch die Vererbung und Anpassung der Naturwissenschaften und ihre Biogenese behutsam heranzuziehen, an den Stufengang des Unterrichts besonnener als es wol geschehen zu erinnern, fühlt man sich stark versucht. Bei der Schwierigkeit, daß ein durchaus esoterisches Bekenntnis auch in den neben der „Erziehung“ erhaltenen Bruchstücken nicht vorliegt, die Hypothese aber, wie sie dasteht, in der That für gemeine Augen seltsam genug ist, daß Lessing endlich mit dem Ausdruck „gemeine Augen“ selbst zu einem unge-

wöhnlichen, unwörtlichen Verständnis auffordert, möchte der Leser gern Lessingen interpretiren wie Lessing den Leibniz und die christliche Metaphysik. Die Metempsychose, angedeutet in dem Aufsatz über die ewigen Strafen, beherrscht als ernste Grundansicht die nachgelassenen Anmerkungen zu Campes „Philosophischen Gesprächen" (1773) wie das nicht völlig zu Ende denkbare Fragment „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" und ist bestens bezeugt durch die eingehende Berufung auf Bonnet 1780. Viel Mühe für eine bloße Metapher! Campes oder seines Agathokles Erwiderung auf die Frage nach dem Grunde der von Gott beliebten Bildungsunterschiede, diese Frage gehöre offenbar nicht hierher, hat Lessingen im Herbst 1778 angetrieben eine „Grille" für Campe aufzusetzen, die mit beredten Gedankenstrichen abbricht: „Denn wie, wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schlösse, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sei? Wie, wenn ich sagte, daß jeder Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommung wol durch mehr als Eine Hülle der Menschheit durchmüßte? Vielleicht war auf [?] diese Wanderung der Seele durch verschiedne menschliche Körper ein ganz neues eignes System zum Grunde? Vielleicht war dieses neue System kein andres als das ganz älteste — — —".

Nicht so stark wird das System in dem Bruchstück, „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" durch solche „vielleicht" als bloße Hypothese vorgetragen. Es heißt da nicht allein unter Berufung auf Platon, Pythagoras und die Weisen des Orients das älteste aller philosophischen Systeme, sondern auch geradezu das einzig wahrscheinliche („wie ich glaube"), das nur durch zwei Dinge „verstellt", d. i. nach Lessings Sprachgebrauch: entstellt worden sei. Diese zwei Dinge nennt aber das schwierige Fragment nicht mehr, und eine einigermaßen sichere Ergänzung ist versagt. Die Definition der Seele als eines einfachen, unendlicher Vorstellungen fähigen Wesens fußt auf Leibniz, dessen Lehre auch in den folgenden Thesen durchschlägt; aber neu erscheint die Verbindung des Begriffs der Organisation mit dem Begriff der Sinnlichkeit, wonach „ein organischer Körper die Ver-

bindung mehrerer Sinne" sein soll. Befremblicher noch als die Ansicht vom Wesen der Organismen, ja sehr parador dünkt uns die mathematische Ausführung der Hypothese. Mit der Vorstellung, daß die Vollkommenheit der Organisation durch die Zahl der Sinne bestimmt, solcher Sinne jedoch außer den uns bekannten noch viele andere, zur Erfassung irgend welcher Naturkräfte dienende möglich seien, vermählt Lessing den Gedanken der Metempsychose und construirt eine Stufenfolge der Aussteuer, welche die menschliche Seele im Laufe der Zeiten durchwandelt. Dergestalt, daß damit alle möglichen Combinationen der Sinne, deren Einzelbesitz die ersten durchlaufenen Geschlechter gekennzeichnet hätte, alle Amben, Ternen, Quaternen u. s. w. der Reihe nach erschöpft würden. So erscheint die gegenwärtige Sinnenausrüstung des Menschen natürlich als eine bloß zufällige Quinterne in einer langen variablen Folge der Vergangenheit und Zukunft. Und Lessing treibt die Bizarrerie dieses Rechenexempels noch weiter, indem er, seine übrigen Voraussetzungen festhaltend, eine wenigstens negative Bestimmung der keineswegs als unendlich zu denkenden Zahl der Elementarsinne giebt. Er gründet sie einerseits auf die Unmöglichkeit einer in irgend einem Zeitpunkte durchlaufenen oder abgeschlossenen unendlichen Reihe, andererseits auf die Thatsache, daß die gegenwärtige Organisation wirklich schon eine Mehrheit zusammenwirkender Sinne aufweist, während nach jenen Prämissen bei einer Unendlichkeit von ursprünglichen Einzelsinnen die Entwicklung doch nicht einmal bis zu Amben hätte führen können. Neben diesen Sonderbarkeiten birgt das Fragment tiefe und schöne Gedanken. Durch die Exemplification auf die denkbaren Sinne zur Auffassung elektrischer und magnetischer Krafteinflüsse bewährt Lessing ein treffliches Verständnis für den allgemeinen mechanischen Typus sämmtlicher Naturwirkungen, die, durch irgend einen Sinn percipirt, ein specifisches, subjectives Gepräge erhalten, außerhalb solcher subjectiven Verarbeitung aber nur ihrer mechanischen Grundlage nach sich erkennen lassen. Es ist somit schwer zu begreifen, wie ein geistreicher Kopf Lessingen als Motiv seiner Gedanken das Bedürfnis zuschreiben mochte, das Hereinwirken eines mystischen Seelenreiches in unsere Welt als dereinstigen Gegenstand wirklicher Anschauung und Wahrnehmung zu fassen. Der im Fragment ausgesprochene Entwicklungsgedanke reimt allerdings nicht mit dem Descendenzprinzip der

heutigen Biologie, und das Urtheil eines andern hochverdienten Auslegers, Lessing habe die Entwicklungsidee der Naturwissenschaft vorweggenommen, ist nur aus dem Geist einer Zeit zu verstehen, die noch immer die vagen Schemata der Naturphilosophie mit Naturwissenschaft verwechselte. Die nach Maßgabe der Leibnizischen Monadologie gedachte Seelenwanderungslehre verfolgt ja im Gegensatze zur Descendenz das Beharren eines Elements durch die bunteste Fülle von Gestalten hindurch, ohne über deren physischen Zusammenhang eine Vermuthung darzubieten. So viel zwar unterliegt kaum einem Zweifel, daß Lessing, wenn er auch die organischen Körper, in denen die Monade eines Menschengeistes der Reihe nach Einkehr hält, vielleicht nicht gerad als Glieder einer einzigen, in ihrer Form wandelbaren Folge von Geschlechtern aufgefaßt, doch an keinen anderen Schauplatz für diese wechselreichen Verkörperungen der Seele als an unsere Erde gedacht hat. Die seit dem siebzehnten Jahrhundert verbreitete Vorstellung, daß einzelne der Seele zum Aufenthalt dienende Organisationen fremden Planeten angehören möchten, wird von ihm selbst mit keiner Silbe berührt und könnte nur willkürlich in seine Gedanken hineingedeutet werden. Verhält es sich aber so, dann muß die Idee einer Descendenzverbindung zwischen den auf einander folgenden Herbergen der Monas ziemlich nahe erscheinen, wenn sich Lessing die Reihe dieser organischen Verkörperungen nur halbwegs der Abstammungslehre gemäß vorgestellt hätte. Doch wie wenig dies der Fall, wie grundverschieden seine Betrachtungsart von dem Transformismus war, erhellt daraus, daß jene Reihe keineswegs bloß immer vollkommenere, weil immer sinnenreichere Gebilde vorführt. Vielmehr bezeichnen die einander ablösenden Phasen größtentheils dieselbe Vollkommenheitsstufe, mit gleicher Zahl verschiedener, ungleichartiger, unvergleichbarer Sinne, also die eine mit Gesicht und Gehör, die zweite mit Geruch und Geschmack u. s. w. Man halte ferner nur das Fragment und die „Erziehung des Menschengeschlechts" selbst zusammen, so warnt diese Schrift, die es mit einer Wanderung durch menschliche Individuen zu thun hat und damit die Möglichkeit eines genealogischen Bandes gewährt, eindringlich davor, mehr als eine bloße Verträglichkeit, höchstens eine leise Neigung sich zu verbinden, im Verhältnis beider getrennter Ideenkreise, der Metempsychose Lessings und des naturwissenschaftlichen Transformismus, zu

sehen. Denn nicht einmal innerhalb des Menschengeschlechts ist die pilgernde Seele an eine stetige Geschlechterfolge gebunden: sie braucht sich nicht an einen Stamm, eine Familie zu halten, sondern kann in verschiedenen Stämmen ihren Wohnsitz aufschlagen und gleichsam in weiten Sprüngen zu demjenigen zurückkehren, von dessen Gliedern sie eines vordem belebt hatte. Unausgemacht ist sogar nach dem Vortrag der Hypothese und nach dem Grundgedanken der ganzen Schrift über die Hauptperioden der „Offenbarung", ob die Einkörperung nicht lange Pausen, die Seele nicht durch unbestimmte Zeiträume einen Dornröschenschlaf erleiden könnte, bis sie von neuem in sinnbegabte organische Körper, aus der Gebundenheit erlöst, einkehrte. Um wie viel weniger braucht dann die Folge ihrer Erscheinungen dem Descendenzverhältnis zu entsprechen!

Lessing suchte also seiner Hypothese, die Seele erlange ihre Vorstellungen nach und nach in Ordnung und Maß der Sinne, sie steige von einem zu zweien, dreien, vieren und so weiter in allen möglichen Combinationen, jede Schwierigkeit von Seiten der Theodicee durch die Hypothese von der Seelenwanderung zu benehmen, wonach das Individuum durch alle untern Stufen zu der gegenwärtigen und den künftigen gelange. Lessing sucht in der „Erziehung" mittelst derselben Hypothese jedes Individuum am Fortschritte der Cultur zu betheiligen. Es ist gesagt worden, der Erziehungsgedanke selbst wäre für Lessing ohne die Metempsychose undurchführbar gewesen, denn Erziehung des Menschengeschlechts sei ein leeres Wort ohne die Identität des erzogenen Subjects. Erziehung setzt freilich ein Subject voraus, das mindestens so lange beharrt, als sie selbst dauert; wenn aber der Begriff der Erziehung auf das Menschengeschlecht angewendet, wenn die Menschheit als Ganzes erzogen werden soll, ist dann das Beharren des Subjects nicht ohnehin verbürgt und bedarf es der Fortdauer des einzelnen Individuums? Eine solche rein formelle Erwägung genügt nicht für die anderen Argumente, durch welche die Metempsychose so ursprünglich mit der Erziehung verschmolzen werden soll. Rößler in einem kleinen scharfsinnigen Aufsatz meint, kurz gesagt, daß zu Lessings Zeiten eine sittliche Erziehung, ein sittlicher Fortschritt an und für sich ohne Metempsychose nicht ausdenkbar gewesen wäre: denn erst Hegel habe durch die Idee objectiver Zustände und Einrichtungen, der Nieder-

schläge des Allgemeingeistes, das Verständnis für eine Überlieferung erschlossen, die den Erwerb einer bestimmten Generation, auch den sittlichen, ohne Continuität der Individuen oder Einzelgeister den folgenden Geschlechtern erhalte. Zu viel Ehre für den Erkenntniszuwachs des neunzehnten Jahrhunderts. Sollte das achtzehnte wirklich die so leicht zu begreifenden Triebe der ethischen Entwicklung noch ganz übersehen, sollte die Welt wirklich nöthig gehabt haben erst von Hegel zu lernen, wie sittliche Grundsätze, die eine Generation sich erarbeitet, in der nächsten dadurch, daß sie schon der zarten Kindheit des folgenden Geschlechts eingeimpft werden, zu erhöhter Geltung und Wirksamkeit gelangen? Eines aber ist wahr und schon früher von der Forschung bemerkt worden, daß nämlich der Erziehungsgedanke an Schärfe, Kraft und Fülle gewinnt, wenn zu dem pädagogischen Mittel der auf die künftigen Geschlechter vererbten neuen Grundsätze sich noch das andere einer Fortdauer der innern seelischen Anlagen, wie sie die Bethätigung der Grundsätze schafft, hinzugesellt. Und eine solche Fortdauer böte die Metempsychose auch beim Erlöschen jeder Rückerinnerung eines früheren Daseins: denn die Anlage haftet bekanntlich nicht an der lebendigen Gegenwart ihrer Ursachen in der Seele, sie liegt im Grunde des Geistes, dessen persönlich-identisches Fortbestehen daher auch ihre Erhaltung ermöglicht, während bei völlig individueller Verschiedenheit der Subjecte die von einer früheren Generation erworbenen Anlagen für die folgende verloren wären, falls nicht dennoch eine unbegreifliche Vererbung die Übertragung vermittelte.

Sei dem, wie ihm wolle. Die Metempsychose dient Lessingen nicht als Vehikel des Erziehungsgedankens, sondern sie ist von ihm concipirt als Mittel zur Lösung des Problems, das Reimarus aufstellte und auch die patristische Erziehungsidee nur unzulänglich erledigt, wenn eben nicht die Seelenwanderung zu Hilfe kommt. Diese Auffassung erklärt, wie schon Dilthey sah, das Perfect in dem Satze „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben" gerade so gut, ja weit besser als die Deutung, nur die Frage nach der Möglichkeit eines sittlichen Fortschrittes des ganzen Geschlechts habe Lessingen bekümmert. Nicht soll gesagt sein, daß die einzelnen Menschen persönlich alle Vorstufen durchlaufen haben müßten, damit die Menschheit eine neue Staffel des sittlichen Fortschritts er-

klimmen könne; sondern die Überzeugung will sich wirklich kundgeben, daß das Menschengeschlecht erst dann wahrhaft zur Vollkommenheit gelangt, wenn alle Individuen die Höhe geistiger und sittlicher Vollendung erstiegen haben. „Die ganze Bahn" ist im strengsten, unbeschränktesten Sinne gemeint: nicht das ganze Stück unterhalb einer beliebigen herausgegriffenen Staffel, sondern die ganze Leiter von der untersten Sprosse bis zu ihrem höchsten, unübersteiglichen Ende. Die Metempsychose giebt hier das entscheidende Hilfsmittel der Theodicee, das abschließende letzte Wort zur Vertheidigung der scheinbaren Offenbarungsmängel; daß sie außerdem noch dem Erziehungsgedanken, der diese Gebrechen zunächst entschuldigte, sattere Farben leiht, macht sich Lessing nur als erwünschten Nebengewinn zu Nutze.

Fein knüpft er die erste Andeutung frageweis an die „Schwärmer" des alten Evangelium aeternum: „Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!"

Fortschritt des Ganzen folgt aus dem Fortschritt der Theile, oder bildlich gesprochen: das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, wird durch die kleineren schnelleren Einzelräder in Bewegung gesetzt. Jeder einzelne Mensch durchläuft die Bildungsbahn der Menschheit. Ist es nicht möglich, in einem und demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ zu sein — warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Diese Hypothese heißt auch hier die älteste des menschlichen Verstandes. Frage folgt auf Frage:

„Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet? Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wol mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf

itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Mit diesen enthusiastischen Worten schließt der hundertste und letzte Paragraph der letzten Schrift, welche die Nation, die Menschheit von Lessing empfing. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Eine Entelechie ist unendlich. Nichts Geistiges geht im gesammten Geistesleben verloren, das ist Lessings Hoffnung und sein fester Glaube.

Und es begab sich, daß mehrere Jahre nach Lessings Tode seine geistige Arbeit im bloßen Bericht eines Dritten die Geister aufs mächtigste erregte, den Blick gewaltig auf ein großes philosophisches System hinlenkte, der Forschung bis heute besondere und allgemeinere Probleme stellte, ihn selbst im strebenden Bemühen zeigte. Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Kantschen Kritik. Als diese ihren langsamen Lauf nahm, fiel wie eine Bombe der Allarm ein: Lessing war Spinozist! Friedrich Heinrich Jacobi brachte diese Enthüllung 1785 in dem Büchlein „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn".

Eine weiche, reichgebildete, gern verehrende und sich hingebende, liebenswürdige Persönlichkeit, die, seit die lebensfrischen Frauen seines Kreises vorgebaut, auch Goethes Verachtung der brüderlichen „Jackerls" besiegte und trotz schweren Conflicten seine Freundschaft festhielt, hatte der sechsunddreißigjährige Düsseldorfer 1779, nachdem schon früher grüßende Botschaften gewechselt und Jacobische Urtheile über die „Älteste Urkunde" in Wolfenbüttel mit Interesse aufgenommen worden waren, zutraulich und enthusiastisch wie ein Jüngling „Fülle der Liebe" Lessingen entgegengebracht und nicht vergebens bei ihm angepocht. Den alternden Mann beglückte diese aufrichtige Stimme aus der neuen Generation, dies unbegrenzte Vertrauen auf seinen Rath und Beifall, dieser warmherzige Anschluß. *Δός μοι ποῦ στῶ*, das Motto der Jacobischen Spinozaschrift, ist auch die Losung seiner Correspondenz und Gespräche mit Lessing. Das Schwanke des Grazienpriesters Johann Georg, war auch dem jüngeren Bruder nicht erlassen, der noch in späten Jahren seinen Widerstreit, er sei mit dem Verstand ein Heide, mit dem Gemüth ein Christ, zu dem klärenden Beichtiger Schleiermacher trug, wie

ehedem dasselbe Dilemma sammt allen Autor= und politischen Sorgen zu Lessing. Der französischen Schulung des Lyrikers George entsprich: bei Fritz die Sympathie mit dem zarten, weltmännischen, empfindungs-vollen Platonismus eines Hemsterhuys. Werthers blasse Romanvettern, Allwill und Woldemar, unplastische wortreiche Abbilder Jacobis und Goethes, leben und weben in einer sentimentalen Welt sublimirter und destillirter Empfindungen, welche unter den Männlein und Weiblein ein ewiges Anziehen und Abstoßen ergeben und weit hinwegirren von der Naturgewalt des Goethischen Kunstwerkes, aber mit ihrer casuistischen Selbstbeobachtung Lessings psychologische Theilnahme weckten; so daß er nicht bloß nach „Woldemars" Anfängen echt lessingisch für die „gefühl-volle und unterrichtende" Stunde dankte, sondern auch den müden, durch eine böse Absage Goethes tief verwundeten neuen Freund mit Erfolg zur Fortsetzung beider Seelenromane anspornte. Im innersten Grunde gingen sie weit auseinander: Lessing der den Rationalisten durch freieres Verständnis der Dinge überlegene Aufklärer, kritisch, folgerichtig — Jacobi der Gefühlsphilosoph, ängstlich vor strengen Consequenzen des Verstandes, durch unüberwindliche Bedürfnisse seines Gemüthes aus der kalten Sphäre des Wissens in die warmen Lüfte des Glaubens getrieben, fromm und gläubig dem Übersinnlichen zugewandt. Nach Lessings Tod hängte er sein Herz an Hamann.

Während der Händel, die sein Bericht über Lessing heraufbeschwor, schrieb ihm Goethe einen herrlichen Brief, so duldsam wie entschieden: „An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes p p p p. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wol werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Übrigens bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund sein kann ohne deiner Meinung zu sein, denn wie wir von einander abstehn, hab ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten p. 77 und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid. Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben p. 101, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht, und sagt: Hoc

cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum; so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist."

Jacobi hatte sich eifrig, mit der Absicht einer Widerlegung dieser ihm die consequenteste scheinenden Philosophie, in das Studium Spinozas versenkt. Nach Bundesgenossen suchend, kam er im Sommer 1780 gen Wolfenbüttel, noch voll von dem „unsäglichen Vergnügen", das ihm die „Erziehung des Menschengeschlechts" bereitet, voll auch von Scrupeln über § 73, um mit Lessing zu philosophiren und „in ihm die Geister mehrerer Weisen zu beschwören, die ich über gewisse Dinge nicht zur Sprache bringen konnte." Gleich am 5. Juli war unter ihnen lebhaft von Atheisten, Deisten, Christen die Rede. Am nächsten Morgen reichte Jacobi, noch mit Correspondenzen beschäftigt, seinem Besucher ein Gedicht aus der Brieftasche, damit Lessing, der so manches Ärgernis gegeben, auch einmal eins nehme. Das Gedicht war Goethes „Prometheus", den Jacobi dann 1785 warnend und mit leidigen Vorsichtsmaßregeln seinem Spinoza-Buch einverleibte; aber Lessing nahm kein Ärgernis an den „sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung", im Gegentheil: „ich find' es gut . . . es gefällt mir sehr" antwortete er dem betroffenen Gast. Sein Beifall geht ins Innere: er bekannte sich zu dem Gesichtspunkte, den Goethes titanische Zeilen der armen Göttermajestät, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal gegenüber behauptet hatten, und erklärte, das schon lang aus erster Hand zu haben. Das Prometheusdrama des Aeschylus, wie Jacobi berichtigend nachtrug, war auch zur Sprache gekommen. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ἓν καὶ πᾶν*! Ich weiß nichts anders." Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden, fragte Jacobi in wachsender Bestürzung. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern" lautete Lessings hypothetische Antwort, und am nächsten Vormittag begann er das zufällig unterbrochene Gespräch über das *Ἓν καὶ πᾶν* und Spinoza von neuem. Er hatte Jacobis

jähen Farbenwechsel wol bemerkt. Als nun Jacobi seine Verwirrung über das „so platt herausgesagte" Glaubensbekenntnis eines Mannes zugab, von dem er Hilfe gegen Spinozas Bedrängung hoffte, da konnte Lessing nicht anders, er mußte die Meinung des Partners, daß consequentes Denken zum Spinozismus führe, in die Aufforderung kleiden: „Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza." Vom bündigen Determinismus aus versenkte sich die Unterredung in die schwersten Fragen des Systems, das beiden wolvertraut war. Jacobi rettete sich hinter seine unverlierbaren theistischen Schanzen: „Im Spinoza steht mein Credo nicht?" — „Ich will hoffen, es steht in keinem Buche" schaltete Lessing überlegen ein, so seinerseits wie mit jenem obigen „Wenn" ein ganzes Genügen und Zuschwören abweisend. Und als der andere den Glauben an eine beständige persönliche Ursache der Welt bekannte, reizte ihn Lessing mit einem neckischen „O desto besser! Da muß ich etwas ganz neues zu hören bekommen", worauf der gläubige Philosoph sein unmittelbares Ergreifen des Übersinnlichen mit größter Naivetät als Rettung durch einen Salto mortale kund gab, jenen berühmten Kopfsprung, den F. Schlegel, vor seinem eigenen und schmählichen, der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit so höhnisch zu Gemüthe führte. Lessing höhnte nicht, dazu war ihm der liebreiche, wahrheitsuchende, unterrichtete Gast zu werth, aber er schraubte den Springer ein wenig, während das Gespräch über das „Kopfunter", das er nicht nachmachen wollte, weiter lief und Jacobi den causalen die finalen Ursachen entgegenhielt und den Fatalismus, denn das war ihm Spinozas Lehre, analysirte. Lessing pries Spinoza gegen „unsere elende Art, nach Absichten zu handeln", ja er schickte der Frage nach den Vorstellungen einer persönlichen außerweltlichen Gottheit gleich die nähere nach: „Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist", was er erst noch bekräftigte, dann aber, recht wie es im eifrigen an- und abschwellenden Widerstreit zu geschehen pflegt, als etwas zu viel gesagt abschwächte, da Jacobi mit Recht vor der Hypothese schwindelte, Leibniz habe keine überweltliche, sondern nur eine innerweltliche Welturſache geglaubt. Dagegen fand Jacobi keinen Unterschied zwischen Determinismus und Fatalismus, Leibnizischer und spinozistischer Psychologie und berief sich auf Mendelssohns Erweis,

die prästabilirte Harmonie stehe schon im Spinoza, ohne Widerspruch Lessings, der ihn weiter reden ließ und seine alten gebriefsten Scrupel gegen Moses zurückhielt. Er vernahm gern, daß der andere nach ernsten Studien gar nicht ins gemeine Horn stieß, von Spinoza nicht sprach „wie von einem todten Hunde"; aber die neue Erklärung, Jacobi ziehe sich aus einer vollkommen skeptischen Philosophie zurück, unterbrach er wieder ironisch mit der Frage „Und ziehen dann — wohin?", um seinerseits der innigen Überzeugung von den Endursachen, dem „ich thue was ich denke" und einer allerdings „durchaus unerklärlichen Quelle des Denkens und Handelns" seinen festen Determinismus ganz köstlich entgegenzusetzen: „Sie drücken sich beinah so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte 'den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Will sei'" — Worte des katholischen Ausschusses — „worein der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte." Umsonst versuchte Jacobi auf Grenzen der Erklärung und deutliche Begriffe zu bringen — „Worte, lieber Jacobi, Worte" rief ihm Lessing zu wie Hamlet und wollte kein freies Feld für Träumerei und Unsinn eröffnen, bis er endlich den Mann von Kopf scherzend bat, ihn bei dem befördernden Kopfunter doch mitzunehmen, „wenn es angeht". Jacobi warb: „Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so gehts von selbst" — Lessing schüttelte das Haupt: „Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopf nicht mehr zumuthen darf."

Es blieb dabei, daß Jacobi eine natürliche Philosophie des Übernatürlichen läugnete, Lessing „sich alles natürlich ausgebeten haben wollte". Pantheistisch-kabbalistischen Scherzen folgte eine hypothetische Betrachtung der Gottheit: „Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls; und das Ganze nach der Analogie eines organischen Körpers", und auch daran wurde die Palingenesie geknüpft. Das *Ἓν καὶ πᾶν* hörte Jacobi als den Inbegriff Lessingscher Theologie und Philosophie und sah es von seiner Hand als Wahlspruch geschrieben; die Idee eines persönlichen unendlichen Wesens im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit fand er von Lessing aufs unzweideutigste abgelehnt. So

erst meinte er nach diesen Gesprächen den 73. Paragraphen der „Erziehung“ zu begreifen: spinozistisch, nicht aus dem Deismus, oder gar einem rechtgläubigen Theismus, unter dessen Fahne, wie Jacobi bislang immer gehört hatte, Lessing marschiren sollte.

Jacobi ist nun nach Lessings Tode durchaus loyal verfahren. Er wandte sich an die treueste, auch ihm so werthe Freundin und an den ältesten philosophischen Genossen des Entschlafenen, ohne ungestümen Eifer sein geheimes Wissen zu Markte zu tragen, sondern um ernsten Gedankenaustausch bemüht. Als er 1783 von Elise, die in Berlin gewesen war, erfuhr, daß Moses die Hand an sein versprochenes Werk über Lessings Charakter und Schriften lege, erkundigte er sich nach dem Umfang der Mendelssohnschen Kenntnis von Lessings religiösen Gesinnungen: „Lessing sei ein Spinozist gewesen.“ Da Lessing so warm von dem Berliner gesprochen und sich zugleich so offen gegen den neuesten Ankömmling ausgelassen hatte, da die Wahrscheinlichkeit, daß noch mehrere um seinen Spinozismus wüßten, groß, andererseits von Lessing selbst mündlich nur einer flüchtigen Behauptung seines Lehrgebäudes — § 73 der „Erziehung“ und das alte „Christenthum der Vernunft“ sind gemeint — Moses gegenüber gedacht worden war, hielt Jacobi es mit Recht für angemessen, dem Biographen über Hamburg hin einen Wink zu geben. Mendelssohn erstaunte, denn es wollte ihm, wie er seinen Lessing kannte, nicht ein, daß dieser ohne weiteres dem System irgend eines Mannes zugeschworen hätte. Darum erbat er nähere Bestimmungen des Was und Wie, um in seinem Buche dann die volle Wahrheit darlegen zu können. Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich. Jacobi brachte die Wolfenbütteler und Halberstädter Gespräche zu Papier. Moses opponirte und entschloß sich 1784, während der metaphysische Ehrenkampf, wie Friedrich Heinrich sagte, ritterlich unter den Augen einer verehrten Dame und Hennings' ausgefochten werden sollte, das biographische Werk bei Seite zu schieben, um erst einen Gang mit den All-Einern des Spinozismus zu thun. Er erhitzte und verbitterte sich mehr und mehr, und das ist psychologisch ebensowol zu begreifen, wie Elisens freundschaftlich frauenhafte Abneigung gegen einen öffentlichen Proceß über Lessings Weltansicht, gegen den Druck seiner vertrauten Bekenntnisse, die nur den Intimen oder den „Stärkeren im Volke“ bleiben sollten, gegen die Verwandlung

eines edlen Wahrheitsstreites in einen sichtbaren Privatstreit zur Freude der Gegner Lessings. Um so thörichter schimpfte Karl (laut Briefen im v. Mendelssohnschen Hausarchiv) über den Eindringling, der 1784 seine Schreiben an Lessing zurückforderte; mit Recht, da es ihm darauf ankam, aller Verhandlungen Herr zu sein. Karl wühlte damals unordentlich im litterarischen Nachlaß des Bruders und hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit der Jacobischen Aufschlüsse. Moses aber war allerdings in der überaus peinlichen Lage, entweder einem ehrenwerthen, philosophisch unterrichteten Mann Mißverständnis über Mißverständnis vorzurücken, oder sich sagen zu müssen: der große Todte, mit dem du dich fast dreißig Jahre lang so innig und rückhaltlos verbunden wähntest, hatte sich dir allmälig entzogen, hatte dir nicht erschlossen, was nun ein Fremder von ihm zu wissen vorgiebt! Man kann diesen Conflict nicht ohne reges Mitgefühl ansehen, aber die auch von Karl beifälligst begrüßte Lösung, Jacobi sei lediglich geschraubt worden und Lessing habe bloß das Gegentheil von der Lieblingsmeinung des Partners behauptet, nur für eine höchst einseitige und ganz unzulängliche erklären. Mendelssohns „Morgenstunden" mit ihrer Lessing-Episode sind in der That, nicht allein einem Hamann, ein lendenlahmes, kraft- und saftloses Buch, für unsern Fall interessant nur durch die Hervorhebung des alten „Pantheismus" in jenem Jugendaufsatz Lessings. Der Gram zehrte an seinem Leben. Er konnte der „Morgenstunden" zweiten Theil nicht mehr vor die Welt bringen. Am 4. Januar 1786 starb er. Als sein Testament gab Engel das Heft heraus „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza". Hier ist trotz der blinden Hitze manches gute Wort über Lessings Geistesart und über Jacobis Katechetik gesagt, und ergreifend klingt die Beschwerde des Sterbenden, der von seinem Lager zu Lessings Büste aufschaute, wie tief ihn nach so langer Freundschaft und Gemeinschaft die Einbuße eines Vertrauens demüthigen müßte, das ein anderer Mensch in ein paar Tagen gewonnen hätte. Nichts erkennt er in Jacobis Aufzeichnungen an. Die abenteuerlichen Prometheusverse soll Lessing gelobt haben? — „Armer Kunstrichter! wie tief mußtest du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden!" Man könne Lessing eben so gut für einen Dummkopf erklären, wie für einen Spinozisten, Atheisten, Gotteslästerer, Heuchler.

Ein Streit um den Leichnam Mosis wogte durch Deutschland. Die Briefwechsel sind voll davon. So kämpft Voß für die Berliner, Fritz Stolberg feinfühliger für Jacobi, und die tiefe Verschiedenheit der Freunde malt sich in ihren Blättern. Als die beiden dann im Alter jenes häßliche Duell ausfochten, wo unser Verstand auf Vossens Seite stehen mag, unser Herz aber nur für Stolbergs Ritterlichkeit schlägt, blickte Goethe von diesem Zwiespalt zurück auf „die unglückliche Entdeckung von Lessings geheimer spinozistischer Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichem Sinne sich den Tod holte. Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe!" Und im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" hatte er nicht vergessen daran zu erinnern, wie bedeutend sein Prometheusgedicht in der deutschen Litteratur wirkte, weil, dadurch veranlaßt, Lessing sich über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens erklärte: „Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt in einer höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren".

Hitziger hatte Goethe im Februar 1786 das „jüdische neueste Testament" unausgelesen in die Ecke geworfen und in seinen Abendsegen aus Spinozas Ethik fort und fort das Lessingsche Testament Johannis eingeschlossen. Daß ihm diese Ethik so vertraut und zur Hand war, dankte er Jacobi und Lessing. Es ging Jacobi recht wunderbar mit dem Spinozismus. Er reiste zu Lessing, um ihn für ein Schutz- und Trutzbündnis zu werben, und fand einen „Spinozisten"; er wandte sich gegen Ende 1783, noch bevor er die Claudius Hamann Lavater mit größerem Glück einweihte, mit seiner Handschrift nach Weimar und begeisterte Herder und Goethe, dem er einst am Rhein in trunkenen Stunden das Ἓν καὶ πᾶν verkündigt hatte, für Spinoza. Sie schlugen sich ganz auf Lessings Seite. Wenn nun Spinozas Ethik die weimarische Bibel und Spinoza der heilige Christ wurde, wie Humanus-Herder Weihnachten 1784 in den Begleitversen an Frau

v. Stein sagte, wenn Briefe an Jacobi gingen und tiefe Bekenntnisse in Poesie und Prosa keimten, so war Lessing mit unter ihnen. Und als Herders „Gott“ einen halben Pantheismus predigte, laufen auch im Schiller-Körnerschen Briefwechsel die Namen Spinoza Lessing Herder Jacobi durch einander. Der zweite und dritte Theil des Büchleins „Über die Lehre des Spinoza“, Hemsterhuys' großer Sendbrief und Jacobis Zergliederung des Systems mit dem Schlußruf zum Salto mortale, dienten gar vielen als erste Einweihung in den Spinozismus, als Quelle der Kenntnis bis zur Paulusschen Edition und bis zu Schleiermacher, der seinen frühesten Einblick auch der Jacobischen Analyse verdankte. So bedeutete denn das Gespräch vom Juli 1780 wirklich eine Auferstehung. Niemand redete mehr von Spinoza als von einem todten Hunde.

Jacobis Wiedergabe des Gesprächs jedoch wurde bis auf den heutigen Tag bestritten. In frivoler Weise von Schelling, den 1812 Mittheilungen F. L. W. Meyers darin bestärkten, auch das über Lessings Verhältnis zu Mendelssohn Gesagte sei grundfalsch. Man berufe sich nicht auf Jacobis Wort an Campe (1. November 1782), ihm fehle zum Schriftsteller außer vielem anderen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, die: sich verständlich zu machen, oder auf die Erfahrung, daß Menschen einander am leichtesten in Gesprächen über die höchsten Fragen der Speculation mißverstehen. Jacobi hat nur wiedergegeben, was sein Gedächtnis „in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks“ sicher festhielt; seine Erklärung, daß er, wenn Lessing das Gegentheil des Spinozismus behauptet hätte, von jedem bedeutenden Wort bessere Rechenschaft würde geben können, mag manchem wunderlich vorkommen, bestärkt aber nur die Glaubwürdigkeit der Reproduction. Er gab den zehnten Theil, weil er das Ganze nicht zuverlässig genug geben konnte und viel Detail verloren gegangen war. Die schraubenden und neckischen Wendungen, die er selbst als solche empfunden haben muß, denn er war nicht so albern sich zu vermessen, einem Lessing die Würmer aus der Nase zu ziehn, erhöhen gleichfalls die Authentie. Das unbedingte erste Vorbringen, das Einschränken, das hypothetische Behaupten ist ganz lessingisch, und es sind, um nur an das Augsburger Sprüchlein zu erinnern, der individuellsten, charakteristischesten Worte, die kein Berichterstatter erfinden könnte, so

viele, daß in der That hier Lessing leibhaft — „eine köstliche Figur“ sagte Goethe — vor uns tritt und mit lebendigem Athem zu uns spricht. Herder, nun erst ganz eingeweiht in Lessings Inschrift Ἓν καὶ πᾶν, bekannte sich nicht nur als Glaubensgenossen dieses philosophischen Credo, sondern gab auch das gewichtige Zeugnis: „Übrigens ist Lessing so dargestellt, daß ich ihn reden sehe und höre.“ Von dieser Seite also ist Jacobis Überlieferung geborgen. Innen aber stimmt der Determinismus so trefflich mit den andern Urkunden überein, und es läßt sich, was über Gott und Welt gesagt ist, so gut fester oder loser an die übrige Philosophie Lessings anknüpfen, daß nur die Frage bleibt, mit welchem Recht Jacobi ihn für einen vollen Spinozisten erklären konnte, welche Fortentwicklung der Weltanschauung vielleicht aus diesen Gesprächen zu lesen sei.

Es ist nicht richtig, daß ohne Jacobi niemand auf Lessings „Spinozismus“ hätte kommen können, wenn es gleich richtig ist, daß ohne Jacobi wol niemand statt Leibnizens den Spinoza zum eigentlichen Leitstern Lessings gemacht haben würde. Auch Mendelssohn gedachte ja schon früherer Anläufe. Was verstand das achtzehnte Jahrhundert unter „Spinozismus“? Und auch diese Frage wurde von Mendelssohn berührt. Man las den Spinoza kaum, sondern was Leibniz als philosophischer Widersacher, was Bayle in noch schärfer ausgesprochener Gegnerschaft über ihn geschrieben hatte. Spinozismus war Atheismus. Im Sinne Jacobis und seiner Zeit: ein Spinozist war, wer keinen überweltlichen Gottesbegriff vertrat.

Lessing sprach im Pope-Aufsatz über das „irrige Lehrgebäude“ des „berufenen Irrgläubigen“ so zuversichtlich ab, wie er den Juden Mendelssohn einen zweiten Spinoza ohne die Fehler des ersten genannt hatte und 1755 seines Freundes noch von Jacobi wiederholte Behauptung, Leibniz habe die Harmonia praestabilita nur mit einem neuen Namen aus Spinoza entlehnt, als Vossischer Referent unbesehen hinnahm. 1763 freilich ist er mit dem ersten „Philosophischen Gespräche“, wie er brieflich erklärt, „nicht mehr so recht zufrieden. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat“. Das that er denn gleich selbst, indem er auf Grund eines sorgsamen Conceptes auseinandersetzte, daß Spinoza

Leib und Seele für dasselbe halte, das man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle, Leibniz hingegen mittelst der Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen als Leib und Seele zu lösen suche. Er hat dafür ein sehr subtiles, leider abgebrochenes Gleichnis von zwei Wilden, die sich im Spiegel beschauen, die nämlichen Bewegungen in der nämlichen Ordnung wahrnehmen und den Parallelismus aus Einem Grunde herleiten müssen, aber offenbar diesen Einen Grund verschieden fassen: der eine — so ergänzt Danzels Scharfsinn — wird leibnizisch die Übereinstimmung der beiden für sich bestehenden Bewegungen aus einer verborgenen Macht, der prästabilirten Harmonie herleiten; der andere spinozistisch nur Eine zweimal an verschiedenen Orten erblickte Bewegung behaupten. Was er selbst annimmt, sagt Lessing nicht, und man kann höchstens bemerken, das Zünglein der Wage neige sich nach Spinozas Seite, aus dessen Hauptwerk Lessing nun citirt und interpretirt, „was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben glaube." Damals in Breslau fand er den Spinozismus in Dippels tiefsinnigem Fatum fatuum am besten begriffen, während Bayle ihn am wenigsten verstanden habe, und beschaute mit dem Schwarmgeist die spinozistischen Creaturen als „Weisen und Stellungen des göttlichen Wesens". Seiner eigenen panentheistischen Ansätze wurde oben mehrfach gedacht. Panentheismus, nicht Pantheismus spricht ebenfalls, ähnlich wie Herders „Spinozismus" oder Fausts Hymnus auf den Allumfasser zu verstehen ist, aus dem Breslauer Bruchstück „Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" und § 73 der „Erziehung". „Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann ... Ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott."

Lessings Annäherung an den Pantheismus wurde durch äußere litterarische Einflüsse gefördert, unter denen nach herkömmlicher, wolbegründeter Meinung das Studium Spinozas der stärkste war. Sollten jedoch die pantheistischen Triebe von dem einzigen Spinoza gekommen

sein? Diese Frage beantwortet Spitzer mit einem überraschenden Hinweis. Es steht fest, daß Lessing schon früh sich mit den ältern italienischen Philosophen bekannt machte, und wie gründlich, lehrt die „Rettung des Cardanus". Vergleicht man nun seine Lehren mit denen des berühmtesten all dieser Italiener der Renaissance- und Reformationszeit, des Giordano Bruno, so ist der erste Eindruck der Zusammenstellung ein frappanter. Nach Bruno haben alle Dinge ihre Substanz in dem Acte des göttlichen Denkens — bei dem Nolaner findet sich also die Grundidee des Panentheismus. Bruno schreibt der Materie in all ihren Gestaltungen eine Seele zu — ein Hauptgedanke des Fragments über die Zahl der Sinne ist also schon bei ihm zu lesen. Bruno lehrt in der „Austreibung der triumphirenden Bestie" aufs Bestimmteste die Metempsychose — er vertritt also auch die Vorstellungsart, welche im metaphysischen Denken Lessings eine so bedeutsame Rolle spielt und des öfteren von ihm zur Lösung der tiefsten Fragen aufgeboten wird. Bruno hegt mit Vorliebe den Gedanken von Contractionen und Expansionen des göttlichen Wesens — sollte von hier aus ein helleres Licht auf jene Expansionen und Contractionen Gottes fallen, die in den Gesprächen mit Jacobi so wunderlich erscheinen, daß die einen darin bloße Scherze Lessings, die andern unabsichtliche Einschiebsel, Gedächtnisschnitzer Jacobis vermutheten, obwol gerade das Abgerissene und Seltsame eine solche Täuschung des Berichterstatters ausschließt. Diese starken Übereinstimmungen werden kaum Geburten des Zufalls sein, sondern die Annahme empfehlen, daß ein früh erfahrener und nicht verwischter Einfluß des Giordano Bruno entschiedener hervordrang, je mehr sich Lessing von überkommenen, entgegenwirkenden Ansichten befreite, und es möchte auf dieser Spur reichere Beute zu gewinnen sein, als man aus der Metaphysik des Aristoteles an unmittelbarer Wirkung auf Lessing ableiten oder aus den tiefsinnigen Speculationen des Tertullian für die Weltanschauung des modernen Aufklärers einheimsen wollte.

Bei einem Schriftsteller von der Wucht und Macht Lessings ist es ja kein Wunder, daß die Forschung unablässig Beziehungen zu früheren und späteren Denkern heraussucht: zu späteren, um die Formen seines Einflusses festzustellen und die Mündungen dieses Laufes zu beleuchten; zu früheren, um die Wurzeln einer so starken Kraft und Wirksamkeit

bloßzulegen. In der That hat man sich nicht begnügt, fort und fort die alte Streitfrage wieder aufzunehmen, ob Lessing mehr mit Leibniz oder mit Spinoza gemein habe, sondern den großen Kritiker mit den verschiedensten älteren und neueren Philosophen oder philosophischen Richtungen, von den Griechen bis zu Fichte und Schelling und weiter, bald in näheren, bald in entfernteren Zusammenhang gebracht; als hätte sich im Brennpunkt seines Geistes die Philosophie der Vergangenheit verdichtet und als wären von diesem Focus wieder alle Strahlen ausgegangen, deren Licht die philosophischen Bahnen der Folgezeit bescheint. Dabei haben sich so viele Misverständnisse eingeschlichen, so viele schielende und spielende Analogien sind hervorgeholt und so viele wesentliche Beziehungen und Unterschiede darüber vergessen worden, daß es sich lohnt, hier wenigstens ein paar der dünnsten Fäden zu zerreißen, die auch nach der behutsamen Arbeit Heblers und seiner Genossen hin und her geschlagen werden. Wer wollte z. B. gewisse formale Eigenschaften verkennen, die Lessing mit Aristoteles theilt, und seine ästhetische Methode nicht an den Stagiriten anknüpfen? Aber die Metaphysik! Weil die ersten Paragraphen des „Christenthums der Vernunft" vernehmlich an aristotelische Sätze vom Selbstbewußtsein der Gottheit anklingen, wird eine directe Herübernahme und in ihrem Gefolge eine umfassendere Schülerschaft der Speculation behauptet. Indessen dürfte bei zahlreichen christlichen Philosophen die Lehre vom Selbstbewußtsein Gottes mehr oder minder wörtlich zu jenen Thesen stimmen, und die Aufpflanzung des Vollkommenheitsbegriffes entspricht so sehr dem Geiste der Leibniz-Wolffschen Philosophie, worin dieser Begriff eine leitende Rolle spielt, daß der berechtigte Hinweis auf Aristoteles gewiß kein directes Abhängigkeitsverhältnis begründet. Zudem findet sich in den einschlägigen Äußerungen des antiken Metaphysikers manches, was Lessing mindestens nicht ausgesprochen hat. Der Grund, aus welchem nach Aristoteles τὸ κράτιστον sich selbst denken müsse, nämlich die Unmöglichkeit von einem noch mächtigeren Object abzuhangen, fehlt nicht nur bei Lessing, sondern dieser hat sogar allem Anschein nach eine etwas abweichende, wenn auch bloß um eine feine Nuance verschiedene Begründung im Sinn, sofern er die Nothwendigkeit, daß Gott nur sich selbst denken könne, ohne weiters aus dem Axiom ableitet, daß das Vollkommenste auch das Vollkommenste zum Gegenstand habe. Hat

nun Lessing die nähere Bestimmung des göttlichen Sichselbstdenkens als Denken des Denkens, auf welche Aristoteles das Hauptgewicht legt, einfach weggelassen, oder ist vielmehr seine Auffassung der Weltschöpfung als einer Manifestation des göttlichen Selbstbewußtseins mit der aristotelischen unverträglich? Und hätte Lessing in der That den Anfang seines Fragments aus der „Metaphysik" des Stagiriten gewonnen, so wäre damit die ganze Abhängigkeit im metaphysischen Vorstellungskreis erschöpft. Die aristotelische Definition von den Naturreichen, deren jedes alle Eigenschaften des nächstniederen Reiches, vermehrt um die neuen specifischen Differenzen, besitze, zum Urbilde der Lessingschen Ansicht von den unendlichen Gradabstufungen der Wesen zu machen, ist mehr als gewagt. Obwol nämlich das Verhältnis jener Naturreiche zu einander und die von Lessing behaupteten Beziehungen der einzelnen Wesen zusammen stimmen, darf nicht übersehen werden, daß es der Naturreiche bei Aristoteles nur wenige, der Vollkommenheitsgrade bei Lessing unzählige giebt, daß die an sich allerdings gleiche Beziehung dort zwischen großen umfassenden Gattungen, hier zwischen individuellen Wesen stattfindet, daß endlich die Ableitung von Leibniz viel näher und leichter ist.

Ein anderes. Lessing war gewiß seit Breslau in den Kirchenvätern vortrefflich beschlagen und hatte im letzten Jahrzehnt fortwährend mit der Patristik zu schaffen, vor allen mit Tertullian. Manche seine Beziehung aufgedeckt zu haben, bleibt Bergmanns Verdienst, wenn er auch die Sehne zu straff gespannt hat. Das große duldsame Wort des Karthagers Humani juris et naturalis potestatis est unicuique quod putaverit colere. Nec alii obest aut prodest alterius religio. Sed nec religionis est cogere religionem war dem Anwalt der Toleranz selbstverständlich aus der Seele gesprochen. Abgesehen von solchem Einklang und einigen kirchlichen Fragen ohne philosophischen Hintergrund bleiben andere Punkte inniger Berührung: der halbspinozistische Charakter der Lessingschen Weltanschauung, weit entfernt das Band zu sprengen, knüpft es nur fester. Das klingt sehr paradox; aber man gedenke der höchst eigenthümlichen Haltung Tertullians in der Frage nach der Natur Gottes und der Existenz geistiger Wesen, jener metaphysischen Sätze Omne quod est, corpus est sui generis; nihil est corporale, nisi quod non est, die Strauß im

„Alten und neuen Glauben" auf seine Mühle des Materialismus treibt; und wie weit auch Lessings Vorstellungen eines Gottes, dessen Gedanken greifbare, körperliche Dinge sind, in dessen Wesen das materielle und ideelle Dasein zusammenfällt, dessen zeitliche Präexistenz unmöglich ist, von der orthodoxen Heerstraße abschwenken, wie fragwürdig sie vielen erscheinen mögen — vom Standpunkte der Tertullianischen Metaphysik sind sie nicht abzuweisen. Aber weder liegt eine Schülerschaft vor, noch ist mit dieser Parallele die Frage erledigt, deren andere Seite doch so sonnenklar erscheint, daß weitläufige Besprechung das überflüssigste Geschäft von der Welt wäre. Hier der aufklärerische, unpositive Sohn eines äußerst rationalistischen Jahrhunderts — dort der Urheber des aus seinem Zeitalter und seiner Gesinnung heraus mit allem Ernst zu begreifenden Grundsatzes Credo quia absurdum! Zwischen zwei Männern so extremer Anschauungen und Epochen mögen Berührungen stattfinden — eine Übereinstimmung nimmermehr, man presse und dehne noch so stark Einzelheiten ohne größere metaphysische Tragweite und lege poetischen Ausdrücken des Kirchenvaters über Mutterpflanze und Baum noch so findig die Vorstellung einer allgemeinen Beseeltheit unter, oder man mache Lessing mit aller Gewalt zum Wundergläubigen, der er sicher nicht war. Das Wasser ist viel zu tief. Beide verwerthen eine ähnliche Voraussetzung, die Nichtexistenz ganz körperlicher Geister, in schnurstracks zuwiderlaufender Weise: der Kirchenvater mit dem nacktesten Spiritualismus, der sogar den Begriff einer Thätigkeit oder Beziehung alsbald in die Vorstellung eines substanziellen, leibhaftigen Wesens verwandelt — der Aufklärer, um aus der natürlichen Grundlage alles Seins auch die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit aller Vorgänge und Geschehnisse zu folgern . . . Lessing ein Jünger Tertullians! Nochmals: es ist absurd, es kann nicht sein.

Dagegen liegt auf der flachen Hand, was Lessing als Gegner des Wunder- und Offenbarungsglaubens, des die Naturgesetze durchbrechenden Supranaturalismus, wie als Gegner einer in der Religion mehr auf dogmatisches Raisonnement denn auf Ethik dringenden Partei mit den Deisten gemein und nicht gemein hatte. Verschiedenheit des religionsphilosophischen Standpunkts und freieres historisches Verständnis löste nicht die Bande der Weltanschauung, in der Lessing, vom Spinozismus fortgezogen, allmälig noch weit über die Deisten

hinauszugehen scheint. Und all die harten Worte gegen den deutschen Rationalismus, der, soweit er nicht durch Wolffs Vermittlung einfach seinen Stammbaum auf Leibniz zurückführt, einen Abklatsch des englisch-französischen Deismus darstellt, heben den innern Zusammenhang und die trotz alledem selbst für Bahrdts neumodisches Lutherthum bekundeten Sympathien nicht auf. Unter den Franzosen hat Lessing Bayle und Voltaire, Diderot und Montesquieu näher gekannt und von letzterem sich gewiß seine schon aus den Alten wie aus Huarte gewonnene geistige und politische Klimatologie befestigen lassen.

Lessing ist ebenso ein metaphysischer Dogmatiker wie seine Zeitgenossen, die französischen Aufklärer, ja fast noch mehr: denn unter diesen bewähren mindestens einzelne, um nur Condillac zu nennen, eine kritische Haltung, und auch die andern treten doch nicht ganz unbekümmert um die Grenzen des Intellects an die metaphysischen Aufgaben heran. Unter Locke's Einfluß kann selbst ihr naiver Materialismus kritischer Einschläge nicht ganz ermangeln, während sich Lessings auf anderen geschichtlichen Grundlagen, von Leibniz bis Spinoza, ausgebildete Weltanschauung kühnlich über behutsame erkenntnistheoretische Erwägungen hinwegsetzte und keine Rechenschaft ablegte über die Gründe und Grenzen des Erkennens. Wie fremd und unsympathisch ihm die Betrachtungsweise eines Locke und Hume blieb, beweist der Wissowatius-Aufsatz durch die unfreundliche Art, womit Locke, der Ahnherr der neueren kritischen Philosophie, ein „seichterer" Denker als Leibniz genannt wird; denn mag Locke in noch so vielen Beziehungen hinter dem Universalismus des Deutschen zurückstehen, so giebt ihm doch die Entschiedenheit des kritischen Verfahrens ein mächtiges Übergewicht und einen Ehrenplatz in der Geschichte vor Kant. Darauf hat Lessing nicht geachtet.

Er kannte und schätzte Hume's nachgelassene Dialoge über die natürliche Religion, auf deren zweite Abtheilung er Jacobi im Gespräch über transscendentale Apperception, reines Bewußtsein verwies und die ihn, nach Jacobis unantastbarem Zeugnis, in der letzten Phase seines Philosophirens von der angestammten Teleologie mächtig entfernten. Diese Absage giebt aber auch dem spinozistischen Bekenntnis eine erhöhte ernste Bedeutung. Gleichwol ließ er die erkenntnistheoretischen Hauptwerke der Hume und Berkeley allem Anscheine nach

unbeachtet, sonst hätte es nahe genug gelegen, bei Jerusalems zweitem Aufsatz an die damit übereinstimmenden Ergebnisse ihrer Begriffskritik zu erinnern. Selbst die erkenntnistheoretischen Anläufe seines Leibniz hat Lessing, Bestandtheile der Leibnizischen Philosophie geistvoll und scharfsinnig weiterbildend, nicht verfolgt, so daß auch von dieser Seite, wie von Seiten der genannten Briten, mit denen er sich einseitig oder gar nicht befaßte, Lessing nur unter den stärksten Vorbehalten zum Vorläufer Kants gestempelt werden darf; des Versuchs einer Schilderhebung Lessings als Philosophen über den Urheber der „Kritiken" zu geschweigen. Eine Abhängigkeit Kants, der in Lessings theologische Schriften eingelesen war und mannigfach auf sie anspielt ohne sie zu nennen, von Lessings Philosophie scheitert ja schon an den Jahreszahlen. Es bliebe also nur die durch Schaarschmidt viel gründlicher als durch J. Jacoby erörterte Übereinstimmung der Geistesart beider, eine wurzelhafte Gleichheit des Strebens, ein nahes Heranstreifen Lessings an den Urquell der kritischen Philosophie. Mag nun mit vollem Recht dem Wolfenbütteler wie dem Königsberger „dieselbe Idee der energischen Selbständigkeit der Vernunft, die sich selbst und an ihr alles andere mißt" zugeschrieben werden, so läuft diese Charakteristik offenbar auf eine in allen bedeutenden Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts lebendige Grundtendenz hinaus und wird dann durch weitere Parallelen einer freithätigen, über das unmittelbar Gegebene beharrlich hinausstrebenden Ausprägung der Vernunft kaum bestimmter, durch den Vergleich zwischen einem kritischen Philosophen und einem kritisirenden Schriftsteller schwerlich präcisirt. Der seine Ansichten meist in polemischer Auseinandersetzung entwickelnde Kritiker ist als solcher noch kein Geistesgenosse des Kriticisten, der die subjectiven Erkenntnisfactoren von den Bestimmungen des Dinges an sich scheidet. Die sokratische Weise, die namentlich das Herrnhuter-Fragment erfüllt, verbindet die beiden Pfeiler des modernen deutschen Geistesleben doch nicht fester als der gemeinsame Rationalismus, und nur die äußerste Übertreibung kann bereits in dem Weckruf jenes jugendlichen Bruchstücks zur That, nicht zum Vernünfteln, den Sieg der praktischen Vernunft und den kategorischen Imperativ vorweggenommen finden, wenn auch Lessings Ethik der Kantschen verwandt erscheint.

Abenteuerlicher dünkt uns die Zumuthung, Lessing habe der

speculativen Philosophie, dem transscendentalen Idealismus der Epigonen Kants vorgearbeitet! was nur aus seinen exoterischen Wendungen und Accommodationen und dem äußern Charakter seiner Geschichtsauffassung, welche die causalen Beziehungen zu ignoriren und das unbewußte ethische Ziel als die auch alle rückwärts gelegenen Ereignisse bestimmende Macht anzuerkennen scheint, begreiflich wäre. Was Wunder, daß Begriffsconstructionen, wie sie das „Christenthum der Vernunft“ und die berühmten Paragraphen 73—75 der „Erziehung“ zum besten geben, den Beifall Schellings fanden; aber diese Dreieinigkeitslehre war leider, wie der Schöpfer der Identitätslehre in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (8) mit stiller Klage bemerkt, „vielleicht das Speculativste, was er überhaupt geschrieben“. Und eine Anmerkung zur Rede Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur macht Lessingen das sehr zweifelhafte Compliment „höchster Meisterhaftigkeit im Denken über die Dinge“, nachdem eben erst dies Denken als niedrigere Geistesart der höheren, welche die Dinge an sich selbst nach ihrer lautern Nothwendigkeit erkennen will, entgegengestellt ist. Aus allen romantischen Lobreden auf Lessing lugt der Pferdefuß. Es war taktisch ungemein geschickt, ihn zum Tort der Nicolaiten ganz vom Rationalismus abzulösen, dem er doch bei aller Überlegenheit angehört; es war taktische Berechnung, wenn derselbe Schelling, der in der akademischen Rede den gepriesenen Lessing eigentlich zum Urbild einer subalternen Geistesrichtung stempelt, als Gegner Jacobis diesen Lessing mit Lobsprüchen überschüttet, um seinen Collegen durch Contrastwirkung eine recht klägliche Figur spielen zu lassen. Da ist denn Lessing nicht nur „ein deutscher Mann, ein Mann erster Größe, herrlich von Geist, durchaus tüchtig von Charakter“, sondern auch „der echte Philosoph, der sich seiner Profession nicht schämt, ob er gleich bekanntlich noch einige andere verstanden“; aber das letztere Prädicat soll, wie zum Überfluß eine Erklärung in Sperrdruck hervorhebt, Lessingen nur das allgemeine, dem Gefühlsphilosophen Jacobi fremde Erfordernis zuerkennen, daß kein wahrer Denker Glaubensvorstellungen, die dem Verstand nicht einleuchten, annimmt. Daß der echte Philosoph auch inhaltlich die echte Philosophie besessen, der wahre Denker auch die Wahrheit gedacht habe, davon schweigt der Anti-Jacobi. Nicht minder bedingt und fragwürdig ist das Lob,

womit F. Schlegel die „Miscellen und Fragmente von Philosophie“ bei Lessing als „Productionen und Resultate des bloß natürlichen“ d. h. des ungeschulten, systemlosen „philosophischen Geistes“ ansieht; und was Fichte, der äußerste Gegenpol zum Spinozismus, der leidenschaftlichste Judenfeind dazu, hochtönend über Lessings „rastloses Streben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen“ verkündigt hat, ergiebt fürwahr kein inneres Einverständnis. Schellings jenen arroganten Worten über die minderwerthige Geistesart angehängte Clausel, Lessing habe bei aller Subjectivität doch, wiewol unbewußt sehnend, sich als Entdecker Spinozas und als Anreger besonders in der „Erziehung“ nach der andern Sinnesweise geneigt, kann die Ablehnung des ganzen Lessingschen Philosophirens nicht wett machen. Dieses Haupt der Speculirer war sich also der Lessingschen Vaterschaft seines Idealismus keineswegs bewußt, und der rationalistische Gesammteindruck, wie er dem Tertullian gegenüber betont wurde, verbietet schlechterdings eine unbewußte Abstammung anzunehmen und aus etwaigen einzelnen Übereinstimmungen oder halben Lobsprüchen dieselben Tendenzen von Lessing her in das Bett der speculativen Philosophie zu leiten. Was dieser die Hauptsache ist, betreibt sein Verstand gelegentlich als Experiment und Beispiel, und die den Nachfolgern Kants willkommene Zweideutigkeit des exoterischen Vortrags fällt doch wahrlich nicht zusammen mit ihrer Methode der Zweideutigkeit, des wortspielenden, schillernden, unterschiebenden, verwischenden Phantasirens in Begriffen, denn auch in der kühnsten Maskerade hat Lessing jede Haltung, jede Bewegung vermieden, die ein unwiderrufliches Eintreten für die fremden Anschauungen bedeutet, Begriffe im Ernst verwechselt und nach seiner innern Überzeugung geradezu unwahre Dinge von dem gewählten Standpunkt aus für absolut richtig erklärt hätte. Er sagte z. B. wol „Offenbarung“ und meinte: natürlich gereifte Vernunftserkenntnis, aber er hütete sich gar sehr, die Consequenzen dieser exoterischen Redeweise zu ziehen und den Vorgang mit Kennzeichen auszustatten, die schlechterdings nur der Offenbarung gemäß, mit der natürlich entstandenen Vernunfteinsicht aber unverträglich gewesen wären. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts durchleuchtete auch diese Form und ließ in dialektischer Verkleidung einen festen, rationellen Kern unerschüttert, ohne das wüste Durch-

einander des speculativen Unwesens. Kaum bedarf es noch einer Wiederholung des besondern Nachweises, wie die ungeheuerliche Vergötterung Jacob Böhmes durch die Romantik und ihre Philosophen, ja noch die äußerste Überschätzung des religionspsychologisch so anziehenden Mystikers bei Hegel, andererseits bei Feuerbach, in den Hohnworten Lessings über die wissenschaftlichen Schwärmereien des erleuchteten Schusters von Görlitz (Rettung des Inepti Religiosi) das denkbar ablehnendste Echo findet. Dieser Hohn beweist das antimystische Gepräge seines Denkens und damit die unübersteigbaren, durch keine künstliche Wendung zu umgehenden, mit keiner mehr oder weniger belanglosen Ähnlichkeit zu durchbohrenden Schranken, die ihn von der nachkantischen Speculation scheiden. Oder sollte wirklich ein besonders den Geisteswissenschaften zugewandtes Streben den Zusammenhang herstellen, wie Ritter will, der mit Guhrauer auf diese Analogien erpicht ist? Als wären nicht zahlreiche kritische oder materialistische Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gleichfalls vornehmlich um die Geisteswissenschaften bemüht, als könnte die philosophische Richtung nach dem mit Vorliebe gepflegten Gebiete bestimmt werden, da doch jedermann begreifen muß, daß diese Pflege im verschiedensten Sinn, den abweichendsten theoretischen Standpunkten gemäß stattzufinden vermag. Auch auf die Teleologie darf man sich nur mit größter Vorsicht berufen; selbst wenn alle teleologischen Wendungen Lessings voller Ernst wären und seine letzte Berufung auf Hume nicht zu Recht bestände, würde es doch dabei bleiben: so wenig etwa die Reimarer, Vater und Sohn, mit ihrer teleologischen Auffassung des organischen Lebens das Banner der Schelling oder Oken oder Steffens entfalteten, so wenig die ältere Teleologie überhaupt sich der unseligen sogenannten Naturphilosophie näherte, ebensowenig wäre Lessing ein Bahnbrecher der speculativen Philosophie, falls er wirklich innerhalb der Geschichts- und Religionswissenschaft eine Vorstellungsart durchgeführt hätte, die den ausgezeichneten Rationalisten für das Verständnis des Leben unerläßlich schien. Zudem hat Schelling auf die schlichte Zweckidee des Rationalismus fast noch verächtlicher herniedergeblickt als auf die streng mechanische Weltanschauung. Kurz gesagt: was die Nachfolger Kants betrifft, so läßt sich ohne Verdunkelung und Zerrung der Thatsachen bei Lessing in Wahrheit nur eine Verwandtschaft mit allgemeinen Zügen

Hegelscher Geschichts- und Religionsphilosophie feststellen. Wer ihn als den „Vater des deutschen Idealismus" begrüßt, thut ihm zuviel, im Guten oder im Schlimmen, wie man es nehme. Und Lessing steht zum Grundgedanken der Hegelschen Religionsphilosophie wie zum Grundgedanken der Kantschen Ethik. —

Lessing hatte im vergleichenden Studium der mehrseitigen Beziehungen zwischen Leibniz und Spinoza das Band nicht zerschnitten, aber weiter als schon vorher gelockert, das ihn selbst mit dem ersteren verknüpft. Er hatte Fäden hinübergesponnen zu Spinoza hin: durch den beiden Systemen gemeinsamen, von Lessing consequent verfolgten Determinismus, durch den Fortgang zum Monismus, durch das Ἓν καὶ πᾶν, durch die Auflehnung gegen eine persönliche extramundane Gottheit, die, nachdem sie den großen Automaten von außen aufgezogen, im ewigen, unendlich langweiligen Genuß ihrer Vollkommenheit gleichsam auf dem Altentheil säße, durch die Abkehr von der Teleologie. Das und viel weniger genügte der Zeit Jacobis und Herders, der im „Gott" auch die Persönlichkeit aufhebt ohne deshalb Pantheist gleich Spinoza zu sein, Lessing einen Spinozisten zu heißen, wie er sich selbst zu nennen keinen Anstand nahm, „wenn er sich nach jemand nennen sollte". Jacobi erblickte alle verstandesmäßige Demonstration, ohne den Springstock des Glaubens, auf dem Wege zum Spinozismus, aber auch Lessing sah, vager mit seiner Zeit denkend, als heute gestattet wird, Spinozismus da, wo er nicht ist. War ihm doch Hemsterhuys' Aristée offenbarer Spinozismus, während Jacobi in dem Gallitzinschen Haus- und Hofplatoniker den gesuchten Secundanten wider Spinoza fand und endlich über Hemsterhuys weg dem faselnden Lavater das letzte Wort in einem Buch ertheilte, das von Spinoza Lessing Goethe ausging. Fast möchte Lessings Beurtheilung des Holländers die Vermuthung wecken, daß er seit der Pope-Schrift mehr seine eigenen Ansichten, als seine Auffassung des Spinozismus geändert habe: stimmt doch die Einreihung des Hemsterhuys, in dessen Aristée der Raum seiner Einheit und Unendlichkeit wegen als ein Attribut Gottes bezeichnet wird, unter die Spinozisten aufs Haar zu dem Satze von 1755, niemand außer Spinoza habe die „Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten".

Lessings überleibnizischer Individualismus scheidet ihn von Spinoza; eine persönliche Fortdauer der Seele durch Metempsychose ist jedenfalls

dem Geiste des spinozistischen Systems völlig zuwider; und ob Lessing bei dem Vorstellen, das er der Gottheit zusprach, nicht doch etwas anderes im Sinne hatte, als Spinoza mit dem Attribute des Denkens, bleibt fraglich, denn einmal läßt uns die Überlieferung im Stich, andrerseits hält es sehr schwer, sich von der Art, wie Spinoza Gott als materia cogitans gedacht habe, einen klaren Begriff zu machen.

Leibniz und Spinoza sind in Lessings Geistesgeschichte zwei Kreise, die einander schneiden, und die Scheibe Spinozas rückt vor. Wie weit? das wollen theils verhüllte, theils zerbrochene Bekenntnisse nicht zur Genüge verrathen. Sein letztes Wort hat Lessing nicht gesagt, und er konnte kein endgiltiges letztes Wort sprechen, weil seine Weltanschauung unabgeschlossen im Fluß und Guß war. Kein satter Gast saß er am Mahl des Lebens, sondern allzeit hungrig nach Überzeugung, allzeit durstig nach Wahrheit, und immer gern hungrig und durstig. Betrachten wir die nächste und fernere Fortwirkung und im Kampfe der Geister sich mitvollziehende Läuterung dieser Entelechie, wie ja tiefsinnig der greise Goethe Fausts Unsterbliches eine Entelechie nannte, so erscheint uns das lebendige Wort am Ziel der Laufbahn Lessings immer gewaltiger: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

„Welch ein Gewinn, welche Entschädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs!“ rief Herder beim Genusse des Heftchens über die „Erziehung“. Als dann Gleim mit unverständiger Wuth des schwachgewordenen Jacobi Geschreibsel über den Spinozismus schalt, nur die Sanftheit des Gottesmannes Moses bedauerte und mit der alten Garde greinte: dieser Fremdling hat unsern Lessing nicht gekannt, da las Herder dem Guten sehr von oben herab den Text: „Über Spinoza, liebster Gleim, geben Sie sich zufrieden . . . Gegen Jacobi sagen Sie, was Sie wollen, aber gegen Spinoza sagen Sie mir nichts. Ich bin ein Spinozist, trotz Lessing, und habe mich kindisch gefreut, meinen Bruder in Spinoza so unvermuthet hier zu finden. O daß ich bei Ihnen gewesen wäre, da er Sie zum letzten Male besuchte und er alle die Blasphemien sprach! Gott hab' ihn selig, den guten, braven Theologen; wenn ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philosophischen und theologischen Doctorhut nach.“

„Ernst und Falk“, „Nathan“, „Die Erziehung des Menschen-

geschlechts" drei Humanitätsblätter auf einem Stengel. An alle die drei, an Spinoza, an Herder erinnern Goethes Stanzen „Die Geheimnisse": durch einen humanen Orden geleitet uns der herzensgute Klosterbruder, jeder Treffliche ehrt Gott auf seine eigene Weise, die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen des Menschengeschlechts sind in diesen Hallen ausgeglichen und im würdigsten Einklang vertreten, alles athmet Gottes- und Nächstenliebe, die christliche Überlieferung wird wundervoll symbolisirt. Der fragmentarische Zustand des Gedichtes forderte Goethen selbst im Alter zur fortwebenden Deutung auf, und jeder sinnige Leser knüpft seine geistigen und sittlichen Ideale mit- und weiterdenkend an die abgebrochene Botschaft. Nachgelassene Fragmente haben einen besonderen Reiz.

Es dürfte wenige Denker geben, deren subjective Eigenart von innen und von außen das Augenmerk so fesselte, wie bei Lessing der Fall ist. Zum Theil liegt der Grund darin, daß seine Schriftstellerei weit mehr Entwürfe und Anläufe als ausgetragene Spenden zur Philosophie bietet, und je andeutender, skizzenhafter, unsystematischer eine Untersuchung auftritt, um so mehr das reinsachliche Interesse am Ergebnis hinter dem Interesse an der persönlichen Auffassung und Behandlung zurücksteht. Probleme können bruchstückweise doch so weit ins Reine gebracht sein, daß auch der minder Scharfsinnige nun auf eigene Hand das entfallene Gewebe zu Ende führen mag. Oder ihre Beantwortung kann schon in den Anfängen abbrechen, aphoristisch hingeworfen, hypothetisch erledigt sein; dann aber hält den Leser die Persönlichkeit fest, die solche Nüsse zu knacken giebt, und kritische Köpfe kommen prüfend und ergänzend heran mit der Frage: wo will dies hinaus? wie ist jenes gemeint? Lessing war in erster Linie Schriftsteller, der nicht sowol bloßer Förderung der Wissenschaft mit den einfachsten Mitteln dienen, als in die Weite wirken und zugleich seine Gedanken ästhetisch befriedigend darstellen möchte. In dem Sinne, wie L. Feuerbach die Gemeinschaft mit den classischen Prosaisten dem Platzrecht in der Zunft der Fachleute vorzuziehen kein Bedenken hatte und Schopenhauer mit aller Schulsprache brach. Eine künstlerisch befriedigende Darstellung aber bringt die Subjectivität des Urhebers zu vollerem charakteristischem Ausdruck. Individuelle Züge fesseln den Leser, denn der Autor, der

schön schreiben will, legt mehr von seiner Besonderheit in die Darstellung, als wer seine Gedanken unbekümmert um gefällige Prägung auf die Bahn bringt. Wir haben Gelehrte, die es eigens darauf anlegen, die Menge abzuschrecken und auch allgemeinere Fragen mit spröder Zurückhaltung möglichst schwer zu behandeln, andererseits Forscher, die selbst ein Stückchen Grammatik poetisch aufquellen lassen und ihren individuellen Reichthum darin kundgeben. Das auf künstlerische Wirkung eingerichtete Werk wird ein treuerer Spiegel der Persönlichkeit, die im strengsten, sachlichsten Vortrag zurücktritt, in den Formeln der mathematischen Wissenschaften ganz verschwindet. Wo der Kritik die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers formal zu unmittelbarerer Anschauung kommt, wird sie ihrerseits sich einer sorgfältigen Würdigung dieses formalen Charakters befleißen. Je fester die Haltung des Autors, je einheitlicher und geschlossener sein Wesen, je ursprünglicher und selbständiger dem Durchschnitt gegenüber sein Stil ist, desto leichter und lockender erscheint die Charakteristik, desto lieber wird die Kritik bei der Form verweilen. Exacte Schulsprache in knappen einfachen Worten ladet dazu nicht ein. Lessings wissenschaftliche Schriften dagegen zeigen im Großen und im Kleinsten eine scharfgeschnittene, ungemein ausdrucksvolle und belebte Physiognomie, so daß schon aus Gründen des Stils, ja grammatischer Eigenheiten „Ernst und Falk", „Über den Beweis des Geistes und der Kraft", „Die Erziehung des Menschengeschlechts" einzig und allein dieser, keiner andern Feder zugewiesen werden könnten, ganz abgesehen von dem Inhalt. Ein solcher Schriftsteller fordert zur Analyse seiner Form heraus. Diese „Lessingheit" zu studiren, ward Zeitgenossen und Nachlebenden eine reizvolle Aufgabe.

V. Capitel. Sprache.

„So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben." Herder 1781.

„Einen Gedanken verfolgen — wie bezeichnend dies Wort! Wir eilen ihm nach, erhaschen ihn, er entwindet sich uns, und die Jagd beginnt von neuem."
Marie v. Ebner-Eschenbach, Aphorismen.

Drei Großmächte, das Kaiserthum, der Bücherdruck, die Reformation, haben die neuhochdeutsche Schriftsprache aus der Taufe gehoben. In Kanzleien und Officinen vorläufig normirt, durch den neuen weiten litterarischen Verkehr hier rascher, dort langsamer zur *κοινή* erhoben, vom Latein manchmal zwangsweise gebändigt, Romanisches eindeutschend, sprachgewaltigen Männern unterthan, wußte sie bald Wucht und Traulichkeit, Grobianisches und Erbauendes, Scheltrede und Schwank zu treffen. Sie wurde durch Virtuosen in groteske Ringelreihen gerissen, durch die Ausländerei der „Sprachverderber" alamodisch ausstaffirt, von sorgsamen Grammatikern gegängelt, von Gelehrten mit fremden Brocken durchsetzt, und, obwol die vollsaftige Landskraft, z. B. im Simplicissimus, nicht versiegte und mancher treue Deutsche seine uralte „Heldensprache" gegen Maskerade wie Schulzwang herzhaft zu schützen suchte, wurde sie auch weithin ein Opfer des gleißenden Marinismus, der ihr Kleid mit Blümchen überschüttete, und der unpopulären Gelahrtheit, die im theologischen Gefilde das Pfund Luthers vergrub, nur daß einzelne Satiriker oder stille Bekenner kräftiger, reiner damit wucherten. Welch ein Abstand zwischen Deutschland und Frankreich, wo eine classische Beredsamkeit von der Kanzel tönte und Pascal seine vollendete Kunst streitbarer und klar untersuchender Prosa bewährt hatte. Zwei Stilrichtungen setzten

sich ins achtzehnte Jahrhundert hinein fort, die einander als Niedrig und Verstiegen bekämpften; jene wollten schlecht und recht deutsch reden wie ihnen der Schnabel gewachsen war, diese suchten **statt** der hellen Sonne ein künstliches brillantes phébus und verschnitzelten und verschnörkelten die einfachen Träger des Denkens und Sprechens. Einen Mittelweg schlugen bewundernde Kenner der neuen Pariser Litteratur ein; ihr Führer hieß Boileau. Verstand und Geschmack waren die Hauptgebote, welche die französische Prosa, gepflegt im Schoß einer hochentwickelten Gesellschaft (la ville et la cour), an das alte apte et distincte des römischen Lehrers erinnerten. Die Schlagworte dieser in Voltaire gipfelnden geselligen Prosa sind bon sens, raison, netteté, clarté — „Klarheit und Nettigkeit" macht Lessing einmal dem Schriftsteller zur Pflicht — und ein rien n'est beau que le vrai wies überstreng die Unbotmäßigen aus dem Salon, dessen Pforten erst von Rousseau, der Revolution, der jungen Romantik gesprengt wurden, da unterbundene Triebkräfte sich allmälig gegen diese saubere, *vornehme*, discrete Rede sträubten.

Das mathematische Jahrhundert schulte die Sprache im durchsichtigen, folgerechten Aufbau. Da ist Descartes, Spinoza, Locke, dessen „Essay" theoretisch zum klaren Stil antrieb und praktisch ihn meisterlich handhabte. Bei uns ging Leibniz, ohne Sinn für die freie Sprache der Poesie, auf eine zweckmäßige Prosa aus und entfaltete selbst die lang vermißte Gabe wissenschaftlicher Darstellung, so daß die Philosophie, den andern Fächern darin sehr überlegen, bei ihm ohne kauderwälsche Schulwörter sich aussprechen lernte, bis Wolff, weil er, ohne seinen Jüngern das geringste Mittelglied einer Reihe zu erlassen, *auch* das Klarste erklärte, lästig und ermüdend wurde. Le secret pour être ennuyeux c'est de tout dire. Man sehnt sich nach einem frischen Ruck, nach starken Accenten, wie sie des Thomasius holprige Gangart bietet. Scharf wurden die Grenzen zwischen gebundener und ungebundener Rede französischem Muster gemäß, doch ohne seine *schöne* Sicherheit auf beiden Seiten, abgesteckt, obwol im landläufigen Roman noch eine weite Strecke der Schlendrian niederer Umgangsprache, welche das Lustspiel voller Redensarten der Gasse übte, und eine hochtrabende Rhetorik durcheinander stolperten. Das Vernünftige wurde nur zu leicht platt, die Deutlichkeit im gemeinen Sinne prosaisch

und weitschweifig, dem Leser oder Hörer muthete man blutwenig eigene Denkarbeit und Schnellkraft zu, und die Sachsen, deren Prosa alles so ehrlich heraussagte, daß nichts nachzuschöpfen blieb, entkleideten den Vers, wie sich ja der französische Alexandriner der Prosa nähert, nicht bloß seiner schlesischen Flitter, sondern auch des edleren Weiheschmuckes. Dem Wässrigen hielt Haller seine noch uncorrecte spröde Prägnanz, der Steifheit Hagedorn und die leicht in leere enfilades de rimes ausartende Anakreontik ein bewegliches Geplauder entgegen; Klopstock wetteiferte dann mit dem gemessenen Schwung antiker Oden, der rauschenden Erhabenheit des Psalters. Es war immer ein Zeichen, daß man ernstlich auf die Form achtete, wenn über dichterische Gleichnisse hin und her gestritten wurde und der unmäßige Kampf gegen den Schwulst zwar blindlings weder Gerechte noch Ungerechte schonte, aber eine Vorlage bis ins Einzelne zergliederte, oder wenn die Frage der Participialconstructionen im Deutschen so verzweifelt streng genommen wurde. Gottsched, unfähig sammt seinen Getreuen Bombast und Erhabenheit zu unterscheiden, erwarb sich durch akademischen Unterricht, Zeitschriften und Lehrbücher kein geringes Verdienst um die Fortbildung der Gelehrtensprache seit Thomasius. Anmuthige Gelehrsamkeit hieß das unerreichte französische Ideal. Seine Sprach- und Redekunst hat den Ausdruck manches Candidaten gebessert, die Predigten erschienen lichter, der theologischen Litteratur kam das Beispiel Mosheimscher Sauberkeit zu gute, während Jurisprudenz und Staatshistorie noch lang altfränkisch und curial zurückblieben. Wochenschriften drangen in die Bürgerhäuser, die Lectüre wurde gewählter, der deutsche Brief strebte aus der galanten Verschnörkelung heraus. Freilich ahnte der Professor der Redekunst, wenn er Muster über Muster aufpflanzte, nichts von dem Drang der Persönlichkeit und wies allenfalls im Nebensätzchen das schläfrige Naturell auf den innerlichen Lehrmeister hin; freilich war seine Sprachkunst fernab vom ewigen Born der Redegewalt durch und durch papieren. Daß es eine Zeit gab, wo die Dichterseele nicht schrieb, sondern sprach und „noch schreibend lebende Sprache tönete," wo man nicht las, sondern hörte, haben erst die Hamann und Herder wieder verkündigt; daß jeder rechte Deutsche eine selbsteigene, lebendige Gramatik über allen Sprachmeisterregeln sei, sollte Jacob Grimm erst betonen. Jene ältere Sprachlehre

dictirte, was gut und schlecht, richtig und falsch sei, und für Gottsched waren sogar die Zeitwörter, die wir so triftig die starken nennen „unrichtig". Die beste Mundart fand er in der Residenz, bei Hofe; wo deren mehrere sind, in der mittleren Hofstadt. Der Königsberger wurde, zwar nicht so ausschließlich wie später Adelung, Herold des Obersächsischen, der Meißner Sprache. Ohne jeden eigenen Gedanken sah er doch, daß der hergebrachte Verweis auf Luthers Bibel im Grammatischen eine abgenutzte Phrase, und vom „Reichsstil", dessen Kanzleiworte „Ausgleichung" „Berichtigung" „Abschluß" u. s. w. er verpönte, kein Heil zu erwarten sei. Maßvoller Purist, zurückhaltend in der Auffrischung alter Wörter voll Kraft und Nachdrucks, Feind der „Provinzialredensarten" und der schriftstellerischen Eigenrichtigkeit, sah er im Volk den Pöbel, in den „besten Scribenten" die Meister seines nur geschriebenen Deutsch, dieser Schul- nicht Muttersprache, und gab die Losung: wir werden „in Deutschland ohne Zweifel der chursächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemachet und im Schreiben eingeführet worden, um durch beides die rechte Wortfügung im Deutschen fest zu setzen." Dem Stil wurde Deutlichkeit, der Sprache Correctheit zur obersten Pflicht gemacht. Das Regelbuch gab, so dürr und pedantisch es ist, eine Menge anerkannter Weisungen, und der Meißner Vorrang, dem auch Gottsched noch gar manches nur mundartliche Fäserchen abzuklauben hatte, wird durch gleichzeitige bairische Schriften oder das französisch durchwirkte Schweizerdeutsch der „Zürcher coteurs" sehr bestätigt. Aber mit gutem Fug vertheidigten litterarisch zurückgebliebene, doch kraft- und saftvolle Mundarten ihr Lebensrecht gegen das Privileg des Einen Ringes in der Sprachfamilie; hat doch selbst Paris in der ganz und gar centralisirten französischen Litteratur sich, vom Emporrücken des Argot abgesehen, die Einfuhr aus der Provinz gefallen lassen. Leipzig und Dresden, wie Berlin, brachten aus den mittlern und untern Schichten nur städtische Redensarten heran, und die verjüngende wie bewahrende, erfrischende, unverbrauchte, sinnliche, nach der Ackerkrume riechende Fülle der Mundart war am wenigsten dem obersächsischen Dialekt eigen, der unter den deutschen der einzige ist, worin allein die Parodie haust, aber die Geister des frohen und

ernsten Volksliedes keine Stätte haben. Im Schriftdeutsch jedoch führte Sachsen an.

Lessing kam aus der Lausitz, die im Wortschatz viel Eigenthümliches hatte und unverkümmerter alter Lieder und Bräuche nicht entbehrte, nach Meißen. Seine erste Sprachregel ist das Glaubensbekenntnis der aus Frankreich bezogenen, von Gellert so gefällig geübten anmuthigen Natürlichkeit: schreibe wie du redest, so schreibst du schön; womit freilich keine zwanglose Selbstherrlichkeit gemeint war. So schulte sich dann Wolfgang Goethe, als er „aus'm Reich" kam, in der Sprachhauptstadt Leipzig, um flugs seiner Schwester das Heft zu corrigiren, wenn etwas Curiales oder Provinziales, kurz etwas Ungellertisches ihrer Feder entschlüpft war, bis er seiner fränkischen Fraumuttersprache wieder Thür und Thor öffnete und nach abgethaner Unbändigkeit doch den frischen Duft vom Rhein und Main her sich als köstliches Eigenthum wahrte. Solche Entwicklung hat Lessing nicht durchgemacht. Er taucht weder entfernt so tief in den Quickborn der Mundart, noch ist er entfernt ein so königlicher Wortschöpfer wie Goethe. Sein Schulerbe war das rechte Meißner Deutsch, seine ersten Stücke sind im sächsischen Ton gehalten, nur daß der werdende Charakteristiker schon die Gesetze der Abwandlung nach Personen und Situationen bedenkt, daß ein individuelles Temperament in der Sprache vordringt und auch die Gesetze Gottscheds oft in den Wind schlägt. Er behielt zeitlebens heimatliche Merkzeichen in Laut und Flexion, Wortschatz und Satzfügung, die ältern Entwürfe wimmelten von dialektischen Incorrectheiten, und gewohnte Wendungen der mündlichen Rede wie „Es kommt doch nischt dabei heraus" zeugten für die Dauerbarkeit seiner Jugendsprache, wenn er auch das absonderlich Meißnische abzustreifen ernst bemüht war.

Er hatte bereits in jenem altklugen Neujahrsaufsatz den kleinen scharf gliedernden, zuversichtlich behauptenden Logicus bewährt. Der Journalismus spannte ihn an und ab. Wie altfränkisch, umständlich, trotz sichtbarem Streben nach kurzen Sätzen mit wie schwerfälligen Relativen erscheinen die Plautusarbeiten von 1749, wo er doch dem Allzutrocknen ausweichen will und den Vorwurf erhebt, ein Jahrhundert sei „zu wenig artig". „Wir wollen nun" „ich komme nun" „wir wollen ein ander mal" heißt es recht schulmäßig, und wie im Lustspiel die sächsischen „nu nu" und „je nu" sich breit machen, so schmecken

im gelehrten Feuilleton die „nunmehro“ und „bis nachhero“ nach der Kanzlei, mag der Verfasser auch den alten „pedantisch-galanten“ Museumsstil von sich weisen. Bayle lehrte ihn den Text entlasten; noch der Wolfenbütteler Beitrag über Ölmalerei bietet einen Anhang von Noten, „um den Leser weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen“. Das war ein starker Damm gegen die sächsischen Wasserfluten, eine fördernde Übung im concinnen Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen. An Voltaires Hand schritt er eifrig weiter. Die Conseils à un journaliste empfahlen ja Bayle als erstes, aber zu saloppes Muster, sie warnten vor dem gothischen Stil der Kanzleien, vor Stilgemisch und unnützen Neubildungen, sie entwickelten aus der breiten Wirkung aufs Publicum die Pflicht des Zeitungschreibers, sich sprachlich nicht gehen zu lassen.

So gläubig blickt der Schüler zu seinem Meister empor, daß er selbst an die Vers techniques zur Einprägung der Kaiser mehr einen Spott gegen Deutschland knüpft, dessen Nationalgeschmack sich Herr von Voltaire anbequeme, als gegen den großen Schriftsteller, der einen ganz eigenen historischen Vortrag habe: „denn niemand weiß so gut als er, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt“. So möchte er selbst seine Sätze pointiren und die Mitarbeit des Dichters in wissenschaftlicher Darstellung herbeirufen, möchte plaudern, nicht Schulhefte ablesen, denn er verachtet im deutschen Historiker den „docirenden Professor“. Was seine Vorrede zum übersetzten Laokoon über die französische Vollkommenheit sagt, war in seiner Jugend ganze Wahrheit: La langue allemande, quoiqu'elle ne lui cède en rien, étant maniée comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de compositions dont celui-ci n'est pas le moindre. Und dem Deutsch der ersten Hälfte des Jahrhunderts warf Friedrich mit gutem Recht seine diffuse Schwerfälligkeit vor, wenn er hinüber sah auf die leichte, elegante, logisch entwickelnde Satzbildung der Franzosen.

Wie hingebend Lessing von Voltaires Prosa gelernt hat, sieht man nur aus genauer Vergleichung der „Kleineren historischen Schriften“ (1752) mit den Vorlagen. Es ist schwer, diesen Meister gut zu übersetzen, darum thut Lessing sein Bestes und giebt sich nur noch einmal,

als er 1753 die drei Lettres au public des Königs ehrgeizig verdeutscht, die gleiche Mühe. Wohl nöthigen ihn, der seiner Sprache nicht gern Fremdes zumuthet, die bequemen französischen Participia zu vielen schleppenden Zwischensätzen, und langsamer ist der Gang all dieser Feuilletons zur Geschichte geworden, aber die Periode schmeidigt sich merklich, die Gegensätze werden blank, die Pointen spitz, der leichte Weltton dieser wirklich anmuthigen Gelehrsamkeit findet oft einen unverfälschten Widerhall, die Wortwahl ist, trotz kleinen Verstößen, bis in puristische Bemühungen sorgfältig, seine dienende Treue versagt sich die nothwendigen Freiheiten auch in gelegentlicher Kürzung nicht. Nun nimmt seine eigene Tagesschriftstellerei einen rascheren Flug und epigrammatischeren Ton, soviel Hingeworfenes auch darunter ist; 1754 steht der Durchschnitt der Recensionen beträchtlich unter den „Rettungen". Unverkennbar war der vorausgegangene Fortschritt von den Theater-Beyträgen zum „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" — der Titel forderte ja zur Entfaltung des esprit auf. Lessing ist sich der französischen Überlegenheit bewußt; wie hatte ihn als reimenden Knaben der Einblick in Fontenelles Prosa beschämt! Nun pries er laut die französische „Reinigkeit", bereit auch untergeordnete Darsteller, die daheim keinen sonderlichen Werth hatten, zu überschätzen, erfreut dann und wann selbst einem Pariser eins auszuwischen. 1753 heißt es von Marigny: „Daß er über dieses die Kunst wol zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in der Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens das Verdienst nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen". Geschmack — das Hauptwort des Boileau, das seit Wernicke, Canitz, König in Deutschland umging und nach und nach ekel wurde.

Nicht so unbedingt wie an Voltaires Prosa, glaubt Lessing an die zügellosere des jüngeren Frankreich. Diderot heißt ihm 1751 ein unordentlicher Schriftsteller, der überall ausschweife und im letzten Worte der Periode einen genügenden Übergang finde; aber, fügt er hinzu, seine Excurse seien voll neuer und schöner Gedanken. Deshalb verzeiht er die Lässigkeit, studirt genau, zu eigenem Vortheil, die frei-

heitliche Abhandlung über die Inversionen und lauscht Diderots fein- fühligen Worten über den Klang. Übersetzt hat er „Das Theater des Herrn Diderot" nachher bei weitem nicht so gut, als in unreiferer Zeit den Voltaire oder die Schnurren des Königs, ja es ist, „in der Eil" wie er sagen würde, mehrmals ein höchst ungefüges Deutsch für ein klares und lebendiges Französisch eingetreten. 1751 drang auch Rousseaus „männliche Beredsamkeit" zu ihm, und einige Jahre später weiß er diese Sprache des Herzens von dem Ton feiler Sophisten zu scheiden, sie wiederzugeben aber in all seinen Auszügen kaum besser als Moses, dem auch die heiße Rhetorik der Neuen Heloise fremd blieb. Wol dachte Lessing, von Jean-Jacques dazu angetrieben, über den Ausdruck der Leidenschaft nach und suchte in den „Rettungen des Horaz" ihre Unruhe zu malen — seiner eigenen verstandesmäßigen Prosa war solches Sprudeln durchaus zuwider. Völlig versagt blieb ihm die gelassene unpersönliche Kunst epischer Erzählung; wo er sie ganz unselbständig probirt, treten kurze Sätze, dramatisch unterbrochen, einander auf die Hacken, und steif berichtet er auch den Lebenslauf eines englischen oder französischen Dichters. Im achtzehnten Jahrhundert hat der Deutsche bedeutend mehr und besser als heute die Sprache der Nachbarn gehandhabt, wie vor allem die Briefwechsel auch unserer Litteraten beweisen. Lessing schreibt an Richier einen sehr correcten französischen Brief und zeigt im Palaion Pariser Schule, zwar nicht ohne Schnitzer und Germanismen, sein Riccaut muß wol oder übel als Landsmann anerkannt werden, im Laokoonfragment verräth ein stilloses risquons donc le paquet, daß der Wunsch, recht lebhaft zu reden, den feinen Sprachtact überrannte. Gallicismen begegnen hie und da in Lessings Deutsch, obwol er, früh ein strenger Sprachrichter, der in Recensionen Fehler dieser Art ankreidete, das „französisch Deutsch" nicht liebte.

Seine Kritik geht bald mit dem sächsischen Stil ins Gericht, den Complimenten und Schnaken, Baron Schönaichs Unkenntnis der großen Welt und ihrer Sprache, den kriechenden und pöbelhaften Trauerspielversen, dem plumpen Alltagsjargon und dem „respectuösen Ceremoniell" der Komödie, der altfränkischen Grobheit des Leipziger Gebieters, dessen Sprachkunst er gern tödten möchte. Auch die Bewunderung für Gellerts Musterbriefe ist ihm rasch vergangen. Überhaupt kann er das Schulmäßige nicht leiden und weist gleich dem Stylus

curiae oder „Kanzeleyenstil" — „Kanzeleystil der Liebe" muß sich dann Voltaire vorwerfen lassen — die methodischen Leitfäden, topischen Einfälle, studirten Empfindungen, staubigen Realia, künstlichen Perioden der Magister und Schulknaben von sich, wie noch seine theologischen Streitschriften über Kathederdisputationen und dergleichen spotten. Während er selbst außerhalb des ehrwürdig langweiligen Museums philologische, litterar- und kirchenhistorische Essays schrieb, ging Freund Moses an die Reform des philosophischen Vortrags, dessen Wolffsche Schulsprache Lessing barbarisch schalt, um dafür Mendelssohns Aufsätzen Über die Empfindungen den in Deutschland so seltenen Bund gründlicher Gedanken mit anmuthiger Form laut nachzurühmen. Die gelehrte Bildung sollte nicht länger so gar düster und allen Grazien so gar feind sein.

Darum gefiel ihm in der Poesie Uzens gedankenvolle Leichtigkeit, Hagedorns sparsames Funkenschlagen, und der Freund der Freiheit verfolgte weit einsichtiger als die plumpen Gottschedianer oder die nörgelnden Kästner und Nicolai Klopstocks neue Dichtersprache im verzückten Schwung des „Messias", dem manchmal „zu erhabenen" Obenflug, dem Fiasco der Gebete und Geistlichen Lieder. Was die blinden Gegner in einen Topf warfen und im Neologischen Wörterbuch zu einem ekeln Ragout rührten, schied Lessing: das Schöpferische und die Nachahmung, das Erhabene und das Dunkle, das Neue und das Verwegene, das Rührende und das Romanhafte, seinerseits kritisch gegen lateinisch-deutschen Zwang oder das wallende Prachtgewand kleiner Gedanken. Selbst gar nicht auf diesen Ton gestimmt, unrührsam kalt wo er den Tod eines Freundes darstellt, die Sprache zerhackend wo sie bei Klopstock in langen Wellen strömt, kann er doch sogar im Ausdruck sein Verständnis Klopstockscher Sprachtechnik kundthun: in den Versen vom Ölberg stößt er auf eine abgebrochene Zeile — „dieser Ruhepunkt läßt dem Dichter Zeit, sich von der Last dieses schwangern (d. i. prägnanten) Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen". Er bewundert diese in der That großartige Periodisirung, diese starken Inversionen, diese unablässig wandelnde und streichende Bemühung um volleren Klang und durchsichtigeren Satzbau, während er den Einbruch einer empfindsamen, mit Hyperbeln um sich werfenden Überschwänglichkeit abwehrt: „Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht

gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen" heißt es unzweideutig in seinem „Testament Johannis". Dagegen hielt er, wie Voß noch 1817 bezeugt, Klopstocks schmucklose, männliche Prosa, die wir in der „Gelehrtenrepublik" doch recht manierirt finden, für die vorzüglichste Deutschlands.

Er ging aus jenen hochgewölbten Hallen und Hainen in den Salon, wo Wielands wortreiches Parlando ohne starke Accente so flüssig plätscherte, daß der schmiegsame Mann in seiner von der Lessingschen grundverschiedenen Entwicklung selbst den greulichen Zürcher Patriarchenstil eine kleine Strecke mit forttragen konnte. Seine Perioden zogen lange Schleppen, die Lessing den „Briefen von Verstorbenen" mit grausamem Spotte beschnitt. Er begleitete diese rastlose Production von ihren Anfängen bis zum Oberon und verkannte nicht, was Wielands Stil, ein dem genial verarbeitenden Autor so angemessener Stil aus zweiter Hand, eine Form, welche den adeligen Deutschfranzosen des Südens zum ersten Mal verblüffende Eindrücke deutscher Sprachfähigkeit gab, für unsere Cultur bedeute.

Lessing selbst zeigte sich in der zweiten experimentreichen Periode bestimmbar. So „holprichte schändliche" Satzgefüge wie die „Sara" boten die ältern Abhandlungen trotz ihren ungelenken Relativen fast nirgends, auch große Abschnitte der „Theatralischen Bibliothek" ermüden durch stockende Breite. Seltsam, da schon der Recensent Jöchers die Unart, „gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden" zu bringen, tadelt. Nun hatten es ihm langsame Engländer doch angethan. Begreiflich genug wird der Rückschlag in seiner ersten Wucht ein ganz übermäßiger, wie auch die unbillige Verurtheilung des Cramerschen Kanzelstils bezeugt: labyrinthische Perioden, bei denen man dreimal Athem holen müsse, deren verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel das Auge nicht ohne Schwindel verfolgen könne! Also hatte Lessing mit herber Scheu vor allem Überflüssigen den schweren lakonischen Panzer angelegt, der Fabel die äußerste Präcision Aesops befohlen und sparsam seinen lyrischen Hauch hineingedämpft, dramatische Entwürfe gepreßt und gespitzt, bis in den Litteraturbriefen das stolze Ich ohne den gezwungenen Geiz allen Gewinn der kritischen Vorübungen zog, und der französischen Maut wie dem Klopstockschen Schlagbaum ein Paß entgegengehalten wurde:

„Der einzige Deutsche hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt". Er schrieb den „Laokoon", das erste große deutsche Werk, das Kritik mit freier Bewegung, Schärfe der Definition mit dichterischer Anmuth ohne eine Spur von ästhetisirender Salongelehrsamkeit verband. Er schuf, wie sofort alle Welt anerkannte, in der „Minna" eine Komödiensprache, die dem sermo classicus der Höheren wie dem sermo proletarius der Niedern Herberge bot. Er hob die Polemik zu den Gipfeln berühmter Abschnitte der ungleichmäßigen „Dramaturgie" und der wuchtigen persönlichen Erklärungen in den Antiquarischen Briefen. Die Sätze, anfangs durch Unmaß, dann durch Magerkeit gestört, gehen nun schlank einher, die Wortstellung ist freier und leichter, ausgeführte Bilder beleuchten den Spaziergang oder Kriegspfad.

In dieser Periode hämmerte Abbt, zur Wuth der Adelung, seine künstliche schmiedeeiserne Prosa, und Herder, von Winckelmanns Prophetenstil und Hamanns Sibyllinen angehaucht, zog mit fliegenden Fahnen auf, ein Redner Gottes, kühn, eigenwillig, aus voller Seele predigend wie ihn der Geist trieb, ganz Leidenschaft für die Sache, von Andeutungen seiner Interessenfülle triefend, stürmisch, enthusiastisch, fortreißend. Lessing konnte Herder mit Genuß lesen, den orakelnden Hamann nicht, weil er diesen subjectivsten, krausesten, räthselhaftesten aller Schriftsteller, der selbst von seinem dummen Tiefsinn sprach und ahnungsvoll durch die Nacht dem Leitstern des Daimonions nachtappte wie die Magier im Morgenlande, nicht begriff, mindestens nie gewiß war diese — so schrieb er einmal an Herder — zur Prüfung von Panhistoren abgefaßten Werke zu verstehen. Er, der doch damals die wirren, überwucherten Wege des Sternischen Shandysmus gern beschritt. Das „Hamannisiren" griff um sich. Es erfaßte Gerstenberg und wirkte in die Geniezeit hinüber. Die Hallenser glaubten sich berufen, diese ostpreußische Faction der Hamänner und Hamännchen, wie man höhnte, zu verjagen, als Lessing im antiquarischen Waffengang den neuen Journalistenstil züchtigte. Was er ihm vorwirft, bezeichnet negativ sein eigenes Ideal des Ausdrucks. Der hat nichts Schielendes und Schwankes, der ist weder pompös noch lendenlahm, nicht trivial, langweilig, verworren, undurchdacht, und seine Briefe schließen den artigen, süßen, liebkosenden Complimentirton aus. Der Mannhafte

vermißt in der Deutschen Bibliothek alles, was ein Mann hätte schreiben können. Der Selbständige schilt: „Keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton, alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann". Dem Parteiführer wollte er die „lächerliche Nachahmung des Winckelmannischen Enthusiasmus" vorrücken, auch „von diesem überhaupt" reden. Leider ist es nicht dazu gekommen; nur erschließen läßt sich eine auf tiefer Verschiedenheit der Naturen beruhende Abneigung, wie ja Lessing auch keine Sympathie für Winckelmanns vergötterten Platon hatte.

Lessing schrieb nie im Sturm und Drang improvisirender Erleuchtung. Wie er des Bruders Ruschelei und Sprachfehler unnachsichtig anstrich und die eilfertigen Jedermannsgedanken daheim zu lassen rieth, so lehrte er: „Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kömmt." Daß aller Anfang schwer sei, zeigen etliche seiner Entwürfe. Der Beginn der „Hermäa", „Hermäa hieß bei den Griechen alles, was man zufälliger Weise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen auch der Gott der Wege und des Zufalls", hat sich erst aus vier, fünf Skizzen entwickelt, worin entweder das Titelwort noch nicht einladend an der Spitze stand oder die Conjunctionen „denn" „und" „weil" nicht leicht genug schienen. Ähnlich ist 1778 der Eingang Über den Beweis des Geistes und der Kraft mit seiner knappen Zuspitzung aus mehreren Varianten herausgearbeitet worden. So durchgreifende Umgestaltungen, wie sie Goethe, der Stilgeschichte zum größten Gewinn, an einer Reihe von Werken vornahm, indem er den „Gottfried von Berlichingen" bändigte, „Werthers Leiden" jätete und eine neue stilgerechte Episode hineinpflanzte, „Fausts" Genieprosa dem stets idealisirenden Vers unterwarf, „Iphigeniens" freirhythmische Rede in die Harmonie der Jamben tauchte — solche oder nur von fern ähnliche Umgestaltungen begegnen uns bei Lessing nicht, denn die erste „Emilia Galotti" ist verloren, wie der erste „Tasso" und mit „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" leider ein höchst wichtiges Mittelglied deutscher Prosa. Die Fassungen des „Misogynen" lohnen den Vergleich wenig, und die während der zweiten Periode vollzogene Säuberung zahlreicher Jugendpoesien sammt der Revision der „Sara" zeigt nur insofern den reifenden Sprachmeister, als Lessing, jedoch ohne irgend principiell durchzugreifen, strich und besserte, indem er hie und da ein veraltetes Wort,

eine mundartliche Flexion, eine steife Verbindung, einen Latinismus, eine lässige Synkope oder Apokope, einen störenden Hiat ausmerzte. Derlei kam doch mehr oder weniger bei ihm wieder vor, denn er schrieb, wie streng auch sonst im Großen und Kleinen, bald so, bald so. Daß bei Lessing, zumal in den Handschriften seiner Jugend, meißnische Sonderart mannigfach zu Tage tritt, ist bereits oben angedeutet und könnte nur in einer, sehr wünschenswerthen, Monographie nach Gebühr dargelegt werden, während hier bloß Stichproben aufrücken dürfen und auch nicht für jeden Fall beizufügen ist, ob die Erscheinung ganz eigenthümlich, obersächsisch, mitteldeutsch, dem allgemeinen Deutsch des vorigen Jahrhunderts gemäß sei. Verbindungen wie „schmeicheln" (flatter) „klatschen" (applaudir) mit dem Accusativ wurden schon von Zeitgenossen getadelt, eine Menge anderer kam allmälig abhanden. Vieles in Wortschatz, Laut, Form, Syntax befrembet uns heute oder bedarf geradezu der Erklärung gegen Mißverständnisse. Diese Sprache enthält zahlreiche jetzt veraltete oder veraltende Elemente.

Der Lausitzer braucht, bis zuletzt in gemächlichen Briefen, manches doch selbst im „Nathan" bewahrend, sein abluxen ausgattern begeizen ruscheln sielen stankern sterlen, sein gewandsweise (beiläufig, niederdeutsch quanswys: quasi vero), sein Tocke Flatschen, und Dajas allgemeine große Zeitbestimmung „viele zwanzig Jahre" ist mehr dem Kamenzer, als dem gemeindeutschen Ohr geläufig. Nur in Leipzig versteht man Lisettens scheuchendes „Kätz weg" oder ihr vulgäres „schwude", den sächsischen Fuhrmannsruf für „links"; was „Kolster" (Schleim) heiße, war gewiß schon vielen Lesern beim ersten Erscheinen der „Kleinigkeiten" ein Räthsel, wie heute auch der Sprachforscher seine Zuflucht zu Rudolf Hildebrands ausgezeichneten Artikeln im Deutschen Wörterbuch nehmen muß, um etwa Lessings „Kuhlparse" als den Fisch Kaulbars zu erkennen. Seine Lustspielleutchen machen „bsch" wie die sächsische Kinderfrau, der Mitteldeutsche läßt es „bunt über Ecke gehn" wie der Märker Heinrich Kleist, er sagt „alleweile" statt „jetzt" wie Gellert oder Carl August, wo der Schwabe Schiller „wirklich" sagen würde, und es geschieht etwas „Zeit genug" d. h. eben recht. Unser Wörterbuch bringt gar nicht selten als spätestes Beispiel eines Wortes, einer Wortform, einer gewissen Bedeutung Lessingsche Belege, weil er Absterbendes noch festhielt oder erst später mit den Emporkömmlingen der

Sprache vertauschte. Lessing kennt z. B. das „Mittelalter" noch nicht, sondern nur die „mittlern Zeiten", wie er nicht „Zeitgenoß" schreibt sonder „Zeitverwandter", „Religionsverwandter". „Witz" hat auch bei ihm noch den Sinn von esprit: „Genug wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen", in dem nun die Vossische Zeitung zum „Vergnügen", will sagen: zur anregenden Befriedigung ihrer Leser, arbeitet; Lessing selbst giebt sein „witzig" im französischen Laokoon mit ingénieux wieder. Er gründet eine Zeitschrift „zur Aufnahme des Theaters", d. h. zur Beförderung oder Reform, dient dem „Aufnehmen der Wissenschaft" und betrachtet noch 1777 die „Aufnahme der Dichtkunst" im staufischen Zeitalter, wofür er auch „Zeitpunkt" sagen könnte. „Einnehmen" kann bei ihm so viel sein wie „verstehen" (ich nehme eine Sache ein) oder wie „aufnehmen" (die Stadt nimmt einen Besucher ein, der sich in ihr „besieht", nicht umsieht). „Schuldner" oder „Schuldmann" (wie Kundmann neben Kunde) heißt nicht bloß, wer eine Summe entliehen hat, sondern öfter auch der Gläubiger. „Ausschweifung" geht erst spät aus dem örtlichen Sinne der Abschweifung, des Excurses ins Sittlich-Sinnliche über. „Kosen" bedeutet nur schwatzen, ihm ist „Witzbold" nur aus dem Frühneuhochdeutschen bekannt, „Thatsache" ein neues Wort, Wielands „der erste beste" eine auffällige, nun auch von Lessing bisweilen benutzte, Abkürzung der Formel „der erste der beste". Modernem Gebrauch fremd erscheint ein ganzes Wortheer bei Lessing: Auszug (Ausbund), anzüglich (anziehend), abgesetzt (veraltet), Aufsetzerin (coiffeuse), behandeln (marchander), belästigt (belastet), Beschluß (nicht nur für Ende oder Votum, sondern auch für Verschluß), beglauben (beglaubigen), betreibsam, Belag, Geburt (Werk), Gewächse (Wuchs), Mittel (Mitte, Mittelstand), thätig (thätlich) und Thätigkeit, Buhlerin als nichtsynonym mit Buhlschwester, sich bloß geben, in Abrede sein, in Willens sein oder haben, erdreistet (ermuthigt), Folge (Folgerung), geräumlich, das Geschwister collectiv, Hauptwerk (Hauptsache), Besorgung (Besorgnis), link oder links (gauche, linkisch), March (Grenze, Mark), Neige (Verneigung), Kundschaft (Kenntnis), Sehe (Gesicht), verhören (überhören), im Treugen (Trocknen), Wehrmann oder Währmann (später auch Gewährsmann), kostbar (précieux), Wendung (gezierte Redensart), wichtig (gewichtig, dagegen geschlank, geruhig),

ürdigen (daigner, geruhen). Wir sagen nicht mehr: hämtückisch, Rahn (Mohn), Holunke, Bollenbeißer, misgönstig, Stillestand, Erzt nd Harzt, ölbäumen, Helfenbein, Feye, Landstörz; Lessing selbst geht on Nebenbuhl Druckerfehler u. a. zu den neueren Formen über. Seine Participia nachgebend nachsehend ausdrückend gefallend anschauend sind den Adjectiven nachgiebig . . . anschaulich gewichen, und ein unzuvergnügend unzuverfolgend ununterrichtend dürfte sich heute nicht mehr sehen lassen. Das Urthel, der Wahle (Wälsche), der Franz (Franzos) erscheinen völlig archaisch. Vielfach befrembet das Geschlecht, das Lessingsche Wörter ausschließlich oder neben dem heute — auch damals schon in der Schriftsprache — üblichen tragen: die Brocke, die Bekenntnis Erfordernis Gefängnis Vereinständnis, der Faser, der Heft, die Dotter, der Fessel, die Gedanke, das Kloß, die Schooß, die Schwulst oder Wulst, das Maculatur, die Zinse, der Zeug, die Kleinmuth, die Colorite (neben: das Colorit), die Monologe oder Monologue (neben: der Monolog). Lessing ist gleich Herder, auch Klopstock, stark in Verbalsubstantiven: „Gebackensherumträger" hat er auf der Leipziger Straße gefunden, selbst gebildet Anbringer Bemerker Bevollmächtiger Entscheider Ertheiler Steller (eines Briefes) Folger Probirer („oder Warbaien") Verzieher Verhunzer Vorweser Zweizüngler, Sinnverdreher Rückenhalter Quellenbraucher Lexikonsmacher Geschichtschmierer Widerspruchklauber. Übler ist seine Fülle an Thätigkeitsworten auf —ung, die das Bedürfnis und die Bequemlichkeit ohne wahre sprachschöpferische Kraft erzeugen: Auskramung Befrembung Beerbfolgung Entfliehung Entnervung Kitzlung Harschung Sichtbarwerdung Unsichtbarwerdungen Schadloshaltung Wiederangebeyung, oder: nach Maßgebung (Maßgabe) Rügung (Rüge) Theilnehmung (Theilnahme) Verstoßung (Verstoß) verliebte Ausdrückungen (Ausdrücke). Dazu kommen die lebhafteren Täuscherei (Illusion) Jukkerei (Spaß) Töserei (Halbschlaf), die schweren Eigenschaftswörter Düsternheit Besondernheit Bestandheit Allengefallenheit oder Flatterkeit Sättigkeit Neugierigkeit (neben Neubegierde und Neugierde) Ungestümigkeit (neben Ungestümheit) Menschengefälligkeit Geringschätzigkeit. An Adjectiven auf —igt oder icht, wie sie der Mitteldeutsche liebt, und auf —isch ist Lessing reich und hat auch darin, seinen eignen aus dem Vogelleben übertragenen Ausdruck anzuwenden, eine neue Hecke. Viele Prägungen Lessings entbehren

freilich des Goethischen Stempels, denn „weibbar" ist ein künstliches Seitenstück zu „mannbar", Hirngedicht Hirngeburt Hirngespinst, Mißbegriff Mißgeschmack kommt aus der Werkstatt des Denkers, nicht aus der frischen Münze der Natur. Da aber Lessing mit freiem Eigenwille über die meißnischen Schlagbäume hinwegsetzte, erwarb er unter allen deutschen Schriftstellern des Jahrhunderts vor der neuen Generation den größten Wortschatz und ist in seinem Prosareich den meisten Nachfolgern weit überlegen geblieben, wie sehr ihn auch im Pathos nach Klopstock die Kunst Schillers, mit einem an sich geringen Vorrath zu wuchern, und im Malerisch-Musikalischen Goethe und die Romantik hinter sich ließen.

Lessing gewann unter anderm einen Vorsprung durch die Schätzung der Dialektrechte. Er „nationalisirte" Provinzialwörter, rühmt ihn Möser nach, der Osnabrücker Patriot. Kein großer Schriftsteller Deutschlands ohne Zusammenhang mit diesem Nährboden; hat doch auch in Frankreich die geistreiche Frau, die auf ihr Bernichon stolz sich daraus den üppigen Rabelais, dies atroce cochon, erklärte, George Sand die Mundart über die Schriftsprache erhöht, weil jene wahrer, beiwortreicher, einfacher in der Wiedergabe der Gedanken und echten Leidenschaften, der Emphase minder geneigt sei. Lessing ehrte die seinem Lausitzisch nahverwandte schlesische Provinzialsprache schon wegen der großen Vortheile, die sie den Dichtern des vorigen Jahrhunderts geboten. Er beneidete den Schweizern, wie heut ein Berliner dem Springbrunnen G. Kellers gegenüber empfinden müßte, die vielen „nachdrücklichen Wörter von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind", rühmte und studirte den Vorrath der Geßner und Zimmermann und hätte sicherlich, anders als der junge Wieland zunächst sehr gegen Lessings Wunsch verfuhr, einem Zürcher Aufenthalt manche „gute nachdrückliche Wörter" und „körnichte Redensarten" abgewonnen. „Und erinnere ich mich bei Gelegenheit der Schweizer, ehmals eine gute alte Teutsche Redensart dieses Volks bemerket zu haben, die unsern besten Sprachsverbesserern nicht leicht beifallen sollte" stand schon in Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken zu lesen. Lessing, der den Oberdeutschen nur spät und flüchtig nahe kam, legte seiner mittelbeutschen Habe in Hamburg ein bischen Niederdeutsch zu und nutzte weiterhin das minder altkräftige Platt der

Braunschweiger Lande, wenn auch nicht durchweg haarscharf geschieden werden mag, was den verschiedenen Perioden und Aufenthalten Lessings anheimfällt und ob er die Wörter blaffen bösig Döserei drall Fuschelei Nücke Knubbe schnacken gerad an der Alster aufgefangen hat. Daß so ein niederdeutsches Snicksnack gar ins Trauerspiel eindrang, konnte Adelung nicht oft genug tadeln; seine Proscriptionslisten des „Uneblen" treffen überhaupt vor allem die Neigung Lessings, auch dem Volk lutherisch aufs Maul zu sehen. „Wenn Lessing", so lehrt der Magister, „aus Vorliebe zur niedersächsischen Mundart unter andern auch 'Schnickschnack, Wirrwarr' u. s. f. aufnimmt, so zeigen sich diese Wörter sehr bald als niedrige Provinzial-Ausdrücke, weil sie bei keinem andern guten hochdeutschen Schriftsteller vorkommen." Aber auch die „Augendiener" der Orsina, das aus den Tiefen des Volksgemüths geschöpfte und von Lessing gleich „mutternackt" u. s. w. oder Compositis wie „blutselten" geliebte „mutterseelenallein" verpönt unser Sprachmeister, dessen Buch „Über den deutschen Styl" die Gleichnisse Lessings bis auf eine Allegorie todtschweigt, als unedel. Vulgär heißt das Wort „schmeißen", das Lessing sich, auch unserm Sprachgefühl zuwider, selbst im „Nathan" erlaubte, wie er in vertraulicher oder streitbarer Rede die Worte ausfenstern ausfilzen aushunzen ludern nutschen mucksen, holkericht schlumpicht, Grützkopf Hundsfott Querl Racker Rummel Schwarte (Buch), Gikkelgackel Larifari Wischiwaschi nach Lust anwandte. Doch nicht jedem Volksausdruck oder Provinzialwort gab er den Freischein. Er rügte 1757, daß eine sonst leidliche Übersetzung Ulmer Herkunft ihren Geburtsort verrathe, und stellte anderswo die Regel auf, die Provinzialismen, deren ein Schriftsteller sich bediene, müßten eine Gewähr ihres alten Stammes aufweisen, keine neuen Aftergeburten sein. Er borgte vom Waidmann das „ankörnen", vom Niedersachsen das später durch Voß gerettete „glau" („welches wir auf alle Weise in unsre Büchersprache aufnehmen sollten"). Aus der obersächsischen Umgangssprache möchte er gern „aber" im Sinne von „wieder" für „Schriften zur Nachahmung des gewöhnlichen Lebens" wahren und, Luthers feierlicherem Gebrauch folgend, es auch der hohen Poesie wieder zuführen. Auf Luthers Fülle sah er begehrlich hin, schon vor der Zeit, wo junge Klopstockianer dem marklosen Gellertdeutsch eine Luthersche Kraftbrühe einflößen und „Machtwörter" der Altvordern

beleben wollten. Es behagte ihm, daß der Grenadier sich der conser-vativen Volkssprache zuwandte; es erregte sein Mißfallen, daß hervor-ragende neue Schriftsteller viele gute brauchbare Worte preisgaben, um bei Franzosen und Engländern zu Gaste zu gehen. Die „alte lautere und reiche Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahr-hunderts“ studirte er emsig und, wie schon früher gezeigt, mit praktischem Bemühen in seinem lieben Logau, seinem überschätzten Scultetus, um auf der „Bahn des Natürlichschönen“ rückwärts zu gehen zu den derben Prosaikern des Humanismus und der Reformation. Gar manches fiel ihm bei unsern Alten auf, was in anderen Landschaften noch geläufig war und heut in der Schriftsprache gang und gäbe ist. Weise mehrte er den eigenen Besitz. Logaus „Wegelagerer“ z. B. tritt in der Drama-turgie als „Weglaurer“ auf, sein „feiern von“ (auch dem Hamburger Richey für feriari mundgerecht) leitet die Ankündigung des „Nathan“ ein; an einer berühmten Stelle erneuerte er Luthers „überschreien“, anderswo dessen „irrherzig“ („mit Luther zu reden“). „Ein alter Degen; stolz und rauh; sonst bieder und gut“ heißt Odoardo; „Degen“ und „bieder“ stammen aus dem Wörterbuch. Aber so oft sein lexikalisches Studium ein schönes, ein gutes altes Wort ergriff oder unter den Zeit-genossen, bei Hagedorn, den Schweizern, in Wielands „glücklicher Wörterfabrik“ Umschau hielt, ging er doch nur auf „bescheidene Nach-ahmung“ aus und machte weder den Vorredner des Turnerdeutsch noch der kühn anbringenden Neologismen. Auch **Purist** ist er nur vorüber-gehend gewesen, wenn es galt, als Dolmetsch Voltaires den Ausdrücken der Schriftstellerei und Staatslehre deutschen Ersatz zu schaffen, wobei denn einiges schief gerieth, oder in den Jahren der Logauarbeit und des preußischen Krieges. „Wir können Roßbach sagen“ — geistreich und vaterländisch sperrte so Kästner die fremde Hippokrene ab.

Lessing rügte französischen Unfug in Wielands Jugendschriften und ächtete damals, in der strengen Logauzeit, auch Wörter, die bei ihm selbst nicht selten sind. Der Schlendrian der Umgangs- und Gelehrtensprache war an ihm keineswegs spurlos vorbeigezogen. In den fünfziger Jahren errichtete er einen Deich gegen die fremde Überschwemmung: Anekdote wird geheime Nachricht, Politik: Staatsklugheit, Talent: Ge-schicklichkeit, Kritik: Beurtheilung, Geometer: Meßkünstler, Anatom: Zergliederer, Botaniker: Kräuterkundiger, Naturalist: Naturforscher

(„sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt"), Astronomie: Sternkunst wie schon früh Komet: Schwanzstern, Compaß: Richtscheit, Vagabund: Herumschweifer, Pension: jährliches Gehalt, Luxus: Pracht, Industrie: Fleiß — nicht immer glücklich, da die rechte Deckung der Begriffe fehlt oder Zusammengesetztes das Einfache umständlich ausdehnt. Die „Theatralische Bibliothek" trotz ihrem fremden Titel setzte Theaterstreich, Auszierung oder Verzierung (Decoration), Stellung (Situation), seitab und Seitab, Fügung (Composition), Abstechung (Contrast) ein und gab einiges für die Dramaturgie weiter; anderes entfiel mit Recht auf diesem Rain internationalen Kunstverkehrs. Die Vertreter der deutschen Litteratur hatten das abscheuliche „Schriftthum" noch nicht erfunden. Hier und da verdrängt bei dem Grammatiker Lessing die „mehrere Zeit" „den Pluralem", das Perfectum heißt „vollendete Zeit", sogar das Hysteronproteron verwandelt sich einmal in ein seltsames „Hinterstzuvörderst". Ein Epigramm ist nicht „pointirt", sondern „zugespitzt", wogegen nichts einzuwenden wäre, oder „pünktlich", was wir kaum noch verstehen. Lessing witzelt über sein, Menanders wegen beibehaltenes, „Misogyne", er sagt „weinerlich" für larmoyant mit spöttischem Nebensinn, er prägt „empfindsam" treffend für Sterne's sentimental und bewährt dem unersätzlichen Wort „Humor" gegenüber jene weise Vorsicht, die dem thatenlustigen Sprachreiniger, dem „Puritaner und Reindünkler" wie Leibniz sagt, fremd ist. Die Theatralische Bibliothek verdeutschte humour mit dem heimischen Wort „Laune": „weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutschen Sprache finden wird", die Dramaturgie jedoch widerruft das mit ausführlicher Begründung des Begriffsunterschiedes und warnt vor der weiteren Verbreitung des unpassenden Ersatzwortes.

In seinen zweiten Fassungen giebt es durchaus keine Fremdwörterhatz, kaum daß einmal das allzusehr nach Happel und Weise schmeckende „curiös" dem „neugierig" weicht. Die lässigen „spendabel" „Recompenz" „egal" „kurtisiren" seiner Erstlinge kehren allerdings in der Folge nicht wieder. Wie Schiller in Briefen das zeitgenössische Übermaß französischer Ausdrücke wuchern läßt, seine Poesie aber rein davon hält, so ist auch bei Lessing ein großer Unterschied: die Poesie steht strenger auf der Wacht als die Abhandlung, wie natürlich. An manchen Stellen kann niemand über den Grund des Fremdworts zweifelhaft

sein: **beaux-esprits** wird gesagt mit der tüchtigen deutschen Erklärung „d. i. wahrhafte seichte Köpfe"; es scheint wolüberlegt, daß Lessing auf die Schriften religiöser Schöngeister das flache „amüsiren" anwendet, Petersens Pietismus mit schlichten deutschen Worten wie „edle Einfalt", Wielands Plaudereien dagegen durch „affectirte Tiefsinnigkeiten" und „profane Allusionen" bezeichnet. Wie sollte ers besser ausdrücken als: Bolingbroke, der Lord, spreche oft „ziemlich **cavalièrement**" von der Bibel? Er schreibt: „Persifflage (ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutsche von der Sache nichts wissen)", „Politesse" weil es sich um Pariser „Etiquette" oder „Rangordnung" handelt, „Caressen des französischen Publicums" und „Distinction" weil die höfische Theaterwelt des Herrn v. Voltaire gemeint ist. Oder die „Abwechslung synonymischer Wörter", bei dem Dichter eine „Schönheit", bei dem Prosaisten ein Mittel gegen Eintönigkeit, ruft Fremdwörter herbei: „Sittensprüche" wechselt mit „Moralen" „Maximen" „Sentenzen", „Ergoteur" mit „Vernünftler". „Nüance" „brüskiren" „chicaniren" „croquiren" und Ähnliches mögen auch wir, seit Reinigung und Bereicherung selbander fortgeschritten sind, nicht ganz entbehren, doch eine große Schaar Lessings, die „Plaisanterie" „Manöuvre" „Balanse" „Tome" **coup de main** (wo „Handstreich" ganz am Platze wäre) „Contenance", die „superficiell" „volatil" „contraband", die „cabaliren" „turlupiniren" haben den Abschied, die „scandalöse Chronike" das „specifique Gewicht" neue Formen, die „personifirt" „simplifiirt" „verificirt" gleichmäßige Regelung erhalten. Die Culturvölker würde niemand mehr „polirte" Völker nennen, die Schauspieler heißen längst nicht mehr „Acteurs" und „Actricen". So aber sprach damals alle Welt; für die „Dramaturgie" ist außerdem sowol die Eile als die Masse französischer Gegenstände zu bedenken. In den antiklotzischen Schriften und sonst überwiegt das gelehrte Fremdwort aus dem langen lateinischen Alter der Wissenschaften. Der Schriftsteller ist ein „Scribent", was, für uns ohne weiteres verächtlich, zu Liscows und Lessings Zeit erst durch das Beiwort „elend" den Sinn von „Scribler" bekam. Der Criticus hat es mit Phrasesdrechslern Tachygraphen Polygraphen Litteratoren Novellatoren Compilatoren (oder „Zusammenschreibern") Falsarien, mit Calumnie Kakozelie Oscitanz Futilität zu thun. Verstanden es wol die biederen Leser der Vossischen, wenn ihr Bericht-

erstatter, ohne daß die Vorlage zu solchen Worten aufforderte, in Einem Satze von transcendentalischen Ideen, distillirter Zärtlichkeit und thelematologischer Anatomie der Leidenschaften sprach? Hier waltete ja keine spöttisch-mimische Absicht, wie wenn anderswo ein Königsberger Schulmann bei dem Actu im akademischen Auditorio mit einem Senatsatteſtate von einem Themate voll miraculöser Geschicklichkeit reden muß. Das abgekommene lateinische „insulirt" wechselt noch mit dem durchgedrungenen romanischen „isolirt". Neben geläufigen Wörtern rücken gesuchtere auf: eine „Hypothes" ist „salebros", ein kleiner Tadel soll nicht „Krokylegmus" sein, und sehr altmodisch berührt es uns, „ein Ephemeron von einem Könige" oder die „prächtigen Ruder" (rudera, Ruinen) eines Kaiserpalastes zu sehen. Auch die oft gebrauchte lateinische Flexion wirkt heute magisterhaft.

Jeder zollt seiner Zeit den Tribut. Auch Lessing, wie genau er über die Form wachte, wie scharf er das „Schnitzern" gegen das Genie der deutschen Sprache und ihre grammatischen Gesetze rügte, wie laut er den Nutzen der Wortgrübelei betonte. „Mir ist es selten genug", sagt er in den Antiquarischen Briefen, „daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich darauf"; dann schließt er seinen Excurs: „Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt. Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet". So treibt der Antiquar nach alter Regel nie res sine verbis. In den „orthographischen Richtigkeiten", die er allein oder mit Ramler feststellte, spielte ihm allerdings die liebe Etymologie mehr als einen üblen Streich: hartnäckig schrieb er sein Leben lang „betauern" nicht „bedauern", weil das Wort von „trauern" abstamme! Andererseits konnte ihn die mundartliche Aussprache bis zu dem Verlangen beirren, man solle mit den Vorfahren schreiben, wie man spreche: „Wundsch", nicht „Wunsch"; doch hat er es selbst bei einem „wüntscht" in der Jugend bewenden lassen und nicht etwa wie ältere Landsleute „Mendschen"

geschrieben. Aber wir finden „sprüen" „bejaen" und lässig erleichterter Aussprache gemäß „gilst" (giltst) und, wie auch Goethe in Briefen es hinwarf, „hälst" (hältst), die im Mitteldeutschen häufigen Superlative „gegründesten" „ungesittesten" „seltesten" „redensten" neben „unterrichtetesten" „trocknesten" „rührendesten", die zusammengezogenen Formen die bei ihm fast Regel sind „einzeln" „silbern" „albern" für „einzelnen" u. s. w., sogar „Wuchern" für „Wucherern", sächsisches „Oden" (Odem) „vollens", das bequemere „Märterthum" und „Beförderin", das mundartliche „schischen" neben „zischen". Selbst von dem Eigennamen „Stosch" wird mit Winckelmann und Herder ein leichteres „Stossisch" abgeleitet. Er apokopirt, synkopirt, contrahirt anfangs trotz Gottsched so wie er es hörte und selbst redend übte: Eil, sächsch schalksch patriotsch, redt belast't geheft, in (in den, in'n) u. s. w., „zum" für pluralisches „zu den". Sein Vocalismus hat zumal in der Frühzeit, aber auch spät noch, viel Unregelmäßiges, das zum Theil aus jetzt verschollenen Nebenformen, zum Theil aus persönlicher Unsicherheit des Sachsen den i und ü, ei und äu gegenüber zu erklären ist; also: wehnen wegen zehlen, hägen wäben knäten, verdrüßen kützeln schmünken schlüßlich flüßen stücken strücken nüchtig gefrührt dück Rübbe, spieren gebiehren Schnierbrust Kriepel Wieterich ziegellos überfließig Betriebnis erschittern ungestiem (ungestimm, ungestümm, ungestüm) wirzen, durchsäugen heuschen keusen heuter käumen streuten sträucheln Gekreusch dreust (Treustigkeit, dreiste), schleinig schleidern beigen zeigen, wo aber fast überall das Normale nach und nach wenn nicht zur Alleinherrschaft, so doch zum Oberrang kommt und viele Belege nur den Jugendhandschriften angehören. Auch in dieser Beziehung bleiben die Eigennamen nicht unangetastet: wie C. F. Weiße oft als Herr Weiß, Klose als Klos, so figurirt der Dichter Krüger als Herr Krieger. Nicht minder war Lessing von der sächsischen Erbsünde, der Verwechselung von Tenuis und Media, angekränkelt: „Wie sollte der Bediente P und B unterscheiden können, da es der Herr nicht kann?" schreibt er 1780 zur Berichtigung eines Irrthums an Eschenburg. Den verbreiteten Formen Belz Bilz Berle Brunk Blunder Braß waden, dem schlesisch-lausitzischen tumm püffeln Prezeln Klöckchen schließt sich Anwald Grümel begränzet (coronat) Drennung Dasse und mehr an. Schreibt er auch nicht wie ein früherer sächsischer Lyriker „Butelgen", wo keine kleine Bouteille,

sondern ein Schoßhund gemeint ist, so weicht doch auch bei ihm der „Budel“ erst spät dem „Pudel“.

Er theilt mit allen Zeitgenossen ältere Eigenthümlichkeiten der Declination, deren manche noch weit in unser Jahrhundert hineinreichen, wie die starke Adjectivform nach bestimmtem Artikel und Ähnliches, was bei ihm principlos schwankt, oder die schwache Femininflexion: der Seelen Höllen Erden eine Lügen, die volleren Endungen, wie auch in der Conjugation (nennet, genennet) das zusammenraffende Streben noch lange nicht den heutigen Curs inne hat. Der Mitteldeutsche, der als Recensent einem Berliner den Unterschied von „mir“ und „mich“ zu Gemüthe führte, handhabte seinerseits das -m des starken Dativs mit größter Nachlässigkeit und setzte fast immer: in Kurzen, von ganzen Herzen, auch seitdem er die Substantiva correcter abwandelte, also nicht mehr schrieb: die Bäre, einem Herze, dem Pfaue, der Monden, des Knabens, eines Wesen. „Bey Sie“ freilich hat er auf gut Sächsisch sich nur als Anfänger entschlüpfen lassen, aber „gegen“ oder „ohne“ mit dem Dativ zu verbinden, „während dem Jahr“ neben „währendes Jahres“ zu sagen, „für“ und „vor“ durch einander zu werfen, obwol die Sprachlehren eine klare Scheidung machten, blieb ihm vertraut, nachdem er längst in der „Sara“ ein „fürchte mich für den Augenblick“ corrigirt hatte. Er steigert manchmal unorganisch genug: öftrer größrer neurer, und heimatlich: ungerner ungernst, oder zeigt sich im Umlaut nicht correct. Neben den alten vollen Adverbien stehen die überschüssigen Adjectivformen des Dialekts braache dünne alleine unnütze, die Substantiva Gedichte Gespenste, Narre Christe Soldate Poete, die Zahlwörter zweie dreie, die vulgären Zeitangaben Punkte drei, heute Vormittage. Vergebens hat Gottsched gegen die meisten dieser Erscheinungen sein Anathema „So spricht und schreibt kein Mensch“ oder die schöne Rüge „Welches in guten Ohren sehr häßlich klingt“ geschleudert; es war auch nicht zutreffend, daß „nur die Herren Niedersachsen“, mit denen dann auch Adelung unermüdlichen Streit vom Zaune bricht, die Plurale Kerls Mägdgens Säbels brauchten, auf die Lessing so wenig wie Goethe ganz verzichtete. Aber „des Thomsons seine“, „der Alten ihre Denkungsart“, derlei pleonastische Fügungen schwanden, ohne daß Lessings Behandlung des Genitivs, besonders bei Eigennamen, späterhin schon dem heutigen Usus völlig entspräche.

Wie ihm kein Gottsched das „Verbeißen" gewisser Silben, die „lächerliche Modesucht" substantivischer Adjectiva, die gute deutsche doppelte Verneinung wehren konnte, wenn er schalt: „Allein heut zu Tage spricht nur noch der Pöbel so. Artige Leute vermeiden es, und zierliche Scribenten noch mehr", so schierte ihn auch der über die, noch dazu vom Latein und Französischen her empfohlenen, Participial-constructionen verhängte Bann keineswegs. In der Conjugation nimmt er, besonders was die Präteritalformen der starken Verba anlangt, einen älteren Standpunkt ein und bleibt mit Formen wie „gänge" „willt" auf dem Boden der Mundart, mit den nach falscher Analogie gebildeten „rung" „schwung" oder mit „trunken" „sturben" auch Gottsched zufolge correct, obwol „trank" von diesem edler, „trunk" pöbelhafter befunden wird. Er hat manche schwache Form („biegte") mehr für sich, andre wie „rufte" mit vielen gemein. Die lästigen Überformen sahe flohe geschahe erscheinen noch bei Adelung als Regel, der aber ein „wir seyn" „ich furchte" und derlei zahlreiche Anomalien, „geschicht" „sicht" so wenig gutheißt wie die Participien „er träumt wachende" „zitternde" „stammelnde". Gottsched billigt, Adelung bemäkelt Lessings stetes „kömmst" und „kömmt", das dieser endlich um so hartnäckiger fest-hielt, ja in den Anti-Goeze wie ein kostbares Eigenthum gegen Wittenbergs Krittelei vertheidigte: „Wenn man in der vertraulichen Sprech-art" — so lehrte Adelung — „spricht, du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern, bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schrift-stellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehubelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?"

Diese Eigenrichtigkeit hielt ihn nicht ab, auch in seine Syntax hie und da bessernd einzugreifen, sei es durch bloße Umstellung, sei es durch stärkere Correctur. „Ich bin es schon, was Sie mich haben wollen" in der „Sara" wurde geändert: „ich bin schon, was Sie aus mir machen wollen". Das war deutscher. Aber lateinische und französische Infinitivconstructionen wurden keineswegs ausgerottet, und kleine

Schrullen, wie die steife Behauptung, es müsse lauten „Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein", nicht „diesen Gesandten", finden sich auch auf diesem Gebiet unter zahlreichen veralteten Wendungen und Idiotismen.

Dabei war Lessing doch geneigt, verständigen und wolwollenden Sprachrichtern zu lauschen und von ihnen zu lernen, denn für unfehlbar hielt er sich nicht. Er erkannte den wackeren Heynatz als berufenen Kritiker seiner Form an, dessen „Briefe die deutsche Sprache betreffend" Lessingen ein classisches Ansehen in grammatischer Richtigkeit und Reinheit beimaßen, aber triftig allerlei anstrichen, worin er nicht musterhaft sei. Er verschloß sich nicht gegen die Einwände, welche von Günstigen und Mißgünstigen gegen die Sprachmanieren der „Emilia Galotti" am Ende seiner zweiten großen Schriftstellerphase erhoben wurden. „Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln" — die Spitze dieses Schillerschen Xenions kann nur auf Lessing zielen, der vom „Philotas" an den Dialog oft zu geflissentlich abgewogen und gewürzt hatte. Da folgte im „Kleonnis" den Worten „der kalte Mörder seiner Tochter" sofort die Correctur „der Tochter frommer Opferer. Das Gebot des deutlichen Orakels —" und dieser augenblicklich die Anticorrectur „Das Gebot der deutlichen Natur war älter". Da bauten sich in der „Fatime" Reden und fragende Einwürfe mit sehr gesuchtem Parallelismus auf: „Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist — Ist Abdallah so argwöhnisch? — Du fragst noch, Fatime?" . . . „Du weißt ja, wie eifersüchtig er ist — Ist Abdallah so eifersüchtig? — Und auch das fragst du noch, Fatime?" bis zur Addition „Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder." Da hüpfte in der „Matrone" der Dialog gern auf Sinnsprüchen, wie Heyne es der „Emilia" nachsagte, worin die letzte Consequenz des epigrammatischen Stils gezogen ist. Silbenstechende Eingänge spannen den Verstand, künstliche Wortgeflechte dienen zu witziger Anknüpfung der nächsten Rede, Fragen zersetzen eine vorausgegangene Reihe, abgezählte Perioden sind unter mehrere Sprecher vertheilt, das eben Gehörte wird grübelnd oder spöttisch wiederholt, ein einzelnes Wort, „Ton" „gleichgültig" „Zufall", völlig ausgeschöpft, eine inhaltschwere Sentenz oder Meldung geht von Mund zu Munde, der Anfang der Schlußscene ist durch und durch auf Responsion der Worte berechnet, Antithesen — „eine Lieblingsfigur

Lessings, welche nahe an die Paronomasie grenzt" sagt Adelung — schärfen den dramatischen Disput, und einen „Hauptflecken" dieser „Ohr und Verstand beleidigenden Manierart" nennt der dreiste Herr v. Klein „die Correction, weil sie ewig bis zum Ekel vorkömmt": „Desto schlimmer — besser, wollt' ich sagen", „Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück". Ihm war der quellenreiche Strom pathetischer Rede versagt, und nicht nur in einer Übersetzung aus Banks' „Essex" wollte Lessing sich mehr vor dem Schwülstigen hüten als vor dem Platten, einen Gedanken lieber prosaisch faßlich sagen, als poetisch stilisiren. Die Phrase von dem „singenden" Dichter wird auch der gedankenloseste Schwätzer nicht auf ihn anwenden. Er kann wie sein L. Sterne manchmal die lächelnde Thräne herauslocken, aber nicht lachen und weinen wie das zur Mutter Natur eilende junge Geschlecht. Im letzten Jahrzehnt erreicht seine polemische und lehrende Prosa eine freie, luftige Höhe, auf der bislang nur der style agréable, railleur et divertissant heimisch gewesen war, welchen Pascal, um seinen „Briefen" Gehör zu schaffen, statt des style dogmatique angewandt hatte. Aber die nächsten Dichtergenerationen rufen einander zu: ich verstehe dich nicht; als Lessing noch den steifen Scultetvers auf die Lerche „In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren" als ein Kleinod deutscher Dichtersprache hegte, stiegen ganz andere Lerchen in die blauen Lüfte, wohin er nicht folgen konnte. Und seiner Versprosa

> Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
> Daß alle Länder gute Menschen tragen.

antwortet aus dem Weimarischen Gartenhaus in vollen Accorden einweihender Musik Iphigeniens Rede über die Stimme der Wahrheit und Menschlichkeit:

> Es hört sie jeder,
> Geboren unter jedem Himmel, dem
> Des Lebens Quelle durch den Busen rein
> Und ungehindert fließt.

Derselbe Gedanke in zwei Stilwelten.

So falsch der Ruf war „o Shakespeare Lessing", so unzutreffend declamirt Ebert in demselben Gedicht, dem Lessing das Bild von Schwamm und Moos für seine „Kalmäusereien" entlehnte, über einen vom höchsten Verstand beherrschten Stil:

Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.

Diesen Zauberstab trug Goethes Hand, nicht Lessings. Jenem Liebling der Musen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu spielen, die zierliche Grazie zu haschen und den derbsten Holzschnitt wiederzugeben, den Götz und Werther, den Faust und Prometheus den Mund zu lösen, in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Brust ahndevoll zu berühren. Lessing hat nie das geheimnistiefe: Es dichtet etwas in uns, gefühlt; er ist nie gleich dem jungen Besessenen wie ein Toller aus dem Bette gesprungen, um eilends festzuhalten, was ihm der Genius zurauschte; er hätte nie mit Herder und Goethe sagen können: ich lalle mein Gefühl, fasse es, wer da mag! Nein, sein Bekenntnis lautet: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit", oder, wenn er es französisch ausdrückt, sein Stilideal geht dahin d'être clair et précis. Er ist vollkommen davon durchdrungen, daß die Sprache alles sagen kann, was wir deutlich denken, und mißtraut der tastenden, taumelnden Empfindung, wenn der Schwärmer lebhafte Gefühle für deutliche Begriffe nimmt. Immer hat die Kritik ihr scharfes Auge auf seinen Blättern: hier giebt's zu unterscheiden! wie Nathan mahnt. Ex fumo dare lucem könnte er als Wahlspruch ins Wappen schreiben, denn ausdrücklich verwirft er einen nur ruckweis aus Rauchwolken blitzenden Geist. Er will nicht ahnen, sondern sehen, nicht tasten, sondern greifen. Die Sprache soll unzweideutig sein. Wie oft hat er wirre Definitionen zerrupft und da, wo es auf faßliche Erklärung ankommt, ein gerades Wort statt figürlicher Umschweife gefordert. Allem wortreichen tautologischen Gesalbader wirft er ein Mal übers andre sein Lieblingsurtheil „Gewäsche!" entgegen, denn „welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer als die Anwendung grade nur so vieler Wörter, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?" Oder in einer lexikalischen Bemerkung: „Für mich ist schon die möglichste Kürze Wolklang. Wenigstens ist dem Wolklange leicht nichts hinderlicher als überflüssige Partikeln." Daher hat er in seinen Perioden, in denen man häufig ohne Kenntnis der historischen Syntax zuviel Klang- und Accentberechnung wittert, nie auf Kosten des Ge-

dankenbaus melodischen Fall gesucht, daher sich aller vagen Einschiebsel, jener schielenden „gewissermaßen“ und „beinahe“, „es soll“ und „man sagt“ und ihrer Sippschaft peinlich enthalten. „Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will“; wo er es aber braucht, braucht er es mit Nachdruck: „Ich sage: ungefähr so, nicht ganz so.“ Das siebzehnte Jahrhundert hatte, im sogenannten style épithété schwelgend, die Satzstämme Hauptwort und Verb von den Beiwörtern wie von buschigen Schmarotzerpflanzen überwuchern lassen, obgleich schon Quintilian solche mit Adjectiven beladene Sätze einem Heere vergleicht, wo hinter jedem Soldaten sein Kammerdiener einherginge. Lessing wägt die Beiwörter und begründet mehrmals ausdrücklich die Wahl, wie seine Auslese insgesammt sich auf die Überzeugung gründet: „vollkommene Synonyma giebt es nicht“. Er häuft nicht selten wie Luther starke Beiwörter an, aber er rechnet mit der im „Laokoon“ verzeichneten Thatsache, daß die Vorderstellung der Adjectiva im Deutschen, ehe man das Subject erfährt, ein schwankes Bild gebe. Wie versteht er auch hier zu steigern: engbrüstig, lahm, schielend wird die neue Evangelienharmonie genannt, diese Summe von Mißgestalt im Wort „thersitisch“ zusammengefaßt, dies Wort „thersitisch“ dann von außen und innen gedeutet. Niemals ist bei ihm, nach Voltaires Bonmot, das Adjectiv der Feind des Substantivs. Er springt ungnädig mit dem Declamator, dem treulosen Berichterstatter, dem verwässernden Paraphrasten um. Das Wort sie sollen lassen stahn, heißt es auch hier. Deshalb wird der Stab allzustreng über den doch nicht allein burlesken, sondern auch sprachgewaltigen Abraham a Sta Clara gebrochen — denn „was ist pöbelhafter als Wortspiele?“ Lessing haßt das „Kostbare“, die „Blümchen“, jene Erbschaft des Hotel Rambouillet, dessen gezierte Gemeinde, von Moliere ausgehöhnt, „auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen kann“. Lessing will das Ding beim rechten Namen nennen, ohne Scheu vor dem „delicaten“ Geschmäckchen: schon der junge Plautiner zieht das Handfeste dem unvermerkten Gift des „Schalkhaften“ vor, das die feinen Köpfe krebenzten. „Eine allzu zärtliche Empfindung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinstimmen“, konnte ihn nicht abhalten auch in den derben und groben Besitzstand deutscher Art

und Kunst hineinzugreifen, wenn es die Gelegenheit empfahl. Mochte nun falsche Vornehmheit bei dem Wort „Hure" die Nase rümpfen oder Pfeffel der „Emilia", Lessingen ungeschickt mit Rembrandt vergleichend, des détails mesquins et des platitudes indignes du cothurne nachrechnen; dieser Deutsche war nicht gemeint, den heiligen Codex der Würde und bienséance anzuerkennen, vielmehr hielt ers mit dem Römer: Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert. So brauchte er eine Menge „unedler" Worte und Wendungen, die von den Sprachmagistern Jahr für Jahr als Unkräutchen im Beet geächtet wurden. Andererseits trat zu Tage, daß Lessing auch niedere Personen leicht zu gescheit nahm und ihnen spitzsinnige oder abgezirkelte Sätze in den Mund legte. Unnatürlich z. B. wie Franciska den fünf Hauptwörtern „die Karossen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals" genau entsprechend ihre fünf Verba „zu rasseln, zu schreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen" nachschickt, da denn eine kleine Verwirrung der Schauspielerin nur zum Verdienst gereichen würde. Unnatürlich auch, daß die beiden Theile des Gesprächs zwischen Just und Franciska die Diener Wilhelm Philipp Martin Fritz nach einem genauen Schematismus aufrufen.

Lessings Aufbau ist lichtvoll; aber die alten chrienmäßigen Schulreihen „die lassen Sie uns nunmehro fallen". Wenn es nur zum Selbstdenken leitende Gedanken sind, mögen die Fermente immerhin unverbunden, ja widersprechend scheinen. Der Spaziergänger erklärt parador, es sei unwahr, daß die geradeste Linie immer die kürzeste sei, und will lieber geschwind den linken wie den rechten Weg ein wenig vorauslaufen, um zu sehen, wohin sie beide führen. In der scheinbaren Unordnung liegt ein Hauptreiz Lessingscher Dispositionen. „Man erlaube mir gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun" bittet der junge Autor; zwanzig Jahre später gesteht er gern den Ausgang von der unerheblichsten Kleinigkeit zu nehmen, wenn er sich von da wie von einem Sprungbrett mitten in die Aufgabe hinein schnellen könne. Den besondern Vorzügen des ihm angeborenen dialogischen Stils zählt er schon 1751 die ungezwungenen Zwischenfälle und die zur Natur des täglichen Gesprächs stimmenden Übergänge bei, „die angenehme Unordnung, welche eben so weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist". Nachlässig heißt es manchmal „ich will

einige Gedanken hinwerfen". Nicht wie der Goethische Philosoph tritt er herein und beweist euch, es müßt' so sein, indem er Ober- und Untersätze an den Fingern abzählt, sondern er kündigt an: Erstlich Andern Drittens, Eins Zwei Drei, um dann mit Drei zu beginnen: „Ich will bei dem letzten zuerst anfangen", „Doch will ich das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann", „Gleichwol aber muß ich mich für den letzten Punkt zuerst erklären". Er zieht die rasche Hand wieder zurück, um den Nachtisch nicht vor der Suppe zu verzehren, er kehrt wieder um statt vorwärts zu gehn, er weiß, daß der logischen Gedankenreihe die Folge der Mittheilung an andre nicht immer entspricht und daß die liebe Ordnung der Faulen ermüdend wirkt. Im „Vademecum" bittet er, treu nach dem französisch-sächsischen Briefideal, um Verzeihung „daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß", anderswo wird der Dichter ausdrücklich von der „sclavischen Ordnung" des Philosophen losgesprochen; aber in wissenschaftlicher Darlegung Paragraph auf Paragraph zur enggeschlossenen Kette zu vereinigen, die Folgerungen Schlag auf Schlag zu liefern, eine Hypothese vorn in knappen trocknen Worten aufzurollen, ist ihm ebenso geläufig. Schnell bringen asyndetische Sätze vor, wenn er definirt, im Streite Trumpf ansagt, den letzten Schluß zieht. „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben kein Publicum". Starke Accente, wie sie kein Gellert je zur Verfügung hatte, erhöhen die Hauptsachen. Mit dem wiederholten Wort „Dichter" „Dichter" „Gedicht" wird das Leitmotiv des Pope-Aufsatzes so kräftig wie möglich angeschlagen. Niemand kann noch markten und zweifeln, wenn diese laute Stimme ihm nach all den kurzen „Ich will" „Ich schließe so" „Exempel mögen mich leiten" zuruft: „Der Dichter ist Herr über die Geschichte ... Ich sage: er ist Herr über die Geschichte" oder „Aber das ist grundfalsch ... wie gesagt: es ist grundfalsch". Alle Mittel des überzeugenden Nachdrucks, von der einfachen Wiederholung des Generalnenners im Satz an, stehen ihm zu Gebote. Und das stumpfste Begriffsvermögen muß durch die beliebten „ein anderes — ein anderes" „der eine — der andre" „dieser — jener" zur Kritik aufgerüttelt, durch die hellen „warum — darum", durch anaphorische oder epiphorische Leuchten auf dem Wege festgehalten werden. Lessings Kunst, den Leser auf der Schwelle zu erregen und erwärmen, verräth sich schon in

manchen Titeln: „Gelehrte Kretze" freilich soll nicht gelobt werden, aber wie lockend klingt „Hermäa", wie sinnlich und bündig ist „Laokoon" gewählt, wie packt das „Vademecum" mit dem ersten Handgriff seinen Mann, wie kurz sind die Fehdebriefe „Anti-Goeze" überschrieben, wie epigrammatisch kündigt sich die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" an, wieviel Funken schlägt Lessing aus dem Schilde „Duplik" heraus! Für seine Dramen genügte meist der einfache Name, und das Wort „Ein schöner Titel ist einem Buche noch nöthiger, als einem Menschen ein schöner Taufname" hat ihn nicht zu spanischen Aushängetafeln verführt.

Der Einsatz ist sehr lebhaft oder führt gelassen treppauf, je nach Bedarf. Liest man etwa den Entwurf gegen eine im Teutschen Merkur ausgegangene Preisaufgabe — er gehört zum Allerbesten, was Lessing geschrieben hat —, so zwingt uns eine siegreich zerlegende „Wortgrübelei" über Schwärmer Schwarm schwärmen Schritt für Schritt wie Lessing will zu setzen, denn niemand hat die Wortausbeutung und -ausnutzung so verstanden. Gern leitet sein Beweis durch negative Instanzen, vom Falschen zum Wahren. Die ganze Dramaturgie bewegt sich um die Angel des falsa cognoscere, vera intellegere. Wieviel polemisch aufzugreifen sei, hat er sicher überlegt, denn „man ist in Gefahr sich auf dem Wege zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; aber man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmert".

Lessing entwickelt. Er giebt nie den Schluß vor den Prämissen, die zu ihm leiten, das Ganze vor den Theilen, die es bilden. Früh wurde seine Darlegung, daß Homers Kunst den Schild nicht als vollendet, sondern als werdend male und damit das lebendige Bild einer Handlung gebe, auf ihn selbst und seine Entfaltung werdender Gedanken angewandt. „Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget . . . Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen." So nennt Herder in vielberufenen, auch hier unentbehrlichen Worten Lessings Stil den Stil eines Poeten im eigentlichen Wortsinne des Schaffenden: „nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will,

sondern uns vordenket. Wir sehen sein Werk werdend, wie den Schild des Achilles bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen — nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher: das ist das Product der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμένον eines vollendeten Gedankens: sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden".

Boileau mahnte die Schriftsteller: Avant donc que d'écrire apprenez à penser. Lessing hat gedacht, wenn er ans Pult geht, um den Marsch der Gedanken zu befehligen; sagt er doch, man könne sehr albern schreiben, indem man die Gedanken erst unter der Feder reifen lasse. Scribendi recte sapere est et principium et fons. „Ich will ja nur darüber nachdenken," schreibt Lessing einmal, „wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne sie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflösung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollständigen, genauen Begriff habe?" Er wiederholt den durchlaufenen Proceß auf dem Papier, ohne doch alles und jedes beizubringen und dem Mitdenker gar nichts zuzumuthen. Er verfolgt den Gedanken und läßt nicht ab, wie Kepler einmal so sinnlich seine Entdeckerarbeit mit dem Haschen der lockenden und sich neckisch entwindenden Galatea vergleicht. Lessing, der uns Corneilles Rodogune ironisch im Werden zeigt, erscheint bei der Arbeit und lädt uns zur Theilnahme am Werk ein. So wandert sein Gleichnis einmal vom Seidenwurm bis zum fertigen Beutel, der das Gold birgt. Wir machen die Messiaslectüre vom ersten Aufschlagen an mit, wir entdecken den Boner mit, wir finden den Marchtaler mit, wir suchen die „Nachtigall" mit, wir folgen der Neugier dieses λόγος προτρεπτικός und stehen mit auf dem Anstand. Uns gilt die Frage „Was sagen Sie dazu?" und all die persönlichen Wendungen unterwegs, und am Ende wird oft ohne objective Lust an dem bloßen Stoff und Ergebnis dem Manne gedankt, der Sprödes in Fluß bringt, Todtes durch sein lebendiges Wort auferweckt. „Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth als der Fang." Also nicht in endgiltiger Auskunft, sondern in Anregung der Denkkräfte, im geistigen Turnen und Ausgreifen liegt der Gewinn dieses Verkehrs,

wie denn ein Antipode Lessingscher Prosa, Jean Paul, sagt: „So oft ich Lessing gelesen, spürt' ich mehrere Tage eine besondere dialektische Kraft und Leichtigkeit des Distinguirens. Ich habe weniger Wahrheit vielleicht aus ihm gelernt, als viele Wege, zu ihr zu gelangen." Auch ein Wort Schopenhauers in seinem Hauptwerk ist hier gut am Platze: „Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region geräth, als die eigene ist; es sei denn, daß man bloß Thatsachen, nicht Gedanken aus ihm zu empfangen habe. Außerdem aber wird nur der Schriftsteller uns Gewinn bringen, dessen Verstehen schärfer und deutlicher ist, als das eigene, der unser Denken beschleunigt, nicht es hemmt, wie der stumpfe Kopf, der den Krötengang seines Denkens mitzumachen uns nöthigen will; also jener, mit dessen Kopf einstweilen zu denken, uns fühlbare Erleichterung und Förderung gewährt, bei dem wir uns getragen fühlen, wohin wir allein nicht gelangen konnten. Goethe sagte mir ein Mal, daß, wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Muthe würde, als träte er in ein helles Zimmer."

Die Schriften sind Abdrücke seines Selbst, Kundgebungen einer großen, nie starren Persönlichkeit, die allem ihren eigenen Stempel aufprägt, auch wo sie nur gymnastische „Evolutiones vormacht". Seine Freunde erkannten ihn am bloßen Anklopfen, seine Leser erkennen ihn unter den Zeitgenossen am ersten Federzug.

Und nochmals, nicht sowol Federzug, als gesprochene Sprache ist es, was Lessings beste Prosa uns giebt. Die accentuirte Wortstellung und die, man darf sagen, phonographische Interpunction, die, jetzt verloren, im achtzehnten Jahrhundert bei viel reicherer Anwendung der Strichelchen und Pünktchen Sinn und Schall bezeichnet, lehren noch heute, Lessing lessingisch zu sprechen, auch ohne den zum „Nathan" geplanten Aufsatz über dramatische Interpunction. Diese Fülle dient nicht nur mit ihrer üblichen Abhebung adverbialer Bestimmungen und dergleichen analytisch der Logik des Satzes, sondern modulirt auch den Athem und die Tonstärke. Auf Gedankenstrichen ruht die ausklingende Überlegung wie der abbrechende Hohn und die spannende Dramatik, feine Unterschiede walten endlich zwischen — und . . ., die Ausrufungs- und Fragezeichen ragen und flattern wie Lanzen und Fähnlein aus dem Wortgeschwader empor, fehlendes Komma treibt an, eine rasche Folge der Kommata giebt lauter kleine Einschnitte des Vortrags, leichtere

Stimmsenkung innerhalb der Periode gebietet das Semikolon, auf der Höhe zu bleiben vor einem Aufschluß, einer Folgerung sagt Lessings Liebling, das Kolon, an. Man lese nur einmal laut einen Anti-Goeze, eine Scene des Nathan. In der ruhigsten Darstellung interpungirt Lessing phonetisch: „Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet“ „Daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiene“ „Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt“ „In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste“, wo heute kein Mensch ein Komma schreibt, aber doch ein Komma spricht. Anders: „Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist: das weiß ich“ „Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können“ — wir hören Lessing.

Bewegung giebt oft die Pirsch nach dem einzelnen Wort. Er sucht es, langt aus, zieht zurück, corrigirt sich, erachtet es nicht stark, nicht treffend genug, „findet kein besseres“, geht mit einem „was sage ich?“ weiter und erklärt endlich „man erlaube mir dieses Wort“. Auch in fremdem Revier wird das gesuchte entdeckt: „— — wie soll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen“. Prachtvoll ist der Anstieg in der „Duplik“: „Diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will —, kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spott' ich? — diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes“; nun erst rollt die Periode durch einen an den letzten Fund angeknüpften Vergleich ihrem Ende zu.

Unendlich oft, nicht bloß in den eigentlichen Ich-Schriften, spricht Lessing in erster Person. Man sieht ihn auf dem Posten: „Hier bin ich also“. Er sagt unmittelbar, daß er weit aushole oder nicht alles erschöpfe, als langsamer Deutscher frage oder wiederum es kurz machen wolle. Man sieht ihn abschweifen, einlenken, anhalten und folgt seinem Lieblingswort „schnurstracks“. Ein „Hier sind sie“ giebt uns Beweise und Belege gerad in die Hand, ein „Weiter“ treibt uns, bis die Definition „kurz und gut in Bausch und Bogen“ reif ist und „Mit Einem Worte“ festgestellt wird. Das aufnehmende „sag' ich“ erweitert sich zur stärksten Bekräftigung: „Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage

nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenes **sagen** läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu **haben**, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese **Bücher**". Dieses beständige „Sagen" haucht lebendigen Athem, es ist **Rede**, nicht Buchstab. Und streitbar bringt Lessings Ich allenthalben **hervor**. „Ich getraue mir zu behaupten" heißt es schon im ersten **Knabenaufsatz**, „Ich bleibe dabei" erklärt die frische Zuversicht, „Wie **leicht** wird es mir sein" der dreiste Muth. Gravitätisch legt er in der **Plautusarbeit** dar, was ihn so verwegen mache, der Einsicht vieler Kunst**richter** seine Wenigkeit entgegen zu setzen, doch eben diese isolirte Stel**lung** liebt der Kämpfer vor allem, der nicht ins gemeine Horn stoßen **mag**. „Ich bin dieser Niemand" steht an der Spitze des berühmten **Manifestes**. Er fordert heraus: „Ich verspreche" „Ich biete aller Welt **Trotz**" „Man nenne mir doch" „Man zeige" „Herr X. ist der Mann **nicht**" „Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man sie doch **nehmen** wofür man wolle". „Mit Ihrer Erlaubnis" führt er den Streich; die Frage „Was giebt mir Herr N.?" leitet über; ein kühnes Wort fällt als Tonne unter die kritischen Walfische; „Was gilt die Wette?" wird noch hinzugesetzt, er wettet Tausend gegen Eins oder gar eine Million Jahre seiner Seligkeit. Jawol muß dann die Behauptung „unwidersprechlich", „unstreitig" erscheinen, auch wenn sie das gerade Gegentheil des bisher Geglaubten erhärtet: „Er sagt, es sei ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sei ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen". Lessing spaltet, sein Gedankengang ist zweischenklig, „denn jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese kleiben." So sind manche Lessingsche Werke durchgeführte Antithesen von der ersten bis zur letzten Seite, und Gegensätze oder Unterschiede, zwischen Genie und Witz, Pastor und Bibliothekar, können unmöglich schneidiger gesichtet werden. Auch die seltenen Wortspiele dieses Polemikers beruhen fast immer auf der Antithese: überschreien und überschreiben, Auslegung und Ausleerung.

Lessing führt als Anwalt einen Proceß, gern für eine aufgegebene, nicht „allzu leichte" Sache, lieber für die causa victa als die causa victrix; wir sind die Schöffen, der Advocat des Gegenparts wird zum Worte gerufen, der Angeklagte verhört, ein verdächtiger Zeuge abgelehnt

zu Gunsten des unverdächtigen, ein Alibi dargethan, die Echtheit einer Urkunde geprüft, ein Beweisstück herbeigebracht, wie wenn Acten auf den Tisch des Hauses gelegt werden gerad im Augenblicke größter Spannung — „Und nun bitte ich um Revision des Processes". Ausdrücklich fordert er auf, einen Satz besonders zu beherzigen, „diese drei Umstände wol zu erwägen", und sorgt durch directe Anreden für das Hört, hört! Einmal soll sich der Gegner noch acht Tage auf das versprochene Confect spitzen, ein ander Mal trifft die Erklärung plötzlich ein: „Wie geschah das? . . . ohne weitere Umschweife: es geschah so, wie ich nun sagen will". Er ruft: Zur Sache! Mit der Sprache heraus! Genug! Geduld! Hurtig! Mit nichten! Nimmermehr! Possen! Larifari! Jämmerlich! auch wo er keinem bestimmten Gegner ins Auge schaut. Selbst im Lesen alter Scholiasten schreit er auf: „Daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger!" Zureden bemeistert aber die Hitze, wie der Kamenzer Pastor oder der alte Knabe Odoardo sein Ruhig! vor sich hin spricht. „Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen fortfahren" oder „Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren".

Überreich sind die Figuren des Abbrechens vom einfachsten haec hactenus bis zum Bilde des Vomitivs. Ein Genug wird potenzirt „Ja wirklich genug und allzu viel" oder in den barschen Befehl gefaßt „Gnug mit dem Herrn X. gesprochen". Da giebt es eine lange Stufenleiter: Lassen Sie es gut sein; ich habe wichtigeres zu thun; ich bin müde; ich bin es herzlich satt; mir graulet; mich ekelt . . . Mitten im Satz gegen Taube oder alte Weiber hält er inne, sogar ein ruhiges Laokooncapitel schließt mit einer Aposiopese, eine Theaterkritik läuft in den Scherz aus „Denn Aristoteles sagt — hier ward meine Kunstrichterin unterbrochen". Das Abbrechen bekundet die schroffste Verachtung: „Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser vorkauen zu wollen"; „Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist leicht abgewartet". Es dient zur verächtlichsten Ver-

sifflage des Gegners, wenn dessen endlose Geschwätzigkeit als eine ansteckende Krankheit auch Lessings Abwehr ungebührlich zu dehnen droht.

Die Rede, dem Zwiegespräch genähert, beflügelt sich, manchmal bis zur Manier, mit Fragen und Ausrufen. „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ wird in einen Schwarm von Fragen aufgelöst. Fragen führen sokratisch weiter, zerfasern ein wirres Gespinnst, legen Bresche in einen Wall, dienen zum Abschluß einer hypothetischen Schrift. Der Zweifel taucht auf: wie denn? denn was? denn wann? Ein letztes Wort wird mit einem Fragezeichen im neuen Satz lebhaft aufgenommen, oder zwei, ja drei wie Rädelsführer aus der Menge herausgegriffen. Das Schlußstück der Hamburgischen Dramaturgie beginnt als Commentar zu der übergeschriebenen Nummer mit der Frage: „Hundert und erstes bis viertes?“ Schon das beredte Ausrufungszeichen „Pope ein Metaphysiker!“ ist ein Trumpf gegen die akademischen Weisen. Das Verblüffende, Ironische, Erschreckende, Empörende, Zermalmende spiegelt sich in einer Reihe von Ausrufen. Interjectionen, ein schalkhaftes Ey, ein in Emiliens Munde störendes Huy, springen zahlreich hervor. „Heyda“ beginnt der achte Anti-Goeze, wie wenn die Tonart gleich mit einem Allegro bezeichnet werden sollte. Lessing stellt Betrachtungen über diese natürlichen, in den verschiedenen Sprachen übereinstimmenden Zeichen der Leidenschaft, die Urlaute der Menschheit, an und rechnet in Laokoonnotizen ihren Reichthum zur Vollkommenheit einer Sprache, mißbraucht von elenden Köpfen, doch nur von einer frostigen Anständigkeit verbannt. Bis in kleine Einzelheiten bringt seine Beobachtung theoretisch und praktisch. Auf einem lexikalischen Streifzug merkt er sich an: „Ah! diese Interjection verdient auf alle Weise aus dem Französischen ins Deutsche übergenommen zu werden, weil sie sich weder durch unser ach! noch o! geben läßt, und fast der natürliche Ton bei gewissen Ausrufungen des Verdrusses und Widerwillens ist, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft ist, daß sie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte“; er bedient sich denn dieses Ah in seinen Dramen, schon in der „Fatime“ und „Minna von Barnhelm“. Wie oft hat er durch ein „O des . . .“ den staunenden oder richtenden Blick auf eine Person geheftet, wie oft die Apostrophe angewandt, leichthin, oder pathetisch wenn Luthers Geist vor den Epigonen beschworen wird.

So greift er mit Vorliebe zu halbdramatischen Formen der Darstellung, die auf den Kampfplätzen des Humanismus und der Reformation und gedämpfter in den Festen, wie sie Frankreichs geselliger Esprit der mündlichen und schriftlichen Conversation gab, ausgebildet worden waren. Der Brief ist ein einseitiger Dialog, „weil man sich würklich mit einem Abwesenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, so oft auch darin steht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr. Figürlich ist es die allerkommodeste Art von Buchmacherei; obgleich darum eben nicht die schlechteste. Was sie durch Mangel an Ordnung verliert, gewinnt sie durch Leichtigkeit wieder: und selbst Ordnung ist leichter in die Linien hinein zu bringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktische Abhandlung, die an niemand gerichtet ist, als an alle, und von niemand ganz sich herzuschreiben scheint, als von der alten ruhigen Wahrheit selbst." Diese Programmsätze sind in ihrem Lehrgehalt nicht originell, sondern wiederholen weitverbreitete französisch-deutsche Meinung. Die Geschichte des deutschen Briefes ist, ohne näheres Eingehen auf die litterarische Kunstform, von Steinhausen jüngst gründlich und gefällig entwickelt worden. Als Lessing seine ersten Schreibübungen machte, „schrieben alle wolgesittete Leute französisch" — die Gelehrten lieber lateinisch —, ohne mit der fremden Sprache zugleich den beschwingten Stil der classischen Pariser Epistelkunst zu erfassen. Leicht zu plaudern, zierlicher und witziger Rede froh nicht sowol der Sache als der Form wegen die Causerie zu üben, scheint den Deutschen insgemein bis auf wenige Ausnahmen versagt. Wir haben einen Schatz herrlicher, vieltöniger, individueller Briefe deutscher Männer und Frauen, aber nur Eine Briefkünstlerin Caroline, während Frankreich einen ausgeglichenen, durchgebildeten Briefstil besaß und zum Theil auch während des allmäligen Bankbruchs seiner ältern Prosa noch besitzt. Der Deutsche Lessingscher Zeit rang noch immer mit jenem „galant" sein wollenden, umständlichen und unwürdigen Complimentirton, der in Unterschriften ein tiefes Ducken des geringen Selbst, nach weitschweifigen Präambeln eine ausgiebige Weihrauchspende verlangte. Im Stillen flatterten die pietistischen Seelencorrespondenzen durch das Land, deren Schauindich die Gefühlsanalyse bereicherte. Den „abgeschmackten Junkers und aberwitzigen Neukirchs", wie Lessing sagt, kurz allen Eselsbrücken und geschmacklosen

Briefstellern trat 1751 Gellert mit Lehre und Beispiel entgegen. Er machte den Brief in Deutschland zu einem Gradmesser der Bildung. Ideal war eine gesuchte Natürlichkeit, ein absichtlicher Stegreif, eine möglichst zwanglose Gliederung, als schreibe man „wie man spricht", vielmehr wie man sprechen sollte, und folge sich gehen lassend dem „eigenen Naturell". Alles woltemperirt, ohne Aufschwung und ohne Niedrigkeit, wortreich, artig, gedanken- und kraftlos, „plan" wie der saubere Sachse sich gern ausdrückte. So schrieb Gellert, mit großem Verdienst um den Schliff der Umgangssprache, an seine adeligen Gönner oder seine bürgerliche Sévigné, Demoiselle Lucius. Oft genug kam nur eine Wassersuppe auf den Tisch. Eine Briefwuth lief durch Deutschland, man bat um die Ehre eines Briefwechsels, man suchte ständige Correspondenten in Hauptstädten und Bildungscentren, auch zum Ersatz der dürftigen Zeitungen, und bald tänzelte von Frankreich auch eine, namentlich ausgewachsene Männer gar übel kleidende, anakreontische, gern zwischen Prosa und Vers spielende Mode herein. Lessing hat Gellerts matten Landkutschenwitz verhöhnt, die Tändelbriefe verachtet, die telegraphirten Freundschaftswerbungen der schönen Seelen von sich gewiesen. Es ist bezeichnend, daß gleich der erste von ihm erhaltene Brief mit „Ich" anfängt, jener elenden Demuthsregel ganz zuwider, die ein solches unmittelbares Hervortreten des Selbst als unhöflich verpönt. Auch in etwas steifen Briefen an die Eltern oder einen Gönner regt sich Lessings Selbstbewußtsein wie seine dem Gellertstil fremde lebhafte Dialektik. Er läßt sich wirklich gehen und folgt dem eigenen Naturell. Zu erzählen und beschreiben ist seine Sache nicht; ein Epigramm springt ihm oft von den Lippen, ein Erguß der Empfindung sehr selten. Er kann übermüthig sein, hitzig, zornig, neckisch, freundlich, aber eine herbe Schamhaftigkeit des Gefühls hält volle Beichten zurück, so daß er auch darin ein Gegenfüßler Goethes ist. Die meisten Briefe sind sachlich, mit ein paar nachlässigen persönlichen Zuthaten, und im ausgesprochenen Contrast zu den „Schwätzern" kurz angebunden. Oft genug bekennt Lessing seine unüberwindliche Abneigung gegen lange Episteln. Er antwortete säumig oder verstummte gegen die Liebsten ganz, so daß seine Freunde die Vernachlässigung beinah als einen Beweis der Intimität ansehen mußten. Für Kästner den Beobachter an der Spree zu machen, wie Mylius als Briefjournalist gethan, lehnte

Lessing ab; er wurde vor den Zeiten Evas ausgiebiger und regelmäßiger fast nur, wo es auf die Fortführung großer ästhetischer Fragen ankam und der Brief an die Stelle des Gesprächs oder der Abhandlung trat. Lessing gehört dergestalt nicht zur Gellertschen Schule, die durch Aufstellung von allerlei Musterbriefen in Widerspruch mit dem Natürlichkeitsideal gerathen war. Schon der günstige Vossische Recensent erklärt: „Den besten Briefsteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt." Er theilt aber mit Gellerts Lehren den Hang zur scheinbaren Unordnung und natürlichen Improvisation.

Das sechzehnte Jahrhundert hatte den „Sendbrief" als polemische oder volksmäßig belehrende Flugschrift ausgebildet, das siebzehnte in Pascals Provinciales gegen die Jesuiten ein Meisterwerk moderner Polemik gezeitigt, das achtzehnte, auch an Briefromanen so fruchtbar, den offenen Brief Englands und Frankreichs, sei es in der Form von Sammlungen, sei es einzeln, auf alle Gebiete des Staats- und Geisteslebens angewandt. Der briefliche Essay begünstigte einen leichteren Gang, auf dem nicht alles aufgepackt und erledigt werden mußte, und als einseitiges Gespräch eine lebhafte Rede ohne Gravität und unliebsame Belehrung des Katheders. Man wendete sich an eine wirklich vorhandene Adresse oder fingirte einen Empfänger oder schrieb ins Weite: au public. Lessings Gelegenheitsschriften in solcher Form gehen als Berliner „Briefe" trotz Voltaires Vorbildern noch ziemlich steif einher, im „Vademecum" nehmen sie einen zu burschikosen Trab, in den „Litteraturbriefen" und den „Antiquarischen" ist der Stil sehr ungleich, denn die Form wird namentlich in letzteren nicht festgehalten, sondern durch lange, uninteressante Auseinandersetzungen gesprengt, bis sie die Vollendung der „Anti-Goeze" ersteigt und ruhiger die „Briefe an verschiedene Gottesgelehrte" beherrscht.

Man hat von Lessings Monologen gesprochen, aber das eigentliche Selbstgespräch setzt keinen Zuhörer, mit dessen Verständnis zu rechnen ist, und keine andere Resonanz als die des leeren, verschwiegenen Raumes voraus. Monologe sagt oft genug der einsame Leopardi vor sich hin, wahrhafte Monologe ruft Novalis in die Todesstille der Mutter Nacht, während Lessing, außer im Drama, nur einmal einen echten

Monolog geschrieben hat: als er im stillen Zimmer seine jugendlichen **religiösen** Gemüthskämpfe dem Papier anvertraute. Er bedarf des **Partners**, sei es auch nur ein schattenhafter Gast, wie der Vater selig **warnend** vor dem verstörten Sohn erscheint und von ihm angerufen **altvertraute** Reden wiederholt. Lessings Weise ist gleich der Lutherschen **eine dialogische**, die das Denken gesellig macht und eine ideelle **Unterhaltung** herbeiruft. So erzählt uns Goethe, daß er gern im Geist einen **Bekannten** zu sich lud, niedersitzen hieß und dann auf und ab gehend **zu ihm** sprach. Lessing unterhält sich mit leibhaften oder nur gedachten Partnern oder wendet sich in den mannigfaltigsten, unerschöpflichsten Wendungen an den Leser, so daß wol ein förmliches „Ich“ und „Du“, „Ich“ und „Er“ Rede und Gegenrede bezeichnet, bis er dem Andern sagt: „Tritt ab.“ „Der bloße Einwurf „man könnte sagen“, die kürzeste einsilbige Frage „Wie?“ ist an eine sichtbare oder unsichtbare Gegenwart gerichtet. Lieber als den einverstandenen Freund holt der „kritische Schriftsteller“ sich einen Andersgläubigen heran und sucht, mit wem er streite. Er porträtirt, carikirt den Gegner durch Vergleiche — „das wahre Bild . . .“ — damit man ihn nicht bloß höre, sondern auch sehe, seine Gebärden beobachte, wie er selbst die Mimik des Zuschauers bemerkt und das eigene Mienenspiel. Seine Schriften wimmeln von unmittelbaren Anreden: mein Herr Pastor, senex abcdarie, ehrwürdiger Mann, Nachbar, gutes Mütterchen; der achte Anti-Goeze variirt die Zurufe an das Altonaer Roß: mein gutes Pferd, lieber Gaul, edler Houyhnhnm, komm an Scheckchen! Von den höflichen Prädicaten hat Lessing selbst einmal erklärt: „ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet.“ Ohne einem den Klotzianern so scharf angerechneten Klatsch zu verfallen, macht er sich persönliche Motive gern zu nutze. Lange ist Landpastor, er hat einen Schulmeister, der hat Schulknaben die Chorus machen müssen, sein Vater war Theolog und Grammatiker, ein stummes Spiel wird possenmäßig durchgeführt. So in der „Duplik“ die Schlaftrunkenheit des Nachbars; pathetisch aber im zehnten Anti-Goeze die Abstimmung der versammelten Väter wie auf einer Bühne mit Einzelfiguren und Massen. Lessing giebt ein „Nachspiel“ zum besten oder besteigt vor der Gemeinde die Kanzel um Yorickisch zu predigen. Er treibt den Feind durch Fictionen und mimische Satire zur Selbstvernichtung, indem er Gottsched

zu Worte ruft oder Dusch nicht als Dichter im Tempel der Natur, sondern als Savoyarden mit dem Schöneraritätenkasten vorführt, Voltaires aalglatte Phrasen in sein gerades Deutsch übersetzt oder drei Fraubasen ein parodistisches Theatergeschwätz herplappern läßt. Manchmal bricht er plötzlich los und fährt sein „windschief“ fragendes Opfer an: „Was schnacken Sie?“ Wie fein er die Technik des Gesprächs studirt hat, zeigt auch seine Niederschrift über „Unterbrechung im Dialog“, wo er mit Home gegen Voltaire das Recht der Ungeduld anerkennt, aber die leichte Ausfüllung der points poursuivants für Leser und Hörer fordert. Seine eigentlichen Dialoge, den schnurrigen „Kanzeldialog“ nicht zu vergessen, nehmen durch ihre anspannende Sparsamkeit, ihren trockenen Witz, ihren gesammelten Scharfsinn eine Sonderstellung in der alten Gattung ein und bilden den äußersten Gegensatz zur Fülle eines platonischen Symposion, denn Lessing machte sich „aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel“. Seine Freimaurer reden so, wie er selbst mit Moses, Jerusalem, Jacobi redete; mögen Raphael und Julius philosophische Briefe schreiben wie Schiller und Körner, der „Sammler und die Seinigen“ sich aussprechen wie die Weimarischen Kunstliebhaber — „das laute Denken mit einem Freunde“ hat eben seinen individuellen Stil.

Lessings Stil ist sehr bewußt. Es wird licht um uns, so oft wir zu ihm gehen. Er kennt den verschleiernden Dämmerschein, das romantische Halbdunkel nicht, dem Dichter zum Schaden, der verstandesklaren Prosa zum Gewinn. Weiter Raum im Reiche der deutschen Sprache ist seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zur Entdeckung und Pflege geblieben, der ihm fremd war. Er „distinguirt“ immer, und Novalis fand seinen Blick zu durchdringend. Hinter ihm Nacht und vor ihm Tag, weiß er genau, was er will, was er kann. „Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kömmt, wenig gesagt, nie damit zu Ende“. Er glaubt an Recht und Kraft des Genies: „daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein welche es will, eine Form ertheilen kann welche es will“. Die eigenen Grenzen waren ihm unverhohlen: daß es mit dem Vers hapere und die Versification, ganz abgesehen von sehr bösen Tragödienalexandrinern, hie und da den Meister über ihn spiele, hat er offen eingestanden. Seine scharf im Zaum gefaßte, manchmal zu künstliche Sprache geht ihm nicht durch.

Ohne allen Parenthyrsus schaltet er mit den rhetorischen Figuren, hebt die Sätze bis zur obersten Staffel einer Klimax empor, unterstreicht die Hauptsachen und weiß die logischen Accente der Rhetorik dem rhythmischen Fall seiner Perioden vortrefflich anzupassen. Alles ist erwogen, auch in der größten Lebendigkeit. „Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache“ steht in seinen zahlreichen Sprachbekenntnissen zu lesen, denn er beobachtete sich selbst und gab sich und andern Rechenschaft, warum er in dieser oder jener Sache gerade so, nicht anders geredet habe. Seine Absicht soll zum vollen Bewußtsein kommen: „Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satiren sein sollen“. Aber gern und oft charakterisirt er ausdrücklich die Tonart, bittet um Erlaubnis ein wenig possierlich zu sein, nennt die Weise der „Litteraturbriefe“ streng, einen Ausfall gegen Klotz höhnisch, bemerkt ironisch, daß er die fremde Melodie schlecht treffe, will mit sehr kaltem Blut, ruhigstem Vorbedacht, langsamster Überlegung spöttisch, bitter und hart erscheinen und hängt zum Schrecken der Widersacher auf dem Kunstrichterschild seine Tonleiter aus. Man hatte diesen Stil „oft mehr als bloß satirisch“ genannt — Lessing erwidert: „Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satirisch sein. Und was soll er mehr sein, als satirisch? Treffend“. Und der Hauptpastor empfängt auf eine anzügliche Beschwerde über diesen Stil die Antwort: „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.“ Trotzdem kündigt Lessing seine leidenschaftlichen Wallungen bewußt an und sagt, wie der Grieche sein *Θέλω θέλω μανῆναι*, „Ich muß, ich muß entbrennen“ oder fühlt sich, wenn ihn wirklich einmal, wie im Verlaufe der „Duplik“, ein Fieber übermannt hat, wenigstens nachher den Puls. Er weiß, daß er hitzig ist, und arbeitet mit dieser Hitze; er weiß, daß er witzig ist, und braucht diesen Witz bis in heilige Sphären hinein, denn „wozu hilft das Salz,

wenn man nicht damit salzen soll?" Auch der Kunst zu dämpfen war diese bewußte Sprachmeisterschaft sehr mächtig, wie die antiquarische und die theologische Fehde mit ihren Regenbogen nach den Gewittern zeigten.

Am ausführlichsten hat sich Lessing über die hervorstechendste Eigenschaft seines Stils geäußert, die wachsende Neigung zum Gleichnis. „Von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil.", fährt er im zweiten Anti-Goeze fort, „Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wol, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wol meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wol gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann!" Die Metapher also ist in der Prosa ein der natürlichen Rede vertrautes, die Gedanken beförderndes, Unbekanntes ans Deutliche schließendes Vehikel, nicht ein Schmuck wie in der Poesie. Seiner Neigung, von diesem Fahrzeug zu häufigen und bisweilen zu feinen Gebrauch zu machen, ist sich Lessing wol bewußt, aber die Vortheile dieser Erbsünde überwiegen zu sehr ihre Fehler, als daß er nicht rüstig der Naturgabe frönen sollte. Noch einmal bestimmt er in den Anti-Goeze (8) Art und Absicht seiner Bilder: „Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner

Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden". Das Bild des Prosaisten, der auf klare, anschauliche Überzeugung ausgeht und die Phantasie als Medium zu Hilfe ruft, sammelt die Lichtstrahlen in einem Focus. Es concentrirt und steigert den Glanz der Wahrheit und macht das scharfe Schwert der Polemik blank. Allerdings geben die Bilder der lehrenden und streitbaren Prosa ein poetisches Element, das bei Lessing, wo er persönliche Zustände malt wie im Bild von der einsamen Mühle, sich der Lyrik nähert und einen Hauch jener dichterischen Fülle athmet, welche den ergreifendsten Pamphleten unseres Jahrhunderts, Claude Tilliers, ihre unwiderstehliche Wirkung verleiht. Lessing, der Feind der Blümchen, des „gefirnißten" Stils, will die Prosa nicht so streng umzirken wie die ältern Franzosen und Sachsen oder Klopstock, immer aber ist sein Bild Brennpunkt des innern Interesses, nicht Zierrath. Die Sinnlichkeit der Rede eines Luther, Hans Sachs, Fischart war im siebzehnten Jahrhundert, wenige kräftige Federn ausgenommen, hinter einem aufgebauschten, gedankenlosen, wie Haller sagt „auf Metaphoren als auf Blasen schwimmenden" Bombast verschwunden, der im Grunde sehr arm und erfindungslos erscheint, wenn man seine Vorräthe auf Rubriken bringt. Die Dichtersprache litt an einem langwierigen Ausschlag. Wer nach Günthers aus eigenster Erfahrung geschöpftem Spott ein Gleichnißwort vom Missisippi her holte, freute sich seiner ungenießbaren Großthat vor dem verdutzten Leser. Dann brach auf der einen Seite ein radicaler Bildersturm los, auf der andern wollte man von den Hitzblattern des Marinismus beim Studium Homers genesen. Gleichnisse statt Lohensteinschen Ambras und Zinnobers, Hoffmannswaldauschen Alabasters und Zuckers fanden in der Schweiz, wo einst Zwingli das „Tropen und Troppeln" mit den Waffen antiker Rhetorik bestritten hatte, den höchsten Preis. Und es war natürlich, daß die religiöse Poesie Klopstocks, nach all den Orgien falscher Sinnlichkeit und gegen die steifen Klunker des Gottschedianismus, im Unkörperlichen, Unsinnlichen ihre Triumphe suchte: die Illustration war oft dunkler als das zu

Illustrirende, die scheinbare Erklärung nur eine weithergeholte Umschreibung; wie Lessing einmal sagt: „Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Büchern". Aber der Marinismus als herrschende Mode starb dahin, jener Schwulst, den Lessing im „Leben des Sophokles" treffend bezeichnet: „Was macht einen Dichter anders schwülstig als die allzuhäufige, allzugesuchte Anwendung der kühnsten Tropen?" Jene waren gedankenarm; er bewährte im Gleichnis den scharfen Blick für Ähnlichkeiten und ein tiefes Verstehen, das alle Verhältnisse anschaulich hervorheben kann: τὸ ὅμοιον θεωρεῖν, wie es der Stagirite als Kennzeichen des Genies gerühmt hatte. πολὺ δὲ μέγιστον τὸ μεταφορικὸν εἶναι! Ein Gleichnis Lessings muß seine Gleichnisse bestimmen: der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffes das Weib, die Worte sind die Kinder dieser Ehe.

Unser bildlichster Dichter und Schriftsteller ist Goethe. Von der Kindheit seiner Muttersprache an bis ins höchste Greisenalter, wo so manches Mal die schon lang verdorrte Sinnlichkeit eines Wortes von seiner Symbolik bethaut wieder aufquoll, war es ihm Bedürfnis, sich figürlich und gleichnisweise auszudrücken. „In Gleichnissen laufe ich mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette" sagt er der Freundin. Er hat das ganze Gebiet des Niedern und Hohen, Drastischen und Weihevollen unumschränkt durchmessen, ein „Gleichnismacher", dem Volksrede und Weltlitteratur und alle Naturreiche willig ihre Schätze zollten. Auch Lessing könnte mit ihm sagen:

> Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
> Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

aber bei geringerer Naivetät seiner Gleichnisfülle hat er Bild und Gleichnis erst unterwegs in Pflege genommen. Er freut sich des Sprichworts, in dem die Volksweisheit sich oft so anschaulich zur comprimirten Fabel verdichtet, und bedient sich so mancher populären Klugrede unbekümmert um die Geschmäckler, die derlei Wendungen gleich den biblischen trivial und unfein fanden. Gottscheds kleine Sammlung sächsischer Sprichwörter enthält eine ganze Reihe Lessing geläufiger Nummern, auch Contis „Die Kunst geht nach Brot." „Nach dem Sprichworte zu reden" sagt er allzeit gern. In den Anfängen bietet seine Sprache, nicht selten in Frageform und zur Schlußpointe, zwar

viele knappe figürliche Wendungen und Anspielungen, darunter höchst anzügliche; aber er steckt doch noch in altmodischer Allegoristerei, wenn er 1751 mythologisirt: „Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen", oder in den „Rettungen des Horaz" recht schulfüchsisch einem Vergleich aus der Schifffahrt durch Bemühung des Aeneas und Aeolus Bleigewichte anhängt. Sein erstes glücklich ausgeführtes, vielleicht durch Leibniz (Hempel 18, 337) angeregtes Gleichnis findet er, ohne je auf die Messias-Gleichnisse einzugehen, für Klopstock und die Nachahmer; was nicht hindert, daß im „Pope" Begegnung und Kleidertausch des Philosophen und des Dichters auf halber Parnaßhöhe geistreich gedacht, doch mühsam gesagt ist, oder in der Vorrede zum Thomson ein überaus anschaulicher Vergleich, des Merchant of London mit einem Buckligen, und ein malerischer Bilderschwall dieselbe Seite einnehmen. Kein Zweifel: klärend und bereichernd wirkte die theoretische, besonders die selbstthätige Beschäftigung mit der Fabel. Der letzte Schwulst ward hinausgefegt, das Auge geschärft, die Wendung gerundet. In den sparsamen „Litteraturbriefen" fällt einmal die kluge Berechnung auf, womit das biblische Bild vom Kahlkopf und den Bären und ein etwas steif wiedergegebener Vergleich aus Butler dem biblischen Brief eines englischen Schriftstellers angepaßt sind; andererseits erscheint als Frucht der neuen Gedrängtheit der Protest gegen die „schülerhafte" Ausdehnung. „Noch nicht aus?" heißt es zu einem Gleichnis des Nordischen Aufsehers — „Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichnis. Der Aufseher fährt fort: Ebenso ist es mit denjenigen beschaffen 2c. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land. Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Scribenten wol ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichnis, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?" Basedows Widerspruch gab Anlaß, die „ekelhafte" Ausdehnung dieses „ausgereckten" Gleichnisses nochmals durchzuhecheln. Stets auf der Hut, daß er nicht über dem Ausspinnen die Verbindungsfäden zerreiße, will er doch den Homer nicht tadeln, wenn bei ihm das Gleichnis lebhafte Züge annimmt, die nicht ganz zum Verglichenen stimmen; nur völlige Unwahrheit dürften derlei beiläufige Züge nicht werden. So schaltet Lessing selbst,

der sich wie Homer „oft ein wenig in seine Gleichnisse verliebt“. Doch ist er im „Laokoon“, wo er die Künste als Grenznachbarn behandelt und einen Gleichnisfund bei Plutarch macht, noch enthaltsam, in der „Dramaturgie“ ausgesprochener Feind luxurirender Gleichnisse der Bühnensprache, wie denn auch die „Emilia Galotti“ ihre concise Rede nur mit unausgemalten figürlichen Zuthaten, von der gebrochenen Rose, dem Tropfen im Eimer, der brüllenden Löwin, würzt. Der Hamburgische Kritiker faßt im knappen Bilde sein Urtheil zusammen: ein Riese exercirt mit dem Cadettengewehr, ein Gemengsel von Zärtlichkeit und Cermoniell schmeckt wie Honig und Citronensaft, und dergleichen mehr. Schon aber greift die Lust am durchgeführten Gleichnis hier wie in den Antiquarischen Briefen um sich. „Ich erkläre mich an einem Gleichnisse“ „Ich will bei diesem Gleichnisse bleiben“ „Ich bleibe also in der Vergleichung“. Man sieht ihn aus der „abgezogenen“ Rede in die sinnliche hineinwachsen und aus der figürlichen zur abstracten zurückkehren. Diese Erscheinung verkennt, wer dem Nathanvers „Ein großer Mann braucht überall viel Boden“ . . . mit Schlimmbesserungen wie „Baum“ oder „Stamm“ zu Leibe geht, denn das Wort „Boden“ wird ein Erdreich für das im ersten Anfang noch nicht vorgesehene Bild von den einander in allzugroßer Nähe zerschlagenden Ästen. Ein Gleichnis ruft mittelst der Analogie das andere herbei: „Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anstecken, um eine Mücke zu verbrennen“ — so wird der Widerspruch zwischen kleinem Zweck und ungereimtem Kraftaufwand dreimal versinnlicht. Der Ausdruck „einer Übersetzung aus alten Sprachen den Puls fühlen“ gesellt sich gleich den zweiten medicinischen, und zwar mit drastischer Steigerung, zu: „einer aus den neuern Sprachen das Wasser besehen“. Eine ganze Kette schließt sich Glied in Glied, um Shakespeare und den deutschen Nachtreter zu contrastiren: die englische Tragödie ist eine Freske, die französelnde eine Miniatur, eine Scene des Briten der Ärmel eines Riesenkleides, den man nicht zum Ärmel eines Zwergenrockes nutzen kann, die Entlehnung gleicht der Flocke im Faden, die künstlerische Verwendung eines Motivs der vom Rohwerth unabhängigen Goldarbeit, endlich wird das große Originalstück zum

Spiegel für die Flecken der Pfuscherei, und antithetische Worte über Scharfsichtigkeit des Dichters und des Kritikers machen den letzten Ring dieser unwillkürlich weit erstreckten Kette. So strömen Lessingen eben da, wo er sich die lebendige Quelle der Poesie abspricht, analoge Bilder der Bedürftigkeit unerschöpflich zu, von dem Druckwerk, dem fremden Feuer, den Kunstgläsern, der Krücke. Der Titel „Nachtigall" giebt den Vogel, den Phönix, die Stimme, das Bauer an die Hand, der Name „Reichspostreuter" einen ganzen Bilderschwank mit Gaul und Schwager. „Bei diesem Gleichnisse zu bleiben", nimmt er das verwaiste Werk nicht bloß kurzweg für ein ausgesetztes Kind, sondern schafft es ins Findelhaus und zur Taufe und schreibt ihm die liebkosenden Gebärden eines Säuglings zu; dadurch inspirirt, daß sein Gegner auf die väterliche Pflege von Mißgeburten gestichelt hatte. Er spricht von Klotzens Weihrauch, als ihm Wernickes sinnliche Wendung, einem das Rauchfaß um den Kopf schmeißen, einfällt und die Phantasie sofort weiter zum Ungeschick des Schwenkenden, den Beulen des Getroffenen führt. Oder im gleichen Zusammenhang: der Schmeichler kitzelt, der Gekitzelte krümmt sich, denn seine Haut ist kein Elefantenleder, man wird ihn todt kitzeln. Der abstracte Eindruck, sein Opfer sei ein Egoist, giebt sich in bildlichen Fragen und Invectiven kund: „Sie preisen die Felsenkluft wol nur des Widerhalls wegen? Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle", und dem glücklichen Bilde muß noch ein gleichfalls antithetischer Untersatz dienen: „Was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter". Noch viel reicher wird im „Absagungsschreiben" der Tonwechsel des erst leiblich mäßigen, nun blind wüthenden Gegners ausgebeutet: dort murmelt er sauersüß, hier verleumdet er aus vollem Halse; dort geht die Katze um den Brei, hier läuft der Eber in den Spieß; dort nennt er weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken schlägt, hier wird Lessing bei jedem Krampf der orthodoxen Finger geknippen; dort regt er das Wasser kaum, hier macht er Plumps.

Neben derlei Aufgebot analoger bildlicher Wendungen erscheinen die phantasievollen, großartig einheitlichen Frescogemälde, wie jene von der Mühle gegen die Klotzianer, oder vom Sturm gegen die Orthodoxen, das hier als Meisterstück fortreißender tropischer Beredsamkeit stehen soll (3. Anti-Goeze): „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern

aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaun vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?"

Prosaischer wird bisweilen ein Gleichnis auf Ort und Umgebung des Adressaten berechnet: also vernimmt der Hauptpastor der Handelsstadt ein kaufmännisches von Brutto und Netto, Tara und Emballage, oder „ein Exempel, das ihm ganz nahe ist" durch eine Parallele der Bibel und der Klefekerschen Gesetzsammlung. Geht Gleichnissen dieser Art die plastische Kraft ab, welche den Rottenführer und seinen feilen Trupp als den Alten vom Berge mit seinen Banditen in Scene setzt, und die derbe Sinnlichkeit, die vom stinkenden Fette der Wassersuppen oder den eklen einander auffressenden Spinnen redet, um die Phrasen dort und die Widersprüche da zu illustriren, so hat Lessing auf der einen Seite die knappste Bildlichkeit in Prägungen wie „abbangen" „hinausverfolgen" „angestorben" „zerstreiten", auf der andern eine Neigung zum Subtilen. Seine Gleichnisse aus dem Kinderleben entbehren der Naivetät oder erscheinen zu sinnig, als daß der mit bunten Kieseln spielende Kleine sich auf den Klotzischen Kampfplatz schicken möchte. Die Ausmünzung des Fabelsprichwortes von der blinden Henne verliert sich ins mineralogische Detail von Kröten- und Luchssteinchen, die nicht jedermann kennt; das schöne Wort vom elektrischen Funken der Glaubensseligkeit klingt mit der Anrufung Franklins und Nollets ins gelehrte Revier hinüber; was die Optik über Strahlenbrechung ermittelt hat, wird auf Stand und Streich im Duell angewandt, oder die Schnauzen und Kragsteine, Simse und Architrave der Baukunst müssen, ebenda vor dem letzten „Fragment", die Stelle des Bruchstücks im geistigen Gebäude bestimmen helfen. Ja, das viel ältere Gleichnis

von den zwei Wilden, die in den Spiegel gucken, hat ganze Abhandlungen über seinen Tiefsinn herausgefordert, obwol Lessing im Plauderton anhebt: „Wollen Sie mir ein Gleichnis erlauben?" Jenes Bild der „Duplik" vom Hause, dessen Grundfestigkeit nicht durch Aufwühlen der Fundamente dargelegt zu werden braucht, wird durch das angefügte Gleichnis vom ephesischen Dianatempel, seinem Kohlengrund, der Art dieser Kohlen, den Zeugnissen des Plinius, Pausanias, Vitruv allerdings „nicht verdorben", was die geistreiche Meinung anlangt, aber in die dünne Luft der höchsten Bildung emporgehoben, wo dem ungewohnten Leser der Athem zu stocken droht. Selbst in Briefen fehlen neben den realistischen Sätzen über den einfallenden Bau der Kirche, das schmutzige Wasser der Theologie künstlicher geschliffene Facetten nicht. Nur ein paar Striche, und sein Blatt an Ebert vom 12. Januar 1773 über das gegebene Thema „Moos und Schwämme" dürfte neben der nachdenklichen Geschichte, wie Minervas Vogel sich von Mäusen nährte, unter Lessings Prosafabeln stehn; auch die Moral springt am Schluß epigrammatisch hervor: „Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln".

Wenig mehr wäre nöthig, um den Kräuterkenner und den Schäfer aus der antigoezischen „Bitte" im Bereich dieses neuen witzigen Aesop anzusiedeln oder den bildlichen Excurs der „Parabel" über Fuhrmann und Befrachter mit einer jener knappen Nutzanwendungen, in welche Lessings Apologen so gern auslaufen, selbständig zu machen. Und wie reich Phantasie und Empfindung die parabolische Fiction der frommen, auf inhaltlose Überreste eines Katechismus beschränkten Inselbewohner ausmalen könnten, lehrt ein Blick von solchen sparsamen Umrissen des Verstandes hinüber auf die tiefe Symbolik urchristlicher Einfalt, die uns in Tolstois Legende „Die drei Greise" umfängt.

Der Streit mit Goeze hat Lessing einmal veranlaßt, sich in der „Nöthigen Antwort" streng „aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen" zu enthalten, nachdem dieser Streit eine seit Luthers bilderfrohem Kriegsspiel mit dem Bock Emser nie dagewesene Fülle gezeitigt hatte, die ihre kräftigste Nahrung eben aus den Wechselfällen des Kampfes zieht. Bestellt war der Boden von den jugendlichen Waffengängen an, in Hamburg werden größere Garben gebunden, in Wolfenbüttel fahren hohe Erntewagen in die Scheuer. Gerade diese Gleich-

nisse verbannen durch die bewegteste Anschauung handelnder Personen jede lahme Schilderungssucht. Der Dramaturg vergleicht einen Feind seines Diderot mit dem Turnierstecher, der in der Hitze des Ansprengens die Lanze gerad am Ring vorbei stößt, der Antiquar freut sich, Klotzens „lateinische Schanzen" fallen zu sehn. Wie ihm die Ilias das verächtlich umgewandte Bild des ins Gewehr tretenden abgelebten Nestor bietet, so ruft er die antiken Helden auf in seinem Heereszug gegen den Scheinkönig der neumodischen Alterthumswissenschaft. „Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen". Ihm ist Schutz- und Trutzfehde gleich geläufig. Er spielt den Krieg aus den Vertheidigungsmauern in Klotzens eigenes Land und rückt der „ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen" entgegen. Der Fragmentenstreit für und wider die Religion erscheint ihm im großen Bild eines Festungskrieges. Da ragen Bastionen empor, hier wird ein Außenfort angerannt, dort zum Sturm auf sämmtliche Werke gerüstet, man belagert, cernirt, entsetzt, man führt alles Geschütz auf einen Punkt, man zieht ohne Gegenwehr auf ein anderes Werk oder wirft sich ins verlassene zurück — Ausbeutung ist nicht von Nöthen: der Leser werde schon in der neuesten Litteratur leicht „die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie" finden. Die einzelnen Motive des Eröffnungsmarsches bringen im Verlaufe des Feldzugs wieder ans Ohr. Auch die „Duplik" erzählt von dem „Hauptsturme" des Ungenannten und seinen Sturmleitern, deren viele nicht neu, einige durch zerschmetternde Feldstücke der Belagerten schadhaft geworden sind: „Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wol eine morsche Leiter." Um wie viel gelassener und epischer als all diese Kampfsignale erscheint Goethes dem ungestümen Grimm noch gebietende große Schilderung der „alten Burg" oder „Bastille" Newton's und ihrer Geschichte; wol das ausgeführteste Bild im Schatze des Gleichnismachers. Lutherischer läßt der Secundant des Ungenannten seinen lahmen Nachbar links abmarschiren und selbst-

vergnügt Victoria schießen, höhnisch Goezes heilige Faust das christliche Banner über sich schwenken. Er selbst lockt mit leichten Truppen vor der langsameren Hauptarmee den Orthodoxen aus der Verschanzung, sagt das erste Treffen an, giebt eine „ritterliche Absage", reizt den berittenen Bundesgenossen durch ein spielendes Komm an, und, vertraut mit der Sprache der Vauban wie mit den Schlagworten des deutschen Fechtbodens: der glitschenden Mensurbrechung des Simulanten und dem Hinzaubern des Klopffechters, bereit dem andern in die Parade zu fahren, steht er da und freut sich, daß der Gegner endlich vor die Klinge kommt. In dieser Haltung hat ihn die Nation am liebsten gesehen.

Hier war in seltenster farbenreicher Fülle dargeboten, was Friedrich der Große damals bei seinen Deutschen nicht finden wollte: abondance de termes métaphoriques, si nécessaires pour fournir des tours nouveaux, et pour donner des graces aux langues polies, wenn auch Grazie und Schliff nicht das vornehmste Ziel der letzten klirrenden oder mit gesammelter Prägnanz ihre humane Weisheit aussprechenden Prosa und der hellen, warmen Nathanverse Lessings sein konnten. Hier war ein ganzer deutscher Mann, sein Stil der vollendetste Ausdruck der deutschen Aufklärung, so daß ihm auch in den Jahren, wo neue Weisen durch unsere Litteratur und Gesellschaft tönten, von einem Stimmführer des jungen, vorwärts drängenden Geschlechts der stolze Ehrenname eines Prometheus der deutschen Prosa zuerkannt wurde. Früher hatte Herder, der mit seiner eigenthümlichen Mundart zwischen der Lessing-Klopstockschen Generation und der Geniezeit zu Worte kam, Lessings Deutsch als das ursprünglichste nach Luther, seinen Eigensinn als Eigensinn der Sprache selbst gerühmt. Eine ruhige geschichtliche Betrachtung mag, wie oben geschah, wirksamer Jugendlehrstunden bei den Franzosen gedenken, deren Enkel heute auf Lessings Prosa gern das Prädicat der netteté anwenden — so ist doch das Erlernte wahrhaft eingedeutscht worden, und die Hauptmacht liegt in dem, was auf geistigem Gebiete durch Vererbung und Anpassung nicht erschöpft werden kann, im Reifen und Blühen des Individuellen. Auch die Sprache erringt, wie Goethes großartiges Selbstbewußtsein von der ganzen menschlichen Existenz sagt, als höchstes Glück der Erdensöhne die Persönlichkeit. Die Gaben seiner Persönlichkeit voll und rein heraus-

zuarbeiten, sich so kund zu geben, schriftstellerisch den „eigenen Charakter zu cultiviren“ war Lessing vergönnt in aufsteigender Bahn, ohne Sinken. Seinen ganzen Scharfsinn, der die schwierigsten Fragen in rund hundert Paragraphen auseinanderlegt und jedes Wort wägt, und zugleich seinen ganzen lieben Enthusiasmus der Darstellung, der im letzten Viertel die gar nicht thränenselige Reimarerin wie mit elektrischen Schlägen überwältigte, bot die „Erziehung“ 1780. Von dem Druck vorzeitigen Siechthums erfuhr die Nation nichts, ein gelähmtes Dasein aber hat ihm der Tod in dem Lebensalter gespart, da andere Schriftsteller ihre erworbene Macht gemächlicher zu verwalten sich anschicken.

VI. Capitel. Lebensausgang.

Dies in lite. Wahlspruch Lessings 1780.

„Ich wüßte nichts, was mich so traurig machte, als die Ruinen eines großen Mannes zu sehn“.
Elise Reimarus, 6. October 1780.

Als Goethe von der Höhe seines Daseins auf die Geniezeit zurückschaute, bezeichnete er dies ungestüme, leidenschaftliche Wollen mit dem weisen Spruch: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie rasch hatte der Sturm mehr als einem der jungen Gesellen das Schifflein zerbrochen, wie mancher hatte stubentischen Überschwang für epochemachende Genialität genommen, war zurückgeblieben, seitab geirrt oder auch besonnen in sich gegangen, weil es im Geistesleben nicht mit ein paar neuen Schlagworten und jugendlichen Explosionen, sondern mit nachhaltiger Arbeit und ernster Schätzung des überlieferten Erbes gethan wird. Goethe verschwand in Weimar für das große Publicum, daß von dem Widerstreite des Dichters und Staatsmannes kaum etwas erfuhr und beim Empfang vereinzelter kleiner Poesien nicht wissen konnte, was dort am Ilmufer langsam der Zukunft entgegenreifte. So behielt Lessing sein Wolfenbütteler Jahrzehnt hindurch trotz alledem das unbestrittene Ansehen des ersten deutschen Schriftstellers, auch auf dramatischem Gebiet, und der Ruhm des Kritikers wuchs während der Anti-Goeze nur noch gewaltiger empor. Von Hamburg bis Wien, von Berlin bis Heidelberg genoß er seltener Ehren. Er fühlte, was er fort und fort schuf und bedeutete, und hatte das Glück seine Kräfte von Grund aus zu manifestiren, auch nachdem Evas Tod seinem Leben einen traurigen und jähen Abstieg gab. In

ihrem Sterbezimmer, hinten auf das stille Gärtchen hinaus, dessen Grün den müden Augen wolthat, schlug er fortan seine Werkstatt auf, umspielt von einem Kätzlein und manchmal durch eine frische Kinderstimme von der Arbeit abgerufen, oder einsam grübelnd über dies ewige Einerlei. Beschäftigung, die nie ermattet, war auch seine Resignation. Die wilden Klagen, mit denen er einst um den Besitz der theuren Frau gerungen, verstummten; selten nur brach in den Krisen des Fragmentenkampfes ein verzweifeltes Ungestüm los, aber es greift uns ans Herz, wie er sanft hinüberwinkt in ein verlorenes Eiland des Glückes und des Wandsbecker Boten liebes Hausgesindel grüßt, „in welchem ich mir Sie so innig verwebt denke". Er ließ sich 1778, als die gefährliche Spannung jener auf seine Streitschriften gelegten Acht ihm den Abschied aufzudrängen schien, doch willig vorhalten, daß Wolfenbüttel immerhin dank herzoglicher Gunst und den Bücherschätzen nebenan ein unverächtlicher Posten sei, wie bitter es auch für den geselligsten Menschen war, jeden Genuß des Lebens so „ausmäkeln" zu müssen und freie Heiterkeit des Gemüths nur als seltenen Gast zu bewillkommnen.

Unverdrossen und leidenschaftlich, als müsse in einer kleinen Spanne Zeit die ganze Aufgabe erschöpft werden, saß er über der Arbeit, doch blieb „Nathan" sein letztes Werk, denn die „Erziehung" war schon früher druckreif gewesen, die Fabelstudien und andere Kalmäusereien des Bibliothekars traten in den Hintergrund. Der Dienst ward ihm immer lästiger. Er ließ ihn laufen, und sein störrischer, in ewiger Geldklemme befangener Gehilfe v. Cichin, der später einer strengen Zucht bedurfte, war der letzte, den genialen Director zu ersetzen. Nur den Bestand der Guelferbytana vertheidigte Lessing gegen Helmstedter Aneignungsgelüste. Nichts wurde regelmäßig fortbezogen, fast nur Theologisches angeschafft, die Bibliothek stagnirte völlig, so klagte der Nachfolger, da er „mit heiligem Horror auf das vorgefundene Labyrinth" blickte. Lessing, der ganz anders als Goethe gar kein Talent zum Registrator hatte und sich nie zu regelrechten Tagebüchern und Briefwechseln aufgelegt fühlte, trieb die Geschäfte ganz beiläufig ohne System. Als ein Doublettenkatalog eingefordert wurde, schickte er, was zufällig zusammengeschrieben war, und bemerkte, das alte Verzeichnis liege wahrscheinlich im Wust eines Nebenraumes begraben. Er hatte Größeres

zu thun als in strengen Bureaustunden Buch zu führen über Bücher. Sorglos wie in seinen eigenen Angelegenheiten verlieh er ohne Schein, trug nicht ein was er selbst an Drucken und Handschriften entnahm, forderte nichts zurück, weil er für seine Person Jahre lang auswärtige Sendungen behielt. In seinem Nachlaß fand man nach acht Jahren einen Stoß alter Kupferstiche und Holzschnitte aus dem Braunschweigischen Cabinet, und Heyne hatte Mühe der Göttinger Bücher wieder habhaft zu werden. Bis zu Schönemanns pedantischer Abrechnung saßen die Herren Collegen über die Amtsführung des großen Todten zu Gericht. Diese Banausen vergaßen, daß Lessing ihre Rotunde mit Glanz umgeben und von Rechts wegen eine Ausnahmestellung inne gehabt hatte, für welche der Amtseid eine bloße Formel gewesen war. Freilich rächte sich auch hier das in mittellosen Kleinstaaten beliebte Verfahren, eine wissenschaftliche oder Kunst-Anstalt mit einem berühmten Namen zu schmücken, ohne zugleich für ausreichende fachmännische Arbeitskräfte zu sorgen. Lessing selbst empfahl dringend die Anstellung Ernst Theodor Langers, um für sich in aller Form nur einen Ehrenposten zu behalten. Der Minister erwog im Sommer 1780 bei unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten ernsthaft die Ernennung eines wirklichen Bibliothekars in der Person Langers, der, nicht zum ersten Mal, an seiner künftigen Wirkungsstätte erschien und etliche Monate sich umthat; ein weitgereister Schlesier, Goethes Studiengenoß in Leipzig, eine subalterne Persönlichkeit, aber von gründlichen und angenehmen Kenntnissen. Auch Lessing legte ein anfängliches Vorurtheil ab und würdigte diesen geborenen Bibliothekar seines vertrauteren Umgangs; Langer durfte ihn bei langsamer Arbeit, schreibend und umschreibend, beobachten, und auch die letzten poetischen Pläne wie gewisse Mängel der „Emilia" wurden mit dem späteren conservativen Richter classischer und romantischer Dichtwerke besprochen. Langer trat 1781 die Erbschaft im Rundbau an, nach der so mancher begehrlich die Hand ausstreckte: Johannes Müller, Voß, der unselige Wildling Wezel, durch das Berliner Hinterpförtchen wie schon 1770 der dreiste Bahrdt. So oft dann Langer über Lessings geniale Wirthschaft murrte, dem Schriftsteller hat er lebenslang öffentlich gehuldigt, wenn er es auch hypochondrisch zuwege brachte, den gedruckten Briefwechsel mit Eva König, in deren Sterbezimmer er die Blätter las, schnöde zu

benörgeln. Heut ist in Wolfenbüttels Bibliothek und Archiv eine pietät- und verständnisvolle Lessingforschung heimisch.

Im Hause blieb Malchen und der kleine Fritz, nachdem Engelberts (geb. 1765) Unbändigkeit der Obacht des Cantors überliefert worden war. Theodor König, der älteste (geb. 1757), wollte schon 1776 schlechterdings nur Soldat sein; damals faßte Lessing für ihn braunschweigisch-englische Dienste, lieber als österreichische, ins Auge, und 1778 verwandte er sich beim Herzog Ferdinand, der sich für den Jüngling interessirte und dem Gerücht nach eine maßgebende Rolle im bairischen Erbfolgekrieg spielen sollte. Der Stiefsohn war gründlich vorbereitet, des Französischen vollkommen mächtig, im Besitz guter mathematischer Kenntnisse, deren Befestigung und Erweiterung Lessing früh durch Rathschläge gefördert hatte, „sehr gesetzt und sehr formirt": „An seiner Person und Aufführung ist nichts auszusetzen". Doch über den Sorgenkindern Evas walteten keine holden Gestirne. Theodor, den wir beim Tode der Mutter in Berlin, dann in Wien antreffen, ist als Kaufmann verschollen und soll in Geistesstörung einen Selbstmord verübt haben. Irrsinnig endete Engelbert. Fritz (geb. 1768), der mit dem ältesten Bruder und der Schwester die musikalische Begabung theilte, blieb nach munteren Anfängen einem bösen Sturz zufolge zurück, und ist als greiser Vicar 1855 in Braunschweig gestorben. Malchens (geb. 1761) Loos ward das glücklichste: sie heiratete 1782 einen braven Mann, den Braunschweigischen Postrath Henneberg, genoß eines friedlichen Haussegens und theilte noch im höchsten Alter — sie starb 1848 — gern und beredt ihre Erinnerungen an den „treuen Vater", seine Fürsorge, seine Scherze, seine Lebensweise, seine letzten Stunden mit.

Schlicht und warm schreibt Lessing an die Kinder; auch hier machte, nach dem Nathanwort, das Herz, nicht das Blut den Vater. Mitten in den heftigsten Kämpfen oder der schwersten Überlegung dachte er auch an Federbälle oder ein bischen Putz für seine Lieben. Er hütete ihr Vermögen peinlich, wie er schon vor seiner Heirath darauf bestanden hatte, daß ihm kein Antheil an Evas Renten werde und die großmüthige Schenkung eines Pfälzer Oheims den Kindern allein verbleiben müsse. Er selbst hat nie einen Heller davon für seine Person und den Haushalt, „eine so weitläuftige und kostbare Wirthschaft", angerührt und erst vom Erlös des „Nathan" dem rechtschaffenen, klugen Wessely

dreihundert Thaler heimzahlen können, die er eben zur gemächlichen Ausarbeitung des Gedichts so nöthig gehabt und der Kaufherr, nachdem Bruder Karl bei einem andern Geldmann vergebens angepocht, auf neckische Art angeboten hatte. Nur die niederträchtigste Klatschsucht konnte munkeln, Lessing mache sich das Königsche Vermögen zu nutze, oder das ebenso thörichte und boshafte Gerücht herumtragen, er betrachte sein aufblühendes Malchen, deren Madonnengesicht und sanfte Augen J. G. Jacobi, ein Kenner weiblicher Anmuth, bewunderte, mit andern Blicken als denen eines zärtlichen und sorgsamen Pflegevaters. Elisens Trost, „Sehn Sie, lieber Lessing, so lohnt sich doch das Jahr, das Sie einst theuer erkauft hießen, noch mit einigen Zinsen“, mußte er ein halbes Jahr später (7. Mai 1780) mit einer langen Vertheidigung gegen das Geträtsch der Welt beantworten, da man auch in Hamburg den „Gecken von Stiefvater“ zu bespötteln schien, während er doch schon vergnügt das Herz der Jungfrau für einen fernen Geliebten schlagen hörte und sich sagte, ein Mädchen sei bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen. „Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann, oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt, oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen, sich Keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurückwollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe es gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häusliche Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn

schon meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können als ehedem."

Dabei vergaß er freilich all seine bitteren Beschwerden von ehedem über die unerträgliche einschläfernde Öde und den dürftigen Ersatz, den einzelne Besuche für den Umgang mit vertrauten Menschen brächten. Der Wolfenbütteler Verkehr war nach wie vor nicht sehr ergiebig. Sein Hausarzt kam dann und wann zu einer Schachpartie. Am nächsten stand immer der Drost v. Döring, ein freisinniger Mann und harmloser Dichterling, dessen Gemahlin ebenfalls kleine litterarische Neigungen hatte. Durch Lessing suchte sie in Berlin den Schöpfer des vielbesprochenen „Sebaldus Nothanker", Nicolai, kennen zu lernen; ihr zu Liebe fügte Lessing aber auch gewichtigen Worten über den Zweck seines „Nathan" eine Blumenbestellung bei. Es waren warmherzige, anhängliche Menschen, bei denen Malchen König dann in den Trauertagen ihre erste Zuflucht fand. Mit Döring ließ sich auch ein Wort über schriftstellerische Angelegenheiten reden, nicht bloß wenn Göckingk durch den Drost den berühmten Wolfenbütteler um Beiträge für Journal und Almanach drängte und einmal sein Gewerb in Person anbrachte.

Gäste mancher Art und Herkunft sprachen, vor allem durch Lessing angelockt, in Wolfenbüttel vor. Auch ein Franzose fehlt in diesem Zuge nicht: schon 1773 war François Cacault, der künftige Dolmetsch der Hamburgischen Dramaturgie, nach einem langen italienischen Aufenthalt, mit Empfehlungen von Berlin und Halberstadt ausgerüstet, ein Vierteljahr hindurch fast allabendlich von Lessing, gewiß nicht nur mit deutscher Philosophie, bewirthet worden. Er hatte eben einiges aus Ramler übersetzt und war noch in manchen Vorurtheilen befangen; nun stach ihm Lessing den Staar. Der „philosophische Reisende" zog von Lessing weiter gen Bückeburg, um in Herder die Fülle deutschen Originalgeistes zu schauen; er stammte aus demselben Nantes, wo Herder vor ein paar Jahren diese Fülle seiner Interessen in einem unschätzbaren Tagebuche gestaut hatte. So schlangen damals die Bildungsreisen und Besuche Netze von Land zu Land, von Ort zu Ort, von Mann zu Mann. Im gleichen Jahre war der Holste Schönborn, Gerstenbergs Freund, durchgefahren auf dem Wege zu Goethe. Hatte

C. F. Cramer flüchtig die Göttinger Genies vertreten, so erfuhr im April 1777 der Theaterdichter Klinger als Repräsentant des rheinischen Kreises neben seinem Principal Seyler, wie leicht mit Lessing trotz allen Klüften des Geschmacks und Stils zu verkehren sei und daß auch der heftigste Kraftmann sich nicht gegen die Bekanntschaft dieses freien Menschen sperren solle. Natürlich führte manche Begegnung nicht über ein paar oberflächliche Worte hinaus, da Lessing keine Neigung hatte, für die Fremden geistreiche Redensarten bereit zu halten und seine Unruhe oft dazwischen sprang. So schreibt Zoëga (an Esmarch 10. Juli 79): „Herrn Lessing habe ich in Wolfenbüttel gesehn, oder wenn man will gesprochen, nämlich wo die Herren herkommen und wo sie hingehn, und schiavo. Er ist auch der einzige, dem ich diesmal qua Gelehrsamkeit die Cour gemacht habe, und soll auch der einzige bleiben. Es ist ein langweilig, unerträglich Ding, wenn man ohne Introduction mit so einem Manne zu reden hat." Dagegen fanden, wie F. H. Jacobi bezeugt, im Sommer 1780 zwischen Lessing und Marchese Lucchesini, dem Diplomaten des Fürstenbundes, den Goethe dann in Italien als vollendeten Weltmann kennen lernte, sogleich bedeutende philosophische Gespräche statt, deren Lessing lebhaft und unter Lobeserhebungen des „sehr hellen Kopfes" gedachte.

Seinen ersten Besuch wiederholte der artige, reich gebildete und litterarisch erfahrene Boie im Mai 1778, wo er Lessing „theologischen Ketzereien hingegeben" fand und Einblick in germanistische Vorarbeiten erhielt. Ihm hatte Eschenburg eine Abschrift jenes furchtbaren Briefes über den Tod des Lessingschen Söhnleins geschickt und der begehrliche Redacteur darauf hin seine Sehnsucht nach Beiträgen Lessings gezügelt, den er durch den doppelten Schlag in tiefen Schmerz versunken wußte. Für Boie war alles Meisterwerk, was von Lessing kam. Er that viel zur Verbreitung des „Nathan" und ließ es sich nicht anfechten, daß die seinem eigenen, der Beihilfe so werthen Unternehmen, dem Deutschen Museum, von Lessing versprochene Mitarbeit ganz ausblieb. Mit ihm fand H. P. Sturz gastliche Aufnahme für einige angeregte Tage, einer unserer saubersten Prosaiker, den Lessing seit langem schätzte und dessen in die Kopenhagener Katastrophe verwickeltes Schicksal er mit freundschaftlicher Theilnahme verfolgte. Sturz hatte auch England und Frankreich bereist, er konnte aus persönlicher Bekanntschaft von Dr. Johnson

und Garrick wie von Diderot und dem Pariser Theater erzählen, er war in Bernstorffs dänischem Kreise heimisch und mit Klopstock intim, ein kluger Mittler zwischen der älteren und der jüngeren Generation, voller Interessen bis zu kleinen altdeutschen Gedichten und neugefundenen Leibnizbriefen. In Fragen des „Laokoon" wie der „Dramaturgie" hatte er feinsinnig eingegriffen, immer mißtrauisch gegen das eigene Urtheil, wenn er sich mit Lessing uneins fand, und diesem gehuldigt auch in parodirten französischen Nachtischgesprächen, dem homme à talens que ce Le Singe — „Welcher Franzos vereinigt so viel gründliches Wissen mit so viel Genie als Lessing!" Schon ein Jahr später, 1779, sollte Deutschland Sturzens allzufrühen Tod beklagen. Eilends strich im Januar der unruhige Georg Forster durch Braunschweig; aber „ein Mann, der um die Welt gereiset ist" durfte eine schlechte Fahrt zum Wolfenbütteler Schmause nicht scheuen, nachdem geselliges Beisammensein an Eschenburgs Tisch ihn Lessingen empfohlen hatte. Von Jugendfreunden kam Gleim manchmal herbei oder schickte aus dem Weghaus ein Zettelchen, daß er wieder bei Angott in Braunschweig absteige. Der Brave war als freundlicher Onkel Malchens Liebling, und man neckte sie, wenn in ein Gespräch der Männer ihre angelegentliche Erkundigung nach Gleim naiv hineinplatzte, dessen flache Schwatzhaftigkeit reife Geister leicht ermüdete.

Gesprächig von Natur, hatte Lessing keineswegs die Neigung allein das Wort zu führen, so daß der berühmte Anatom vom Haag, Peter Camper, nach einem Besuche lustig über den verfluchten Kerl polterte, der immer des andern Rede in Fluß bringe, da man doch komme ihn selbst zu hören. Aber auch unberühmte Wanderer fanden Tisch und Bett und mehr bei dem Großen, dessen Güte und Geduld nicht geringer war als seine Streitlust und Hitze. Da erschien im Sommer 1779 ein halbverrückter cynischer Philosoph, der Deutschrusse Könemann, und wurde sammt seinem entsprechend struppigen Hund, einem Pendant zu Justs Pudel, monatelang von Lessing unterhalten, auch auf Besuch nach Braunschweig mitgenommen, ohne daß die Lächerlichkeiten, die unangenehmen Manieren und die tolle, in scheußlichem Deutsch geschriebene Metaphysik des armen Teufels seinen Wirth je störten. Er wußte sehr gut, daß der Livländer das Buch, zu dessen Vollendung er sich Unterschlupf erbeten, nie zuwege bringen würde, ohne jeden Schaden

für die Welt, und lächelte zu der auf seine Bemängelung der Sprache gegebenen Antwort, dies Gebrechen möge man ja einfach in der Vorrede zugestehen. Hatte Könemann sein Brot mit dem verhungerten Köter getheilt, so wollte Lessing seinen letzten Wecken mit dem Philosophen brechen. Dieser kündigte, als die Tage sich wieder längten, plötzlich seine Abreise an und zog nicht ohne ein Viaticum aus Lessings offenem Beutel von dannen. Der uns diese Episode, vielleicht mit einzelnen journalistischen Ausschmückungen, als Augenzeuge erzählt hat, ist der Jude Alexander Daveson, von dem wir nicht wissen, wie weit Charakterschwäche, wie weit widrige Zufälle sein Geschick in die Irre führten. Halb Kaufmann, halb Litterat, mannigfach gebildet, aber haltlos, ist er im Vagabundenleben verdorben, gestorben. 1779 that er in Braunschweig eine Kunsthandlung auf für Vasen und Medaillons, Gemmen und Terracotten, Londoner Abgüsse von Antiken, Kupferstiche, physikalische Instrumente, und sein Laden verführte, wie es scheint, den alten leichtlebigen Herzog zu unnützen Ausgaben. Als nach Karls Tode der Thronfolger und Sparmeister, schon länger über derlei verschwenderische Käufe und Schenkungen grollend, Cabinetjustiz übte und Daveson ins Gefängnis warf, da bemühte sich Lessing nicht bloß in Braunschweig für seinen Bekannten, der sich ihm gleich Madame Daveson manchmal gefällig erwies und bei dem er auch ein Spielchen nicht verschmähte, sondern bot dem seiner Haft entlassenen Nachbar längere Zeit ein Asyl, ohne Furcht, dadurch oben ein Ärgernis zu geben. Und als der Jude, von rechts und links bedreut, im December 1780 das widerspänstige Glück anderswo suchen wollte, schrieb Lessing eine schöne Empfehlung an Mendelssohn: „Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisende. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoricks Klassen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, die hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wol immer fehlen lassen. Eigentlich heißt er Alexander Daveson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute auf Verhetzung der Ihrigen häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von

Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt". Daveson verließ Braunschweig bei Lessings Lebzeiten nicht. Seine Treue steht außer Zweifel, und dieser Umgang ehrt Lessings Herz, mag auch Gleim dem Hause Davidsohn einen ungünstigen Einfluß auf Malchens Ton und Kleidung nachsagen und das weitere Leben des unsteten Schlemihl recht zweideutig erscheinen. Auch in England war seines Bleibens nicht. Nach der Rückkehr wurde er in Schröders Theater grausam ausgepfiffen, als er in einem „attischen Declamatorium" die Bühnen- und Parlamentsberedsamkeit Londons den Hamburgern zu Gehör bringen wollte. Unter fremden Namen, Lindemann, Lang, meist Karl Julius Lange, schrieb er in Bayreuth die Reichs- und Staatszeitung, redigirte aus Franken verjagt in Altona ein neues Journal, und Nicolai beobachtete 1803 seine Spur im Kotzebue-Merkelschen „Freymüthigen", wo „Professor Lange" alles mögliche zum besten gab, über Nationalökonomie und deutschen Purismus, eine Art Novelle, Anekdoten, etliche frisch erzählte Lessingiana. Die Noth scheint den unseligen kleinen Publicisten ins französische Lager getrieben zu haben. Er hatte weder Glück noch Stern schon in jüngeren Jahren, und Lessing als guter und getreuer Nachbar fragte nicht peinlich nach dem Verdienst, wo er helfen konnte.

Über alle Entbehrungen siegte immer wieder das vollste Bekenntnis seiner geselligen Humanität, das im 88. Stücke der „Dramaturgie" prangt; er konnte nicht glauben, daß so ein Diderotscher Held dreißig Jahr durch die Welt geirrt sei, ohne die Zärtlichkeit eines Menschen empfunden, ohne irgend jemand angetroffen zu haben, der die seinige gesucht hätte: „Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menschliche Geschlecht anders vorstelle! Lieber wünschte ich sonst, ein Bär geboren zu sein, als ein Mensch. Nein, kein Mensch kann unter Menschen so lange verlassen sein! Man schleidere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menschen fällt, so fällt er unter Wesen, die, ehe er sich umgesehen, wo er ist, auf allen Seiten bereit stehen, sich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, so sind es geringe! Sind es nicht glückliche, so sind es unglückliche Menschen! Menschen sind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Wassers berühren

darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: Das Wasser heiße, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean".

Auf das Weltmeer werden wir freilich nicht hinausgeführt, sondern zunächst übers Weghaus, das beliebte Stelldichein, nach Braunschweig. Oben, nicht allzu häufig, empfing ihn der Hof des Herzogs, der Herzogin-Mutter, in Vechelde war er Ferdinands Gast — unten machte ein wackerer Buchhandlungsfactor seinem werthesten Herrn Lessing das Compliment, die Frau Factorin Flörke habe ihn so lieb, daß sie ihm wol gar einen von ihren Jungen zukommen ließe.

Lessing hatte, wie bekannt, ein Absteigequartier in dem Gasthof des Weinhändlers Angott am Ägidienmarkte gemietet, wo er, zur Bequemlichkeit seines Bedienten daheim, sich mit einem Lohndiener behalf und auch bei dieser guten Seele sehr in Gunst stand. Braunschweig erfreute sich einer regen Geselligkeit. Eifrig theilnehmend vergaß hier Leisewitz, erst 1778 als Landschaftssecretär bestallt, seiner Hypochondrie und würzte einen sehr langen Brautstand durch freundschaftliche Genüsse, deren heitre und ernste Zwischenfälle der genaue Mann, auch zum Frommen der Lessingforschung, im Tagebuch verzeichnete. Der Hauptversammlungsort war Rönckendorffs Weinkeller in der Breitenstraße. In dieser 1778 eröffneten „großen auberge unter dem Namen Hôtel d'Angleterre" ließ sich erst ein freier Verein nieder, um vom Herbst 1780 an als Großer Club mit festen Satzungen fast alle namhaften Männer der Stadt und einige Nachbarn zu umfassen, Hofherren, Officiere, Beamte, Kaufleute, Gelehrte, unter dem Vorsitz des lebensfrohen Herrn von Kuntzsch. Auch Hardenberg, der spätere Staatskanzler Preußens, auch Jerusalem schloß sich nicht aus. Da wurde bei einem guten Tropfen die Karte gerührt oder ein buntes Geplauder getrieben von Politik, Religion, Litteratur; manchmal ging es recht ausgelassen zu, so daß Hardenberg meinte: die Heiden toben gewaltig, und dann saß Lessing mit am lustigen Ende, ein trockenes Witzwort in die Tafelrunde werfend, wie daß der prunkhafte Dichter des „Renommisten", Zachariä, doch kein Z auf seine Kutsche malen solle, denn man werde sagen, es sei nichts dahinter. Lessing traf im Club auch die Freunde, deren häusliche Gastlichkeit er gern annahm. Schmid, den alten braven Anakreon und Büchermann, der launig bescheiden Lessings Falkenauge

und sein eigenes Maulwurfsgesicht verglich; Eschenburg, mit dem nicht bloß ältere deutsche Dichter und Shakespeare ein allzeit ergiebiges Thema waren; Ebert, der unentwegt die Liebe zu Lessing mit der Vergötterung Klopstocks und Stolbergs paarte und die Begeisterung für Wieland obendrein gab, zumal für den auch von Lessing bewunderten „Oberon", den leichten, melodischen Fluß, tanzend in der Kette des Reims, und „seiner Prosa süßen Klang, harmonisch fest wie sein Gesang". Dann stimmte selbst Leisewitz, obwol ihm vom Göttinger Bund her wenigstens eine dämpfende Kühle gegen Wieland geblieben war, bei im Preise dieser Wellenlinie des Stils, dieses herrlichen Meisterstücks, dessen Anregungen aus der englischen Poesie er sofort gewahrte und dessen Mühelosigkeit er beneiden mochte, denn ihm selbst gedieh nichts: all seine historischen, litterargeschichtlichen, satirischen, dramatischen Plane stockten. Kaum daß er einen Aufsatz über Wechsel zu Papier brachte und mit Lessing durchsprach; beide hatten Erfahrungen auf diesem Gebiete. Als der Karlsruher Allerweltsmann und Vielschreiber Ring im Spätsommer 1780 in Braunschweig von Thür zu Thür lief, um das Handwerk zu grüßen, notirte er sich neben Leisewitzens Verzicht auf weitere Schriftstellerei: „Lessing munter, witzig, macht sich nichts aus dem Ruhm und vielem Geschrei, zweifelt ob er wieder was herausgeben werde". In Gesellschaften, wo Musik gemacht wurde, traten wol Lessing und Leisewitz „in der gehörigen Entfernung" zu einem Privatgespräch zusammen. Bei diesen Braunschweigern fanden die neuen Propheten keine Gnade, man ging mit Lavater ins Gericht, auch die Physiognomik, das spielende Lieblingskind des genialen Individualismus, war nicht nach Lessings Sinn. Ein ander Mal stritten Lessing, Leisewitz, Schmid, Kuntzsch über die Liebe: „Wir waren", so meldet das Tagebuch, „ungemein aufgeräumt, radotirten, lachten, philosophirten, seladisirten und verbanden die beiden letzten Dinge in einem Discours über die Liebe. Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse heraus, Lessing war anderer Meinung"; auch dies ein Zeugnis, daß es ihm nicht so gar Ernst um jene paradoxen Trümpfe gegen Werthers Liebespein gewesen war. Wie seine humane Neigung, keinen Menschen so behandelt zu sehen, daß auch nicht ein gutes Haar an ihm bleibe, sondern bei jedem etwas Liebenswürdiges, Nachahmungswerthes zu suchen, den Tagesklatsch läuterte, zeigt ein von Daveson überliefertes

Geschichtchen: in Braunschweig hatte sich ein ausschweifender Stallmeister erschossen und zärtliche Abschiedsworte an ein Freudenmädchen hinterlassen; man verwünschte ihn darum und schalt über die feile Dirne; Lessing aber wollte den Brief als ehrenden Beweis einer aufrichtigen Anhänglichkeit würdigen und fragte die Tugendkrittler, ob sie denn wüßten, was dies Mädchen, aus Noth eine Dirne für Fremde, mit ihrer Liebe dem Stallmeister gewesen sei?

Gelegentlich stieg man tiefer in der geselligen Lust. So hatten die Genossen, unter ihnen Graf Marschall, 1778 in einem elenden Bauernkrug bei Bier und Taback sich ein erbärmliches Puppenspiel gefallen lassen, wo Prinz Castilio von Castilien seine Prinzeß vom Drachen befreite und Hanswurst alles mit geistreichen und lieblichen Reden durchwirkte. —

Neben dem persönlichen Verkehr lief oder schlich der briefliche. Bruder Karl machte übereifrig den Berliner Berichterstatter, viel seltener ließ sich Theophilus hören, dem Lessing nicht einmal Evas Tod gemeldet hatte. Der Justitiarius Gottlob erfuhr diesen Trauerfall erst nach einem vollen Jahr und schrieb einen entsetzlich philiströsen Beileidsbrief, während die einsame Schwester in ihren ewigen Nöthen dem Bruder ohne jedes Zartgefühl vorhielt, er könne ja leicht helfen, da er weder Weib noch Kind, sondern nur seine Person zu versorgen habe. Alte Fäden wurden fortgesponnen mit Gleim, mit Ramler, dem Gehilfen beim „Nathan", mit Moses. Wol war sich Lessing bewußt, daß dem Treuen gar vieles in seiner Theologie fremd sein müsse und die Mittheilung aller neuen Gedanken ihren Bund schwerlich fester schlingen werde; aber ein Lob Mendelssohns sättigte ihn doch, er „kaute und nutschte" an so einem Briefchen und hegte die „Zurückerinnerung an unsere bessern Tage", wie jeder alternde Mann gern in Jugendfreundschaften eintaucht und den Gefährten seiner frischen Wanderjahre die Hand drückt, wär's auch nur um sich am schwachen Abglanz eines lang entschwundenen Morgenroths zu trösten. Gegen Nicolai freilich wurde er immer einsilbiger und kühler. Die Theologie, von andern Hindernissen abgesehen, machte auch da ein Loch, ja Lessing stellte dem Verleger der Allgemeinen deutschen Bibliothek schroff die Frage, ob er die Partei seiner geistlichen Kämpen nehme, die den Fragmentenstreit anfangs todtschwiegen, bis er mit größerem Ärger sah, „wie armselig die

Blindschleiche (Lübke) daher geruscht“ kam. Es ist ein Vorklang der Xenien und der romantischen Treibjagd, wenn Herder es nun freundschaftlich als eine nachwirkende Schuld Lessings hinstellte, daß er sich einst in den „Litteraturbriefen“ habe die Schuhe von Nicolai nachtragen und verschleißen lassen. Er selbst war der großen Berliner Recensirmaschine unmuthig entronnen. Lessing verläugnete den alten Cumpan oder vertheidigte ihn drollig: Nicolai kümmere sich im Grunde viel mehr um einen guten Braten und eine lächerliche Schnurre als um Kunst und Wissenschaft — und wenn ihr ihn nicht leiden mögt, warum schafft ihr ihn nicht bei Seite? Eben focht Nicolai auch mit Wieland einen unerfreulichen Strauß aus.

Lessing stand jetzt weit näher zu Weimar als zu Berlin. Es waren die zehn Weimarischen Jahre, wo das Gestirn Herders und Goethes neben dem für unser Auge mehr als billig verdunkelten, der damaligen deutschen Welt heller strahlenden Lichte Wielands emporstieg. Wieland, einst so böse wegen der gegen Zürich gerichteten „Rache“ der Litteraturbriefe, dann so gelehrig und auch für den Beistand des Dramaturgen so dankbar, hatte dem „großen Mann“ einen überströmenden Huldigungsbrief gesandt; Lessing mit ungewöhnlicher Wärme geantwortet, er achte diesen Verehrer unendlich hoch, zur vertrauten Freundschaft fehle ihnen nur der persönliche Umgang. Sie sahen einander nicht, und auch Goethe konnte nicht mehr nachholen, was sein knabenhafter Eigensinn einst in Leipzig versäumt hatte. Er schätzte „Nathan“, wie er brieflich den Schöpfer nach dem Geschöpf nennt, auch als Kämpfer mit wachsender Theilnahme, bis er im Alter allen obscuren Mißwilligen den kräftigen Spruch zurief:

> Sie haben Lessing das Leben verbittert,
> Mir sollen sie's nicht.

Als Leisewitz, um trügerische Hoffnungen zu verfolgen, im Sommer 1780 Thüringen bereiste, fragte ihn alle Welt nach seinem großen Freund: Anna Amalia, die Braunschweigerin, die von Lessing einmal durch die Rotunde geleitet worden war, ihr Wieland, die gebildeten Männer und Frauen des Musenhofes; nur in Gotha, wo „Emilia Galotti“ Anstoß erregt hatte, fand ein begeisterter Nathanfreund wie Prinz August doch, daß dieser deutsche Zeitungsschreiber gar zu un-

säuberlich mit den lieben Franzosen fahre. Gewiß erzählte der Heimgekehrte auch von Goethe, der ein Gespräch über Voltaires Aufklärungsarbeit „mit der größten Achtung" zum Verfasser der Anti-Goeze und des Nathan fortleitete und den Deutschen ihre Unfähigkeit, Laune zu empfinden, auch im Hinblick auf Lessing vorwarf.

Leisewitzens Niederschriften über reiche Stunden bei Herder melden gleichfalls, daß „besonders von Lessing" die Rede war. Es sind auch der äußeren Zeugnisse übergenug vorhanden, wie warm Herder im Privatkreise seine Liebe und Theilnahme kundgab, mochte er später seinem treuen Georg Müller den Nathan erläutern und „unverbesserlich fein" recitiren oder die Bitterkeit in theologischen Händeln aus Lessings Jugenderfahrungen begründen und zusammenfassend „dem ehrlichen, biedern, kalten Deutschen" huldigen. In den „Volksliedern" fand Lessing seinen Namen mit Ehren genannt, ein Exemplar der „Plastik", die er im theologischen Wirrwarr leider bei Seite schieben mußte und nicht beurtheilte, empfing er mit der Widmung „Dem Verf. Laokoons vom Verf.", und Grüße inniger Gemeinschaft wurden zwischen den beiden Humanen gewechselt: „Es ist niemand in Deutschland, der Sie mehr hochschätze und theurer halte als ich" schreibt Herder — „Da ich Sie so von Herzen hochschätze" bekennt Lessing und fragt sich, wenn er etwas Neues in die Welt schickt, sogleich: „Was wird Herder dazu sagen?" Der letzte Brief an Lessing, von dem wir wissen, kam aus Weimar, ein herzlicher, unerfüllbarer Wunsch: „Leben Sie wol, lieber Lessing, und werden ja bald und völlig gesund."

Herders Erinnerung verweilte gern und andächtig bei dem kurzen Zusammensein in Hamburg. Dort wußte Lessing die Treusten der Getreuen als „Brüder" und „Schwestern" zu einer Gemeinde in seinem Namen vereinigt, voran Elise, und nur in einer dunklen Stunde, da körperliche und seelische Leiden ihn übermannten, konnte er einmal bitterlich klagen, selbst die, um deren Hand er nicht vergebens geworben haben würde, verlasse ihn jetzt, nur im ersten Ärger die Nachlässigkeit eines jungen Reimarus, der auf der Durchreise in Wolfenbüttel den Vertrauten des Hauses, den Pfleger der „Fragmente" überging, als ein Erkalten der Familienfreundschaft beargwöhnen. Vor den Hamburgern schüttete er sein Herz aus, wenn es springen wollte, wie im Kriegsjahre 1778 (9. August): „Ich bin mir hier ganz allein überlassen.

Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von neuen Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte" — pecuniären Eigennutzes — „nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen. Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt. — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage . . . Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Gnug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" Und die kluge, warmherzige Freundin, die sonst ruhig zum Guten sprach, empfand es tief, daß einer so empörten und in sich zurückgepreßten Gemüthserregung nicht immer gelassener Rathschlag, sondern bisweilen auch eine heftigere Sympathie fromme; deshalb wallte, als sie 1780 durch die Regensburger Ränke Lessings ganze Existenz gefährdet sah, ihre Theilnahme leidenschaftlich über: „Um Gotteswillen, was für eine Nachricht! Und an dem allen sind wir — — der Gedanke verfolgt mich wie Todschlag. Verfluchen möchte man jeden Schritt, der zur Aufklärung der Wahrheit für diese Welt geschieht! — Es soll ja finster drin bleiben." Jeder Brief, jede Nachricht fand bei ihr einen wolthuenden Widerhall, und die beständige Umfrage in der Gemeinde, ob denn niemand etwas von Lessing gehört habe, erquickte seine einsamen Stunden.

Als der Goezekrieg alle Hamburger in Athem hielt, erschien er, nicht bloß um Geldgeschäfte der Stiefkinder abzuwickeln, als Anti-Goeze in Person. Elise staunte über seine Aufnahme, denn selbst wer ihn seit der Herausgabe des letzten Fragments wie die Erbsünde zu hassen schien, empfing ihn nun als alten Freund; er hätte dem Hauptpastor keinen ärgern Streich spielen können. Der Nöthigen Antwort erste Folge brachte er außer den Freimaurergesprächen als geheimes Gastgeschenk mit, wohnte aber vorsichtshalber nicht bei den Kindern des großen Ungenannten und wollte seine Besuche mehr nach Klugheit als nach Neigung einrichten. Am 12. September 1778 war er mit Malchen

eingetroffen, auf vierzehn Tage, die sich aber in Folge einer Erkrankung der Tochter bis zum 18. October ausdehnten; auch mag die Eile, das liebe Hamburg mit Wolfenbüttel zu vertauschen, nicht groß gewesen sein. Am vertrauten Theetisch, der noch in der französischen Revolution und später eine bedeutsame Tafelrunde vereinigte und wo der Schwabe Reinhard Stinchen Reimarus zur Braut gewann, verstand man auch Lessings „Grillen" und „Galle". Da wurde vom Nathanentwurf gesprochen und von der verhaßten Censur, von der orthographischen Influenza und dem für gemeine Geister unerschwinglichen Sinn neuer Klopstockverse, von Basedows Pädagogik und Gibbon's Geschichtswerk, stets in der klaren, geraden Weise, die hier daheim war. Elise berichtete über die empfindsamen Aufklärungskämpfe Hennings' und wollte gern eine ungleiche Allianz zwischen dem älteren und dem jungen Freunde schürzen. Daß von Goeze fleißig die Rede war, versteht sich von selbst. Ebendamals sollte dem sel. Alberti ein ländliches Denkmal gesetzt werden; Ebert dichtete die Inschrift auf den Unvergeßlichen, dem kein Ketzermacher das Himmelreich rauben könne.

Zu alten Genossen wie Claudius traten rasch gewonnene neue Freunde wie Joachim Heinrich Campe. Der hatte die Dessauer Philanthropinirrungen hinter sich und führte, auch von Schuback brav gefördert, nun ein stilleres und behaglicheres Pädagogenleben, das Häuflein der 1779 im „Robinson" verewigten Knaben unterrichtend und einer Schriftstellerei für Kinder hingegeben, die trotz mancher üblen Mischung von Erzählung und zopfiger Katechisation vielen tausend Kleinen zum Segen ward, obwol Goeze auf der Kanzel dagegen wetterte, daß Campe die liebe Jugend verderbe und in die freie Natur hinaus spazieren führe statt nach St. Katharinen. Der „Robinson" wurde Fritzchen König als Geschenk des Verfassers nicht vorenthalten. Ein Opfer liberaler Theologenbildung im Sinne der Teller und Semler, war Campe rasch mit den Reimarern gut Freund geworden, den „guten, köstlichen Menschen, die einen Misanthropen mit dem Menschengeschlechte aussöhnen könnten", und stimmte innerlich zur Gemeinde auch durch seine alte Verehrung für Lessing. War diese Bewunderung schon bei Lessings Berufung nach Braunschweig in überschwängliche, recht geschmacklose Verse ausgeflossen, so pries er fortan verständig „Nathan", „Ernst und Falk", die „Erziehung". Als er eben dabei war sein

Schriftchen über die letztgenannte Spende abzuschließen und so an dem Baum voller Geistesfrüchte zu schütteln, ereilte ihn die Nachricht, Lessing sei nicht mehr: „Wer ihn als Dichter gefühlt und als Denker gefaßt hat, wird seinen Verlust beklagen. Beredter mag es mancher, aber inniger wird es so leicht niemand thun, als ich, der ich seit zwanzig Jahren in dem Gange seines Geistes jeder Spur mit Ängstlichkeit gefolgt bin, und die Bildung des meinigen dieser Nachwanderung danke. Dies Geständnis sei mein Kranz um seine Urne." Er widmete dem Todten nicht bloß eine schlichte Nänie, sondern sorgte als Braunschweigischer Schulrath für die würdige Herstellung und Erhaltung des Grabes. Die „furchtbare Waschfrau" der Xenien, in denen ja auch Hennings arg gezaust wird, war in der Lessingzeit noch nicht zur großen Säuberung der Teutsprache, welche seine lexikographischen Verdienste beeinträchtigt, vorgeschritten und in Briefen selbst auf bequemen Fremdwörtern zu ertappen. Er gab sich durchweg als ein wackerer Mensch, der lieber mit Profanen Gutes thun als mit aufgeblasenen Logenherren über die Rechtstitel eines Dürftigen streiten wollte. Lessing erörterte gern mit ihm mündlich oder schriftlich die gemeinsamen Interessen der Theologie und Freimaurergeschichte, zollte den älteren Philosophischen Gesprächen Lob und Kritik, und, schläfrig im Kreise von Schöngeistern, war er lebhaft und aufgeknöpft gegenüber dem „festen, unschwärmerischen Mann", harmlos neckisch gegen Frau Lotte. Wie er ihre kleinen Anfälle von Herrnhuterei bespöttelte, zur selben Zeit, da er mit dem Gatten ernst die Unsterblichkeitsfrage erwog, hat uns Elise hübsch erzählt: als die Campe ein Auferstehungsfest auf dem Barbyer Kirchhof schilderte, wie da die Namen der verstorbenen Brüder und Schwestern feierlich aufgerufen worden seien, fiel Lessing trocken ein: „und sie antworteten eins nach dem andern: hier" — ein reimarisches Gelächter machte der Andacht der Stillen im Lande den Garaus.

Mit Campe ging's auch nach Wandsbeck hinüber zu Claudius und Voß, eben als das idyllische Hausen der beiden aus weichem und aus hartem Holze geschnitzten Männer sein Ende fand, und weil der bescheidene Hausrath schon für das Land Hadeln verfrachtet war, saß man fröhlich auf Kisten beisammen. Der Dolmetsch Homers, begeistert für die „ganze Lessingheit", die Goezen gepackt und zermalmt habe, schaute nun ohne Beklemmung in die „Tigeraugen" und folgte trotz

aller häuslichen Bedrängnis gern der Einladung nach Hamburg. Ein lustiger Streit, wie die zwei Wandsbecker hommes de lettres, um nicht gegen alle Höflichkeit die Ehrenplätze einzunehmen, sich den Mietern der Kutsche auf den Schoß setzten und in dieser Gruppirung lachend abfuhren, blieb Frau Ernestinen in Erinnerung. Aber noch ein ander Bild hielt sie fest und hat es uns in ihrer schlichten, reinen Art überliefert: Lessing wurde einmal bei Büschs mitten im lebendigsten Gespräche, das aller Aufmerksamkeit auf ihn heftete, vom Schlaf übermannt und nach Malchens Bitte, man möge ihn nicht durch rücksichtvolles Schweigen verstimmen, sich selbst überlassen: „Er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt; als er erwachte, war er verlegen, seine schönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmüthig mit Klopstock über diese Schwäche, von der er durch die Reise Heilung gehofft hatte". Auch was Stolbergs „Jamben" von dem Besuch eines jungen Dichterlings erzählen, dessen Elegie Lessing, aus dem Schlaf auffahrend, durch ein höfliches Gelächter unterbrach, weil er schon während der vorausgegangenen Recitation eines Scherzgedichtes eingenickt war, kann wol auf einem damaligen Vorfall beruhen.

Neidisch mochte Lessing den reisigen, wetterharten Klopstock anschauen, so wenig ihm auch die jüngst besorgte und nun jahrelang fortgesetzte Vergötterung des Sängers und des Menschen durch Cramers weihrauchduftige, dithyrambische Bände „Tellow an Elisa" und „Klopstock. Er und über ihn", die das Neueste aus Plundersweilern so köstlich verhöhnt, behagen konnte. „Er", im Vollgefühl seiner Dichterwürde und erhöhten Menschheit, nahm diese Abdrücke, Notenschwärme und Denkwürdigkeiten hin wie der Gott ein frommes Opfer. Klopstock achtete nach wie vor Lessingen mit einer gewissen Scheu. Auch der unreife Thyrsosschwinger wahrte einen gezwungenen Respect, obwol die alte Kritik gegen Vater Cramers „Nordischen Aufseher" unvergessen war: Racheschwüre trafen Nicolai, den „Erb- und Erzfeind meines Hauses", und seinen Samen, Lessing jedoch erschien als der Löwe, der einmal mit dem Esel jagte. Klopstocks Cirkel nahm Lessing schon deshalb für keinen rechten Dichter, weil er nicht einzig und allein Poet war und die Wissenschaften nicht bloß als gelegentlichen Sport betrieb. „Seit Lessing", so hatte Tellow-Cramer zwei Jahre vor dem Nathan öffentlich erklärt, „als Bibliothekar die Wolfenbüttler Selten-

heiten durchkramt, bleibt er immer der Ersten einer in seinem Fache. Aber seitdem er keine Emilien mehr macht, hat er aufgehört Deutschlands Shakespeare zu sein. O daß der Brutus so eingeschlummert ist.“ —

Erfrischt kehrte Lessing im October 1778 nach Wolfenbüttel zurück, seine krankhafte Schlafsucht schien überwunden, neue Kraft durchdrang nun den „Nathan“. Einiger Gäste, die ihn während der theologischen Nachwehen aufsuchten, wurde bereits gedacht, nach seiner innern Bedeutung schon gewürdigt der Eintritt Friedrich Heinrich Jacobis am 5. Juli 1780. Er kam mit seiner Halbschwester Helene und gefiel auch den Braunschweigern sehr, sowie er bald darauf in Hamburg, wo er mit der „vortrefflichen Familie des alten tiefverdammten Reimarus“ enge Freundschaft schloß, und in Wandsbeck den besten Eindruck machte. Das Seltsame hatte sich begeben: ein Nachzügler des „Werther“ fand, von Goethe unfreundschaftlich genug ausgehöhnt, Gnade, Wolgefallen, Ermunterung bei Lessing, und freudig beschämt empfing Jacobi den „Nathan“ als Gegengabe auf sein „grillenhaftes Ding“, den „Woldemar“. Die Art, wie er Lessings Begleitzeilen als einen freundschaftlichen Händedruck mit überwallenden Schwüren und Herzensergüssen an den „König unter den Geistern“ beantwortete, war echt, ohne jede Mache, denn in dem weichen Wesen des Gefühlsphilosophen lag, selten nur durch jene Hartnäckigkeit, die des Schwachen Stärke ist, beirrt, ein tiefes Bedürfnis zu verehren. Er hatte den Jugendfreund in Weimar verloren, nun durfte er Lessing umarmen und traf ihn über alles Hoffen erschließend und theilnehmend. So war es auch natürlich, daß Jacobi halbe Worte Lessings über Goethe und Wieland ganz in dem Sinne nahm, den seine damalige Verstimmung suchte: Wieland sei leichtfertig, weil er eine preisende Epistel auf den zauberischen Ankömmling Wolfgang gedichtet; sein planloser Oberon habe nur Detailschönheiten; Goethe werde, wenn er je zu Verstand komme, nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch werden . . . Gewiß konnte Lessing weder das Frankfurter Genie noch den Weimarischen Dichter-Staatsmann recht verstehen — aber hielt er den für toll oder für mittelmäßig, dessen „Prometheus“ ihn sowol auf Aischylos als auf Spinoza zu reden brachte und dem Hauptthema eines folgenschweren Verkehrs Schwung gab? Die Absicht mit Jacobi nordwärts zu reisen wurde,

nachdem schon früher ein Plan auf Berlin sich zerschlagen hatte, nicht ausgeführt; doch Jacobi holte rasch seine Söhne aus Claudius' Schule der unverfälschten Natur ab und sprach wieder bei Lessing vor, der dies Jahr auch den Bruder Johann Georg schon einmal in Wolfenbüttel beherbergt hatte und ihm im December eine neue launige Einladung zum Wohnen sandte — aber die nächste Unterkunft des empfindsamen Reisenden im Braunschweigischen war Lessings Sterbezimmer, wo er anakreontisch trauerte. Friedrich Heinrich gewann auch Leisewitz, doch widmete er, was Lessing ihm an Enthusiasmus übrig ließ, vor allem dem Abt Jerusalem, den er in einem Brief an Heinse als Urbild der Würde und Heiterkeit schildert. Bei Jerusalem sollte er den letzten Abend nach dem Theater mit Lessing speisen; Lessing, aller Theologie müde, schützte Kopfschmerzen vor und blieb weg, obgleich der liebenswürdige Greis über den Retter seines Sohnes verbindlich gesagt hatte: er ist wol in den Bann gethan, aber man kann doch mit ihm essen. Am 1. August ging's zu Gleim nach Halberstadt; Lessing, Jacobi, Lene, die zwei Knaben, deren einer schon erstaunlich Shakespearefest war. Dumpfe Schwermuth und beschwingte Mittheilsamkeit wechselten bei Lessing während der Fahrt. „Sein Gesicht wurde entsetzlich", erzählt Jacobi aus diesen Tagen; ein krampfhafter Widerstreit gegen innere Leiden verzerrte die Züge, keineswegs, wie Jacobi wähnte, das Gefühl der Ohnmacht im Disput oder Gram über religiösen Zwiespalt mit der todten Eva, seiner „vernünftigen Frau". Noch bewältigte er kräftig die nagende Pein, die an seinem Mark zehrte. Die Philosophie riß immer wieder siegreich alle Zügel des Gesprächs an sich und blieb Herrin auch am Ziel der Reise. Leicht wäre Herder der Dritte im Bunde gewesen; nur die Unbestimmtheit der Jacobischen Einladung, die nichts von Gleims Herberge und nichts von Lessing als Gefährten enthielt, hinderte ihn herbeizufliegen, wie er dann schmerzlich gestand. Und dies Bedauern wuchs, als Jacobis Briefaufsätze ihm erst meldeten, wie „greulich bei dem alten Anakreon metaphysicirt" worden sei: „denn seine gutherzige Jungfräulichkeit hat mir wahrscheinlich aus einer Art von Scham und Schonung von allen diesen Blasphemien nichts gesagt". Der Wirth störte die beiden Philosophen, die ihre Probleme ohne sonderliche Rücksicht auf uneingeweihte Tischgenossen fortwälzten und bis heute deshalb von tiefer blickenden Litterarhistorikern der Unhöflich-

keit gegen Gleim und Gleminde, die von Jacobi kaum eines Wortes gewürdigte „Huldgöttin", geziehen werden, oder aus Schläfrigkeit und Hals= oder Kopfweh verstummten, als ihr Gastfreund seine harmlosen Späßchen zum besten gab. Obwol der liebe Mann, der ihnen nicht von der Seite wich und neben den am Sonntag auch noch Klamer Schmidt trat, sie in seiner ängstlichen Bemühung „wirklich dauerte", behaupteten sie „im Fall der Noth, daß die Metaphysik zu allen Dingen nütze sei." Verdutzt horchte Gleim auf, wenn Lessing, als es zu regnen anfing, mit einer geheimen Anspielung auf jene Gespräche über Gott und die Welt lächelnd sagte: das thue ich vielleicht, und Jacobi antwortete: oder ich. „Gleim", so erzählt Jacobi in seinem Buch entschuldigend, „sah uns an, als ob wir unklug wären; wie er denn die dreimal vierundzwanzig Stunden, die wir bei ihm zubrachten, große Noth mit uns gehabt hat, ohne müde zu werden, uns beständig nur seine heitere sinn= und geistreiche Laune, seinen lachenden Witz, und immer liebevollen, wenn auch scharf treffenden Scherz entgegenzusetzen". Auf die Tapetenthür des Hüttchens, die zum Stammbuch diente, schrieb Lessing nicht nur sein Dies in lite, sondern auch sein *Ἓν καὶ πᾶν*. Gleim verstand den tiefen Sinn nicht; selbst Herder, als er den Wahlspruch zuerst mit eigenen Augen las, wußte ihn noch nicht Lessingisch zu erklären: „Siebenmal würde ich sonst mein *Ἓν καὶ πᾶν* heruntergeschrieben haben, nachdem ich so unerwartet an Lessing einen Glaubensgenossen meines philosophischen Credo gefunden". Spät noch zeigte der Alte eine einsame Ecke in dem anmuthigen Gärtchen am Stadtwall als Lessings Lieblingsplatz, und sein kleines Mausoleum nahm 1781 zur Urne Kleists auch die Urnen Lessings, des Anakreontikers Götz und des — Horazianers S. G. Lange auf.

Lessing konnte seinem Malchen, die bei Verwandten weilte, melden, die kleine Lustfahrt sei ihm ausnehmend gut bekommen. Gleichwol schritt das innere Leiden vor, er alterte und mochte schon, als Voltaire, als Rousseau dahin ging, und er dem Meister Arouet die zweischneidige Grabschrift widmete, seines eigenen Endes denken.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht: ich werde alt.

Und genöthigt sich in einem Stammbuch einzuzeichnen, scherzte er über das Kreuzchen, das ein Verstorbener hier statt des Leichensteins bekomme. Auch hätte Elise kaum so heftig bei den schwungvollen Fragen der „Erziehung" über die Palingenesie geweint, wenn vor ihrem Blick nicht „die Ruinen eines großen Mannes" und die Ahnung des schmerzlichsten Verlustes aufgestiegen wären. Wie unablässig er arbeitete und dem Memento vivere folgte, oft fühlte er sich gelähmt, der alten Beweglichkeit seines Geistes beraubt, stumpf, zerschlagen. Schon vor der Ehe hatten ihn Beklemmungen und Augenschmerzen hart angefochten. Was er 1764 geschrieben, Kränkeln sei schlimmer als Krankheit, für gesund gelten, ohne es zu sein, unerträglich, mußte er in den letzten Jahren, die ihm gegönnt waren, bitter genug auskosten. „Alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist", rief er einst der Freundin zu. Er wurde es nicht mehr. Nur sein Schlaf blieb ihm treu, der zeitlebens über ihn kam, sobald er die Augen schloß; der traumlose, denn eigenthümlich: die nächtige Thätigkeit einer unzusammenhängenden, dem Wahnsinn verwandten, halbbewußten Phantasie ruhte ganz bei diesem mit wachem Verstand arbeitenden Dichter und Denker. „Er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte", bezeugt Leisewitz im Schreiben an Lichtenberg. Aber der Schlaf drang ja auch unersehnt herbei als krankhafte Sucht, die mit tragischer Ironie den Erwecker eines neuen geistigen Lebens, den unruhigsten Mann, den lebhaftesten Sprecher immer häufiger, selbst in angeregten Kreisen, übermannte, ein mahnender Vorbote des dunklen Genius mit der gestürzten Fackel. „Von ferne, von ferne, da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — Tod", wie die grauen Geschwister im „Faust" summen.

Im Juli 1779 war er bettlägerig gewesen, und gegen Ende des Jahres befand er sich wieder „recht sehr übel. Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen". Nicht krank, sondern bloß — nicht gesund fand ihn das neue Jahr, bald folgte eine Unpäßlichkeit der andern, so daß er nach einem Bräuneanfall die Gratulation, er könne von Glück sagen, so davon gekommen zu sein, bitter entgegennahm: so sei es denn Glück, auch nur zu vegetiren ohne freien Gebrauch der Seelenkräfte. In den Jacobischen Tagen schwankte offenbar sein Befinden zwischen furchtbarer Abspannung und ungemeiner Erregung.

Als Lessing dann am 7. October 1780 auf drei Wochen nach **Hamburg** kam, was nur durch eine Anleihe bei seinem bewährten Freund und Wirthe, dem Münzmeister Knorre, zu ermöglichen war, gingen ihm traurige Posten voraus. Die Gemeinde machte sich auf einen letzten Abschied gefaßt, fand ihn aber beim Wiedersehen über Erwarten munter, obwol die Kälte unterwegs dem Reisenden so zugesetzt hatte, daß er sich manchmal, wie Malchen vernahm, nach seiner Hausordnung zurücksehnte. „Jeden Tag, daß er hier ist", berichtete Elise, „hat er gewonnen, theils durch den Umgang mit Freunden und theils durch körperliche Bewegungen, wozu Arzt und Freund ihn hier verdammen. Doch steh' ich nicht dafür, daß er nicht in seinen Seelenschlaf zurückfällt, sobald das ewige Einerlei seiner Lage in Wolfenbüttel wiederkömmt, und dazu seine Bequemlichkeit, nichts zu thun, was ihn aus dieser Lage reißt. Es ist nicht wahr, daß sein Kopf nicht ganz der alte ist, sobald er will — aber sein Wille ist schläfrig — und die Sphäre der Dinge, die ihm interessant sind, verengt sich nach Maßgabe, daß sein Geist sich an Kenntnissen ausgebreitet hat". Und die Doctorin schrieb gleich nach seiner Abreise, Lessing habe ihr erzählt, daß Euler seine Rechnungen, von Weib und Kindern umgeben, betreibe — „Armer Mann! dachte ich, dein Kopf würde heller sein, wenn du es auch so haben könntest. Jammer ist es den Lessing zu sehn, so viel Geist, und dabei so viel Zerbrechlichkeit, immer sitzt er da, als ob er einschlafen wollte, und es kömmt mir vor, daß er niemals wacht". Bedrohliche Nachrichten drangen ins Weite, Claudius meldete Schlimmes an Hamann, dieser wiederum an Herder. Schon persönlich hatte **Jacobi** inständig zu einer Erholungsreise nach Pempelfort eingeladen: wenn nicht alsbald, da eben die Kirchengeschichte ihr Recht forderte, so doch im Frühling müsse Lessing kommen. Er wiederholte alle Lockungen dem durchreisenden Malchen und zeigte ihr die gastlichen Räume, die sie mit dem Vater bewohnen sollte, auch den großen pechschwarzen Kettenhund als Wächter und Schutz „vor allen andern großen pechschwarzen Kettenhunden". Dann warb er Elisen für seinen Plan. Ihr ergreifender Bericht an Helene Jacobi ist handschriftlich erhalten: bei der Stelle aus Friedrichs Brief (5. September 1780), er lebte schon lange nicht mehr, „wenn es keine Bäume" — — fiel Lessing, der kein Naturschwärmer war, ein: „die gehören nun zu meinem Leben nicht"; desto schlimmer, meinte

Elise und las weiter: „und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe", herrliche Worte über dies beseligende Heilmittel gegen Ekel, Menschenhaß und Blutvergiftung — da hob sie den Blick zu ihrem Hörer und sah, was sie kaum je an Lessing zu sehn erwarten durfte, sein Antlitz feuerroth und seine Augen in Thränen schwimmend; „Es ist ausgemacht, wenn Leib und Geist ganz genesen soll, muß er nach Pempelfort, und Segen Gottes über alles, was dort lebt und Jacobi heißt!" Im December erließ Jacobi eine neue, hinreißend herzliche Einladung: Lessing dürfe nicht in Wolfenbüttel zu Grunde gehen, er wolle ihn in Osnabrück abholen, mit ihm im Frühjahr die Rheinlande bereisen und vielleicht im nächsten Winter Paris besuchen, vorher aber alles herbeischaffen, was nur die Genesung befördern könne, leise Munterkeit, ruhiges Leben ohne Todtenstille, sorglichste Pflege, doch nicht über Wunsch, grenzenlose Freiheit, eine recht gute, bequeme Lage; „aber Recha muß mitkommen". Der ganze Brief athmet die köstliche Liebe, Wärme, Behaglichkeit dieses rheinischen Hauses. Jawol hätte die emsige Küchenmutter Lene den müden Gast herrlich gepflegt im Wetteifer mit ihrer treuherzigen Schwester Lotte, Frau Betty sich auch ihm bezeigt, so wie sie Goethen lieb und werth war: „Heiterkeit, thätiges Wesen, keine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, an Rubenssche Frauen erinnernd", des Hausherrn reine Verehrung und schöne Bildung ihm wolgethan! Wie athmete ein paar Jahre später der vielgeprüfte Hamann nach allem Königsberger Packhofelend im Pempelforter Garten auf, wo heute der „Malkasten" sein frohes Wesen treibt, bei Jonathan-Jacobi: „Was für ein Ausbund von menschlichen Herzen, in deren Mittelpunkt ich lebe!" Der nordische Magus hat das letzte Bett im fernen deutschen Westen gefunden. „Ach, Sophie", schrieb Jacobi im August 1781 an Frau von La Roche, „wenige Leute haben diesen Lessing gekannt. Weil er kein sinnlicher, in Begierden aufbrausender Mensch war, so hieß er ihnen kalt. — Hätte er nur so lange noch gelebt, daß er hier in meinen Armen gestorben wäre".

Lessing ist den herzerfreuenden Rufen nicht gefolgt. Noch einmal suchte er seine frische Kraft dem Bühnendämon, der keinen losläßt, zu verschreiben oder es regte sich doch die Möglichkeit neuer theatralischer Gebilde vor. Als er 1778 nach Hamburg, der Stätte seiner Drama-

turgenenttäuschung kam, stand Schröder als erster deutscher Schauspieler da; Altmeister Ekhof war vor wenigen Monaten in Gotha begraben worden. 1780 feierte er Schröder in den bekannten Versen und zeigte sich willens, für ihn und das durch befreundete Familien, auch die Reimarer, geförderte Actientheater — man hatte es der Mad. Ackermann abgepachtet — thätig zu sein. Unter den Darstellern war ihm z. B. Borchers und die Starke, unter den Leitern Bubbers von lang her bekannt. Die Initiale seines Namens, allen voran, las er auf dem neuen Zimmermannschen Vorhang, der zwei Epochen andeutete: auf einer der obersten Stufen zum Tempel der Wahrheit, Schröders Göttin, sah man Shakespeare in erwartender Haltung, unten die Gruppen Emilia und Odoardo, Götz und Bruder Martin. Wirklich schloß Lessing im August 1780 einen Vertrag, kraft dessen die Hamburger Bühne von ihm jährlich zwei Stücke zu je fünfzig Louisd'or mit dem alleinigen Aufführungsrecht für eine Spielzeit erhalten sollte. Näheres ist nicht bekannt, da seine Briefe an Schröder gestohlen und verschwunden sind. Aber wie das oder die Nachspiele zum „Nathan", so blieben auch der „Nero", der „Londoner Verschwender" und ein Ehebruchsdrama wieder im Vorsatz stecken, obwol Lessing bald nach seiner Rückkehr von Hamburg Anstalten zur Abfertigung dieser Plane machte. Die Stimmung ließ sich nicht commandiren. Langsam wurde nur die eine Vorfrage, ob der Prodigal besser eine Tragödie oder ein Schauspiel abgäbe, mit Al Hafi Abraham dahin entschieden, daß „der Kerl das Mensch haben solle". Zur Noth möchte Elise als Nachfolgerin Adelgundens mit der altmodischen „Cenie" einspringen; sie gab sich unnütze Mühe um Addison's „Cato", Voltaires „Alzire" und die schon von Eschenburg neu bearbeitete „Zaïre". Lessing aber nahm mit der Vorrede zum zweiten Druck seines deutschen Diderot Abschied vom Theater, so wenigstens mittelbar mit einem Gruß an Schröder, den bürgerlichen Dichter mehr noch als den weiter ausgreifenden Darsteller. Schon pochten junge Fäuste dröhnend an die Pforte: Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Schillerschen „Räuber", und demselben Intendanten, der diesem kraftgenialen Trupp das Thor aufthun sollte, Dalberg, meldete Schröder, im Widerspruch mit den Journalisten, die auch von einer dem Hamburger Theater in nahe Aussicht gestellten Fortsetzung der „Emilia" fabelten, am 1. November 1780 entsagend: „Lessing ist drei Wochen hier gewesen, seine

Gesundheit hat gelitten, und ich befürchte, sein Geist auch — fürs Theater haben wir wenigstens nichts zu erwarten". Ein Gleiches mußte sich 1780 Madame Starke sagen, als der Schöpfer ihrer berühmtesten Rolle, der Claudia, in einer Braunschweiger Gesellschaft durchaus ihr Tischnachbar sein wollte, dann aber die ganze Mahlzeit lautlos verstreichen ließ.

Umsonst seine beruhigenden Versicherungen, es gehe ihm recht gut und er hoffe auf einen ersprießlichen, fleißigen Winter, wie er, noch gestärkt durch den Hamburger Aufenthalt, der ihm die verlorene Gesundheit und Laune wiederbringen sollte, schrieb. „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft einen Einzigen hier hätte!" Die geselligen Unterbrechungen daheim hielten nicht lange vor. Er fühlte sich gebrochen und gezeichnet: „Auch ich war damals" — in den Jugendtagen mit Mendelssohn — „ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus". Seine Bekannten beobachteten eine an Lähmung grenzende Schwere, ein Versagen der Rede, krankhafte Verwechslungen, wie auch seiner Feder die Buchstaben manchmal nicht mehr gehorchten. Was lange nur ein Augenblicksübel gewesen, setzte sich fest und griff gierig immer weiter, so daß er die wachsende Unfähigkeit zu denken und arbeiten mit herben Worten beklagte. Seine Stimme ermattete, sein Gang schleppte, das Feuer seiner Augen erlosch. Traurig sah Döring dem täglichen Verfall zu, als der „edle, brave, über alles werthe" Mann nur mit äußerster Mühe gehn und Athem holen konnte.

Trotzdem fuhr Lessing, der auf Hamburger Weihnachtsfreuden schweren Herzens verzichtet hatte, am 28. Januar 1781 nach Braunschweig, verbrachte den Abend im Club, traf sich am nächsten Tag mit Leisewitz bei Eschenburg und war im Stande, den 1. Februar beim regierenden Hofe, den 2. bei der Herzogin-Wittwe zu speisen. Noch stand sein Geist den litterarischen und politischen Aufregungen des Tages offen. Es liegt ja oft eine tiefe Bedeutung in den Legenden, welche die letzten Stunden großer Männer umschweben und ein zufälliges Wort symbolisch erweitern oder eine nie gethane Äußerung erfinden, um darin die Summe des ganzen Daseins zu ziehen. In diesem Sinn ist der Ruf „Mehr Licht!" des sonnenhaften Goethe volle Wahrheit. Die Welt verlangt, daß die Lippe, die soviel Köstliches gespendet, noch

im Todeshauch ein geistiges Vermächtnis ausspreche. Denen, die an Lessings letzte Lebensneige solche Fragen richten, giebt die karge Überlieferung ohne mythisches Spiel zwar einsilbigen, aber gehaltvollen, seiner würdigen Bescheid.

Am 3. Februar empfing Leisewitz von Jerusalem eine Broschüre, die ihm Lessing, im Beisein des Urhebers, sogleich voll Interesses abdrängte: ein dünnes und dürres Heft, die laue, von der alten Herzogin gewünschte Erwiderung des Abtes auf ihres königlichen Bruders offenen Brief De la littérature allemande vom November 1780. In der Ursprache oder in Dohms Übersetzung war dies Sendschreiben damals den Deutschen insgemein und den von Friedrich weniger verkannten denn ungekannten Schriftstellern schwerer zu beurtheilen, als uns heut zu Tage. Friedrichs Bildung in Kunst und Wissenschaft war französisch, Deutschlands geistige Arbeit ihm nur durch vereinzelte ungünstige Mittheilung in seiner Jugend und ein paar Zufälle geläufig Ein wahrhaft königlicher Hofstaat schöner Geister umgab ihn, als Lessing voll Sehnsucht in Berlin umherspähte und unter anderm auf die sorgsame Übersetzung der Lettres au public verwegene Hoffnungen gründete. Auch im siebenjährigen Kriege las und schrieb der König nur französisch; dann würzte die reiche Litteratur von Corneille bis Voltaire die Mußestunden des solitaire de Sans-Souci, der dem patriarche de Ferney 1775 ein Vorspiel jenes großen, an Herzberg gerichteten Litteraturbriefes gab: wie der Mangel an Sprache und Geschmack den Erfolg deutschen Ehrgeizes so zweifelhaft mache, Schulton und Schwulst vorherrsche, und der Wahn, sich im Drama auszuzeichnen, durch unvollkommene Versuche Lügen gestraft werde; man sei allenfalls im öffentlichen Recht tüchtig, aber seit Leibniz und Wolff unbekümmert um Philosophie — doch gelte es, wie einst in Frankreich unter Franz I., künftiger Geister zu harren: „Der Boden, der einen Leibniz erzeugt hat, kann andre erzeugen. Ich werde diese schönen Tage meines Vaterlandes nicht schauen, aber ich sehe ihre Möglichkeit voraus . . . Was mich betrifft, so tröste ich mich damit, im Zeitalter Voltaires gelebt zu haben; das genügt mir.“ Und wieder prophezeit er, ohne die Zeichen der Zeit zu belauschen: nach den Nöthen des dreißigjährigen Krieges und seiner eigenen Ablenkung durch die schlesischen Feldzüge nahe jetzt erst eine Morgenröthe, Griechen und Römer und

Franzosen seien die Helfer der Geschmackbildung, zwei oder drei Genies würden die Sprache befreien und des Auslands Meisterwerke bei uns heimisch machen — er, der König, aber auf dem Abstieg seines Lebens diese glücklichen Zeiten nicht erblicken. 1778 starb ihm in Voltaire der letzte große Erbe des siècle de Louis XIV., dessen Mark Friedrich als edelste Nahrung des Geistes pries; er selbst hielt die akademische Lobrede und sah Öde ringsum. Eine deutsche Renaissance schwebte ihm vor; daß sie schon lang im Werden war, wußte er nicht und konnte es nicht wissen. Nur diesem großen König war es erlaubt, seine hohen Zukunftswünsche mit solcher Unkenntnis alles bereits Erblühten und alles Keimenden als ein „Fremdling im Heimischen" auszusprechen und an d'Alembert bei Übersendung der Lettre zu schreiben, vielleicht würden in Deutschland gute Schriftsteller erscheinen, wenn er im Elysium dem Schwan von Mantua Geßners Idyllen und Gellerts Fabeln überreiche; worauf der Franzos einen schweizerischen Geschichtschreiber, „Herrn Mayer", empfiehlt, Friedrich aber die deutsche logon diarrhoea dieses Mayer, soll heißen: Johannes Müller, kritisirt. Man sage, was man will: es mußte die gebildeten Deutschen schwer bedrücken, daß der große, geistreiche, aufklärerische, schriftstellernde und dichtende König nur ein Wörtlein über den längst vermoderten Canitz hinwarf und neben der faden, glatten „Mädcheninsel" eine schale Komödie Ayrenhoffs, den „Postzug", als Nothnagel rühmte, die deutsche Sprache halbbarbarisch schalt, Shakespeare weit über Voltaire hinaus mit Verachtung strafte und den „Götz von Berlichingen", nach bloßem Hörensagen von einer Berliner Aufführung, dem Briten hinterdrein schleuderte — 1780, als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und manche andere seit Jahrzehnten oder in junger Kraft am Werk waren! Man kommt doch immer wieder auf die müßige Frage: was hätte gerade dieser Fürst der Aufklärung zum „Nathan", zu den „Anti-Goeze" gesagt, warum drang keine Silbe davon an sein Ohr?*)

*) Hier, nicht in den Anmerkungen hinten, wo sie mancher übersehen möchte, finde nachträglich eine — auch für die „Minna" — wichtige, mir von Schüddekopf mitgetheilte Stelle des Quintus Icilius an Ramler (Potsdam, 20. April 1765) Platz, ohne Commentar: „Sie erfreuen mich mit der Hoffnung unsern Herrn Lessingk in Berlin zu besitzen. Ich habe große Absichten auf ihm, die die Ehre unserer Schaubühne betreffen. Vielleicht finden wir ihn geneigt dazu. Se. Majestät kennen ihn, und werden ihn unterstützen. Hätten wir nur noch den freundschafftlichen Gleim in der Nähe."

Da klagte denn der treue Gleim: dies Meisterstück „Nathan“ hätte der große Landesvater verstehen müssen, um besser über die deutsche Dichtung zu reden und nicht den „Postzug“ für unser Eins und Alles zu rühmen. Du kennst unsere Sprache und Litteratur nicht, sagte Herder ruhig dem ins gelobte Land ausschauenden alten „Moses“. Die führenden Geister in der Umgebung seiner Nichten und Neffen waren für ihn gar nicht vorhanden, als er trotz alledem mit hoffnungsfrohem Nationalstolz der Zukunft entgegensah, wo die deutsche Litteratur eine Weltmacht, die Sprache neu gebildet, der akademische Unterricht in allen hier reihum geprüften Gebieten und die Mittelschule, deren Reform er 1779 Herzberg anbefahl, wesentlich durch eine gesunde Pflege classischer Bildung zur Blüte gelangt wären. Noch fehlte nach dem Wahn des Königs in den Jahren der Lessing und Herder unseren Schriftstellern ein gründliches Studium der Alten, die Fähigkeit sie zu lesen und zu übersetzen. Und ohne dem nachzufragen, was hier und dort von Fürsten bereits gethan war, als Freund und Gönner seiner einstigen französischen Gäste unbekannt mit dem freien edlen Wettbewerb stipendienloser Genies, schloß Friedrich diese für die Gegenwart so blinde, für die Zukunft in manchem Betracht so prophetische Schrift mit einem Mahnruf an die Souveraine: que nous ayons des Médicis, et nous verrons éclore des génies. Des Augustes feront des Virgiles.

Längst hatte Lessing seine bittre Ode an Mäcen niedergeschrieben; ein überstolzes Capitel „Von den Mäcenaten“ stand in Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ zu lesen; vor vier Jahren wies Leisewitz in der „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter“ tapfer den Mäcenen und den Kriechern die Thür: denn — wie er, Schillers berühmte Verse vorwegnehmend, erklärte — „kein Fürst schafft Talente, die deutsche Litteratur sei Zeuge! Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhmes mit kastalischem Wasser auswuschen, kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funke des Himmels. Die deutsche Litteratur wand sich mit eigener Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch sich, was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball, gestützt durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere“. So dachte, sprach, that auch Lessing. Leisewitz aber ließ 1781 den Plan einer Entgegnung fallen, wie Hamann,

wie Goethe, der nach Suphans überraschendem und schön ausgebeutetem Fund mit Dialogen zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Frankfurter Wirthstafel antworten wollte, anfangs spöttisch gestimmt, dann so ernst, wie es einem solchen Autor und so hohen Zielen gegenüber sich gebührte. Ihm stand Herders Rath zur Seite. Nicht zufällig hatte Goethe eben damals im Sinn, Lessing zu besuchen: De la littérature allemande würde ihr erstes Gespräch gewesen sein.

Derweil in der Stadt, die einen Goethe geboren und einen Voltaire einst in schmählicher Gefangenschaft gesehn, zwar keine Tableb'hôteunterhaltung höheren Stils gepflogen wurde, sondern nur ein zorniges Mutterherz über das „schöne Gelese des Königlichen Verfassers", der bei aller Größe doch nur ein Mensch sei und sich, selbst nach Philisterurtheil, prostituirt habe, empört war, hatte Jerusalem im höchsten Auftrag seine in Filzsocken einherschlürfende Antwort erlassen, deren Friedrich trotz einer französischen Übersetzung nicht achtete: „Über die Teutsche Sprache und Litteratur. An Ihro Königliche Hoheit die verwitwete Frau Herzogin von Braunschweig und Lüneburg". Einen Schritt vor, zwei zurück, umgekehrt als bei der Echternacher Springprocession. „Ein armer, alter, stumpfer Mann", wie er sagt, war er ohne Lust und Muth an die Arbeit gegangen, bis zum Äußersten nachgiebig, mattherzig in allen Einwürfen, mit der schüchternen Behauptung, daß seit der Zeit, da der König aufgehört sich um deutsche Litteratur zu kümmern, gerade seine Regierung Epoche gemacht habe. Vergebens sucht man die Namen Herders und Goethes neben den Berlinern und Braunschweigern. Lessing ist mehrmals genannt: als deutscher Phädrus, als Alterthumsforscher im Gefolge Winckelmanns, als Dramatiker nach Ayrenhoff und Engel, als Dramaturg, dessen Hauptschrift auch Voltaire „hie und da mit kleinen Unruhen gelesen haben würde". Nirgends aber steht ein handfestes, charakteristisches Zeugnis, und sammt den theologischen Streitschriften wird „Nathan" weislich verschwiegen, während Freund Tralles in einem unglaublich thörichten „Schreiben" Lessing zwar hoch über Herrn v. Ayrenhoff stellte, aber bedauerte, daß der Meister sein reines Deutsch im „Nathan", von Goethes Unarten angesteckt, geflissentlich verderbt habe! Im Gegensatze zu dem lavirenden Hofprediger, der dem König möglichst und unmöglichst weit entgegenkam, sagte Möser gerad und mannhaft und gedankenvoll seine Meinung

heraus, indem er den reformatorischen Ruhm des preußischen Namens würdigte, aber auch den „Götz" pries, England und Frankreich einsichtig verglich, Deutschlands Sprachentwicklung ins rechte Licht setzte und, jeder Generation gerecht, nur einen neuen Hercules-Lessing zur Säuberung des Genieparnasses verlangte. Auch der nachher von Friedrich belobte Danziger Jude Gomperz überholte den Braunschweigischen Officiosus weit mit praktischen Rathschlägen und besonderer Hervorhebung von Nathanversen und Herderscher Prosa. Goethes erschöpfendes Urtheil lautete: „Jerusalems deutsche Litteratur ist da. Wolgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und warm". Nicht anders werden die Clubgenossen in Braunschweig sich ausgesprochen haben.

So trat der alte König noch einmal vor Lessing hin, der umsonst zu ihm aufgeschaut und öfters seiner Bewunderung einen Tropfen Galle beigemischt, nie aber aus verletzter Eitelkeit oder ausschweifender Deutschthümelei den großen Einsiedler geschmäht hat. 1774 meinte er gar: wenn Ramler über den „Götz" französisch aburtheile, geschehe ihm recht, daß der König seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachte. —

Lessings letzte Lectüre war dem Kampf der Aufklärung gegen einen unerhörten Gewissenszwang gewidmet, der ihn und seine Gesinnungsgenossen schon seit einiger Zeit empörte. „Eine halbe Stunde, ehe er starb, hatte er noch Besuch bei sich und ließ sich aus Schlözers Briefwechsel das dumme Verfahren der Jülich- und Cleveschen protestantischen Geistlichkeit vorlesen", weiß die Familie Jacobi zuverlässig zu berichten. Diese Zeitungsblätter verdienten, den entfliehenden Geist des großen deutschen Journalisten noch ein Weilchen festzuhalten. Seit 1776 gab Schlözer zu Göttingen seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhaltes" heraus. Ohne sonderlichen Reiz der Form spendete diese weit verbreitete censurfreie Zeitschrift statistische Belehrung und religiös-politische Aufklärung, ein ehrenwerthes Denkmal deutscher Professorenpolitik, und zum ersten Mal in Deutschland wurde die Redensart von der Großmacht Presse eine unläugbare, willig oder widerwillig anerkannte Thatsache. Hier beobachtete ein wolunterrichteter, freisinniger, gewissenhafter Wächter die Verwaltung der europäischen Staaten und hatte das gleiche Augenmerk für den wirthschaftlichen Ertrag eines deutschen Landes wie für Frankreichs Flotte, bald ein ruhiger Rechner, bald ein lauter Rufer im Streit, wenn eine rückläufige Bewegung

drohte. Nicht selten läßt er die nackte Thatsache reden, indem er etwa einen hessischen Erlaß über landesväterlichen Soldatenschacher ohne jede Kritik abdruckt oder josephinischen Reformzwang durch bloße Mittheilung beleuchtet. Mit kräftigen Worten nehmen Schlözers Hefte die Partei aller Opfer der Reaction, sei es gegen starre Lutheraner, sei es gegen ränkevolle Jesuiten, doch wissen sie fast überall besonnen abzuwägen: das mäßige Verhalten eines Rohan in protestantischen Angelegenheiten wird belobt, die unsinnige Gleichstellung von Sokrates und Jesus bei den Rationalisten scharf abgewiesen. Lessing zählte zu den treuen Lesern dieser vornehmsten norddeutschen Zeitschrift, der seine Sonderart natürlich nicht durch Dick und Dünn folgte. In dem letzten Handel aber zeigte er sich ganz eines Sinnes mit dem Göttinger Publicisten: es war von allgemeiner Bedeutung, die von der Landesbehörde unterstützten hierarchischen und ketzerrichterlichen Gelüste der Jülich-Bergschen Pastoren, dieser neuesten „Patriarchen", wuchtig zurückzuschlagen. Das am 20. Januar abgeschlossene Heft berichtete an der Hand mehrerer vom Kriegsschauplatze gekommener Flugschriften über die vorjährigen Synodalansprüche. Die Synode unter Leitung des Inspector Westhoff beklagte heftig die immer weiter greifende frevle Verachtung des Gottesdienstes und der heiligen Sacramente und rief gegen solche Ruchlosigkeit den weltlichen Arm an, da die Kirchenzucht nicht ausreiche und Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses die oft unschuldigen Hinterbliebenen stärker treffe als den todten Atheisten. Der Kurfürst möge demnach verfügen, daß wider alle Feinde des regelmäßigen Kirchenbesuchs und Abendmahls außer der geistlichen Censur zunächst eine erkleckliche Geldbuße, bei weiterer Verstocktheit aber Leibesstrafe und Landesverweisung zur Anwendung komme, und seinen Beamten thatkräftige Förderung der mit unterthänigster Submission ersterbenden Synode anbefehlen. Einer ziemlich allgemein gehaltenen Zusage der Regierung war von den Kanzeln herab das maßloseste Proclama ganz im Geiste des „Friß Vogel oder stirb" gefolgt. Da wurde gegen die wachsende Verachtung des Heiligen mit Ausblicken auf die Höllenpein gezetert, das gemeinsame Interesse von Staat und Kirche drohend erhärtet und jeder Seelenhirt angefeuert, sein Strafamt gemäß dem Erlaß des gnädigsten Landesherrn ohne Menschenfurcht auszuüben. Die Gemeinden mußten sofort den Vorrath der frommen Strafen zur Warnung kennen lernen: erst Geldbuße,

dann Entziehung der Kirchenämter und Sacramente; bei andauernder Hartnäckigkeit sollten die Sünder „von der christlichen Gemeinde mit Namen und Zunamen von öffentlicher Kanzel ausgeschlossen, und von dieser für Heiden und Zöllner gehalten" werden, denen auch ein ehrliches Begräbnis nicht zustehe; unverbesserliche freche und verwegene Bösewichter endlich würde Se. Kurfürstliche Durchlaucht mit noch härterer Pön zu treffen geruhen. Den Schluß dieses racheschnaubenden Kanzelukas machte ein inbrünstiges Gebet zu Gott um richtige Leitung der durch Jesu Blut theuer erkauften Pfarrkinder.

So mörderlich donnerten die lutherischen Päpstchen im deutschen Westen. Ein einstimmiger Schrei der Empörung mußte das Echo bei allen Freiheitsfreunden sein, nicht nur in der unmittelbarer berührten Nachbarschaft, wo der sanfte J. G. Jacobi sich als „Erzengel Michael" zu einer besondern Gegenschrift ermannte, sondern auch in der Ferne: die Reimarer machten ihrer Entrüstung kein Hehl, Lessing hatte schon vor der Abkündigung „sich fast wüthend über diesen unlutherischen Schritt" gezeigt und aus Pempelfort wiederholte Nachrichten bezogen. Inquisition in Jülich-Berg! Der freisinnige Kanzler v. La Roche in Coblenz abgesetzt! Censur über die Universität Gießen verhängt! . . . Da erschien der Reimarischen Gemeinde das Wachsthum einer aufgeklärten Toleranz nur als schöner Traum, und ingrimmig fragte Elise, was ihr Freund denn zu den „heiligen Eseln" meine? Lessing dachte wie Schlözer. Im „Briefwechsel" wird der ehrwürdigen Synode sehr eindringlich zu Gemüthe geführt, daß für „Verachtung" der Kirche besser „Versäumung" stünde, daß sie aber mit ihrem Drohwort der „Verdammnis" Zwangsmaßregeln über die christliche Liebe und, gegen jedes evangelische Princip, äußerlichen Kirchendienst über innerlichen Gottesdienst gesetzt habe. Ein ernster Laie erinnert diese gewaltthätigen Pastoren an die Sendung der Apostel. Er hält ihnen die Unklarheit ihrer Forderung „ordentlichen" Kirchenbesuchs und Sacramentgenusses vor und brandmarkt die Entziehung nicht eines kirchlichen, sondern eines ehrlichen Begräbnisses als einen vom Verfolgungsgeiste dictirten anmaßenden Eingriff in die Gerechtsame des Staates. Gegen solche Wölfe im Hirtenkleid, ihre Werkheiligkeit, ihre Ketzergerichte, denen nur noch der Scheiterhaufen fehle, gegen das „entsetzliche" Schlußgebet wird die versöhnende Liebe Jesu Christi und die Gnadenlehre Luthers, dem

jeder geistliche Zwang ein Greuel gewesen, aufgerufen. Herzensglaube, Liebe, Dulbung, Eintracht, so grausam und blindlings verkannt von Westhoffs Pfaffen, kamen wieder zu ihrem Recht in den Göttinger Blättern, denen Lessing seine letzte Andacht widmete. Der Jude Daveson las dem Nathandichter die Schande neuer Patriarchen vor in seiner Todesstunde. So sollte der Anti-Goeze protestirend bis zum letzten Athemzug aus dem Kampf in die ewige Ruhe eingehn und sich noch einmal zu seinem theuren Johannisworte bekennen: Kindlein, liebet einander! —

Am Abend des 3. Februar 1781, den er im Club und bei Davesons verbrachte, wurde Lessing von einem Stickfluß befallen und zeitweilig auch der Sprache beraubt. Man trug ihn in sein Quartier. Er wollte weder Arzt noch Diener bei sich haben. Tags darauf ließ er sich frisiren, um nach Wolfenbüttel heimzufahren. Ein Besucher trat dem entgegen und holte den Doctor, der einen Aderlaß und ähnliche Mittel anwandte. Lessing spie Blut, doch schöpfte Leisewitz noch Hoffnung auf Genesung, während der Kranke selbst, treu seinem tapfern Wort, er werde vielleicht in seiner Todesstunde, aber nicht vor seiner Todesstunde zittern, dem zu einem Begräbnis bestellten Lohndiener sagte, daß er sich sputen möge, denn nun komme an ihn die Reihe. Alle ärztliche Kunst wurde aufgeboten, Malchen eilte zur Pflege herbei, das getrübte Bewußtsein stellte sich rasch wieder her, viele Theilnehmende sprachen vor, auch der Hof zog häufige Erkundigungen ein. In einsamen Stunden sammelte Lessing seine Gedanken, „und er ist dem Tod wie ein Held entgegen gegangen“, ja mitunter vernahmen der Hofmedicus, der Hauswirth, Daveson harmlose Scherze von seinen Lippen. Nach der Lectüre des Schlözer am 15. Februar konnte er noch einmal das Zimmer verlassen, doch als er zurückkam, lehnte er, die Haare von Todesschweiß benetzt, sein müdes Haupt an den Thürpfosten und sprach, in den Gedanken der bestürzten Tochter lesend: Sei ruhig, Malchen! Darauf reichte er, wieder gebettet, den Arm zum Aderlaß, und als man ihm sagte: ängstigen Sie sich nicht, entschlummerte er mit lächelndem Blick — „Daß ihn alle Goezen gesehen hätten, diesen Blick, damit sie von ihm lernen ohne Verzerrung des Gesichts zu sterben und sterben zu lassen“ fügt Elise, auch im tiefsten Schmerz streitbar, ihrem Bericht (an Hennings, 27. Mai) bei, der gleich der Erzählung Betty Jacobis

(an Sophie v. La Roche, 9. März) auf Mittheilungen des Augenzeugen Daveson fußt. Er starb, bekräftigt dieser, „so wie er gelebt, als ein Weiser, entschlossen, ruhig! voll Besinnung bis in den letzten Augenblick.“ Es war nach sieben Uhr Abends.

Amalie Henneberg erzählte als Greisin — und unser Gewährsmann mag ihre Erinnerungen ein wenig stilisirt haben, — wie sie vor der Schwelle des Krankenzimmers gesessen, um ihrem gepreßten Herzen durch geheime Thränen Luft zu machen: „Da öffnete sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markirt und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängstlichsten Besorgnissen noch überraschend, das theure Leben.“

Die Section ergab Brustwassersucht mit ungewöhnlich starken Verknöcherungen.

Erst im Laufe des nächsten Tages (16. Februar) erfuhren die meisten Braunschweiger Freunde, daß der Große von ihnen genommen sei. Am 20. wurde er auf dem Magnikirchhof unter einer Tanne bestattet. Ebert, Eschenburg, Schmid, Leisewitz, Kuntzsch, Graf Marschall, auch ein paar Männer aus dem Volke wohnten dem vom Herzog würdig ausgerichteten Begräbnis bei. Leisewitz schrieb einen einfachen, sachlichen Bericht über Lessings letzte Wochen für Lichtenbergs „Magazin“, und es ist nur allzumenschlich, daß in seinem Tagebuche sich Hoffnungen auf den erledigten Posten unter warme Erinnerungen mischen. Schmähworte und Lügen des orthodoxen „Kirchenboten“ sammt dem darin erwähnten Volksgerücht, Lessing sei vom Teufel geholt worden, oder der Sage, die Ärzte hätten einen so bösen Menschen absichtlich sterben lassen, gingen klanglos dahin. Daß der Religionsfeind Lessing dem Stahl eines frommen Mörders erlegen sei, konnte außer einigem Pöbel einen Augenblick nur Gleim für wahr halten, der womöglich gar an einen „gottesfürchtigen Maroniten“ des Patriarchen Goeze dachte und

bald in überschwänglichen Grabverslein Trost fand. Ebensowenig aber bewahrheitete sich das Gerücht, der Herzog wolle Lessingen ein Denkmal aus Harzer Marmor errichten; vielmehr blieb es dem Schauspieler Großmann vorbehalten, sieben Jahre später sich selbst echtkomödiantisch durch einen Aufruf in Scene zu setzen und mit der Miene des trauernden Busenfreundes bei den Collegen herumzubetteln, aber kläglich Fiasco zu machen, wie er 1791, ohne jedoch seinen Klingelbeutel einzuziehen, aller Welt darlegte. Dann wollte Nicolai mit den Braunschweigischen Getreuen der beschämenden Zudringlichkeit im Stillen zuvorkommen. Frau Rath meinte verständig, man habe in diesen Kriegsläuften zuviel an die Lebenden zu denken, auch möchte sie einmal ihr Herz über die nichtssagende Verherrlichung großer Todten durch Obelisken, Urnen und dergleichen ausschütten, nur nicht bei Gevatter Großmann, der alle Briefe drucken lasse. So wartete Braunschweig denn auf Meister Rietschel, den Landsmann Lessings.

Ein die berühmten Duplik-Worte über die Wahrheit umschreibendes Gedicht des Wolfenbütteler Rectors Heusinger wurde von der vorsichtigen Behörde unterdrückt, auch an andern Orten regte sich eine bevormundende Censur, aber die Bühnen Deutschlands eilten, den Dichter und Dramaturgen und natürlich in ihm sich selbst zu feiern, mit Katafalken, Trauermusiken, poetischen Nachrufen; hatte doch Bonn schon im December 1779 sein kleines Lessingfest gehabt, als den Kurfürsten ein Gelegenheitsstück begrüßte, das mit begeisterten Worten über den „Nathan" anhob. Voran ging am 24. Februar 1781 der allzeit rührige und anhängliche Döbbelin in Berlin, wo Demoiselle Döbbelin, umgeben von dem schwarzgekleideten Personal, ein im Ganzen unbedeutendes Gedicht Engels recitirte. Lessings Bildnis war hinten auf einem schnörkelhaften Monument zu sehen, und das dichtgefüllte Haus antwortete mit „dumpfem Bravo" den Versen, die ein öffentliches Denkmal und ein Grab Lessings in der Fürstengruft für selbstverständlich erklärten, wenn er ein — englischer Dichter wäre. Ein politisches Wetterleuchten flackerte überall um diese Bahre. Viele hundert Berliner waren vergebens gekommen, so daß die Gedenkfeier wiederholt wurde und ihr Erfolg auswärtige Theater anspornte. In Schwedt ließ der Macher des „Grafen Walltron", Möller, all seine sinnfälligen Künste spielen: die Bühne war ebenfalls schwarz verhangen, ein Tempel der

Unsterblichkeit ragte unter Eichen empor, zwei Trauerbarden lagerten auf seiner Schwelle, Lessings Urne und Büste schmückten den Altar, Bildsäulen verkörperten die Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie und was der öden Allegorien mehr war, die Mimen schritten mit Lorbeer und Weihrauch herbei, Herr Möller als Odoardo trug den im Preise des unsterblichen Dichters und nicht minder des musenholden Markgrafen schwelgenden Bombast eines gewissen Laur vor. Dann erschien seltsam genug Lessings bekränzte und umflorte Büste im Cabinet des Prinzen von Guastalla wieder, und die Zeitungen erzählten, diese feine Idee habe die angenehmste Wirkung auf Kopf und Herz gethan. Der Markgraf aber ließ die Brustbilder Lessings und Shakespeares auf den Vorhang malen, beide mit der Unterschrift „alt 52 Jahr." Am 25. März feierte das Ellricher Privattheater Lessings Tod mit einer Aufführung der „Sara", während sonst überall „Emilia Galotti" zur Darstellung kam; voraus ging unter Musik und Gruppenbildung ein nach Art des Göttinger Hains leidenschaftlich gegen Firlefanz und Menschenquälerei der Großen ausklingender Dithyrambus von Gökingk. Gleim wohnte der Feier bei und hatte sein Mayschés Lessingportrait mitgebracht, das ein Genius mit gesenkter Fackel auf der Bühne hinter dem Sarg emporhielt.

Auch Hamburg blieb am 9. März bei dem Apparate der Urnen, Trauergewänder und dumpfen Musik, doch was man hier von Schröders berufenen Lippen vernahm, war würdige Poesie in tiefgefühltem Vortrag. Das geistliche Ministerium hätte beim Senat gegen die Feier protestirt, wenn nicht Goeze, so wurde wenigstens erzählt, dafür eingetreten wäre, daß niemand dem Todten die elende Ehre, von Komödianten gerühmt zu werden, rauben solle. Der Theaterverein bestand tapfer auf seinem Gedenkfest und setzte es durch: nur gedruckt sollte kein Bericht, kein Vers werden. „O der dicken, dicken Dummheit!" seufzte Elise, nach deren Sinn freilich das theatralische Aufpflanzen einer Lessingurne als Decorationsstück vor ein paar hundert armen Sündern nicht war; aber sie belobte und copirte die Rede Unzers, „denn sie war mehr als leerer Panegyristenstil, und betraf auch sein Verdienst um Wahrheit und Aufklärung", die von den Reimarern über alle künstlerischen Gaben gestellten Palladien. Dieser Nachruf sprach ernste Gedanken aus, schwulstlos, ohne die verdächtigen Hyperbeln der

litterarischen Klageweiber, und er wußte Lessings Verherrlichung mit einem tactvollen Fingerzeig auf den ungenannten, noch lebensfrischen und ins neue Jahrhundert hinüberwallenden Dichter Hamburgs, auf Klopstock, zu verbinden:

Deutschland kann sich trösten,
Es hat der großen Männer mehr,
Vielleicht noch Einen, der wie Er
Sich selbst allein des Ruhmes Hütte baute,
Vor Fürsten, Fürstendienern nie gekniet,
Tief in der Menschen Heimlichkeiten schaute,
Und niemals eine schadenfroh verrieth.
Der was Er einmal war, mit Ehre
Und Nachsicht doch für Andre blieb,
Und den nicht jeder Sturm der Lehre
Aus der erkannten Wahrheit trieb.
Der Gleißnerei und Prahlsucht kühn verscheuchte,
Aus Furcht und Haß an keiner Meinung hing
Und wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
Doch immer nah an ihrer Ferse ging.

Nur unverwunden bleibt die Trauer,
Mit welcher unsre Kunst den Schlag beklagt,
Denn diese klagt um mehr, ist um die Dauer
Der vaterländ'schen Kunst verzagt.
Sieht nur den kleinen Troß von weiten,
Hofft, daß noch Dichter ferne stehn,
Die nur den einzigen bewährten Richter scheuten,
Und kühner nun auf seine Pfade gehn . . .

So kraftgenial und ungestüm sprang im gleichen Jahre Schiller hervor, daß der Sprecher dieses Hamburgischen Epilogs von den Kolossen und Extremitäten der neuen Räuberfreiheit den Untergang des deutschen Theaters befürchtete.

Mochte auch manche wolfeile Phrase und manches äußere Komödiengepränge bei diesen Feiern unterlaufen, es geschah doch zum ersten Male, daß Deutschland auf die Bahre eines freien Schriftstellers Ehren des Nationaldanks häufte, wie sie nur Voltaire, noch bei Lebzeiten, erfahren hatte, und große öffentliche Versammlungen sich einmüthig verpflichteten, das Erbe zu hegen, den Muth des Kämpfers fortzupflanzen nicht zuletzt im religiösen und politischen Bereich.

Ergreifend tönen die leiseren Nachrufe der Freunde und mitstrebenden Genossen. Wie eine Sonnenfinsternis umschattete Lessings Tod ihr Dasein, nachdem sie so lang und freudig den hellen, warmen Schein seines Wesens und Wirkens genossen hatten.

> Den Einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
> Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
> Es werde Licht! sprach Gott, und Leibniz ward geboren;
> Es werde Finsternis! sprach Gott, und Lessing starb.

dichtete Gleim; „Was klagen wir den Untergang der Sonne!" rief Campe; „ins Reich der Nacht" führt uns eine von heftigen Gegensätzen bewegte und mit heiligen Schwüren „trotz Vorurtheil und Fürst und Pfaffen" besiegelte Nänie Elisens; „Es soll Finsternis bleiben! Es war also auch Plan der Vorsehung, dieses Licht in seinem vollen Leuchten zu ersticken, da andere bis auf den letzten armseligen Docht ausschwelen?", schreibt sie an Hennings, „Nun ja, wer's nur ausharren kann, bis wir's schauen, wo es weiter fortbrennt . . . sleep and die, das liebste Wort in meinen Ohren. Aber Sie haben Recht — wir wollen wirken, thun, handeln jeder nach seinen Kräften, in einem engen oder weiten Kreise, und wär's auch nur zum Zeitvertreib, bis — wir's beim ewigen Lichte taxiren können. Wer nur den Gedanken erst etwas hinunter hätte: und wir hofften, er solle Israel erlösen!" Ihr Gelöbnis aus starker Seele war nicht in den Wind gesprochen, das Haus Reimarus blieb eine Herberge der Aufklärung. — Im fernen Rom dichtete der Maler Müller einen schmerzerfüllten Nachruf, in Berlin K. Ph. Moritz. Gewichtig zollte Klopstock sein Beileid nach Braunschweig: „Lessings Tod ist mir innig nahe gegangen", und an Lessing erinnern uns die Verse von 1781:

> Weiter hinab wallet mein Fuß, und der Stab wird
> Mir nicht allein von dem Staube, den der Weg stäubt,
> Wird dem Wanderer auch von Asche
> Näherer Todten bewölkt.

Den schönsten Nachruf sandte Weimar. Denn Leisewitzens „Historische Lobschrift" blieb diesem Zauderer auch in der umgearbeiteten Fassung liegen, der trauernde Mendelssohn kam nur noch zu einigen „Hauptzügen", nicht aber zu der von ihm erwarteten und geforderten Biographie. Herder jedoch gab eine Fackelbeleuchtung, wie nur er es vermochte, und so wurde Lessings Lob in seinem Munde die würdige,

inhaltschwere Antwort auf Friedrichs Klagen über unsere geistige und sprachliche Armuth.

Am 20. Februar traf die Todesbotschaft in Weimar ein. „Mir hätte nicht leicht etwas fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, eh die Nachricht kam, macht' ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben", mit diesen Worten sendet Goethe die Trauerpost, wie alles was ihn bewegte, weiter an Frau v. Stein, und fragt später in demselben Zusammenhange Lavater nach der Schrift des alten Königs, betheuernd: „Lessings Tod hat mich sehr zurückgesetzt, ich hatte viel Freude an ihm, und viel Hoffnung auf ihn." Weit stärker getroffen war Herder. „Ich kann nicht sagen, wie mich sein Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen, und der dunkele wolkigte Himmel bliebe" lautet sein schönes Gleichnis für das Erlöschen der Einen Leuchte, in einem Brief an Gleim, „Hundert, ja tausend sind mit ihm gestorben" sein Zuruf an Voigt; auch Hamann hörte Herders Klagen über Lessings Hingang, „der mir sehr bitter gewesen ist und den ich noch nicht vergessen kann. So wenig ich mit ihm im engen Briefwechsel gestanden, so eine große Gestalt war er doch in unsrer litterarischen Welt für mich, die ich mir oft nahe fühlte, zumal ich ihn persönlich und sehr freundschaftlich, männlich und bieder in Hamburg kennen gelernt hatte. Wenig Tage vor seinem Tode, Ende Januars, habe ich noch einen Brief von ihm und dachte nicht, daß es der letzte sein würde. Die große Lücke steht nun da und die Melchior Götze und andre Unbeschnittene freuen sich in der Stille. Der Nicolaische Trupp hat jetzt, wo möglich, noch weiter Feld: und wie lange wird's sein, daß für Deutschland wieder ein Lessing geboren wird?"

Schon das Märzheft des Wielandschen Teutschen Merkur brachte namenlos Herders erstes Todtenopfer, in drängenden Ausrufen, da er, betäubt wie er war, noch keine ruhige Würdigung geben, sondern nur danken konnte für soviel Licht und Kraft und all die Feste des Geistes und des Gemüths, mit der bekümmerten Frage, welcher Denker, Schriftsteller, Kritiker, Menschenkenner uns einen Lessing ersetzen werde? — „und man wird sich keine Antwort geben können." Aber diese Grabrede war nur der rasche Vorklang einer umfassenden Charakteristik, die, eingerahmt von dem Nachruf auf Winckelmann und einigen Seiten zu

Sulzers Gedächtnis, als Kern- und Kronstück im Octoberheft desselben „Merkur" erschien und mit den Aufsätzen über das Epigramm und die antiken Todesbilder später in die Zerstreuten Blätter überging. Keine Pyramide der Unsterblichkeit wolle er errichten, nur ein paar rauhe Steine, nach Art der nordischen Heldengräber, auf diesen Todtenhügel wälzen und dann schweigend von dannen gehn. Um so lauter war der Dank: Gleim jubelte dem „Herzensbruder" zu, Mendelssohns unstillbare Trauer klärte sich zu einem begeisterten Liebeserguß nach Weimar, Carl August schrieb „Sie haben Lessingen ein herrliches Denkmal gesetzt, daß er es wirklich nicht besser erkennen könnte, als wenn er Ihnen sein Bild aus Elysium schickte." Was will da des Propheten Lavater Mäkeln in Briefen an Jacobi, er wünsche die Gründe der Goethischen Theilnahme, der Jacobischen Trostlosigkeit zu wissen, denn er für seine Person könne wol die Gelehrsamkeit, den Verstand, die körnige classische Sprache Lessings verehren, doch weder Akme noch Genie an ihm finden: „ein ganzer Mann schien er mir — aber zu wenig Mensch." Herder war nun der erste und langhin der einzige, der mit einer beobachtungsreichen, stets den Hauptsachen zugekehrten Übersicht der gesammten Werke Lessings eine hinreißende Würdigung seiner „Menschheit" verband; in dem freien, besonnenen Abschnitt, worin er sich als Theolog über den Fragmentenstreit erklärte, stieg er zu den Formeln der warmen Kälte, der leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit hinan, um endlich rednerisch entflammt den Abgeschiedenen selbst anzurufen und so auch hier das Necrologium, wie er einmal sagt, in ein Athanasium und Mnemeion zu verwandeln:

„Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie

wolthätig sein will oder sein kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender zunehmender Geist zu werden."

Homburg v. d. H., Englischer Garten, September 1891.

Anmerkungen.

Auf die Titelblätter dieses Buches habe ich ein gut Stück eigener Lebensgeschichte schreiben müssen, Wien Weimar Berlin, und es erklärt sich daraus die langsame Vollendung namentlich des letzten Bandes, da mir, von andern Pflichten abgesehen, in Weimar die erste Verwaltung des Goethe-Archivs, hier aber große Arbeiten zum „Faust" oblagen. Meinen Eltern, in deren Schwarzwälder Landhäuschen manche Seite geschrieben ist, und Wilhelm Scherer kann ich nun den Abschluß nicht mehr überreichen.

Beim ersten Bande hat A. Sauer, beim zweiten mit so manchem kleinen Wink C. Redlich die Correctur mitgelesen, wofür ich auch hier herzlich danke. Überhaupt hat es mir an erbetener und an freiwilliger Unterstützung nie gefehlt.

Heute würde ich, zumal in den früheren Partien, mit der freien Selbstkritik, die uns die Jahre eigenen Versuchen gegenüber zulegen, und dank fremder Thätigkeit auf dem so reich bebauten Felde der deutschen Litteraturgeschichte, manches anders fassen, Unerledigtes vertiefen und befestigen, Accente verrücken und verstärken, Maschen weiter ziehen, aber auch etwas Ballast hinauswerfen, und den Ausdruck, der nun einmal mein ungesuchter Stil ist, wenigstens einiger Mängel, sei es übergroße Prägnanz, seien es studentische Reste, zu entledigen streben. Alles Wesentliche bliebe unberührt. Eine große Monographie kann nicht den Ton einer Festrede durchführen, und der Vorwurf, Lessings Charakter sei auch von mir nicht unangetastet geblieben, läßt mich völlig kalt. Schlimm freilich, wenn diese Untersuchung der Wärme entbehren sollte; ich hoffe nicht.

Ich gebe im Folgenden einige Litteratur mit ein paar Nachträgen und Verbesserungen, ohne irgend nach bibliographischer Vollständigkeit zu trachten, die hier nur vom Übel wäre. Die Sache liegt für Lessing viel einfacher als etwa für Schiller, dessen neuester trefflicher Biograph Minor sich seiner gelehrten Nachweise laut rühmen durfte. Manches wird mir trotz den bequemen Hilfsmitteln entgangen sein, vieles soll aber schweigend bei Seite geschoben werden, denn wem frommen die Listen vermoderter Bücher, gehaltloser Aufsätze, wiederholungsreicher Programme? Die neue Auflage von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" 4, 129 hätte in minder verworrener Anordnung theils weniger, theils mehr geben sollen. Sehr zu gute ist ihr Strauchs Bibliographie (für die Jahre 1884–1889) zur Zs.*) Band 29—34 gekommen.

---

*) AdB: Allgemeine deutsche Biographie ed. v. Liliencron und Wegele 1875 ff. — Anz.: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur (zur Zs.) ed. Steinmeyer, Roethe 1876 ff. — Archiv: Archiv für Litteraturgeschichte ed. Schnorr von Carolsfeld (1 Gosche) 1865—87. — DLD: Deutsche Litteraturdenkmale ed. Seuffert 1881 ff. — VJS: Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte ed. Seuffert 1888 ff. — Zacher: Zeitschrift für deutsche Philologie 1869 ff. — Zs.: Zeitschrift für deutsches Alterthum (und deutsche Litteratur) 1841 ff.

In naher Aussicht steht nun der „Jahresbericht für deutsche Litteratur“ von Elias, Herrmann und Szamatolski.

Im großen Stil hat zuerst Herder 1781 seinen Freund gewürdigt; aus dem folgenden Geschlecht durch Darstellung und Auslese, nicht ohne sophistisches Drehen und Deuteln, Friedrich Schlegel: 1797 im „Lyceum der schönen Künste“, mit neuem Schluß 1801 in den „Charakteristiken und Kritiken“ (Minor, F. S. Jugendschriften 2, 140, 415), wozu die Beigaben in den drei Bänden „Lessings Geist aus seinen Schriften“ 1804 traten. Hier erscheint Lessing viel zu sehr als Revolutionär, der er, ein Reformer, nicht war, und der romantische Kampf gegen das Zeitalter der Aufklärung giebt einen unhistorischen Gesichtspunkt, doch ist die „productive Kritik“, der „wissenschaftliche Witz“, der „höhere Cynismus“, die „denkende Freiheit des Protestantismus“ nie beredter betont worden; der Dichter wird geopfert, wie auch in Wilhelms „Vorlesungen“.

Einen „Grundzüge“ betitelten Entwurf Mendelssohns nahm Karl Gotthelf Lessing auf in „G. E. Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse“ 2, 14, drei Bände 1793—1795. Die unordentlich und seicht geschriebene, aber an wichtiger Überlieferung reiche Vita ist jetzt in Reclams Universalbibliothek Nr. 2408 f. wieder abgedruckt. 1789 begann die Veröffentlichung der Briefwechsel, die nach französischem Muster zum ersten Mal umfassend den Werken eines deutschen Schriftstellers beigesellt wurden. Entwürfe, Skizzen, Collectaneen durften nicht in der Kladde bleiben. Nur Klopstock hatte, er noch bei Lebzeiten, seinen Hausinterpreten gefunden, und E. Schlegel in kleinerem Maße den brüderlich sammelnden Herausgeber. Man verfuhr nach Lessings eigenster Überzeugung, die Welt müsse, was sie einmal habe, so ganz als möglich besitzen. Nicolai machte, widerwillig zwar, den Anfang Lessings nachberlinische Kritiken auszulesen (vgl. Akademische Blätter 1884 S. 285); Karls Vita versah er im Stillen mit absprechenden Randbemerkungen (Werner, Archiv 12, 533). So entstand ein Corpus, das zu weiterer Abrundung aufforderte, wie Herder (4, 232) der Methode, einem Schriftsteller durch eine Auswahl ein Ehrendenkmal zu setzen, die Methode, uns chronologisch und vollständig in den Schriften des Mannes ein Portrait seines Geistes, die Geschichte seines Denkens und Schaffens zu bieten, vorgezogen hatte.

Die „Xenien“ rufen in Schillers Meistercyclus Lessing als Achill auf. Über der Huldigung vergesse man doch die Beize nicht, denn das nachgerade in Motti und Schlüssen abgenutzte Distichon

> Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
> Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

schnellt den ironischen Pentameter gegen die „jungen Nepoten“, Schlegels und Genossen, die in Lessings geistiges Erbe so zuversichtlich hineinsprangen. Den Schillerschen Spott

> Edler Schatten, du zürnst? — Ja, über den lieblosen Bruder,
> Der mein modernd Gebein läßet im Frieden nicht ruhn.

macht später Goethes freundliche Anerkennung gut (Archiv des Dichters und Schriftstellers, Hempel 29, 238): „Mehr als einmal während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Lessingschen Werke (— 1794) vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten (Vermischte Schriften I 1771) erlebt, und freute mich des treuergebnen Bruders, der seine

Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbstthätiger Litterator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse, und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdlich sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte". So verlangte Goethe auch eine historisch-kritische Wielandausgabe mit den ältern Lesarten (29, 240).

Goethe selbst legte im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit" den Grund zur geschichtlichen Auffassung Lessings aus seinem Jahrhundert und dessen politischer Umwandlung.

Schinks Duodezausgabe 1825 ff. ist so elend wie seine darin erneuerte Biographie von 1791.

Dann brach Karl Lachmann die Bahn für eine auf philologischen Grundsätzen sicher fußende Behandlung moderner Schriftwerke. „Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften" Berlin, Voß 1838—1840 in dreizehn Bänden zeigten einen gewahrten und gemehrten Text mit sparsamen, leider in Betracht der Handschriften zu geizigen Lesarten, eine weise Mitte zwischen chronologischer und sachlicher Anordnung, eine Fülle des Neuen, die Briefe in zeitlicher Folge auf zwei Schlußbände vertheilt. Zum ersten Mal, freilich mit zu spätem Einsatz, trat der Vossische Recensent wieder ans Licht. Wol spürt man hie und da, nicht bloß in allzurascher Erledigung der Breslauer Papiere, eine gewisse durch die drängenden Verleger erzeugte Abspannung, Versehen der Textkritik, Lücken im gedruckten Material, aber das Ganze war an sich Lessings würdig und weithin epochemachend für die Verwaltung unsers litterarischen Erbgutes. Das unliebsame Nachspiel behandelte Lachmann in dem Heft „Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken" 1841. — „Neu durchgesehen und vermehrt" nannte Wendelin von Maltzahn die von ihm, Stuttgart bei Göschen 1853—1857, besorgte zweite Auflage; Lachmanns 13. Band, die Briefe an Lessing, fiel unter den Tisch; die Recension des Textes bewies, namentlich in den „Litteraturbriefen" und den Collectaneen (Guhrauer, Blätter für litterarische Unterhaltung 1843 Nr. 244 ff.), daß wer eine feine Spürnase als Handschriftensammler und Bücherliebhaber besitzt, deshalb doch der philologischen Elemente völlig bar sein kann. — Nach umfassender Vergleichung aller Drucke und Handschriften besorgt jetzt Franz Muncker die dritte Auflage, von der bis 1891 sechs Bände (Stuttgart, Göschen) erschienen sind, wichtig in erster Linie für die Berliner Recensionen und die dramatischen Fragmente. Vgl. Sauer, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40,36; E. Schmidt, Anz. 17, 136; Redlich, VJS 2, 277. — Vor der 3. Lachmannschen Ausgabe war abgeschlossen die Hempelsche, Berlin o. J. (1868—1879) in zwanzig Theilen, mit sacht modernisirter Schreibung, ohne philologischen Apparat, aber mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen. 1—5 (Poesie) und 7 (Hamburg. Dramaturgie) sind werthlos; dazwischen steht schon die vortreffliche Arbeit am „Laokoon". Was namentlich Alfred Schöne für das Archäologische, Christian Groß für die Theologie, Carl Christian Redlich für die Litteraturbriefe und, von anderem abgesehen, für die am Schluß in zwei ebenso unhandlichen wie unschätzbaren Bänden gebotene, überaus vermehrte, musterhaft erklärte Correspondenz gethan hat, kann niemand dankbarer anerkennen als ich. In der sachlichen Anordnung finde ich mich nach jahrelangem Gebrauch noch heute mühsam zurecht. Zum Briefwechsel (vgl. Sauer, Anz. 6, 173) gab Redlich 1886 im gleichen Verlag „Nachträge und Berichtigungen". Ferner: Lessing an Lippert 4. Jan. 77 Vossische Zeitung 15. Apr. 1888, an v. Breitenbauch 12. Dec. 55 VJS 2, 271 (zuerst Voss. Zeitung 10. Febr. 1889); an J. A. H. Reimarus

22. Aug. 69 VJS 4, 263; Ebert an Lessing 15. Dec. 70 ebda. 260, Gleim 28. Dec. 77 ebda. 265 (S. 272 Kästner über seine Correspondenz mit Lessing). Der Briefwechsel mit F. H. Jacobi liegt, nachdem er aus der Maltzahnschen Auction in C. R. Lessings Besitz übergegangen ist, vervollständigt in der Voss. Zeitung 15. Juni 1890 vor, darin zum ersten Mal Jacobi 20. Aug. 79, 23. Juli 80, 28. Nov. 80; ebda. v. Breitenbauch 10. März 64. Ein Billet an Heyne, 14. Jan. 71, im Besitze von O. A. Schulz, mir von F. Jonas mitgetheilt, wird in der VJS erscheinen. Eine Berliner Dame hält einen längeren Familienbrief Lessings aus der leider so spärlich vertretenen schlesischen Zeit hinter Schloß und Riegel; da mir keinerlei Benutzung zugestanden wurde, habe ich auf den bloßen Anblick verzichtet. Die Briefe an F. L. Schröder sind durch Diebstahl verschwunden (Uhde, Histor. Taschenbuch 5. Folge 5, 277), die an Claudius hat dessen Sohn verbrannt (Mönckeberg, L. als Freimaurer 1880 S. 55).

Dem Litterarhistoriker und dem Litteraturfreund kann nicht zugemuthet werden, sich Jahr für Jahr neue Classikerausgaben anzuschaffen, die nicht das Bedürfnis, sondern kaufmännische Berechnung der Verleger und die Büchermacherei betriebsamer Editoren hervorrufen. Zu den Dichtwerken hat der an drei oder mehr Lessingausgaben betheiligte R. Boxberger in der Groteschen Sammlung 1875 allerlei beigebracht, zur Archäologie Blümner.

Redlichs „Lessingbibliothek. Verzeichnis derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Lessingischen Werke bilden" (Hempel 19, 673, auch separat 1878) wird durch Munckers, in dieser Richtung von dem ersten Verleger Weibert bereicherte, Ausgabe hie und da ergänzt. Die Einzeldrucke übersehen wir noch immer nicht völlig. Vgl. auch Milchsack, Systematisches Verzeichnis der Lessing-Litteratur der Bibliothek zu Wolfenbüttel mit Ausschluß der Handschriften 1889 (die Autographa Archiv 1, 299). Hauptmassen der erhaltenen Handschriften sind im Besitz der Breslauer Universitätsbibliothek (dramatische Bruchstücke, Collectanea), der Wolfenbütteler Bibliothek (Germanistisches, Ahnenbilder, Briefe), der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Emilia Galotti), der Halberstädter Gleimstiftung (Briefe), des Herrn Ernst Mendelssohn-Bartholdy (Matrone von Ephesus, erster Nathanentwurf), des Herrn Geh. Justizrath C. Robert Lessing (Minna von Barnhelm, zum Laokoon, italienisches Tagebuch, Briefe).

Darstellung. In großen Zügen zeichnete historisch entwickelnd Lessings Wesen und Wirken Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 5. A. 4, 353 ff; sein litterarhistorisches Meisterstück in Gehalt und Form, zu dem immer wieder bewundernd zurückkehrt, wen die moderne Scheelsucht gegen diesen Forscher verdrießt. Durch saubere Gliederung und esoterische Tendenz erfreut Hettner durch scharfes Urtheil fesselt Julian Schmidt, durch anmuthige, besonnene Klarheit Scherer. Wie uns schon auf der Schule Koberstein berichtend oder meisterlich vorlesend zu Lessing zog, ohne hier durch die Brille seiner geliebten Romantiker zu schauen, wird jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben.

Nach biographischer Fabrikarbeit erschien 1850, Lachmann zugeeignet, Theodor Wilhelm Danzels erster Band „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmannschen Ausgabe"; ein Buch noch weit entfernt von der Ergründung, Rundung, Formgebung des Justischen „Winckelmann" oder der strengen allseitigen Vergegenwärtigung des Haymschen „Herder", aber, im rechten Gegensatze zu Goethes nur vom Berge zum Berge schreitendem „Winckelmann", die erste das Große und Kleine durchdringende wissenschaftliche Monographie über einen deutschen Schriftsteller, tief aus den Quellen geschöpft, umfassende Bildungsgeschichte, auch den dienenden Ver-

sonen zweiten und dritten Ranges zugewandt, wolbeschlagen in ausländischer Litteratur, unzulänglich in der Analyse der Dichtwerke, philosophischen Constructionen noch allzu geneigt, übel disponirt, formlos, schweres Geschütz, und doch nicht ohne starken persönlichen Reiz, in Vorzügen und Mängeln als Ganzes ein bahnbrechendes Buch. Wie rasch war der arme brustkranke Leipziger Privatdocent aus Hamburg, der zum Lebensunterhalt sogar Schmöker wie Sue's Enfant trouvé verdeutschen mußte, seit seinem „Gottsched" von 1848 vorgeschritten! Wie viel durfte die Litteraturgeschichte sich von ihm noch versprechen! 1850 starb er, erst zweiunddreißig Jahre alt. „Gesammelte Aufsätze von Th. W. Danzel" gab Otto Jahn 1855 mit einem warmen Begleitwort heraus (auch in Jahns Biographischen Aufsätzen 1866 S. 165). Seine reichen Vorarbeiten gingen auf G. E. Guhrauer über, den hochverdienten Leibnizforscher und Interpreten der „Erziehung des Menschengeschlechts", der 1853 f. die beiden Abtheilungen des zweiten Bandes lieferte und 1854 starb. Er hat es vielfach bei unverarbeitetem Rohmaterial bewenden lassen, da ihm gegen Ende eines kümmerlichen Gelehrtenlebens Lust und Kraft versiegten. Der Band ist sehr belehrend, aber unlesbar. Eine zweite Auflage besorgten recht ungenügend Boxberger und Maltzahn 1880 f. Es hätte Danzel selbst vergönnt sein müssen, sein Werk zu beenden und dann noch einmal auf den Amboß zu legen. Ich muß auf einige holde und unholde Stimmen der Kritik erwidern, daß mein Buch das Danzelsche weder ausstechen noch ergänzen soll. Es ist Raum für mehrere Darstellungen, und es werden noch andere, jeder nach seiner Art, dieses Weges ziehen. Daß durch Danzel alle wissenschaftlichen und durch Kuno Fischer alle schriftstellerischen Ansprüche für Lessing erschöpft seien, kann nur ein Litterat behaupten, der nicht im Stand ist Danzel durchzuarbeiten und von litterarhistorischen Aufgaben keine blasse Ahnung hat. — Adolf Stahr gab mit geringer Arbeit, aber doch mit eigenen Urtheilen, in leichter, oft declamatorischer Form zwei Bände „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke" 1859, 9. A. 1887; die Widmung ist von Johann Jacoby zum Fürsten Bismarck übergesprungen. Wer die Dünnflüssigkeit schilt, sollte wenigstens zugeben, daß viele Tausende durch das geschickte Buch zu Lessing hingezogen worden sind. Die Revision der letzten Auflage erstreckt sich bis zu dem Punkte, wo meine Arbeit 1885 abbrach. — Aus akademischen Vorlesungen ist Loebells Lessingbuch (Entwicklung der deutschen Poesie 3) 1865, ed. Koberstein, hervorgegangen. — Geradezu monströs muthet uns Heinrich Düntzers mit allerlei mittelmäßigen Holzschnitten versehenes umfangreiches Opus an, „Lessings Leben" 1882, meist kunterbunte Auszüge aus den beiden Briefbänden ohne Besprechung der Werke und ohne eine Spur von Composition. Wer die Litteratur nur ein wenig kennt, braucht diese Chronik nicht aufzuschlagen, wie ich mich aus gleichem Grunde der gemeinschädlichen sogenannten „Erläuterungen" Düntzers enthalten durfte. — Über Heinrich Pröhle, Lessing Wieland Heinse 1876, habe ich mich Anz. 3, 22 geäußert; seine Briefexcerpte sind inzwischen größtentheils durch Sauers Ausgabe der Werke Chr. Ewalds v. Kleist Bd. 2 f. (Hempel) entbehrlich gemacht. — Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Litteratur 1881 2 Bde, hat es besonders mit dem Dramatiker zu thun; gemeinverständlich, geistreich, pointirt. Der Titel könnte leicht eine schiefe Vorstellung von Lessings dem Reformator Luther in vieler Hinsicht so fremder Reformernatur geben, wenn auch der berühmte Verfasser das keineswegs beabsichtigte. — Eine ausgezeichnete Zusammenfassung bot Redlich, AdB 19, 756. — Confessionelle Zerrbilder von jesuitischer (Baumgartner 1877) oder, an Talent viel geringer, von muckerhafter Seite

(**Claassen** 1881) verzeichne ich nicht näher, mag auch weder an der Hand **Dührings** (1881) „Die Überschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden" **prüfen**, die ihrerseits oft Lessing zum Ehren-Reformjuden stempeln, noch mit **Bischof** Reinkens „Lessing über Toleranz" (1883), d. h. über den lahmen Altkatholicismus peroriren hören. — Das wackere, aber wenig originelle zweibändige **Werk** von James Sime, Lessing. His life and writings. London 1877 (**Tauchnitz**ausgabe 1878) hätte Strodtmann nicht, Berlin 1878, deutsch zu bearbeiten **brauchen**; viel unnützer allerdings als die abgekürzte Übertragung des gewissen**haften** Sime, aus dem manche unserer Tagesblätter altbekannte Lessing-**Geschichtchen** naiv als neue Funde auftischten, war Claudis schlechte Übersetzung (**Celle** 1880) eines ganz oberflächlichen Buches: G. E. Lessing. His life and **his** works. By Helen Zimmern. London 1878. — Crouslé, Lessing et le **goût** français en Allemagne 1863, wird an Geist und, freilich auf den Effect **gespitzter**, Darstellung überboten von Cherbuliez, Études de littérature et d'art **1873** S. 1. Eine größere Biographie fehlt den Franzosen. Zur Aufnahme **Lessings** in Frankreich vgl. Süpfle, Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf **Frankreich** I 1886.

v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze 5. Aufl. 1886 I (Grenz**boten** 1863 Nr. 8). Dilthey, Preußische Jahrbücher 1869 19, 117, 271, sehr be**deutend** für Aesthetik, Theologie, Philosophie; soll in einer Sammlung 1892 neu erscheinen. Scherers Aufsatz, Deutsche Rundschau 26, 272 (Febr. 1881), besonders den Dichtwerken zugewandt, mit einer Periodisirung 1755 und 1772, wird dem zweiten Bande der Kleinen Schriften einverleibt. O. Ribbeck, Kiel 1863 (nicht Weinhold, wie bei Goedeke S. 136 zu lesen ist) skizzirt in raschen Zügen Lessings Verhältnis zur Wissenschaft. Wundt, Lessing und die kritische Methode, Essays 1885. Nur des Verfassers wegen sei genannt F. Lassalles Tirade: G. E. Lessing vom culturhistorischen Standpunkt (1853 geschrieben) 3. A. 1880. Einem besondern Capitel weiß ich nicht zuzutheilen die Studie von H. Grosse, Lessings Pädagogik, Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht (Langensalza) 1878 Nr. 85 ff.; W. H. Riehl, Lessing als Universitätsfreund, Freie Vorträge 2 (1885), 481 (München 1873). — Zum Drama: Gustav Freytag, Die Technik des Dramas 6. A. 1890; Bulthaupt, Dramaturgie der Classiker I 4. A. 1891; Richard M. Meyer, VJS 3, 298; K. Heinemann, Vorhang und Drama, Grenzboten 1890 1, 459.

Lessings sämmtliche Dichtungen als zusammengeklaubte Mosaiken ohne jede „autokephale" Schöpferkraft zu zerstückeln, ist die fixe Idee Paul Albrechts in seinem auf zehn Bände berechneten Werk „Leßings Plagiate" (Hamburg 1891 ff., Selbstverlag). Bei grundverschiedener Auffassung wird man von Albrechts findiger Belesenheit im Einzelnen noch recht viel lernen (vgl. Deutsche Litteraturzeitung 13. Dec. 90). Bis jetzt liegen mir, außer den Proben im Prospect, erst drei Hefte vor (Epigramme, Lyrik, Jugendlustspiele).

Die Recensionen stellt in übler chronologischer Folge und unvollständig zusammen Braun, Lessing im Urtheil seiner Zeitgenossen I (— 1772) 1883.

Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur 1886 S. 164, Portraits, Facsimiles.

Heimat und Schule.

Familie: Klix, Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1885 Nr. 7, 1890 Nr. 6. Der Name Lessing ist slavisch (Kopitar, Grammatik S. 398); der Umstand, daß ihn sich später manche Juden beilegten, begünstigte den Mythus von

Lessings jüdischer Abstammung. — Des Großvaters Dissertation De tolerantia religionum abgedruckt Voss. Zeitung 23. Oct. 1880. Zarncke erinnert mich daran, daß Goethes Großvater über die These disputirte: In republica non debet esse duplex potestas ecclesiastica et politica, sed politicae etiam jus sacrorum est vindicandum, Goethe-Jahrbuch 5, 345. Copie seines Kamenzer Bildes bei Herrn C. R. Lessing. Verwandtenportraits in Düntzers Buch. Über das Knabenbild (Könnecke) S. 16 Hettner, Kleine Schriften 1884 S. 429. Den Vater als Theologen bespricht Bertheau, AdB 18, 448. Die persönlichen Verhältnisse wurden durch die Hempelsche Briefausgabe neu beleuchtet. Ein wichtiger Brief Karls an den Vater, 9. Jan. 69, über Gottholds Hamburger Zustand und italienische Pläne, Neues Lausitzisches Magazin 9, 528. Eugen Wolff, Karl Gotthelf Lessing 1886 (Neudruck seines Lustspiels Die Maitresse, DLD 1887 Nr. 28). C. Kirchner, Johann Theophilus Lessing und das Chemnitzer Lyceum (S.-A. aus dem 3. Jahrbuche des Vereins für Chemnitzer Geschichte) Chemnitz 1882; Siegfried, AdB 18, 449.

Meißen: veraltet und unzuverlässig Diller, Erinnerungen an Lessing, Meißen 1841. Kreyßig, Afraner-Album 1876. Flathe, Sanct Afra 1879. Hermann Peter, Deutsche Rundschau März 1891 26, 366 (erster Druck des Gedichts an Carlowitz, jetzt Lachmann-Muncker 1, 274; das kürzlich von Th. Distel in einem Privatdruck ausgegebene „Gedicht aus Lessings Secundanerzeit“ vom Nov. 1743 wird irgend einen Meißner Primaner zum Verfasser haben); Archiv 10, 285 das Urkundliche; Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Meißens I Heft 3 (S.-A. Meißen 1884): Die Pflege der Poesie auf den sächsischen Fürstenschulen in dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Auf der Universität.

Werke wie Justis Winckelmann (1866—72) und allgemeinere Darstellungen citire ich nicht immer im Besondern. Für die litterarischen Beziehungen Sachsens und der Schweiz ist gerade in den letzten Jahren durch die allen Fachgenossen wolbekannten Schriften von H. v. Stein, Braitmaier, Servaes viel geschehen und dadurch die Ausbildung der Kunstlehre im 18. Jahrhundert neu fundirt worden. Eine große Monographie über Gottsched hat Waniek versprochen. — S. 36 bitte ich den Lapsus des Fabelcitats zu verbessern: Verfasser ist der Hamburger M. Richey. — Christ: F. A. Wolf in Goethes „Winckelmann“; Danzel; Justi 1, 374; Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst 1878 1, 159; Dörffel 1878 (biographisches und bibliographisches Material). Ich spreche selbstverständlich nach eigener Lectüre. — Christlob Mylius: mit Unrecht in der AdB übergangen; Lessings Vorrede zu M.s Vermischten Schriften 1754; L. Hirzels Hallerausgabe 1882 (VJS 3, 367); Kästner, Olla potrida Berlin 1778 1, 154 (v. Murr, Anmerkungen über Herrn Lessings Laokoon 1769 S. 53). Er verdiente wol eine kleine Monographie als Naturforscher und Journalist. Seine Zeitschriften, deren „Lessingiana“ Mohnike 1843 untersuchte, sind sehr selten; ich benutzte meist C. R. Lessings Exemplare. „Der Wahrsager“, S. 172, ist doch erhalten in der Kgl. Bibliothek, wo die 20 Stücke dem Jahrgang 1749 der Voss. Zeitung beigebunden sind; ein Berliner Neudruck war in Aussicht gestellt, scheint aber, sehr mit Recht, als unnöthig aufgegeben. S. 59 die Wendung unten ist ungeschickt, denn es giebt zwei lausitzische Reichenbach, das Pfarrdorf 1 Stunde von Kamenz auf dem Wege nach Radeberg, M.s Geburtsort, und das Städtchen im Görlitzer Kreise. — Oeffenfelder: AdB 24, 498. Neuberin:

Danzel, Gottsched 1848; Reden-Esbeck 1881 ganz unzulänglich; Creizenach, Grenzboten 1882 2, 75; Offenfelders Gedicht an Lessing wiederabgedruckt und kundig erläutert von Uhde, Dramaturgische Blätter von Hammann und Henzen 1877 S. 279 (Hempel 20[2], 3) und 324.

Jugendpoesie.

1. Eine Geschichte der Anakreontik fehlt. Für Frankreich hat Ste-Beuve das Meiste gethan. Kleine Ansätze bei Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn, Leipzig 1889. Albrechts Entlehnungsnachweise verfolge ich hier nicht; L. hat allerdings manchmal wörtlich aus dem Französischen übersetzt, wie schon S. 84 vermuthet. „Die Türken" J. M. Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung 1874 S. 48, Schnorrs Archiv 6, 152; 9, 232. „Auf Brüder" Schöne, Archiv 6, 337; Kettner, Zacher 17, 245. Compositionen Anz. 17, 139. — S. 98 Lorenzin: Uhde a. a. O., J. H. F. Müllers Abschied von der K. k. Hof- und Nationalschaubühne 1802 S. 342, romanhaft H. M. Richter, Geistesströmungen 1875 S. 231.

2. Eigenbrodt, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen, Berlin 1884 (Seuffert, Anz. 12, 68). Über Gellert und L. Anz. 2, 38; Handwerck, Studien über G.s Fabelstil, Marburger Dissertation 1891. S. 91 vgl. Poggios Eremita, s. Meyer Zs. 31, 104; zu S. 94 behauptet Meyer ebda. für das „Muster der Ehen" willkürlich eine Abhängigkeit von Pope, s. aber R. Köhler VJS 1, 492, 2, 275. Haug, Korbus und Lessing, Neuer teutscher Merkur 1798 3, 275; Krause, E. Corbus 1863 S. 53; Archiv 9, 276; das Franciscanerepigramm deutsch von L. Sandrub, Hallenser Neudrucke 10, 35. Mohnike, Lessingiana 1843 S. 48. Müller, Archiv 1, 494. Archiv 7, 24; 9, 111. Boxberger in der Groteschen Ausgabe 1. VJS 4, 268. Überall ist Albrechts Schrift zu vergleichen. Ich kenne nicht Bystron, L.s Epigramme und seine Arbeiten zur Theorie des Epigramms, Krakauer Dissertation 1889. Nachdichtungen Coleridge's, Brandl S. 264.

3. Hohenberg, Über L.s Lehrgedichte, Programm des Kgl. Realgymnasiums Berlin 1883. Hirzels Haller CCCXLVI. Muncker, L.s persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock 1880, worin besonders Lessings Kritiken, die Schönaichfehde u. s. w. spätere Partien meines Buches angehen. Seine allzuwarme Auffassung von Beider Freundschaft hat Muncker selbst in der großen Klopstockbiographie 1888 gefühlt. S. 96 lies: Wotton.

4. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels 1879. Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie 1886. Wetz, Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts I 1 1885. Hoffory und Schlenther, Dänische Schaubühne Ludwigs von Holberg 1888; S. 112 hätte ich auf den „Erasmus Montanus" mehr Gewicht legen sollen. Minor, Christian Felix Weiße 1880. Was, ohne Vollständigkeit, bei Goedeke S. 139 Nr. 12 genannt ist, fördert wenig. Zum „Freigeist" Sauer, J. W. v. Brawe 1878 S. 34. S. 107 nicht „Mütterschule" (Nivelle de la Chaussée 1744), sondern „Frauenschule" (Moliere). S. 115 lies tapinois. S. 117 Schäferspiel: Kühle, Das deutsche Schäferspiel des 18. Jahrhunderts Halle 1885, Netoliczka VJS 2, 1. Über die Wiener Theaterbearbeitung „Der Misogyne" handelt Raab, Neue freie Presse 6. Febr. 81. Ein Erneuerungsversuch im Berliner Kgl. Schauspielhaus 7. Mai 1866 war natürlich erfolglos. S. 128 „Wir Lateiner" erst im 2. Druck. S. 129 u. Crouslé S. 396 zieht noch Destouches heran.. Albrecht.

Der Berliner Litterat.

1. Die Litteratur über Friedrich den Großen (Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur S. 757) kommt hier nicht in Frage. Meine Skizze beruht nur auf der Ausgabe der Akademie. Den Horazianer charakterisirt M. Haupt, Opuscula 3, 187. — Lessing in Berlin: Julius Rodenberg, Nationalzeitung 14.—19. Febr. 1886 (als Heft 37 S.). Zahlreiche Aufsätze in den Zeitungen vom 14. October 1890 zur Enthüllung des Berliner Denkmals; Schlenther, Voss. Zeitung 12. October.

2. Plautus: Lorenz' Einleitungen in der Weidmannschen Sammlung; Sierke (Schatz) Königsberg 1870; Seldner, L.s Verhältnis zur altrömischen Komödie, Programm des Mannheimer Realgymnasiums 1884. Den „Schatz" spielte Schmidt in Hamburg noch 1816, Uhde 2, 182. „Weiber sind Weiber", Allg. d. Bibliothek 61, 147. — Recensionen u. s. w.: W. A. Wagner, Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessings Werken 1881 (Vossische Zeitung 1879f.); Berliner Neudrucke V 1889; Danzel 1² Anhang; Lachmann-Muncker 4f. Die Diaskeuasten haben neuerdings gewiß zuviel auf L.s Rechnung gesetzt. Das Hauptverdienst nach Lachmann gebührt Wagner, der auch Lessings Übersetzung der kleinen Schriften Voltaires entdeckte. S. 180 o. Novellen s. Seemüller, Zs. 24, 42. S. 182 Spanisch: W. A. Wagner, Zu Lessings spanischen Studien, Programm des Sophien-Realgymnasiums Berlin 1883; VJS 2, 136, 500.

3. Voltaire. S. 190: auf dem Titelblatt steht 1752. Proben bei Wagner, nur das Vorwort bei Muncker 5, 1. Einen Neudruck, sammt der Übersetzung der drei Lettres au public Friedrichs des Großen, gebe ich im Auftrag der Berliner Gesellschaft für deutsche Litteratur 1892 bei W. Hertz heraus. Z. 10 v. u. „Anmerkungsschmierer". Bayle, auch ein Liebling Friedrichs II., ward in seiner Bedeutung für L. zuerst von Danzel gewürdigt, der aber Voltaire kaum berücksichtigte. Stahr. C. W. Vorberger, Einzelheiten über Voltaire bei L., Programm der Realschule Friedrichstadt Dresden 1879. — Herrnhuter: Bergmann, Hermäa 1883. — Henzi: dürftige Monographie von Bäbler 1880; L. Hirzel, Im neuen Reich 1880 1, 285 und Hallerausgabe CCLXXXII, CCCXLVIII; VJS 4, 271; Archiv 6, 86 9, 425 10, 364; Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte 1877 S. 236. Ältere Litteratur, mit schroffer Wendung gegen L., G. E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte 6 (1787), 69. Zur Form Herder, Lebensbild I 3¹, 37. S. 208 Borcks Caesar-Übersetzung kommt zu schlecht weg; sie ist so getreu, wie es damals in Alexandrinern nur möglich war.

4. Rettungen. Lemnius: AdB 18, 236, 796; Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland 1, 179; Gottsched, Nöthiger Vorrath 2, 192; Archiv 10, 11; Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens 1754 St. 19, 64; Strobel, Neue Beyträge zur Litteratur, besonders des 16. Jahrhunderts 1792 3, St. 1. — Cochläus: orthodoxe Repliken Goedeke 4, 141; Krafts Theologische Bibliothek 13, 238; Otto, J. Cochläus der Humanist 1874. — Ineptus religiosus von J. B. Schupp: Borinski, Zs. 33, 220; Archiv 7, 275. — Lange: Waniek, Immanuel Pyra 1882; Sauer, DLD 22, 1885 (Freundschaftliche Lieder). Fisch, Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing 1885, geht in seinen Schlüssen viel zu weit; Litzmann, Anz. 12, 172. Meine Charakteristik sollte knapper sein. — Klopstock s. o. Zu S. 246: „Grandison in Görlitz" (rec. Lachmann 5, 53) ist von Bodmer verfaßt und durch Sulzer zum Druck befördert, s. Bächtold, Jubiläumsschrift der Allg. Geschichtforschenden Gesellschaft der

Schweiz 1891 S. 194; auch mit dem „Versuch einer Dunciade“ hatte L. nach **Muncker** nichts zu schaffen.

5. Miß Sara Sampson. Zur Vorgeschichte: Wetz, Die Anfänge der **ernsten** bürgerlichen Dichtung . . . 1885. — Lillo's Merchant erörtert Brandl, **BJS** 3,47. Die Ballade Reliques 3. — Wirkung aufs Publicum, s. auch Müllers **Abschied** S. 20. — Caro, Lessing und Swift. Eine Studie zu Lessings Nathan **1869** S. 71; Scherer, Aufsätze über Goethe 1886 S. 131. Deutsch: Orrery, **Briefe** über Swifts Leben und Schriften, Hamburg 1752. — Medea: schon **Ayrenhoff** 5, 188 nennt „Marbot“ eine „in Bürgerkleider gesteckte Medea“. — S. 263 Ramlers Bericht bezieht sich auf Frankfurt a. O. Ackermanns Theaterzettel bei E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. 1882 S. 488 (S. 492 „Der Freygeist“). Vgl. auch Litzmann, F. L. Schröder 1 (1890), 90. — Klotz — genauer wäre „in Hannover“, nicht „in Göttingen“ — bespricht die „Sara“ auch im Brief an Briegleb 29. Dec. 63 (Berlinisches litterarisches Wochenblatt 1777 1,9) mit scharfer Einzelkritik, die ich der Seltenheit und des Verfassers wegen hier nach einer Abschrift Weilens wiederholen will:

„Das Lob, welches Sie der Miß Sara Sampson beigelegt, bewog mich dieses Stück noch einmal zu lesen. Es ist wahr, die Tragödie ist vortreflich: sie reißt uns dahin, und ich wenigstens schäme mich nicht zu sagen, daß sie mir Thränen abgezwungen hat. Wo ich nicht irre, wird unsere Betrübniß vornehmlich dadurch vermehrt, daß die Marwood ungestraft ihre Bosheit ausführt. Denn wenn entweder diese sich auch erstochen hätte (ein weniger großer Geist, als Lessing würde den Plan so gemacht haben) oder von dem Mellefont wäre entleibet worden, so würde unser Mitleiben eine gewisse Satisfaction bekommen: unser Affect würde nicht so stark, die ganze Geschichte nicht so rührend, kurz die Tragödie nicht so schön seyn. Nein! daß uns der Sara Schicksaal recht rühren und zum weinen zwingen mußte, darzu war es nötig, daß Marwood ungestraft und triumphirend diese Bosheit ausführen konnte. Kurz des Sophokles Oedipus hat eine Gespielin gefunden, (wie sich Herr Butschany ausdruckt) an der Sara gefunden, oder wollen Sie recht aufrichtig hören, die Miß Sara Sampson gehört unter die Arbeiten, welche dem menschlichen Geschlechte Ehre machen. Allein einige Anmerkungen will ich Ihnen mittheilen. Sie sind nicht gelehrt, ich habe sie bei einem Glase Wein gemacht; sie beruhen bloß auf meinem Gefühl. Wie verschieden müßten diese Anmerkungen von den Noten eines Sterlejus und Barnesius über den Aeschylus und Euripides seyn! doch jene waren gewiß nicht beim Weine gemacht. Aber diese Herren endigen sich auf das dreimal heilige ius. S. 30 „Dessen Herz muß ruhiger oder muß ruchloser sein, als meines, welcher immer einen Augenblick zwischen ihm und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein schwankendes Bret sehen kann“. Welch eine böse Periode für mich! Sie brachte mich aus der Begeisterung, in welche mich das vorhergehende gesetzt hatte. Sie that noch mehr, sie brachte mich aus der Ernsthaftigkeit. Ich erinnerte mich, daß ich eine Tragödie lese, daß Herr Lessing sie gemacht, daß er die Stelle eines griechischen Dichters nachgeahmt, welche alle Kommentatoren zu Horazens: illi robur et aes triplex etc. angeführt haben. Für mich wäre es hier besser unwissend zu seyn. Gelehrsamkeit unterbrach mein Gefühl und meine sanften Empfindungen: ich brauchte einige Minuten Zeit, mich wieder in die vorige Situation zu setzen. Doch hat denn Lessing für Criticos geschrieben? Nein! Klotz sollte sie nicht lesen, oder wenigstens beim Lesen unwissend seyn. S. 75. Hier will die Marwood den Mellefont erstechen; er entreißt ihr den Dolch! was thut sie? — sie schweigt —

sie erblaßt und ist betäubt — nein sie perorirt. Diese geschwinde Abwechselung einer von der heftigsten Leidenschaft ergriffenen Person scheinet mir unwahrscheinlich. S. 93 sagt der Diener Waitwell: „Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld sind". Sollte man nicht schwören, Waitwell hätte bei dem Herrn *** das Jus naturae gehört? Ein Gedanke, den ich überdenken muß, den mir der Zuhörer, auch der gelehrte Zuhörer, nicht sogleich versteht, ist mir in einem Stück ärgerlich, wo mein Herz, nicht mein Verstand beschäftiget seyn will. Ich schwöre, da das Stück in Hannover aufgeführt worden, keiner hat sogleich dies verstanden, selbst die *** nicht. Und die schöne Antithese Vorrecht und Recht! Überhaupt redet Waitwell oft nicht als ein Diener, sondern als ein Philosoph. Lesen Sie S. 102 und 103, 193. Ich will 100 Louisd'or wetten, Herr *** philosophirt nicht so gut und so wahr. Und dieser ist doch Professor. Der arme Waitwell aber hatte nie die Logik in Tabellen gebracht. S. 176 „Hier, wo ich in bessern Zeiten die geschriebenen Schmeicheleien der Anbeter verbarg; für uns ein ebenso gewisses, aber nur langsames Gift." Um Vergebung, ein Wortspiel! und wieder um Vergebung, eine kindische Stelle! Es redet hier Marwood, da sie das Giftpulver hervornimmt — in der größten Hitze — in einer Art von Raserei — in der größten Wuth redet sie Sentenzen. S. 193 „Laß die Hülfe so wirksam seyn, als deinen Irrthum." Ist dunkel, unnatürlich, spitzfündig. S. 212 „Nein, ich will es nicht wagen, sie (die Hand) zu berühren. Eine gemeine Sage schreckt mich, daß der Körper eines Erschlagenen durch die Berührung seines Mörders zu bluten anfange." Ach Pedante! der verzweifelnde Mellefort, der sich in wenigen Minuten erstach, wird noch gelehrt. Und der scholastische Ton: Eine gemeine Sage — Was fehlte noch, als Hochzuverehrende Anwesende. Noch eins! hätte Lessing nicht einen sehr rührenden Auftritt machen können, wenn er der Sara von ihrem Vater den Seegen hätte geben lassen. Sie will es S. 200 selbst: und ich glaube, hier hätte man ein lautes Geheul auf dem Theater erregen können, wenn der alte graue Sampson seine zitternde Hand auf die Stirne seiner Tochter gelegt, und sie geseegnet hätte. Meinen Sie nicht? Und noch eins. Nun darf ich dieses Stück nicht wieder lesen. Es würde für mich keine Schönheit mehr haben. Denn ich habe es als Kritikus gelesen. Man muß es aber bloß als Mensch lesen. Die damals gehabten Kritiken würden mir wieder lebhaft werden und mein Herz verhärten. — — — Mein Freund, wie viel ließe sich über diesen Punkt schreiben! wie viel Regeln ließen sich da abstrahiren!"

Wiener Bearbeitung: Raab, Neue freie Presse 6. Febr. 81; „Der Kaufmann von Londen" (deutsch von H. A. Bassewitz Hamburg 1754), Teutsche Arien (Hs. der Wiener Hofbibliothek, Kurz-Bernardon) 1, 77. Duval, La courtisane, kenne ich nur aus dem Portefeuille Amsterdam 1883 Nr. 12. Eine von einem Braunschweigischen Prinzen, offenbar Prinz August von Braunschweig-Oels, geschriebene Übersetzung Sara Samson sujet anglois tragédie bourgeoise (darin Arabelle personnage muet) habe ich flüchtig im Nachlaß der Herzogin Amalia zu Weimar gesehen (Großherzogliches Hausarchiv unter C. A. H. Burkhardts Leitung). Crouslé S. 375. — Litterarische Nachwirkung: Sauer, J. W. v. Brawe (Quellen und Forschungen 30) 1878 S. 80 (vgl. Minor, Anz. 5, 380). Pfeil: AdB 25, 656. Angriff Bodmers, Freymüthige Nachrichten 1757 S. 307.

Theatralische Bibliothek. Der Comédien deutsch von Bertuch, Altenburg 1772, mit Berufung auf Lessing. — Seneca und Euripides sind zu breit und ohne Schärfe behandelt; ich sah das schon vor der Lectüre des wundervollen

Herakles-Buches von Wilamowitz von 1889. Die Schranken der Lessingschen Philologie mußten mehr gezeigt werden. S. 272 „Oper“, vgl. Zelter an Goethe 3, 187. — S. 275 „aus der ein Blatt entfallen zu sein scheint“ wäre überhaupt als lästiger belangloser Relativsatz zu streichen; die Vorrede wurde nachträglich gedruckt, und ein weißes Blatt diente zur Füllung des Bogens. Ungemein schroff fällt gegen den „dummen“ Thomson W. Schlegel aus, Berliner Vorlesungen eb. Minor 2, 313: „Seine Tragödien (es gehört auch zu Lessings Jugendsünden zu einer schlechten Übersetzung derselben eine Vorrede gemacht zu haben, worin er ihnen eine große Bedeutung beilegt) sind anerkannt schlecht“.

Diderot. Ausgabe von Assézat 1875ff. Danzel wollte den Beziehungen genauer nachspüren, Guhrauer unterließ es. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke 1866, geht nicht tief. — Die Grimmsche Correspondance in der neuen Ausgabe würde ich jetzt stärker zu nutzen suchen (Ste-Albine Le comédien 1, 112, 396; Lillo 1, 229, 489, 5, 440, 474 7, 187, 499 8, 293; Chassiron 1, 285 2, 332; Marigny 2, 1, 126; Montiano 2, 131; Journal étranger 2, 144, 335 u. s. w.; Laokoon 2, 486 3, 78, 316, 408 4, 462; Riccaut 4, 51; Spartacus 4, 188, 227; L. und Diderot 4, 398; Hamburg. Dramaturgie 4, 417 5, 477, 501, 6, 174 7, 328 9, 273, 10, 27, Belloy 5, 92 6, 241 u. ö.; Moore 5, 175 7, 364 8, 74; Sara 7, 140; Fabel 7, 140; Erbprinz von Braunschweig 7, 144, 240, 296; Minna v. B. 10, 503). — Weyland, Lessing und Diderot, Programme Gartz a. O. 1878, 1883. Flaischlen, O. H. v. Gemmingen. Mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker 1890. H. v. Stein, Die Entstehung der neueren Aesthetik 1886 S. 253.

6. Berliner Verkehr. Ramler: vortrefflich die Dissertation von Carl Schüddekopf, K. W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing, Wolfenbüttel 1886 (S. 30 über die „Critischen Nachrichten“ 1750; S. 47 erste Urtheile über L.; S. 53 Logau). — Moses: eine gute Monographie fehlt. Die Litteratur giebt jetzt D. Jacoby in seiner sorgfältigen Übersicht über die Popularphilosophen, Goedeke 4, 160. Jacob Auerbach, Lessing und Mendelssohn. Erster Abschnitt, Frankfurt a. M. 1867. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz 1875 S. 272. Auch ich habe S. 296 die Bekanntschaft gleich allen Biographen gemäß Nicolais Angabe ins Jahr 1754 verlegt; vgl. aber Schriften 3, 8, 13, Auerbach S. 10, wonach 1753. So auch Scherer. Ganz klar ist die Sache nicht. Neue Ausgabe der Schriften in Auswahl von Brasch 1881. Minor, Fabeldichter Satiriker und Philosophen, Spemanns Nationallitteratur Bd. 73. — Pope: H. v. Stein S. 101; mein 2. Band S. 609. — Nicolai: Monographie fehlt. Der ungeheure handschriftliche Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek. Goedeke 4, 168. Minor, Lessings Jugendfreunde (Auswahl aus Weiße, Cronegk, Brawe, Nicolai), Spemann 72, 275. Muncker, AdB 23, 580. Hübsch die jüngste Gelegenheitsschrift von E. Friedel, Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung ... mit 6 Abbildungen, Berlin 1891. — Interessante Mittheilungen Prémontvals an Michaelis in dessen Litterarischem Briefwechsel eb. Buhle 1, 113.

Leipzig und Berlin.

1. Die rechte Brücke fehlt. Das Theater (Scherer, Litzmann) darf man nicht ohne weiters als Magneten bezeichnen; auch Redlich warnt davor. Doch wird die alte Liebe mindestens unbewußt im Spiele sein, und mein Übergang ist gar zu sprunghaft. — Weiße s. o. vgl. Anz. 7, 68. — Kleist: Sauers dreibändige Ausgabe der Dichtungen und Briefe im Hempelschen Verlag 1881f. mit

schöner Biographie; Über die Ramlerische Bearbeitung der Gedichte E. C. v. Kleists, Wien 1880; Archiv 11, 457; VJS 3, 254. Chuquet, De Ewaldi Kleisti vita et scriptis 1887. S. 312 Das „umrauscht“ und „stolz“ ist doch zu rhetorisch für diese Entlehnung aus der griechischen Anthologie, die nach Campes Wunsch mutatis mutandis auch Lessings Grabmal bezeichnen sollte. — Gleim: Sauers Einleitung zu den Grenadierliedern, DLD 4.

2. Brawe s. o. — S. 359 Die „Virginia“ ist nach Roethes Nachweis wörtliche Übersetzung aus dem Englischen des Crisp, s. unter „Emilia Galotti“. — Die Texte sind mehrfach nach Munckers letzter Collation im 3. Bande zu verbessern; so heißt es in „Fatime“ nicht „Sie sterbe“, sondern „Sie sterben“. Auch zur Datirung einige neue Winke. — Jamben: Sauer, Brawe S. 129; Über den fünffüßigen Jambus vor Lessings Nathan, Wien 1878. — Philotas: Archiv 4, 272 über das „kurze Schwert“. Minor, Zacher 19, 240, vermuthet Einfluß von Calderons Standhaftem Prinzen? wogegen Roethe VJS 2, 516 bei der Regulus-Reihe sich begnügt. Laas, Der deutsche Aufsatz 2. A. 1877 S. 564. Bodmers Recension, Freymüthige Nachrichten 1759 S. 298; klug warnte Breitinger, vgl. Blümner, Mittheilungen aus Briefen an L. Usteri (undatirter S.-A.) S. 15. Daß L. an König Friedrich und dessen Vorsatz, die Schande nicht zu überleben, dachte, hätte ich nicht nur S. 318 andeuten sollen. Vgl. auch Zeller, Friedrich d. G. als Philosoph 1886 S. 184, 234. Und sogar Kant wollte mit Berufung auf Friedrichs Entschluß den Selbstmord erlauben, wenn ein Fürst dadurch sein Land retten könne. S. 347 Hamlet, vgl. D. Jacoby, Voss. Zeitung 5. Mai 89 (auch S.-A. und Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 1889); Brauns, Die Schrödersche Bearbeitung des Hamlet und ein vermuthlich in ihr enthaltenes Fragment L.s 1890 ist irrig). — Fatime: „ein Geheimniß; vielleicht . . .“ vgl. das Motiv in Hebbels „Herodes und Mariamne“. — Das Horoskop S. 352: Caro hat mir briefliche Mittheilungen gemacht. — Alcibiades: ein Vergleich mit Schillers Themistokles-Entwurf ist lehrreich, interessant auch die Männerliebe in den „Maltesern“. — Faust: Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust 1878. Den Zusammenhang mit Marlowe bemerkte zuerst Achim v. Arnim in der Vorrede zu W. Müllers Übersetzung 1818 S. XIII. Andere Ansicht vertritt nach H. Grimm zuletzt Bielschowsky, VJS 4, 193. Engel, Johann Faust. Ein allegorisches Drama. Muthmaßlich nach Lessings verlorener Handschrift 1877, hat ein Machwerk des von R. M. Werner nachgewiesenen Schauspielers Paul Weidmann (1775) blind überschätzt. Kuno Fischer, Nord und Süd 1, 262 (L. als Reformator 1). Goethe-Jahrbuch 2, 65. Lessing an Breitenbauch VJS 2, 272. Vorspiel s. Creizenach, Der älteste Faustprolog, Krakauer Privatdruck 1887 (der Prolog ist dem Volksschauspiel vorgeheftet aus Thomas Dekker's Friar-Rush-Drama If this play be not good, the devil is in it). S. 370 Holthausen VJS 4, 167 verweist auf Honorius' Speculum ecclesiae; das sind eben weit verbreitete Geschichten, vgl. z. B. den „Seelentrost“ Zacher 6, 433. Das Phantom erklärt Sauer VJS 1, 13 aus Calderons En esta vida todo es verdad y todo mentira. In Faustischen Vorraum weisen auch die „stumpfen Furien“ der Fabel Lachmann-Muncker 1, 127; für das Alter der Motivirung zeugt 1755 „Pope ein Metaphysiker!“ 6, 422: „sollte Gott eines Lieblings willen — der wißbegierige Weltweise sei, z. E., dieser Liebling.“ Daß Lessing seinen „Faust“ dem Wiener Hoftheater verkauft habe, behauptet Schubarts Deutsche Chronik 1775 S. 310.

Danzel hat Lessings Entwürfen eine „Zorade“ angereiht. Ohne eigene Prüfung der Hs. wage ich jetzt nicht mehr zu sagen als Anz. 17, 143: Mit dem

kleinen Trauerspiel Zorade macht Muncker 3, VIf. doch wol zu kurzen Proceß, freilich im Einklang mit allen Herausgebern, trotz Danzels gewichtigen Begleitworten zum ersten und einzigen Abdruck in seinem Lessing 1, 522. Es fehlt auch in der zweiten, von Maltzahn und Boxberger auf den Markt geworfenen Auflage. Die äußeren Schwierigkeiten der Überlieferung verkenne ich nicht und weiß sie nicht zu enträthseln. Daß die Correcturen und Randnoten der Schreibercopie nicht, wie Danzel wähnte, von L. stammen, müssen wir Oesterley auf seinen Sachverständigeneid glauben. Aber ich finde nicht bloß mit Danzel das Nachwort des L. lessingischer als lessingisch, sondern sehe schon in der einactigen Anlage, in den Motiven und Charakteren, in Stil und Sprache des geraume Zeit vor Entwürfen wie Fatime anzusetzenden Versuchs trotz allen Schwächen ein bei keinem Zeitgenossen wahrnehmbares Gepräge, das mich, je öfter ich zu dem Stück zurückkehre, immer stärker von Lessings Autorschaft überzeugt. Als Herausgeber würde ich die paar Seiten anhangsweise mit einem Fragezeichen aus den Breslauer Papieren abdrucken und lieber mit Danzel zu viel thun als mit Boxberger zu wenig. — S. 376 Essay on d. p. 1667.

3. Logau ed. Eitner, Bibliothek des litterarischen Vereins 1872. S. 382 lies „Nordischem Aufseher". Fabel: Herder 15, 539. J. Grimm, Sendschreiben über Reinhart Fuchs 1840. Diestel, Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel, Programm des Vitzthumschen Gymnasiums Dresden 1871. Die Gottsched-Litteratur. Grebel, Darstellung und Kritik von Lessings Fabeltheorie, Jenaer Dissertation 1876. Motivgeschichte der antiken Fabel s. O. Keller, Fleckeisens Jahrbücher 4. Supplement S. 309. Taine, Essai sur les fables de La Fontaine Cap. 1; Ste-Beuve, Causeries du lundi 13, 254; Crouslé S. 118; Cherbuliez, Études 1, 49. S. 393 „nie nach Gebühr": Scherer ausgenommen. Ramler, Vierzehn Fabeln von Lessing in Verse gebracht, Berliner Monatsschrift Jan. 1796 S. 1.

Briefe die neueste Litteratur betreffend.

Nicolais wichtiges Schreiben an Herder jetzt bei O. Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai 1887 S. 31. Thiele, Thomas Abbts Antheil an den B. d. n. L. d. Halle 1879 (aus der Festgabe für J. Zacher). Hayms Herder. Koch, H. P. Sturz und die Schleswigischen Litteraturbriefe (die mit Sturz nichts zu thun haben) 1879 (v. Weilens Einleitung zum Neudruck DLD 29 f.). Wieland: Seuffert, von dem eine große Monographie zu erwarten ist, Archiv 12, 607, VJS 1, 345; Nicolai an Wieland 4. März 1793; ich hätte mich an einigen Stellen mehr von L. emancipiren sollen. Einiges Neue bietet nun L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli 1891 S. 88, 132, 141 u. s. w.; desselben Einleitung zu Wielands „Geschichte der Gelehrtheit seinen Schülern dictirt" 1891. S. 417: Wieland an Riedel 29. Juni 68; Sauers Einleitung zu Uz, DLD 33 ff. Klopstock: Muncker; Cramer, Klopstock. Er und über ihn 4, 496, 5, 286; S. 425 Basedows Abwehr ist selbständig (Soroe 1760), nicht in einer Hamburger Zeitung erschienen. S. 406 Meinhard: W. Schlegels Hohn, Vorlesungen 3, 82. S. 407 war zur Stelle über die Dainos noch die allgemeine Ausführung zu citiren: Poesie finde sich unter jedem Himmelsstrich ..., und auch Herders „Zeugnisse" im 1. Band seiner Volkslieder heranzuziehen.

Breslau.

Vater Lessing redet von einem „Unfall", der Gotthold von Berlin nach Breslau getrieben, was nicht mehr aufzuklären ist. Redlich fragt, ob L. wegen

seiner Beziehungen zur Voss. Zeitung wie andere Journalisten Unbequemlichkeiten von den Russen gehabt hat? — Fichte, Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen 1801 S. 98. *Klose* bei K. G. Lessing 1, 241. Markgraf, Grenzboten 1881 1, 509; Kutzen, L. in seinem Welt- und Kriegsleben, sein Wirken und Streben zu Breslau 1760—1765, S.-A. aus den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 1861. Brandes, Meine Lebensgeschichte 1799 1, 287 u. ö. Der Mythus Kloses und Karl Lessings, L. habe den Frieden in Breslau ausgerufen, spukt S. 441 noch nach, obwol feststeht, daß der Oberamtssecretär Förster das am 10. März „unter Pauken- und Trompetenschall" that. Oder handelt es sich um zwei verschiedene Vorgänge? — Über das Münzgeschäft s. Preuß, Friedrich der Große 3, 529. — In Tauentziens eigenem Nachlaß fand Preuß, wie ich aus seinen hsl. Aufzeichnungen durch F. Jonas' Güte ersah, einen Brief des Leibarztes Cothenius an den König, Breslau 11. Aug. 58: „Ich muß aber noch zitternd klagen, daß der Obrist v. T. vor einer Stunde in unserer Lazareth-Conferenz den geschicktesten und fleißigsten Feld-Medicum, den Dr. Ellenberger ohnverhörter und unverschuldeter Weise unter denen heftigsten Schimpfwörtern im Angesicht aller zum Lazareth gehöriger Personen mit dem Stock ins Gesicht etliche mahl geschlagen habe. Alles bebet, die ganze Stadt zittert, und unsere besten Leute bitten sich keine andere Gnade aus, als ihre Dimission". Der Betroffene ist wol derselbe Ellenberger-Zinnendorff, der 1771 den impertinenten Freimaurerbrief an L., Tauentziens Getreuen, schrieb. Aus L.s Secretariat sollen, wie mir Fresenius auf Grund einer noch unverwertheten Entdeckung Posners sagt, weitere Actenstücke im Berliner Staatsarchiv liegen.

Portraits: J. Friedländer, Beilage zur Königlich privilegirten Berliner Zeitung 17. März 1865, Grenzboten 1868 1, 441. Soetbeer, Das in Hamburg [jetzt in Berlin bei C. R. Lessing] befindliche, im September 1777 gemalte Bildniß G. E. Lessings, Hamb. Privatdruck 1868. Das „verteufelt freundlich" S. 444 möchte sich wol auf Bauses Stich beziehen. S. 443 u.: Titelkupfer zur Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1778, Göttingen, Graff pinx. Sturm sc. Letzter Stich von Eilers vor C. R. Lessings Prachtausgabe der „Minna von Barnhelm" 1890. Schöne Photographie im Allgemein historischen Porträtwerk von W. v. Seidlitz 5. Serie 1886. Das Berliner Lessing-Standbild von Otto Lessing wurde am 14. October 1890 eingeweiht; am besten beschrieben von L. Pietsch in der Voss. Zeitung desselben Tages (ebda. im Abendblatt meine Festrede). — Körte schickt Goethen, der am 28. August in Halberstadt verweilt und L.s Brief an Gleim Nr. 208 als Autograph mitgenommen hatte, den 20. September 1805 das Maysche Bild und fügt als Geschenk den zweiten Abguß jener auf Gleims Wunsch geformten Todtenmaske von Krull bei: „Vor Lessings Larve lag vor fünfzehn Jahren der sel. Lavater in hoher frommer Entzückung, in Wonn' und Thränen, als vor dem heiligsten, reinsten, Kinder-unschuldigsten, Flammen-geläutertesten, Diamant-festesten Männergesicht. Die vielen Worte verdrossen mich, doch aber sollte ich glauben, daß der in großen Sinn gehüllte Ernst dieses Antlitzes selbst Lavatern aufrichtig gemacht hätte, so daß er es würklich empfunden, was der Mann sagen wolle." — Eine unbedeutende *Silhouette* in einem Stammbuch ist 1890 bei Albert Cohn verkauft worden. Die ausgezeichnete vor diesem Bande stammt aus F. H. Jacobis Nachlaß; mein kleiner Nachweis einer bislang unbekannten Goethe-Silhouette daselbst ist mir durch Zarncke mit Wucherzinsen heimgezahlt worden. Frau Elisabeth Jacobi zu Wetter a. d. Ruhr hat die Erlaubnis zur Reproduction freundlichst ertheilt. Die versprochene Radirung nach

Graff stieß 1885 auf Schwierigkeiten; nun wird die Silhouette, gewiß von 1780, als letztes Lessingbildnis vielen lieber sein. Ihre Spur finde ich nur im Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel ed. K. Eggers 1891 2, 304; Rauch schreibt 25. Oct. 48, die übersandten Portraits seien höchst willkommen, „namentlich das mit dem frivolen dreikantigen Hute im Haar, Gott weiß wie nicht recht auf dem jugendlichen Kopfe, wäre vollends der Autor dieses Bildes ein etwas gewissenhafterer gewesen, so wäre es gewiß dem andern vorzuziehen gewesen, indem unbegreiflicher Weise keine Spur der Grandiosität der Todtenmaske in dieser sonst gewandten Darstellung zu finden ist, die Physiognomie aber wol wahr sein mag. Gestern erhielt ich vom Freunde Tieck nach einem Bildnisse Lessings [das Profil auf dem Titelblatt Über die Lehre des Spinoza 2. A.?], welches der berühmte Jacobi nebst einer Silhouette besaß, eine gute Zeichnung von Tieck selbst copirt, zu meinem Gebrauch, dies Portrait ist auch nicht viel besser, aber die Augen verständiger für unsern Zweck, und werde sehen was ich nach allen diesen Mitteln herausbringe, denn gern möchte ich ja wie es die größte Schuldigkeit ist nach Kräften und aller Aufmerksamkeit diesen großen herrlichen Mann, dessen Schöpfungen uns noch beleben, im Zopfcostüm darstellen, so gut ichs kann und mein ganzes Bestreben dahin geht, daß dieser keinem meiner Ein und Dreißig Heldenzöpfen als Schlußstein dieser monumentalen Gesellschaft nachstehe."

Minna von Barnhelm.

Prachtausgabe in Hochquart, von C. R. Lessing im October 1890 verschenkt (vgl. Voss. Zeitung 16. Oct.), mit Facsimile einer Seite der Riccaut-Scene aus der Urschrift, die einst Engel, dann B. Friedländer besaß. Bieling, Textkritische Studien zur M. v. B., Programm des Lessing-Gymnasiums Berlin 1888. Mehrere Schulausgaben mit Noten u. s. w. Girot, Paris 1887. — Über Friedrichs Abdankung der Freicorps Anfang März 1763 vgl. Oeuvres 19, 383. Preuß hat sich mit Lübbener Localforschern wegen des Major A. R. Marschall v. Biberstein (1717—69) in Verbindung gesetzt: Briefe Neumanns lassen die Überlieferung von dem rettenden Vorschuß als alt, aber doch unsicher erscheinen; um so gewisser ist die harte Bedrückung der niederlausitzischen Stände 1757. Auf die Scene 2, 2 wirft ein Bericht Baron Scherzers (17. Nov. 1794) an den Wiener Polizeiminister v. Pergen ein interessantes Licht (mir von A. Fournier freundschaftlich mitgetheilt, Voss. Zeitung 13. Jan. 1889): „Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der königlichen geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröfnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Würthe, Traiteurs und Eigenthümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Helfte des Zünßes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt, durch welche Einrichtung in diesen Häußern allen Fremden ihr Haab und Gut sicher und heylig ist, da die Würthe dem König mit ihrem Kopf dafür haften müssen, dahero auch von keinem Diebstahl in diesen Häußern etwas zu hören ist. Für das aber, daß der König für diese Würthe den Zünß zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn Jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheinet — von seinen bey sich habenden Briefschafften täglich einen verläßlichen Prothocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verläßlicher als durch die Wiener Tagzetteln täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten

angekommen und was allda seine Beschäftigung seye." — Litterarische Motive: C. Th. Michaelis, Lessings M. v. B. und Cervantes' Don Quijote, Berlin 1883 (der auf andern Gebieten verdiente Forscher verwahrt sich gegen die Absicht einer Herleitung — wozu dann der durchgeführte Vergleich sammt dem Erweis, daß L. den Cervantes kannte?). Auf Farquhar machte, ohne z. B. des Rings zu gedenken, Elze aufmerksam, Allg. Zeitung 4. Juli 69, Vermischte Blätter 1875 S. 93, und glaubte sein geistiges Eigenthum gegen mich ängstlich schützen zu müssen (Akademische Blätter 1884 S. 119, 184; ebda. S. 316 Prêt-au-vol zuerst Wendt 1868). S. 465, 476 Yorick vor Yorick, denn Sentimental journey war ja noch nicht erschienen, und zur Pudelscene wäre auch an Die beiden Veroneser 4, 4 zu erinnern. — Zelter an Goethe 6, 236 „Der Dichter hat sich selbst als gekränkter Ehrenmann darin zu Buche gebracht. — S. 473 „Reitertod Max Piccolominis" Boxberger, Archiv 9, 560. — S. 478 f.: impertinent W. Schlegel, Vorlesungen 1, 392 „Localität und temporäres Interesse sehr zu loben. Sonst untergeordnete Partien besser als die Hauptsache. Gezerre mit übertriebner Delicatesse, die wieder keine ist. Übles Beispiel: ein Mädchen, die dem Geliebten nachgeht; episodische edle Handlung — Rittmeisterin Marloff — der Mann mit dem Hunde aus Menschenhaß und Reue". — Riccaut nach den Parasiten der römischen Komödie, die „Minna" das versprochene Pendant zu den Captivi! Schuchardt, R. d. l. M. Greiz 1879; dem Bruder der Manon Lescaut verglichen auch von Gensichen, Studienblätter 1881; undeutlich citirt Guhrauer den Francisque Michel, L'Histoire des Grecs ou de ceux qui corrigent la Fortune du jeu 1758. — S. 484 Hechts Bericht abgedruckt von Redlich, Nachträge S. 48. S. 485: ohne Riccaut in Hamburg, der französischen Occupation wegen, 15. Sept. 1807 (Uhde, F. L. Schmidt 2, 212); Wien: Ayrenhoff gegen Riccaut 5, 61; Frankfurter Zettel s. Mentzel S. 513. Rochon de Chabannes s. auch Deutsches Museum 1780 2, 476. Eine treffliche Aufführung im Burgtheater habe ich besprochen, Allg. Zeitung 19. Sept. 84. — Herder an Caroline 20. Sept. 1770.

Laokoon.

Hempel 6. Blümner, Lessings Laokoon herausgegeben und erläutert. 2. A. 1880 (Text nach Grosses Collation, vgl. Archiv 9, 144); dagegen verschwinden die kleinen Ausgaben von Cosack (die beste, 4. A. 1890), Boxberger, Gosche. Überhaupt scheint mir der „Laokoon" kein Gegenstand der Schullectüre. Ältere Litteratur bei Blümner. Auf Harris (den Lessings Freund Müchler verdeutschte, Danzig 1756) ist Dilthey durch F. Schlegels richtige Beobachtung aufmerksam geworden. Vgl. auch Grosse, Wissenschaftl. Monatsblätter Königsberg 1876 4, 7 (zu Leysaht, Dubos et Lessing Greifswald 1874). Den moment frappant bei Diderot betonte Scherer, Anz. 2, 85. W. Schlegels Vorlesungen 1. — Laokoongruppe: Justi 1, 451; W. Henke, Die Gruppe des Laokoon 1862; zu Goethe 22, 53 und 28, 38, woran Stark mit dem Hinweis auf Proklos καὶ τὸν ἕτερον υἱόν anknüpfte, s. Brunn, Archäologische Zeitung 37, 167 (vgl. die Abbildung 38, 189) und Deutsche Rundschau Nov. 1881; Kekulé, Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon 1883, dagegen Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars 1884. Benndorf, bei dem ich mir manchmal in archäologischen Dingen Raths erholen durfte, sagt in seinem Vortrag Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike 1885 S. 24 gelegentlich der Dresdener Sculpturensammlung: „Noch ist der Gipsabguß nachzuweisen, an welchem Lessing Studien für seinen Laokoon vornahm oder vor-

nehmen konnte“. A. Schöne bemerkt brieflich (an Benndorf) erst, daß im „Laokoon“ selbst keine Stelle Kenntnis der Gruppe aus einem Abguß zeige und L., wenn er einen gesehen, ihn nur 1756 in Dresden gesehen haben könne; aber weiter: Blümner, nach Justi 1, 451, behaupte Winckelmanns Autopsie für Dresden gemäß dem mißverstandenen Brief an Uden 8. Juni 1755, doch erwähne Justi in der Anmerkung, ein Gips-Laokoon sei damals in Dresden nicht nachzuweisen und noch 1774 habe sich Hagedorn bemüht einen Abguß zu kaufen, „demnach war 1756 auch in Dresden höchst wahrscheinlich kein Abguß, und L. konnte einen solchen also nicht sehen, selbst wenn ihn, der für bildende Kunst an sich kein Interesse hatte, danach verlangt hätte. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß sich bereits vor 1765 ein Abguß des Laokoon in Berlin oder Potsdam befunden haben könnte, was ich nicht glaube, aber hier nicht untersuchen kann“. — Herder Bd. 3, 4. Die „Plastik“ fehlt noch in Suphans Ausgabe (das Dedicationsexemplar, s. hier 2, 751, besitzt P. Zimmermann in Wolfenbüttel. Haym. Kettner, H.s 1. kritisches Wäldchen, Programm Pforta 1887. — Vischer, Aesthetik 5, 455 u. ö.; Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland 1868 S. 589; über Association Fechner, Vorschule der Aesthetik 1876 passim (L.s L. und das Princip der bildenden Künste, Zs. für bildende Kunst 19, 252); feinsinnig Marty, Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinns 1879; Brücke, Die Darstellung der Bewegung durch die bildenden Künste, Deutsche Rundschau Jan. 1881; Blümner, Laokoonstudien I 1881 (Allegorie) II 1882 (fruchtbarer Augenblick, Transitorisches); Kögel, Die körperlichen Gestalten der bildenden Kunst, Hallenser Dissertation 1883; Heinrich Fischer, Lessings Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst 1887 (vorher sein Greifswalder Programm 1884). — S. 26 Caylus: Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst 1878 S. 147 (168 Spence u. s. w.); Rocheblave, Essai sur le comte de Caylus 1889. — Über die spätgriechische Beschreibungsmanier vgl. E. Rohde, Der griechische Roman S. 151. Heute ist besonders in Frankreich der Roman nicht selten, der nur Beschreibung enthält, nur Zustände malt. Daß darin viel schärfste und feinste Beobachtung sich kundgiebt und die Aesthetik kein absolutes Veto gegen die Beschreibung hat, kann nur läugnen, wer Laokoon-orthodoxer ist als Lessing; daß aber dies ewige Beschreiben nicht ermüde, hat noch kein Aufrichtiger bestritten. Zu Wielands Gelehrigkeit s. auch Zacher 21, 336. Zu Wolfram s. Bock, Quellen und Forschungen 33, 11. — S. 49 die Bedeutung von „Krokylegmus“, wofür Lessing seine Einwürfe gegen Winckelmann nicht genommen sehn möchte, stellt endgiltig fest Blümner, VJS 4, 358: Schmeichelei durch Fäserchenabsuchen.

Hamburg.

Schröder und Cropp, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller (Lessing: 4, 450). Zeitschrift für Hamburgische Geschichte; wol das beste städtische Unternehmen dieser Art. Wehl, Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrhundert 1853 ist ganz oberflächlich. Heitmüller, Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds 1890. Vorgeschichte des Theaters (Löwen, Geschichte des deutschen Theaters, Schriften IV 1766; Schütze, Hamburgische Theatergeschichte 1794; Meyer, F. L. Schröder 1819) s. jetzt Litzmann, F. L. Schröder I 1890, die beste Monographie unserer Theatergeschichte. — Commentare zur Dramaturgie: Schröter und Thiele 1877 mit Text; knapper und schärfer Cosack 1876, 2. A. 1891; St. 1—7 Zürn, Rastatter Progr. 1884 f. Waldberg, Studien zu Lessings Stil in der H. D. 1882. Für den Text wird Muncker manches zu thun finden (Grosse, Archiv 7, 397). Zu Hempel 7 Nachträge in 19. Die Nachdruckfirma „Dodsley und

Compagnie" hat Wustmann entlarvt, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885 S. 236: Engelhard Benjamin Schwickert, Handlungsdiener der Wittwe Dyk, der sich 1770 selbständig etablirte. — Seyler: Uhde, F. L. Schmidt 1, 245; Ekhof: Uhde, Neuer Plutarch IV 1876; Mad. Hensel: Daten in meinem H. L. Wagner 2. A. S. 131; Mad. Mecour: Litzmann, Schröder und Gotter 1887 S. 8; AdB. — VJS 2, 137. Schlenther, Lessing und Goethe über Schauspielkunst. Voss. Zeitung 30. März 90; Henke, Die Kunst der Mimik, Deutsche Rundschau 12, 406; Wundt, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen, Essays 1885. — S. 80: Hanslick, Die Zwischenactmusik, ihre Beurtheilung durch Lessing und die Schriftsteller unserer Zeit, Suite. Aufsätze über Musik und Musiker 1885 S. 100; A. C. Kalischer, G. E. Lessing als Musikästhetiker 1890 (zuerst Dramaturgische Blätter und Bühnenrundschau 1888 Nr. 7 ff.). — Matrone von Ephesus: Griesebach, Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe durch die Weltlitteratur 2. A. 1889 (E. Rohde, Jenaer Litteraturzeitung 1877 Nr. 28. Murko, Die Geschichte von den sieben weisen Meistern bei den Slaven 1890 S. 2.; Minors Weiße; Muncker 3 mit wichtigen Correcturen. — S. 99 Weilens Einleitung zum Neudruck der Schleswigischen Litteraturbriefe, DlD 29 f. 1890, Suphan, Shakespeare im Anbruch der classischen Zeit unserer Litteratur, Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 25, 1 und Deutsche Rundschau Sept. 89: Brandl, Coleridge S. 251). — Heilsame Wirkung der H. D. auf kleine Leute wie Heufeld, Zs. 22, 301, VJS 3, 502. Roschmanns Abschluß von „Olint und Sophronia", Archiv 9, 64. — Franzosen: Crouslé, Süpfle u. s. w. Ich bin nur den Quellen nachgegangen. H. Schmidt, Étude sur la dramaturgie de Lessing, Revue d'Alsace 1862 kenne ich nicht. Schlösser, Zur Geschichte und Kritik von F. W. Gotters Merope, Leipziger Dissertation 1890; die neuere Litteratur über Goethes Elpenor und Delphische Iphigenie. Großmanns boshafte Sendung an Voltaire s. jetzt Redlichs Nachträge S. 48 (20', 573). — Allgemeines: hier wären alle Poetiken (eingehend Baumgart 1887) und Aesthetiken herzuzählen. Das Verhältnis von Drama und Geschichte behandelt Bollmann, Festschrift zu der 3. Säcularfeier des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster 1874 S. 43; Lambeck, Colberger Programme 1884 f. Baumgart, Aristoteles Lessing und Goethe 1877. Gotschlich, Lessings aristotelische Studien 1876. J. Bernays, Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama 1880 (die über die Katharsis zuerst 1857; vgl. Gomperz, Allg. Zeitung 4 f. Nov. 1881, ich denke mit Freuden an sein Wiener Interpretationscolleg); Spengel, Über die κάθαρσις τῶν παθημάτων 1859; Bonitz, Aristotelische Studien V 1867; zusammenfassend Döring, Philologus 21, 496, Siebeck, Fleckeisens Jahrbücher 125, 225. Zerbst, Ein Vorläufer Lessings in der Aristotelesinterpretation (Heinsius), Jena 1887. Über Platners Vorgang vgl. Köchly, G. Hermann S. 121. Batteux, Les quatre poétiques 1, 231. Goethe, Hempel 29, 490 (Goethe-Jahrbuch 6, 320). Lipps, Der Streit über die Tragödie 1891.

Theaterstreit: J. Geffcken, Zs. für Hamburgische Geschichte 3, 1 (1677), 3, 56 (1769). Ein interessanter Brief Goezes über sein Buch VJS 4, 276.

2. Klotz: ich glaube fast alle Klotzischen Schriften zu kennen und habe selbst eine größere Sammlung; die Universitätsbibliothek Halle war mir durch Hartwigs Güte sogar an einem Karfreitag zugänglich. Meusel, Mangelsdorf, Hausen (und Fuhrmann), Murr (Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz 1772, mit unbeachteten enthusiastischen Abschweifungen über Hans Sachs), Schirach (Magazin der deutschen Kritik 1772 1, 105) brauche ich nur zu nennen. Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, Neudruck von Scherer und Seuffert, DlD 7 f. Hayms Herder;

Hohnverse 29, 521. — Hagen, Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz 2 Bde 1773; dreizehn Nummern bei Murr; Briefe an Bahrdt 1, 56, 155 (vgl. Bahrdts Leben 1, 220 und über Riedel 2, 4, 111, AdB 28, 521 mit Benutzung von Rings hsl. Nachlaß); an Hommel (über Christ) 3. Sept. 61, Sylloge nova epistolarum 4, 406; an Briegleb Denis Mastalier 1763—70, Berlinisches litterarisches Wochenblatt 1777 St. 1, 3, 6, 10 (die daselbst S. 383 erwähnten Litterarischen Monate. Ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien 1. Bd. Oct. 76 bis Jan. 77. Auf Kosten der Gesellschaft, waren in Wien nicht aufzutreiben; „Der Briefwechsel zwischen Klotz und Riedel, der sich im December und Januar befindet, wird manchem angenehm, manchem aber unangenehm sein"); an Gebler, Deutsches Museum eb. F. Schlegel 4, 167; Martin, Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi 1874 S. 30; an Nicolai 1. Apr. 66, Sammlung A. Meyer-Cohn; an Formey 4. Oct. 68, in meinem Besitz; über den „guten Magister" Deutsche Rundschau 18, 448, dagegen A. Schöne 19, 325; Correspondenz mit Bürger s. Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger 1, 1; Rautenberg (Braunschweig) an Klotz, Olla Potrida 1782 4, 109. — Bursian 1, 445 und AdB 16, 228 unbedeutend; Eckstein, Ersch und Gruber II 37, 234; Kawerau, Aus Halles Litteraturleben 1888 S. 187. — Zur Gemmenfrage: Justi 1, 361. Oeser an Goethe s. Keil, Vor hundert Jahren 1875 1, 8. — Die Nr. 100 des Hamburg. Correspondenten 22. Juni 68 mit dem 1. Antiquarischen Brief (Hempel 13², 4 Anm.) ist zum Jubiläum der Zeitung facsimilirt worden. — VJS 3, 398 ein von mir bekämpfter Versuch Weilens, eine große Recension der Hamburgischen neuen Zeitung (29 ff. Febr. 68) über Hausens Reformationsgeschichte Lessing zuzuweisen; Leister? — Beiläufig: woher stammt Goethes Bemerkung über das Verdeutschen des Cellini, Hempel 30, 455 „Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben, doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden"? — „Wie die Alten den Tod gebildet": Zeibich, De cultu mortis et imagine (vgl. Deutsche Bibliothek 6, 696, Neue Hallische gel. Zeitungen 5, 299); Lobeck, Disputatio de diis veterum adspectu corporum exanimium non prohibitis zur Habilitation in Wittenberg 1802, wiederholt in den Königsberger Universitätsprogrammen 1876; J. Lessing, De mortis apud veteres figura, Bonner Dissertation 1861; Robert, Thanatos. 39. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin 1879, Lessings und Herders auch in der Darstellung würdig. Herder 5, 656 (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 2, 74, 376); Gedicht auf L.s Tod 28, 135. Benda, Wie die Lübecker den Tod gebildet 1891.

3. Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten 1881. Ein nicht bloß durch die hübschen Illustrationen ausgezeichnetes Festblatt zum 8. Sept. 1881 (Text von Redlich; bei Enthüllung des Schaperschen Standbildes). Über Bodes Buchhandel s. auch Briefe an Bahrdt 1, 118 und die daselbst verstreuten geschäftlichen Schreiben; F. H. Meyer, Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 5; Weibert, Lessing und Bode als Buchhändler, Deutsche Buchhändlerakademie 1889 S. 265; Goedeke 4, 135.

Emilia Galotti.

Text s. Archiv 11, 367. Ältere Litteratur s. Guhrauer, auch Düntzer, Lessings E. G. 1873. Kleins dreiste Abhandlung schon Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit 1780 f. Herder 17, 185; Von und an Herder 2, 127, 130. Frankreich, Mercier vgl. Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1780 S. 671 (Mercier,

Deutsches Museum 1780 2, 92), 1781 S. 140, 593. Czechisch, Taubers Geschichte des Theaters in Prag 2, 296. — Entstehung: R. M. Werner, Zs. 25, 241, Lessings E. G. 1882 (vgl. Anz. 9, 67). Quellen: Hebler, Lessingiana 1877 Antikes; Volkmann, Zu den Quellen der E. G. 1888 (Festschrift zur 50jährigen Gedenkfeier des Düsseldorfer Realgymnasiums) Montiano; Roethe, VJS 2, 516 Crisp, und über andere englische Virginiastücke u. s. w., die L. nicht kannte. Roethe also hat gezeigt, daß L.s sogenannter erster Entwurf einer „Virginia" nur markige Prosaübersetzung (1754?) aus Samuel Crisp's 1754 aufgeführtem Jambenstück ist, das in den folgenden Scenen sehr erlahmt und erst die Katastrophe wieder kräftiger und interessanter behandelt. Montiano gab das Motiv für die Messe: sein Appius stellt der Verginia beim Palilienfeste nach, die Amme räth zum Schweigen. Crisp ist mit der erfundenen, nur in den beiden ersten Acten thätigen Marcia, der Schwester des Claudius, die auch den Icilius liebt und wunderlich intriguirt, kaum ein Anreger der Orsina (wie Albrecht die Rotascene aus dem Aelian gar zu weit herholt); aber er wirkte auf die letzte Scene Odoardos und Emilias bis zur Rosensymbolik. Es ist noch nicht beachtet, daß die endliche Motivirung aus Bandello stammt, der 2, 21 die Geschichte der Lucretia sehr modern darstellt und die entehrte Gattin vor Collatin auch über den Conflict von senso und ragione und die strafbare geheime Schuld des appetito concupiscibile, die Schwäche und Verführbarkeit der Frau reflectiren läßt. Max Herrmann verweist mich auf Salutato. Bandello nämlich giebt von der großen Rede des Collatino rasciuga, cara Lucrezia mia, le cadenti lacrime an nur eine freie Bearbeitung des Lucretiagesprächs Colluccio Salutatos, ohne Verfassernamen gedruckt in den Werken des Aeneas Sylvius (Basel 1551 und 1571 S. 959; mangelhaft H. Müller, Blätter für bairisches Gymnasialwesen 14, 371, vgl. 16, 9); Voigt, Über die Lucretiafabel und ihre litterarischen Verwandten, Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft 35, 1 (vgl. Wiederbelebung des classischen Alterthums 2, 444) nennt Salutato, aber nicht Bandello. Dieser hat ziemlich genau wiedergegeben Salutatos Num putatis nullam esse corporis corrupti voluptatem? Fatebor occultum nefas, — parce, parens, parceque, marite, et vos, dii castarum mentium, indulgete. Non potui, fateor, tantam animo concipere tristitiam nec ab illo complexu mentem adeo revocare, quin subierint male obedientium membrorum inlecebrae, quin agnoverim vestigia maritalis flammae; illa tristis et ingrata licet qualiscunque tamen voluptas ferro ulciscenda est. Grillparzer 11, 20 nennt Bandellos Lucretiarede „ein Meisterstück, wie man es bei Schriftstellern von erstem Rang kaum findet" und möchte vermuthen, „als ob Tarquin schon früher in ihr ein, wenn auch nur flüchtiges Wolgefallen erregt habe. Hierauf fordert sie die Ihren zur Rache auf und tödtet sich. Die letztern Gedanken dürften Lessing bei dem fünften Acte seiner E. G. vorgeschwebt haben". Ich zweifle nicht daran. An Grillparzers Erny habe ich schon im Text erinnert, sein Meran hat viel von Tarquinius (Skizze 1819, 11, 19); auch der leisen Motive in O. Ludwigs Genovefa und Angiolina sei gedacht. Daß ich durchaus nicht mit Bertling an Emilias „Unwahrheit" glaube (Fleckeisens Jahrbücher 139, 535 und 142, 513; dagegen Jeep 140, 580), liegt auf der Hand. Das verrätherische „Er selbst" kann man nicht stark genug betonen, wie auch Nathan 1, 4 zeigt. — B. Arnold, Lessings E. G. in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles und zur Hamb. Dramaturgie, Progr. Chemnitz 1880, gut über die Orsina. M. Bernays, Über den Charakter der E. G., Morgenblatt 1863 Nr. 13f. Über Marinelli (Rötscher, Seydelmann) trefflich F. L. Schmidt, Dramaturgische Aphorismen 1, 56 (vgl. auch Blankenburg,

Versuch über den Roman 1774); G. Buchholz, Zwei Lessingstudien 1881 (S.=A. aus den Grenzboten) S. 32. Hebbel s. noch Tagebücher eb. Bamberg 1, 147. Schopenhauer am schroffsten: Reclam 4, 412. Zu den romantischen Angriffen W. Schlegels Vorlesungen 2, 392.

S. 191 Ceci n'est pas un conte sei denen gesagt, die von einer Inhaltsangabe nicht eine Analyse unterscheiden können, wie sie die Eigenart dieses ausgetüftelten Trauerspiels verlangte. — Die Anregung des spanischen Essex verzeichnete schon Schmid, Über einige Schönheiten der E. G. 1773 S. 37, dem Gotter diese Bemerkung einer Dame mitgetheilt hatte; auch Blätter für litterarische Unterhaltung 1855 Nr. 29 u. s. w. S. 193 Auf eine Portraitscene des Théâtre italien, La fausse coquette 1, 10, verweist Herrmann, Archiv 14, 324? für den Schluß auf den „Othello" D. Jacoby, Voss. Zeitung 20. Juni 87? S. 202 „Gryphius" Anz. 7, 316. — S. 217 Absprechender Bericht über die Braunschweigische Aufführung im Beytrag zum Reichspostreuter 23. März 1772. Hamburg: Litzmann, Schröder u. Gotter 1887 S. 92. Die Theaterjournale wimmeln in den 70er und 80er Jahren von Besprechungen. Von einer der Hamburgischen Bühne verheißenen Fortsetzung der E. G. will die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung wissen 1780 S. 768, vgl. 1781 S 411.

Geniezeit: nach v. Biedermann, Goethe-Jahrbuch 1, 17 (Goethe-Forschungen 2, 199), ist L. im Verhältnis zur Goethischen Generation kurzweg ein Neidhart; ebenso tendenziös, aber geistreicher Hehn, Gedanken über Goethe 2. A. 1888 S. 56. Einsichtig Minor, Neue freie Presse 5. März 81 (vgl. zum Urtheil über „Werther" Zacher 19, 239). S. 227 „er füllt Därme mit Sand", Archiv 4, 113. — Wirkungen: s. die Monographien über die Geniedramatiker. Minors Anmerkungen zu „Kabale und Liebe" und „Fiesco", Schiller 2, 602, 598; J. Franck, Zs. 20, 366; Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen XL) 1880, mit reicher Phraseologie, und Archiv 11, 618. Clavigo: D. Jacoby, Goethe-Jahrbuch 5, 323. Eine zusammenfassende Arbeit über A. M. Sprickmann läßt J. Wahle erwarten. Schubart: VJS 4, 512. — Entgangen war mir der anekdotenhafte unglaubliche Bericht Rahbeks über L.s Zusammentreffen mit Klinger in Wolfenbüttel, s. Minor, Aus dem Schillerarchiv 1890 S. 36. „Ich soll eben Lessing sehen" schreibt Klinger an Schleiermacher, 15. April 1777 (Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode 1880 S. 408). — Jerusalem: Minor, AdB 13, 785; VJS 2, 532; Koldewey, Lebens- und Charakterbilder 1881 S. 167. — S. 224 Spartacus: Grillparzers Absicht kannte ich nur aus dem ungedruckten Tagebuch; das Fragment (1810) liegt jetzt in Sauers Ausgabe 10, 141 vor, die Notizen über den Römercyclus 11, 3, vgl. 11, 81.

Der Bibliothekar. Frau Eva.

O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Actenstücke 1870. In Wolfenbüttel ruht die Arbeit für Lessing nicht. Paul Zimmermann war mir ein hilfreicher Rathgeber. Neben Heinemann sind Milchsack und Schüddekopf thätig. — Hof: Stahr lieferte, auf unmuthigen Äußerungen L.s fußend, ein Zerrbild. Karl I.: Zimmermann, AdB 15, 266. Karl Wilhelm Ferdinand: Pockels 1809 (danach Justi 2², 327); Pertz, Stein 1, 93; Ranke, Denkwürdigkeiten von Hardenberg 1, 66; Zimmermann, AdB 15, 272. Leopold: M. Bernays, Allg. Zeitung 1885 Nr. 270 ff.; Suphan, Aus dem Jahrhundert der Humanität, Deutsche Rundschau 1889 Heft 2. — Sonnenburg, Gartenlaube 1881 Nr. 7 und Westermanns Illustrirte deutsche Monatshefte Febr. 1881.

Romanhaft unzuverlässig Seventornen (pseudonym), L. in Wolfenbüttel 1883 (vgl. Zimmermann, Grenzboten 1883 2, 131). Praun: AdB 26, 536. Féronce: AdB 6, 717. — Wohnungen: Heinemann, Das herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel 1881 (u. Voss. Zeitung 1881 20. Sonntagsbeilage). S. 245 Ernst Daniel v. Liebhabers Bericht s. Corvey, Frankfurter Zeitung 1. Mai 85. Unbedeutend Schiller, Braunschweigs schöne Litteratur 1845. Für Schmid, Ebert, Zachariä u. s. w. sind Angaben hier nicht nöthig. Biographische Einzelheiten s. auch Pröhle, Zs. für preußische Geschichte und Landeskunde 1881 S. 485 und Fleckeisens Jahrbücher 1876 ff. — Bibliothek: Schönemann, Serapeum 5, 213; Heinemann, Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel 1878; derselbe, Lessings Amtsgenosse in W. (Cichin), Grenzboten 1890 2, 152, 169 (dazu Riegel, Voss. Zeitung 19. Oct. 90; Replik Heinemanns ebda. 9. Nov. 90). Zimmermann, Ernst Theodor Langer Bibliothekar zu Wolfenbüttel 1883; Akademische Blätter 1884 S. 605. — „Zur Geschichte und Litteratur". Hirschau: Heider, Beiträge zur christlichen Typologie und Bilderhandschriften des Mittelalters 1859 S. 11; Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes 1884 1, 41; Muther, Die ältesten deutschen Bilderbibeln 1883; Uhland s. R. M. Werner, Lyrik und Lyriker 1890 S. 339 Theophilus: Schedula ed. Ilg mit Einleitung 1874; Nagler, Künstlerlexikon 18, 320; F. L. W. Meyers bestimmte Angabe, Fiorillo sei Lessings freundschaftlicher Berather gewesen, ist mir uncontrolirbar (Leben 2, 85). Scultetus: Redlich, Nachträge S. 57; letzte Nachlese, Weimarisches Jahrbuch 3, 324. Herder 29, 723. Nachtigall: Deutsches Museum 1779 1, 61 und 2, 458, 522. S. 260 Kleiner feiner Almanach, Berliner Neudrucke 1 f. 1888. Boie an Bodmer (12. März 1781, auf der Zürcher Stadtbibliothek, Mittheilung Seufferts): „Lessings Tod ist, wie für die deutsche Litteratur überhaupt und so viele Wissenschaften, auch für das Studium der vaterländischen Litteratur ein herber Schlag. Als ich vor zweien Sommern zum leztenmal bei ihm war, zeigte er mir den fast vollendeten Entwurf einer Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur von den Zeiten der Minnesinger bis auf Luthern. Obgleich die Citate und Nachweisungen gröstentheils beisammen sein mögen; wer von den Nachbleibenden wird es ausführen!" Fabel: S. 267 den Lapsus „vor Hugo" wird jeder germanistische Leser längst beseitigt haben; Forschungen Schönbachs, Gottschicks u. s. w. s. die Compendien und Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz 1884 Anm. S. 45; Oesterley, Romulus, die Paraphrase des Phädrus und die äsopische Fabel im Mittelalter 1870. S. 254 Mikrologie: gegen Bahrdt in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773 Nr. 15 gerichtet, VJS 4, 267. Epigramm: Herder 5, 338; die Poetiken, Baumgart, Werner. VJS 4, 512. — S. 287 Reiskes Persönlichkeit, sein dürftiges Leben, seine nach vielen Seiten großartige Philologie verweilend zu behandeln, paßte nicht in den Rahmen des Buches; R. Förster, AdB 28, 129, 140.

Eva König: A. Schöne, Briefwechsel Lessings mit seiner Frau 2. A. (die erste 1870; Karl G. Lessing 1789) 1885 mit Portrait und vortrefflichen Erläuterungen. Thiele, Eva Lessing 1. Lieferung 1881, wird nicht fortgesetzt. Sauer, Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Litteratur 1885. — Wien: H. M. Richter, Geistesströmungen 1875 (Klopstock s. nun Muncker); v. Hock und Bidermann, Der österreichische Staatsrath 1879 S. 63; L. und Kaunitz s. Raab, Neue freie Presse 29. Dec. 80; L. und das Hoftheater, derselbe ebda. 13. Sept. 81; Klosterneuburg, J. M. Wagners Archiv 1874 S. 82. Litteraten: Minors Bibliographie, Zs. für die österreichischen Gymnasien 37, 576; Werner, Aus dem Josephinischen Wien. Geblers und Nicolais Briefwechsel 1888. — Mannheim:

Seuffert, Maler Müller 1877, Wielands Abderiten 1878, Litterarische Beilage der **Karlsruher** Zeitung 1879 Nr. 27ff. J. H. F. Müllers Abschied S. 132. Heigels **Auszug** aus den Memoiren Stephans v. Stengel, Cabinetsecretärs des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, war mir noch nicht bekannt: Cottaische Zs. für allgemeine Geschichte 1887 Nr. 6f., Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns N. F. 1890 S. 341. Ich verdanke der Güte Heigels eine Abschrift der Lessing betreffenden Hauptstelle. Stengel erzählt über das Mannheimer Nationaltheater:

„Meine Hauptabsicht war, der Bühne ihre ganze Würde zu geben, ihr ein moralisches Gewicht zu erhalten, und wegen ihrem Einfluß auf die Mundart, darauf eine gute, reine, durch Verschiedenheit der Dialekte nicht vermischte Sprache einzuführen. Am meisten kämpfte ich deswegen gegen alle einem Direktor irgend einer bis damals noch überhaupt wandernden deutschen Schauspieler-Truppe zu überlassenden Entreprises: ich schlug vor, die Direktion dem damals in allgemeiner Achtung gestandenen Herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofschauspieldirektor Eckhof zu übergeben, das ganze aber einer unmittelbaren Theater-Intendanz unterzuordnen. Der letzte Punkt dieses Vorschlags wurde angenommen, im übrigen setzte es aber Marchand durch seine Bekanntschaften und Verbindungen im Vorzimmer des Churfürsten und bey dem Minister durch, und wurde mit seiner Truppe angenommen. Indessen behielt die deutsche Gesellschaft doch immer einigen Einfluß, und ich schrieb nachher das Tagebuch der Mannheimer deutschen Schaubühne in den Rheinischen Beiträgen. Da inzwischen die Hofkammern durch Übernahme der Baukosten wieder hatten vor den Riß stehen müßen, so nahm Minister Hompesch auch wieder Antheil an der Sache, und nun beschloß er, den bekannten Leßing nach Mannheim zu ziehen. Leßing wurde eingeladen und kam. Hompesch wandte alles an, diesem Gelehrten Deutschlands erster Größe einen würdigen Empfang und einen angenehmen Aufenthalt vorzubereiten. Ich erhielt den Auftrag, die Bedingniße mit ihm richtig zu machen. Leßing, von vielem Weihrauche, der ihm von allen Seiten entgegendampfte, betaumelt, machte den Spröden; die Direktion der Nationalbühne zu übernehmen, schlug er rund ab, nur dazu wollte er sich noch verstehen, von Zeit zu Zeit seine Meinung zu sagen, seinen Rath zu geben. Hompesch war in Verlegenheit, Leßingen konnte er so nicht fortgehen laßen, und ihn so zu behalten, schien ihm zu theuer. Jezt fiel er auf den Gedanken, ihm die oberste Leitung der Heidelberger Universität und der Studien überhaupt zu geben. Leßing nahm es an, und ließ sich in einem Hofwagen nach Heidelberg führen, um den ersten Überblick seiner künftigen Würde zu nehmen. Aber nun brach das Wetter los: die Oberkuratel der Universität und die Direktion der Studien standen unter dem Departement des Ministers Oberndorf, der diesen unvorgesehenen Eingriff seines Herrn Kollegen unmöglich dulden konnte. Pater Frank wurde benutzt, und da mußte die Sache von der gefährlichsten Seite gepackt werden, daß es darauf abgesehen seye, die ganze National-Erziehung einem Protestanten in die Hände zn spielen, und dadurch der katholischen Religion den tödlichsten Streich zu versetzen. Da der Gedanke wirklich sonderbar und abentheuerlich, und gewiß von dem ersten Berufe Leßings nach Mannheim sehr verschieden war, so war wohl vorzusehen, daß Oberndorfs und Franks Bewegungen dawider bei dem Churfürsten Eingang finden würden. Als ich daher einige Tage nachher zum Churfürsten kam, erhielt ich den Auftrag, die Sache einzuleiten, daß Leßing (doch mit guter Art) sich so bald als möglich zu seiner Nachhausreise bequemen möchte. Hompesch mußte nun gleichwohl in einen sauern Apfel beißen, und seinen Mißgriff, so gut er konnte, mit Gold bedecken. Ich

mußte Leßing sehr viel Verbindliches vom Churfürsten sagen, ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose, dann die Folge der Churfürsten von der Pfalz von Otto dem Erlauchten an bis auf Karl Theodor in goldenen Medaillen überbringen, dann wurden ihm seine Reisekosten besonders vergütet und sein Wirth bezahlt, und Leßing verschwand, wie er gekommen war. Dieß geschah im Frühjahr 1777." Eine Kritik knüpfe ich hier nicht an.

Der theologische Feldzug.

Ich beschränke mich auf die wichtigste Litteratur und übergehe Unbedeutendes wie Schiller, Lessing im Fragmentenstreite 1865. Die theologischen Encyclopädien. Karl Schwarz, Lessing als Theologe 1854. Ausgezeichnete klare Entwicklung giebt Zeller, Vorträge und Abhandlungen 1877 2, 283 (aus der Histor. Zeitschrift 23, 343). Dilthey, zu dessen Verdiensten auch die bündige Formulirung der Ergebnisse Semlers gehört. Hebler. Zur Vorgeschichte: Tholuck, Vermischte Schriften großentheils apologetischen Inhalts 1839; Lechler, Geschichte des englischen Deismus 1841. — Berengar: zu Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter 1, 91 tritt A. Harnack, Dogmengeschichte 3, 338 in beachtenswerthen Gegensatz. — Reimarus: für das Persönliche und überhaupt für L.s letzte Jahre sind eine Hauptquelle die Briefe der Elise Reimarus an Hennings, die Wattenbach, Hennings' Enkel, 1861 im Neuen Lausitzischen Magazin 38, 193 auszüglich herausgegeben hat (S.-A. 39 S.). Durch seine collegiale Freundlichkeit war mir Weiteres im Manuscript (Original in Hamburg) zu lesen gestattet. Die Echtheit hat Boden 1863 ganz thöricht bestritten: ein einziges falsches Datum sprang heraus. — AdB 27, 702. Gaebeke, De Arminii Reimari philosophumenis specimen Königsberger Dissertation 1881. C. Mönckeberg, H. S. Reimarus (und J. C. Edelmann) 1867. Apologie: Klose, Niedners Zs. für historische Theologie 1850 f.; Strauß, H. S. Reimarus und seine Schutzschrift 1862 (Gesammelte Schriften 5, 229, vgl. 2, 1 „Brockes und Reimarus"). Die von Lessing abgedruckten Stücke hat Groß in die Hempelsche Ausgabe 15 nach Gebühr aufgenommen. — S. 387 Neuser: Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz II; Kluckhohn, Friedrich der Fromme 1877—79; Taylor-Hausraths Roman Klytia. — Goeze: Röpe, J. M. Goeze eine Rettung 1860, vom streng-orthodoxen Standpunkt, gründlich nach den Quellen (schal dagegen Boden, Lessing und Goeze 1862); für Goeze Bertheau, AdB 9, 524 (großer Brief 23. Sept. 1777, Zs. des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 1878 11, 355); liberal J. Cropp, Deutsche Zeit- und Streitfragen Heft 115; Händel der Frankfurter gel. Anzeigen s. Scherers Einleitung und Dechent, Goethe-Jahrbuch 10, 169. Erklärung Gökingks über das Epigramm, Deutsches Museum 1780 1, 167. Die Goeziana minora waren mir theils in Hamburg, theils hier auf der Kgl. Bibliothek gut zugänglich. Seine Hefte gegen Lessing würden einen Neudruck verlohnen, trotz alledem. — S. 453 Jerusalem an Michaelis 27. August 1787, BJS 4, 279. S. 464 Querini (so!) s. Zimmermann, Braunschweigische Zeitung 29. Juni 89 (und S.-A. aus der Zs. des Harzvereins 1891). — S. 481 Holtzmann, Einleitung in das neue Testament 1885 war mir sehr lehrreich. — Pascal wird von Lessing einmal ganz nebenher unter „Leibniz" genannt 18, 338.

Lessings letzte Periode behandelt Richard Mayr, Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessings, Wien 1880; eine geistreiche, paradoxe Schrift, die vielerorten den Satz bestätigt, daß Allzuscharf schartig macht, die aber keineswegs, wie durch

Vorberger im Neudruck des Danzel-Guhrauer geschehen, als Pamphlet **abzuthun ist.** Nichts lästiger und überflüssiger, als diese Ritter und Retter unserer **Großen.**

Nathan der Weise.

Prachtdruck von C. R. Lessing zum 100jährigen Todestag 1881 verschenkt. **Vgl. Voss.** Zeitung 6. Febr. 81 über die rechtmäßigen ersten Drucke. Riesige, **meist** werthlose Litteratur. F. Naumann, Litteratur über Lessings Nathan (**Annen**-Realschule Dresden) 1867 dürftig; Mayr S. 7. Pabst, Vorlesungen **über** L.s N. 1881. — S. 488 Döring: Geiger, Frankfurter Zeitung 20. Nov. **1890.** — Kreuzzüge: Reuter II; Scherer, Vorträge und Aufsätze S. 828. **De tribus impostoribus** ed. Weller 1876. **Parabel:** auf das Schebet Jehuda **wies** zuerst Dunlop hin; M. Landau, Die Quellen des Decameron 2. A. 1884 S. 183; an Toblers Ausgabe **Li dis dou vrai aniel** (2. A. 1884) knüpfte H. Schuchardt eine kleine feine Besprechung, Im neuen Reich 1877 2,481 (Romanisches und Keltisches 1886); Gaston Paris, **La parabole des trois anneaux 1885 (Extrait de la Revue des études juives 11)**; auf Manni **Istoria del Decamerone 1742 p. 155** wies mich Erdmannsdörffer hin (leider bricht der ungeschickte M. gerade da ab, wo der mir unzugängliche Dubliner Druck zur eigentlichen Parabel rückt); Des Ormeaux schrieb 1760 den Schluß zu Du Port du Tertre, **Histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions célèbres**, die Parabel 9, 479 (nach Carvacchi, Zs. für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, Münster 1855 S. 305 wäre das L.s Quelle, was natürlich unrichtig ist, obwol L. den Du Port kannte); Wackernagel, Kleine Schriften 2, 452 mit schiefen Bemerkungen über L.s Rangordnung der Religionen; rabbinerhaft Bloch, Quellen und Parallelen zu L.s N. 1880 (ultrajüdisch auch das Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch 1879); **Gesta Romanorum** ed. Oesterley 1872 (ablenkend R. M. Meyers These 9 im Anhang seiner Neidhartdissertation Berlin 1883); Rinckart: Hallenser Neudrucke 53 (schon von Gottsched mit Swift's **Tale** verbunden). — S. 512 Auf Decameron 10, 3 wies zuerst kurz Gosche, Jahrbuch für Litteraturgeschichte 1865 S. 199; Genaueres gab **Caro**, Lessing und Swift 1869 leider mit sehr spitzfinnigen Combinationen aus Swift's Leben. — Zur Geschichte bisher nur etliche Einzelheiten, z. B. Zacher und Vorberger, Zacher 5, 443, 6, 304. — S. 544 lies „Wadsack". — **Voltaire:** Mayr S. 102 will den Nathanplan nicht vor den Guèbres zulassen. An N. erinnert flüchtig Waetzoldt vor seiner Schulausgabe der Zaïre 1880. — Das **Gedicht:** David Strauß 1864 (Ges. Schr. 2, 43) ist auffallend schwach. Kuno **Fischer** 1864 u. s. w. (L. als Reformator II) sagt viel Geistreiches und Anregendes über die Charaktere, construirt diese aber ganz aus der „Idee" der Selbstverläugnung heraus. Gegen Vischers „Aesthetik" (vgl. aber auch die schöne Trias Nathan Iphigenie Carlos, Auch einer 2, 121) und Strauß, gegen Schiller u. s. w. polemisirt neuestens glücklich **Werder**, Voss. Zeitung 8. Juni 90, 22. Juni 90 und in zwei folgenden Sonntags-Beilagen. Ich lege Werth, nicht auf die Priorität, die ich hier nirgends geltend machen möchte, weil sie gleichgiltig ist, aber auf das mehrfache freie Zusammentreffen mit Werder; das Capitel schrieb ich 1889 bei meiner Mutter in Jena. Von Dichtern haben sich zuletzt Spielhagen, Faust und N. 1867, und Auerbach, Die Genesis des N. 1881 (vgl. auch Briefe an J. Auerbach 1884 **passim**) geäußert. Von hervorragenden Theologen u. a. Beyschlag, N. und das positive Christenthum 1863. Unmittelbare Beziehungen des Patriarchen auf Goeze hätten nie geläugnet werden sollen;

richtig urtheilt Redlich. Die Wolfenbütteler „Fragmente“ zog auch Boxberger a. a. O. heran. — Der erste Entwurf (Danzel, Maltzahn, Hempel, Muncker, alle mit kleinen Versehen vgl. Anz. 17, 141) separat eb. Boxberger 1876 (aus Hempel 11). — Erlebtes: „Ein Brief von Frau von Grothuis an Goethe ... aus dem Riemerschen Nachlaß“, Europa eb. Kühne 3. Apr. 1840. — Pfeffels „Goldstück“ auch in Christoph Heinrich Schobelts „Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts von Lessing“ Stendal 1780 S. 69: „Mir fällt hierbei die Fabel ein, welche sich in den Neuesten Mannigfaltigkeiten 3. Jahrg. 1. Quart. S. 191 sich befindet“; hier also wol der erste Druck, der mir nicht zur Hand ist. — Vers: Zarncke, Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe, Leipziger Universitätsschrift 1865; unselbständig Belling, Die Metrik L.s 1887. Ekhof an Weiße 23. Juni 1766, VJG 4, 274. — S. 571 Leipzig: Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885. S. 574 Pfranger: Borgius, Barmen 1881; Ebner, Herrigs Archiv für das Studium neuerer Sprachen 73, 1. — Theater: zerstreute Nachrichten. Uhde, F. L. Schmidt 1, 340, Der Freimüthige 1803 Nr. 198; Costenobles Tagebücher 1889 passim ergänzen Laubes Geschichte des Burgtheaters reichlich. Über Döbbelin hsl. Notizen von Preuß. Daß Mad. Mecour 1783 noch die blutjunge Recha spielte, scheint mir ausgeschlossen; im Bericht der Berliner Litt.- u. Th.-Zeitung 1783 1, 285 entsprechen sich die Reihen Recha Daja Sittah: Döbbelin Mecour Böheim. Schiller: nun vortrefflich Köster, Schiller als Dramaturg 1891 S. 129, 308 (Wartenberg, VJG 2, 394); Hist. krit. Ausg. 15², 85.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Guhrauer s. u. 1841. H. Ritter, Über Lessings philosophische und religiöse Grundsätze 1847 (bedeutsam recensirt von Danzel, Neue Jenaer Litteratur-Zeitung 1848 Nr. 172—174). C. Hebler, Lessing-Studien 1862 (vgl. Philosophische Aufsätze 1869 S. 79); Dilthey, Preuß. Jahrbücher 19, 271: Zeller s. o. Vorträge 2, 283, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz 1879 S. 284. J. Jacoby, G. E. Lessing der Philosoph 1863 (in Stahrs „Lessing“ übergegangen und von Frau Lewald-Stahr ungebührlich genug behandelt), fährt in der Hempelschen Ausgabe denn doch zu schlecht, wie viele Blößen das Jung-Hegelsche Schriftchen auch bietet. Tiefer steht Witte, Die Philosophie unserer Dichterheroen 1880 1, 25. Gründlich, zu systematisch, Traditionen und Leistungen übertreibend, Hauptfragen verkennend, manche Probleme fördernd G. Spicker, Lessings Weltanschauung 1883. Rehorn, Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza 1877. Wie kann man aber auf den Gegensatz des Temperaments soviel Gewicht legen? R. Zimmermann, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1855 S. 377. Schaarschmidt, Lessing und Kant. Ein kleines Gedenkblatt, Philosophische Monatshefte 1881 Heft 4 (vgl. ebda. Hermann Fischer 85 S. 29, 169 und mehr). Kants Vertrautheit mit Lessings Theologie hat endlich E. Arnoldt, Altpreußische Monatschrift 26, 385 klar auseinandergesetzt. Tertullian: Bergmann, Hermäa 1883. Mayr. Kuno Fischer. Hettner. Julian Schmidt (Spinoza zu sehr abwehrend). Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften 1878 1, 524. O. Pfleiderer, Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart 1883 S. 132. A. Riehl, G. E. Lessing. Rede, Graz 1881.

F. H. Jacobi. Werke IV 1 (vgl. Hempel 18,17). Suphan, Goethe und Spinoza 1783—86, Festschrift zur 2. Säcularfeier des Friedrichs=Werderschen Gymnasiums 1881; Goethe=Jahrbuch 12,3. In der Heranziehung Goethischer Urtheile mußte ich mich beschränken; Briefe 7. weimarischer Bd. S. 58 (Salto mortale Jacobis), 92 (Prometheus; „Herder findet lustig daß ich bey dieser Gelegenheit mit Lessing auf Einen Scheiterhaufen zu sitzen komme"), 95, 110, 131, 173, 212, mit v. d. Hellens Anm. 321 ff., 328. Auch die weitere Polemik Jacobis gegen Mendelssohn wurde nicht verfolgt. Die Inschrift ἓν καὶ πᾶν wurde gegen Jacobis und Herders Augenzeugnis mit Unrecht bestritten von Pröhle, Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur S. 288, 296 (vgl. Suphan bei Zacher 5, 242; Lessing Wieland Heinse S. 50); sie ist nur vor Pröhles Localinspection verschwunden. Ein Stammbuchblatt „Εν εγω [undeutlich εχω] και παντα! Gotthold Ephraim Lessing. Hamburg den 14 Octbr 1780" besitzt mein Freund A. Köster und hat es mir im Facsimile mitgetheilt. — Karl Lessing an Mendelssohn 24. Oct. 85: „Nun, bester Freund, habe ich Jacobis Briefe über die Lehre des Spinoza ganz gelesen und bis S. 162 gereut es mich auch nicht. Aber von da an wird er einem Lavater ziemlich ähnlich, den er auch fleißig anführet. Und da er sich von da an auf seinen inneren Sinn, auf sein individuelles Gefühl, auf sein θειον, λογον, das die Griechen Dämon genannt, so lavaterisch beruft, so ströme ich mit meinem innern Gefühl auch herum und sage: o lavaterscher Jacobi! so zu saalbadern hättest du gegen meinen Bruder dich nicht getraut! Daß du ihn zum Spinozisten gemacht, weil du seine Schraubereyen nicht recht verstanden, ist kein großes Unglück; aber daß er dein vertrauter Freund vor der Welt gewesen zu seyn scheinen muß, Schade!" u. s. w. gegen den „Tollhäusler" und „Schwärmer", gegen die Unvernunft Lavaters und — Herders.

„F. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen &c. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus" 1812 S. 45. — Schelling über Lessings „Erziehung", Vorlesungen über die Methode des academischen Studium 1803 S. 184. Die Note über L.s „Meisterhaftigkeit gänzlicher Subjectivität" steht noch nicht im ersten Druck Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur 1807, wol aber findet sie sich mit andern Anmerkungen in den Philosophischen Schriften 1809 1, 388.

Ernst und Falk: Hamanns Text, Archiv 7,184. Herder 15,57, 626; 24, 598. Kloß, Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung 1855. Hettner, Geschichte der englischen Litteratur 1872 S. 214. Deutsche Entwicklung im 18. Jhrh.: v. Nettelbladt, Geschichte freimaurerischer Systeme 1879. Die freimaurerischen Darsteller scheuen sich, bei L. Esoterisch und Exoterisch klar zu sichten. Merzdorf, E. u. F. historisch=kritisch erläutert 1855 (1881); ganz leer Findel, L.s Ansichten über Freimaurerei 1881; C. Mönckeberg, L. als Freimaurer 1880.

Erziehung speciell: Historisches bei Mayr; Bonnet (Tholuck, Verm. Schr. 1, 271) zuerst von Dilthey stärker für L. herangezogen; Seelenwanderung s. C. Rößler, Preuß. Jahrbücher 20,268, dagegen Dilthey ebda. 439). Herder Bd. 15 u. s. w. Guhrauer, L.s E. d. M. kritisch und philosophisch erörtert 1841. Auf die längst abgethane Fabel von Thaers Urheberschaft braucht nicht

mehr eingegangen zu werden (nach Guhrauer Groß, Hempel 18, 188). — Goethes „Geheimnisse" schön, auch im Hinblick auf Lessing, commentirt von Loeper Hempel² 1882 2, 362. Goethe dichtete daran in Braunschweig 1784.

Sprache.

Eine Darstellung fehlt, denn A. Lehmann, Forschungen über L.s Sprache 1875 kann wahrlich nicht dafür gelten (vgl. Anz. 2, 38, Zacher 8, 118). Burdachs verheißene Geschichte der nhd. Schriftsprache steht leider noch immer aus. F. Kluge, Von Luther bis Lessing 1887 (2. A. 1888), führt nur ausschließlich bis Lessing. Ich sage hier „Schriftsprache" sowol im engeren grammatischen als im weiten stilistischen Sinn, obwol ich recht gut weiß, welche Verwirrung namentlich die Frage nach Luthers Stellung in der Geschichte des Neuhochdeutschen dadurch betroffen hat, daß man die Probleme durch einander warf (Rückert u. s. w.). Solche Gefahr droht hier nicht. — Einzelne Beobachtungen von Boxberger, Sanders, Grosse (über L.s Interpunction: Wissenschaftliche Monatsblätter Königsberg 1879 7, 194 — s. auch ebda. 5, 40 — vgl. Archiv 11, 370) sind hier nicht aufzuzählen. Gottsched, Richey, Adelung, Heynatz habe ich natürlich durchgenommen, aus Antons zahlreichen den Wortschatz der Lausitz behandelnden Görlitzer Programmen, auch aus Albrechts Leipziger Mundart 1881 (mit Vorwort des feinsinnigsten Kenners R. Hildebrand), aus Weinholds musterhafter Skizze des Schlesischen Über deutsche Dialektforschung 1853 gelernt. Brandstäter, Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache 1874 behandelt eine Menge Worte und Wendungen aus falschem Gesichtspunkt; anderer Sprachreiniger zu geschweigen. Eine historisch-philologische Monographie über L.s Laut- und Flexionsgebrauch, Wortschatz, Syntax, mit Rücksicht auf die verschiedenen Lesarten bleibt wie gesagt zu wünschen. Ich habe viel dazu liegen. Eben geht mir Th. Längins sorgsame Freiburger Dissertation zu, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache, Tauberbischofsheim 1891. — Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, 1889—1891. — Lehrreich das Verzeichnis von Kanzleiworten, Deutsches Museum 1779 1, 208 (2, 528) und Gedikes Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung ebda. 2, 385 gegen Adelung. Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil, Progr. der Realschule Danzig 1869 giebt eine kleine Sammlung. Gutes bei Immisch, Beiträge zur Beurtheilung der stilistischen Kunst in L.s Prosa, Fleckeisens Jahrbücher 1887 S. 331, 393. M. v. Waldberg in seiner Erstlingsarbeit „Studien zu L.s Stil in der Hamb. Dramaturgie" 1882 beschränkt sich zu sehr und sieht zu viele Absichten und Eigenheiten; um so fördernder sind seine stilgeschichtlichen Beobachtungen für das 17. und 18. Jahrhundert, Die galante Lyrik 1885, Die deutsche Renaissance-Lyrik 1888.

Lebensausgang.

S. o. die zum 1. Braunschweiger Capitel verzeichnete Litteratur. Redlichs Noten, Hempel 20. Besonders wichtig sind Leisewitzens Tagebücher (bei Heinemann 1870; vgl. Kutschera, J. A. Leisewitz 1876); sein Bericht an Lichtenberg, Sämmtl. Schriften von J. A. L. 1838 S. 113. Die Briefe der Reimarer und der Jacobi. Elisens Brief S. 770 hat mir M. Bernays freundschaftlich mitgetheilt. Der Passus soll hier im genauen Wortlaute stehen: an Helene Jacobi o. D. „Die

Campen schrieb mir neulich einen Vers aus dem Gotter zu meinem Briefe: nehmen Sie stat dessen folgende Anecdote aus dem Lessing, die auch nicht ungereimt ist, von mir. Als ich ihm die herrliche Stelle aus Ihres Bruders Brief [5. Sept. 80, Auserlesener Briefwechsel 1, 298, von Elise frei citirt] vorlas, die so anfängt ‚ich selbst lebte lang nicht mehr, wenn es keine Büsche und Bäume' — — fiel mir Lessing bei diesen Worten plötzlich ein: die gehören nun zu meinem Leben nicht — desto schlimmer! sagt ich und las weiter ‚und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe. Aber da herum ist so was frommes und seeliges das Genügen bereitet, aus dem Handthieren damit entspinnt sich ein Hang der nicht nachläßt und der allem Eckel widersteht; die schwärzeste Mysantropie und was noch schwärzeres seyn mag, wird dabei zur blossen Speculation, und kann wenigstens nicht ins Blut treten' — da hob ich meine Augen auf und sahe — was ich kaum an L. zu sehn hoffen durfte: sein Gesicht war feuerroth und seine Augen schwammen in Thränen! — Es ist ausgemacht, wenn Leib und Geist ganz genesen soll, muß er nach Pempelfort und Segen Gottes über alles was dort lebt u. Jacobi heißt." — Schiller, Über G. E. L.s Persönlichkeit, Herrigs Archiv 3, 317 (abgedruckt Deutsche Reichszeitung, Braunschweig 30. Sept. 53) schöpft aus mündlicher Mittheilung der 86jährigen Amalie Henneberg-König und Friedrich Königs; werthvoll, doch nur mit Kritik zu benutzen. Döring an Gökingk, Frankfurter Zeitung 20. Nov. 1890. Daveson-Lange, Der Freimüthige 1804 Nr. 21, 25, 29 (vgl. Nicolai an Eschenburg 7. Febr. 1804, mir von Schüddekopf mitgetheilt). — De la littérature allemande (Geiger, DLD 16): Scherer Litteraturgeschichte S. 756; Pröhle, Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur 1872 bietet kaum etwas zur Sache; Fisch s. o. bei Lange; Gottsched s. Litzmann, Zs. 30, 204 und Creizenach, Berichte der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1885 S. 308, wonach bei mir 1, 327 unter dem Vielschreiber nicht Gottsched, sondern Ludovici zu verstehen ist; G. Krause, Friedrich d. Gr. und die deutsche Poesie 1884 bringt manches zur Dichtung des siebenjährigen Krieges bei; A. Schöne, Akademische Blätter 1884 S. 569; das Beste giebt Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur 1888. Grillparzer, Friedrich der Große und Lessing, Ein Gespräch im Elysium (1841) 11, 197. — Jülich-Cleve: ich durfte mich an Schlözer halten; ein Nachweis der Schrift J. G. Jacobis würde mich verpflichten (s. Redlich, Nachträge S. 64). Zu S. 757: die häufige Angabe, Johann Georg sei damals mit Friedrich Heinrich in Wolfenbüttel gewesen, beruht auf einer Verwechslung mit seinem kleinen Neffen Georg; s. Redlich, Voss. Zeitung 1890 24. Sonntagsbeilage. — Tod: Daß L. am 3. Februar tödtlich erkrankte (so auch Redlich), schien mir schlechterdings nicht mit Leisewitzens Tagebuch, wo der 13. angegeben ist, zu vereinigen, wie Scherer (Deutsche Rundschau Febr. 1881 S. 273) triftig bemerkt; aber die Überlieferung ist älter und besser als Scherer meint, der nur von einem Druckfehler — 3 statt 13 — bei K. G. Lessing 1, 426 spricht. Leisewitzens eigener Bericht an Lichtenberg bietet den 3. (Schriften S. 116; Guhrauer 1. A. citirt: 13.), dasselbe Datum Betty Jacobi (Zöppritz 2, 181). Leisewitz, Betty, Elise, Malchen erzählen so, daß man trotz den nicht recht präcisen Angaben keinen bloß dreitägigen Verlauf der Todeskrankheit herauslesen kann. Aber das Tagebuch! In meiner Verlegenheit wandte ich mich nach Wolfenbüttel: die Collation ergab, daß bei Heinemann S. 141 statt 13. 14. 15. zu lesen ist 3. 4. 5. — Todtenfeier: Berlin Schwebt Ellrich, Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1781 1, 237 gleich Taschenbuch für die Schaubühne auf das

Jahr 1782 (Reichard, Gotha) S. 78, danach Weimarisches Jahrbuch 5, 210 Heinzmanns bloßer Wiederholung vor seinem Nachdruck der Hamburgischen Dramaturgie (1786) folgt, mit charakteristischen Zwischensätzen und Anmerkungen Suphan, Voss. Zeitung 18. Juli 1886. Hamburg: Wattenbach S. 29; Leyser, J. H. Campe 2, 35. — Großmann, Lessings Denkmal 1791 (Archiv 3, 129; Akademische Blätter 1884 S. 16). — Herder 15, 33 (ihm zuerst von Haym glücklich zugewiesen), 486. Suphans Ausgabe, die uns den ganzen Herder schenkt, während der Arbeit Band für Band zu empfangen, war mir so förderlich wie genußreich. — Und nun: i liber.

Register.*)

*) Nicht jede belanglose Erwähnung eines Namens ist hier verzeichnet; die Anmerkungen mußten ausgeschlossen werden.